

DOSTOJEWSKI

die Brüder
Karamasoff

G

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER

Ungekürzte Ausgabe

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER

Band 478/79/80/81

Fjodor Dostojewskij, Die Brüder Karamasoff

Erster und zweiter Teil

FJODOR MICHAILOWITSCH DOSTOJEWSKIJ

wurde am 30. Oktober 1821 in Moskau

geboren und starb am 28. Januar 1881 in Petersburg.

In seinem Hauptwerk ›Die Brüder Karamasoff‹ analysiert

Dostojewskij den entwurzelten russischen Intellektuellen

seiner Zeit.

FJODOR DOSTOJEWSKIJ

Die Brüder
KARAMASOFF

Übertragen von Karl Noetzel

Erster und zweiter Teil



MÜNCHEN

WILHELM GOLDMANN VERLAG

Das Einstellen von »Goldmanns Taschenbüchern«
in Leihbüchereien, Volksbibliotheken, Werkbüchereien und Lesezirkel
ist vom Verlag ausdrücklich untersagt

Ungekürzte Ausgabe

II

Made in Germany

Taschenbuchausgabe mit Genehmigung des Insel-Verlages, Zweigstelle
Wiesbaden. Umschlagentwurf: Atelier Lorenz. Druck: Presse-Druck- und
Verlags-GmbH. Augsburg. Bindearbeit: Grimm & Bleicher, München.

VORWORT DES ÜBERSETZERS

DOSTOJEWSKIJ zu übersetzen ist eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit: so durchaus eigenartig offenbart sich die Sprache dieses Dichters, den die Begeisterung stets krank machte, und der doch nur von dem schreiben konnte, was ihn begeisterte. Dabei haben wir es mit einem geborenen Dramatiker zu tun, den wohl nur der unwiderstehliche Drang nach möglichst unbeschränkter Äußerung zum weitesten Rahmen der Dichtung, zum Romane, greifen ließ: Während ja sein Dialog schlechthin meisterhaft genannt werden muß, und jede seiner zahllosen Personen durchaus ihr eigene Sprache führt, behandelt er alles, was Sach- und Vorgangsschilderung ist, derart als Nebensache, erscheint seine Palette hier derart farbenarm, und seine Schreibweise von solcher Unachtsamkeit und Gequältheit, daß man unwillkürlich an einen Dramatiker denkt, der nur widerwillig, in Klammern, die unumgänglich nötigen Vorgangsangaben macht und sich dabei wohl bewußt bleibt, daß er mit einer jeden von ihnen eine Mangelhaftigkeit in seiner dramatischen Diktion ausgleichen will, also Fehler eingesteht.

Wenn es nun auch niemals die Aufgabe des Übersetzers sein kann, den Stil des Originals zu verbessern, ihm vielmehr nichts anders obliegt, als die Eigenart dieses Stiles wenigstens ahnen zu lassen – soweit als das in einer anderen Sprache möglich ist, ohne daß man sich offen gegen ihren Geist versündigt –, ist die besondere Aufgabe Dostojewskij gegenüber eine doppelte: Der Übersetzer muß einerseits der außerordentlichen Individualisierung im Dialog gerecht werden, andererseits muß alles rein Erzählende wenigstens so weit von Unachtsamkeiten gesäubert sein, daß es klar verständlich wird – ohne daß dabei freilich der Eindruck verlorengehen darf, daß diese Seite seines Schaffens dem Dichter unwesentlich vorkommt – denn sonst würde sich ja ein falsches Gesamtbild ergeben von der eigentlichen Schaffensweise Dostojewskijs.

Ich habe es mir demnach im Verlaufe dieser ganzen Übersetzung ein für allemal zur Regel gemacht, nach Möglichkeit jede Nuance des Originals zum Ausdruck zu bringen, wenn das auch hier und da einmal im Deutschen fremdartig anmuten sollte – natürlich unter der einen Bedingung, daß dem Geiste der deutschen Sprache keine Gewalt geschieht. So habe ich es denn auch versucht, eine ganze Reihe russischer Wörter, die seelische Vorgänge symbolisieren und im Deutschen längst schon in übertragener Bedeutung wiedergegeben werden, wiederum in ihrer ursprünglichen Bildlichkeit zu geben.

Da ich ferner, wie bereits betont, den Übersetzer durchaus nicht zum Stilreiniger des Dichters berufen glaube, habe ich dasselbe russische Wort stets gleich übersetzt, und russischen Wörtern von durchaus eindeutiger Bedeutung auch stets diese gegeben, ungeachtet dessen, ob wir im Einzelfalle daran gewöhnt sind oder nicht. Des weiteren habe ich alle Fremdwörter Dostojewskijs – und er treibt hier, wie alle eiligen Schriftsteller, einen großen Mißbrauch – absichtlich übernommen –, und das sind wohl überhaupt die einzigen Fremdwörter, die in dieser Übertragung vorkommen. Was endlich den Satzbau anbetrifft, so war dessen ursprünglich von mir beabsichtigte durchgehende Beibehaltung bei den Dostojewskijschen Satzungenen doch nicht möglich, ich bin aber darin wenigstens bis an die Grenze des Möglichen gegangen – freilich nur im Dialog, wo indes eine aufs äußerste geschraubte Redeweise lediglich zur Charakterisierung der betreffenden Persönlichkeit dient.

Meine vornehmste und vornehmlichste Aufgabe als Übersetzer war natürlich die, nach Möglichkeit alle die Widerstände zu beseitigen, die der unbefangenen Aufnahme der übertragenen Dichtung in der Seele des deutschen Lesers entgegenstehen möchten. Ich glaube, dies an dieser Stelle auch jenseits dessen tun zu müssen, was sich unmittelbar auf die Übersetzung bezieht. Wenigstens in einigen knappen Andeutungen.

Zunächst stoße sich der Leser nicht an dem ganz unmöglichen Aufbau dieses Romans: Zum mindesten drei durchaus selbständige, nur rein äußerlich (durch eine vom Dichter behauptete Verwandtschaft der jedesmaligen Haupthelden) verbundene Romane stehen hier einfach nebeneinander. Nicht nur das: Trotz eines bisweilen schon geradezu peinlichen Ineinandergreifens aller möglichen Handlungsmomente (wodurch der Dichter übrigens durchaus seinen ernststen Willen zu einer geschlossenen Form offenbart) läßt ein bisweilen wahrhaft groteskes Mißverhältnis in der Ausführung der einzelnen Teile – in Hinsicht auf Umfang und Tiefgehen – dieses Romanungeheuer eigentlich auseinanderfallen in ein loses Nebeneinander einzelner in sich geschlossener Skizzen, wobei schlechthin Meisterhaftes mit fast Mittelmäßigem wechselt. Solches findet sich freilich in allen Romanen Dostojewskijs. Während es aber sonst mehr auf den wirtschaftlichen Druck zurückzuführen ist, der den Dichter zwang, in jeder Stimmung zu schaffen, handelt es sich in den »Brüdern Karamasoff« (dem einzigen Roman, den Dostojewskij in gesicherten Verhältnissen schreiben durfte) in allen entbehrlichen und teilweise bedauerlichen Abschnitten doch meist nur um Schrullen des Autors: es überwältigte ihn dann eben einfach sein persönliches Lieben und Hassen – er ward dann innerhalb der Dichtung Publizist. Und da ist er bekanntlich ganz unerträglich.

Nun hat freilich solche Schaffensweise, die sich nur ganz äußerlich an

einen vorgefaßten Plan bindet, auch ihre großen Vorteile. Zunächst ist der hier jedesmal geschilderte Lebensausschnitt schon darin dem Leben ähnlicher, daß er ohne Anfang und Ende ist und jeder Schlußpunkt in ihm nur willkürlich gestellt werden kann. Vor allem aber ergibt sich so für den schaffenden Künstler, der doch immer auch Mensch bleibt und darum allen Teilen des von ihm im voraus festgesetzten Arbeitsplanes durchaus nicht das gleiche seelische Interesse entgegenbringen kann (weshalb bekanntlich die gleichmäßig genialsten Werke stets die aphoristischen sind), der ungeheure Vorteil, daß er jedesmal, wenn er sich an den Schreibtisch setzt, eigentlich die fast ungehemmte Möglichkeit hat, von dem zu reden, wonach ihm gerade eben das Herz liegt. Vergegenwärtigt man sich hierbei die hysterische Erregbarkeit und damit so überaus ungleichmäßige Stimmung dieses ewig körperlich schwer leidenden Dichters, so erkennt man ohne weiteres, daß Dostojewskij sich einfach – wie vielleicht jeder Dichter – die Schaffensform schuf, die gerade ihm die höchste Leistung sicherte. Zweifellos liegt hierin letzten Endes wohl auch eine der Ursachen der fast einzigartigen Eindringlichkeit dieses Dichters. Man lese mithin sein Werk nicht in der Voraussetzung, erst am Ende etwas Ganzes, Einheitliches in Händen zu haben, vielmehr in der freudigen, immer wieder bestätigten Erwartung, überall auf dem weiten Wege auf Schätze zu stoßen, die vielleicht nicht ganz dahin gehören, wo man sie trifft, immer aber eigenartig und köstlich sind. Dieser Dichter ist eben überraschend wie das Leben selber, und unfassbar wie der Alltag für den, der Augen hat.

Dostojewskij kann vielleicht überhaupt nicht in dem Sinne ein eigentlicher Romandichter genannt werden, wie etwa Balzac, Flaubert und Tolstoi. Bei diesen waren die Gesichte immer das Ursprünglichste: Sie nahen ungerufen und mußten gestaltet werden, damit sie den Dichter losließen, damit er wieder Mensch sein konnte. Dostojewskij hingegen ruft selber seine Gestalten herbei – freilich lagern sie stets um ihn wie ein Gespensterheer –, um sich an ihrem Spiele klarzuwerden über noch gestaltlose, rein innere Erlebnisse, die dabei stets seiner Seele Heiligstes in Frage stellen, an denen er sonst zugrunde gehen würde und für die er keine andere Deutungsmöglichkeit hat als eben das Gestalten: ihr Einkleiden in das volle Leben, wie es den Dichter draußen in seinem einfach menschlichen Dasein umgab, und dem sie irgendwie durch künstliche gedankliche Loslösung entnommen sind, wo man sie aber wiederum ausspielen lassen muß, wenn man ihren eigentlichen Sinn erfassen will. Dostojewskij ist vielleicht nur ein Denker, freilich ein russischer: Ihn beseelt die echt russische Scheu vor der Abstraktion, und er ist, wie seine furchtbare Publizistik zeigt, auch durchaus unfähig zu ihr. Dostojewskij ist vielleicht der größte Tendenzdichter und zwei-

fellos ein solcher, der alles in allem genommen Dichter blieb – und bisweilen ein unerreichter.

Daraus ergibt sich aber auch, daß der Leser durchaus auch auf geistiger Wacht bleiben muß vor diesem Dichter, wenn er seine Seele nicht überrumpeln lassen will – und das ist durchaus nicht ohne Gefahr für teuersten, fraglosesten Seelenbesitz: denn es ist viel trüber Rauch, ja selbst giftiger Schwefeldampf in dieser Dichterflamme, die rastlos den Himmel sucht.

Wie nebensächlich darum auch bei den meisten Dichtern ihr Lebenslauf und persönlicher Charakter sein mag zum Verständnis ihrer Werke, so notwendig scheint es mir, dieses Dichters Leben* zu kennen, wenn man gegenüber seinem Werke, das mehr wie jedes andere darauf ausgeht, unseré Seele zu unterjochen, frei dastehen will und ohne Widerstand gegen die Gerechtigkeit.

Karl Noetzel

* Über das Leben Fjodor Dostojewskijs orientiert ein Nachwort am Schluß des vierten Teils: Seite 965.

VON SEITEN DES AUTORS

Indem ich mit der Lebensbeschreibung meines Helden Alexej Fjedorowitsch Karamasoff beginne, befinde ich mich in einer gewissen Verlegenheit. Nämlich: wenn ich auch Alexej Fjedorowitsch meinen Helden nenne, so weiß ich doch selbst, daß er keineswegs ein bedeutender Mensch ist, und deshalb sehe ich auch unausbleibliche Fragen voraus in der Art folgender: »Wodurch ist denn Ihr Alexej Fjedorowitsch so bemerkenswert, daß Sie ihn zu Ihrem Helden auserwählt haben?« »Was hat er denn derartiges getan?« »Wem und wodurch ist er bekannt?« »Weshalb soll ich, der Leser, meine Zeit damit verlieren, die Tatsachen seines Lebens kennenzulernen?«

Die letzte Frage ist die allerverhängnisvollste, denn auf sie kann ich nur antworten: »Vielleicht werden Sie das selber aus dem Romane ersehen!« Nun, aber wenn man den Roman durchliest und es nicht ersieht, nicht einverstanden ist mit der Merkwürdigkeit meines Helden? Ich spreche so, weil ich mit Kummer solches voraussehe. Für mich ist er freilich merkwürdig, ich zweifle aber entschieden, ob ich es fertigbringe, dies dem Leser zu beweisen. Das liegt daran, daß, wenn er auch am Ende ein Handelnder ist, so doch ein Unbestimmter, der sich nicht klar geworden ist. Im übrigen wäre es seltsam, in einer Zeit wie der unsrigen von den Menschen Klarheit zu verlangen. Eines indes ist einigermaßen zweifellos: das ist ein seltsamer Mensch, sogar ein Sonderling; aber Seltsamkeit und Wunderlichkeit schaden eher, als daß sie das Recht geben, beachtet zu werden, besonders dann, wenn alle bestrebt sind, die Einzelheiten zusammenzufassen, um wenigstens irgendeinen allgemeinen Sinn zu finden in der allgemeinen Ungereimtheit. Ein Sonderling ist eben meistens eine Einzelheit und etwas Besonderes. Ist dem nicht so?

Wenn Sie freilich nicht einverstanden sein sollten mit dieser letzten Behauptung und Sie etwa antworten werden: »Es ist nicht so!« oder »nicht immer so«, so werde ich am Ende noch gar Mut fassen, was die Bedeutung meines Helden Alexej Fjedorowitsch anbetrifft. Denn ein wunderlicher Kerl ist nicht nur nicht immer eine Ausnahme und etwas für sich allein, es trifft sich vielmehr im Gegenteil so, daß gerade er bisweilen am Ende noch gar den Kern des Ganzen in sich trägt, die anderen Menschen seiner Epoche dagegen – alle getrieben von einem Winde, der von irgendwoher weht – sich zeitweise aus irgendeinem Grunde losgerissen haben von ihr . . .

Ich würde mich übrigens auch gar nicht auf diese außerordentlich wenig anregenden und unklaren Auseinandersetzungen eingelassen,

vielmehr ganz einfach ohne Vorwort begonnen haben – wird es gefallen, so wird man es eben bis zu Ende lesen –: das Verhängnis liegt aber darin, daß eben die Lebensbeschreibung bei mir eine einzige ist, der Romane es aber zwei sind. Der Hauptroman ist der zweite – das ist das Treiben meines Helden schon zu unserer Zeit, eben in unserem jetzigen schwindenden Augenblicke. Der erste Roman hingegen trug sich bereits vor dreißig Jahren zu und ist zudem sogar kaum ein Roman, vielmehr nur ein Moment aus der ersten Jugendzeit meines Helden. Diesen ersten Roman kann ich nicht umgehen, weil dann vieles im zweiten Romane unverständlich wäre; indes erhöht sich auf diese Weise noch meine ursprüngliche Schwierigkeit: wenn schon ich, das heißt der Biograph selber, finde, daß schon ein einziger Roman zuviel wäre für einen so bescheidenen und unbestimmten Menschen, wie soll ich dann mit zweien hervortreten, und wodurch soll ich eine solche Anmaßung meinerseits rechtfertigen?

Da ich nicht weiß, wie ich diese Frage entscheiden soll, entschieße ich mich, über sie hinwegzugehen, ohne irgendwelche Entscheidung zu treffen. Natürlich hat der scharfsichtige Leser längst erraten, daß ich von Anfang an dazu neigte, und er war nur ungehalten über mich: weswegen ich denn eigentlich um nichts und wieder nichts zwecklose Worte und kostbare Zeit vergeude? Darauf werde ich nun schon bestimmt antworten: Ich vergeude zwecklose Worte und kostbare Zeit erstens aus Höflichkeit und zweitens aus Schlauheit: »Ich habe gleichwohl«, so soll das heißen, »schon im voraus irgendwie aufmerksam gemacht!« Im übrigen freue ich mich sogar dessen, daß mein Roman ganz von selber in zwei Erzählungen auseinanderfiel, »bei wesentlicher Einheit des Ganzen«. Wenn der Leser sich mit der ersten Erzählung bekannt gemacht hat, wird er schon selber entscheiden: Lohnt es sich für ihn, an die zweite heranzugehen? Natürlich ist niemand durch irgend etwas gebunden. Man kann das Buch schon nach den ersten zwei Seiten der ersten Erzählung aus der Hand legen, um es nicht mehr aufzuschlagen. Es gibt aber nun einmal so delikate Leser, die durchaus bis zu Ende lesen wollen, um nur ja nicht zu irren im leidenschaftslosen Endurteil; derartige Leser sind z. B. alle russischen Kritiker. Gerade vor solchen ist es mir gleichwohl so leichter ums Herz. Ungeachtet aller ihrer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit gebe ich ihnen den allersetzlichen Vorwand, die Erzählung beiseite zu legen schon bei der ersten Episode des Romanes. Nun, das ist auch mein ganzes Vorwort! Ich bin durchaus damit einverstanden, daß es unnötig ist; da es aber schon einmal geschrieben ward, so möge es auch stehenbleiben.

Und nun zur Sache!

ERSTER TEIL

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch:
Es sei denn, daß das Weizenkorn
in die Erde falle und ersterbe, so
bleibt's allein; wo es aber erstir-
bet, so bringet's viel Früchte.

Johannes 12. 24.

ERSTES BUCH

Die Geschichte einer kleinen Familie

1

Fjedor Pawlowitsch Karamasoff

ALEXEJ FJEDOROWITSCH KARAMASOFF war der dritte Sohn des Gutsbesitzers unseres Kreises, Fjedor Pawlowitsch Karamasoff, der seinerzeit viel genannt wurde (ja und auch heute noch erinnert man sich seiner bei uns) wegen seines tragischen und unaufgeklärten Endes, das sich genau vor dreizehn Jahren zutrug, und wovon ich an geeigneter Stelle berichten werde. Jetzt aber werde ich von diesem »Gutsbesitzer« (so nannte man ihn bei uns, obgleich er sein ganzes Leben hindurch überhaupt fast niemals auf seinem Gute lebte) nur das eine sagen, daß das ein seltsamer Typ war, dem man indes ziemlich häufig begegnet, nämlich der Typ eines nicht nur schlechten und den Lüsten ergebenen, vielmehr zudem auch noch eines unverständigen Menschen – freilich gehörte er zu jenen unverständigen Menschen, die imstande sind, vortrefflich ihre Geldgeschäftchen zu führen, aber nur sie allein, so scheint es. Fjedor Pawlowitsch z. B. begann fast mit nichts, er war der allerunbedeutendste Gutsbesitzer, lief zum Mittagessen zu fremden Leuten, hatte es darauf abgesehen, Schmarotzer zu sein, und dabei fanden sich, als er starb, gegen 100 000 Rubel Bargeld bei ihm vor. Und gleichwohl war er sein ganzes Leben lang einer der allerunverständigsten Narren in unserem ganzen Kreise. Ich wiederhole: da liegt nicht Dummheit vor, die meisten dieser Narren sind ziemlich klug und schlau – aber eben Unverstand, ja, und dazu noch ein ganz besonderer, sozusagen nationaler.

Er war zweimal verheiratet und hatte drei Söhne: den ältesten,

Dmitri Fjedorowitsch, von der ersten Frau, die anderen zwei, Iwan und Alexej, von der zweiten. Die erste Gattin des Fjedor Pawlowitsch stammte aus dem ziemlich reichen und angesehenen Adelsgeschlecht der Miussoff, gleichfalls Gutsbesitzer unseres Kreises. Wie es eigentlich dazu kam, daß ein Mädchen mit Mitgift, ja dazu noch ein schönes und zum Überfluß eines jener schlagfertigen, klugen Mädchen (die so häufig sind bei der jetzigen Generation, indes auch schon in der vorhergehenden vorkamen), einen so nichtigen »Jammerkerl« heiraten konnte, wie ihn alle damals nannten, darüber werde ich mich hier nicht allzusehr auslassen. Kannte ich doch selber ein Mädchen, noch in der verflorbenen romantischen Generation, das nach einigen Jahren einer rätselhaften Liebe zu einem Herrn, den es übrigens auf die allerruhigste Weise hätte heiraten können, sich schließlich unüberwindliche Hindernisse ausdachte und sich in einer stürmischen Nacht von einem hohen, felsartigen Ufer in einen ziemlich tiefen und reißenden Fluß warf und in ihm zugrunde ging – entschieden an seinen eigenen Launen: einzig und allein deshalb, um der Shakespeareschen Ophelia zu gleichen. Ja, man kann wohl annehmen, hätte dieser Fels, der schon lange ihre Aufmerksamkeit und ihr Wohlgefallen erregt hatte, nicht so malerisch gelegen, wäre vielmehr an seiner Stelle nur ein prosaisches flaches Ufer gewesen, so wäre vielleicht dieser Selbstmord unterblieben. Dieser Tatbestand ist verbürgt, und man muß annehmen, daß in unserem russischen Leben in den zwei oder drei letzten Generationen solcher oder ähnlicher Vorfälle nicht wenige gewesen sind. Ähnlich dem war auch das Vorgehen der Adelaide Iwanowna Miussoff, zweifellos das Echo fremder Einflüsse und gleichfalls das Ergebnis einer von innerer Erregung gefesselten Vernunft. Sie wollte vielleicht weibliche Selbständigkeit offenbaren, entgegenhandeln dem gesellschaftlichen Herkommen, dem Despotismus ihrer Verwandtschaft und ihrer Familie, und ihre willige Phantasie überzeugte sie, nehmen wir das einmal an, wenn auch nur für einen Augenblick, daß Fjedor Pawlowitsch ungeachtet seines Ranges als Schmarotzer dennoch einer der kühnsten und überlegensten Menschen jener »zu allem Besten überleitenden Epoche« sei, während er doch tatsächlich nur ein böser Possenreißer war, und weiter gar nichts. Das Pikante bestand auch noch darin, daß die Angelegenheit mit einer Entführung endigte, und das kam der Adelaide Iwanowna außerordentlich interessant vor. Fjedor Pawlowitsch war aber damals durchaus bereit zu allen dergleichen Streichen, schon infolge seiner gesellschaftlichen Lage, denn er wünschte leidenschaftlich vorwärtszukommen, mit welchen Mitteln das auch immer sei: sich anzuschmieren an eine gute Familie und eine Mitgift einzustreichen, war ihm natürlich sehr verlock-

kend. Was freilich gegenseitige Liebe anbetrifft, so, scheint es, war solche überhaupt nicht vorhanden – weder auf seiten der Braut noch seinerseits, ungeachtet selbst der Schönheit von Adelaide Iwanowna. So daß dieser Fall vielleicht der einzige in seiner Art war im Leben des Fjedor Pawlowitsch, der, aufs äußerste den Lüsten ergeben, sein Leben lang jederzeit bereit war, sich an jede beliebige Schürze zu hängen, wenn die ihn verführte. Nur diese seine Frau machte auf ihn als Weib keinen Eindruck.

Adelaide Iwanowna hatte sogleich nach ihrer Entführung auf den ersten Blick erkannt, daß sie ihren Mann nur verachten könne und weiter nichts. So traten die Folgen dieser Heirat mit außerordentlicher Schnelligkeit zutage. Ungeachtet dessen, daß die Familie sich sogar ziemlich rasch mit dem Vorfall abfand und der Ausreißerin ihre Mitgift auszahlte, begann zwischen den Ehegatten das allerunordentlichste Leben und ewige Szenen. Man erzählt, die junge Frau habe dabei unvergleichlich mehr Edelmut und sittliche Höhe an den Tag gelegt als Fjedor Pawlowitsch, der, wie man jetzt weiß, ihr damals schon alles Geld, gegen 25 000 Rubel, wegstibitzte, als sie es eben erst erhalten hatte, so daß von nun an diese Tausende für sie wie ins Wasser gefallen waren.

Das Gütchen indes und ein leidlich schönes Stadthaus, die ebenfalls zu ihrer Mitgift gehörten, bemühte er sich lange Zeit hindurch und mit allen Kräften auf seinen Namen überzuführen durch Vollziehen eines entsprechenden Aktes, und er hätte das auch wahrscheinlich durchgesetzt, nur wegen der Verachtung und des Widerwillens, die er in jedem Augenblicke in seiner Gattin gegen sich erregte durch seine schamlosen Erpressungen und Betteleien, allein schon weil sie müde ward und nur den einen Wunsch hatte, daß er sie endlich in Ruhe lasse. Zum Glück legte sich aber die Familie der Adelaide Iwanowna ins Mittel und setzten dieser Habgier Grenzen. Es ist verbürgt, daß zwischen den Ehegatten nicht selten Schlägereien vorkamen; es schlug aber nicht Fjedor Pawlowitsch, es schlug vielmehr Adelaide Iwanowna – eine heißblütige Dame, eine kühne, ungeduldige Brünette, die mit außerordentlichen Körperkräften begabt war. Endlich verließ sie das Haus und lief von Fjedor Pawlowitsch weg mit einem halbverhungerten Seminaristen¹, indem sie dem Gatten den dreijährigen Mitja zurückließ. Fjedor Pawlowitsch führte sogleich einen ganzen Harem in sein Haus ein und gab sich den liederlichsten Saufgelagen hin; zwischendurch aber fuhr er fast im ganzen Gouvernement umher und beklagte sich unter Tränen allen und jedem gegenüber über Adelaide Iwanowna, die ihn verlassen habe, wobei er solche Einzelheiten mit-

¹ Schüler eines Priesterseminars, der dabei Unterricht erteilt.

teilte, die er als Ehemann sich schämen mußte zu erzählen. Was aber die Hauptsache war: es war ihm scheinbar angenehm, es schmeichelte ihm offenbar, vor allen seine lächerliche Rolle des betrogenen Gatten zu spielen und die Einzelheiten der ihm widerfahrenen Beleidigungen mit allen möglichen Ausschmückungen auszumalen. »Man sollte meinen, Fjedor Pawlowitsch, Sie hätten eine Rangerhöhung erhalten, so zufrieden sind Sie ungeachtet Ihres ganzen Kummers!« sagten ihm Spottvögel. Viele fügten sogar hinzu, es habe ihm Vergnügen gemacht, immer von neuem als Spaßmacher zu erscheinen, und er habe absichtlich, um das Lachen zu verstärken, sich den Anschein gegeben, als bemerke er gar nicht seine lächerliche Lage. Wer weiß übrigens, vielleicht war das auch naiv. Endlich gelang es ihm, seiner Ausreißerin auf die Spur zu kommen. Es kam heraus, daß die Arme sich in Petersburg befand, wo sie sich mit ihrem Lehrer niedergelassen hatte und sich, durch nichts mehr gebunden, hemmungsloser Emanzipation ergab. Fjedor Pawlowitsch begann sogleich in aller Geschäftigkeit Vorbereitungen zu treffen, um nach Petersburg zu fahren. – Wozu? – Das wußte er natürlich selber nicht. Vielleicht wäre er damals auch wirklich abgefahren; weil er aber einen solchen Entschluß gefaßt hatte, hielt er sich sogleich schon für besonders berechtigt, um sich Mut zu machen zur Reise, sich von neuem uferloser Zecherei hinzugeben. Und gerade zu dieser Zeit erhielt die Familie seiner Gattin die Nachricht von ihrem in Petersburg erfolgten Tode. Sie soll plötzlich gestorben sein, irgendwo in einer Mansarde; die einen sagten: am Typhus, die anderen – sozusagen am Hunger. Fjedor Pawlowitsch erfuhr von dem Tode seiner Gattin in trunkenem Zustande. Man erzählte, er sei auf die Straße gelaufen und habe vor Freude die Hände zum Himmel erhoben und zu schreien begonnen: »Nun laß mich eingehen zu dir!« Nach der Erzählung anderer habe er zu schluchzen begonnen wie ein kleines Kind und so sehr, daß es einem leid getan habe, auf ihn hinzublicken, ungeachtet allen Ekels vor ihm. Es ist sehr möglich, daß dieses und jenes der Fall war: daß er sich sowohl freute über seine Befreiung, als weinte über seine Befreierin – alles zu gleicher Zeit. Meistenteils sind ja die Menschen, auch die schlechten Menschen, bei weitem naiver und aufrichtiger, als wir es von ihnen annehmen. Ja, und wir selber gleichfalls.

2

Den ersten Sohn hat er aus dem Hause geschafft

Man kann sich natürlich vorstellen, was für ein Erzieher und Vater ein solcher Mensch sein konnte. Er tat denn auch als Vater, was er tun mußte, das heißt, er vernachlässigte überhaupt und vollständig das

Kind, das er von Adelaïde Iwanowna hatte, nicht etwa weil er ihm gezürnt hätte oder aus irgendwelchen Gefühlen des beleidigten Gatten, vielmehr ganz einfach deswegen, weil er seiner völlig vergaß. Während er mit seinen Tränen und Klagen allen zur Last fiel und gleichzeitig sein Haus in eine Lasterhöhle verwandelte, nahm den dreijährigen Knaben Mitja ein treuer Diener dieses Hauses, Grigori, in seine Obhut, und hätte er sich damals seiner nicht angenommen, so wäre vielleicht niemand dagewesen, dem Kindchen ein sauberes Hemd anzuziehen. Der Zufall wollte es zudem, daß die Verwandtschaft des Kindes von mütterlicher Seite es gleichfalls in der ersten Zeit wie vergessen hatte. Sein Großvater, Herr Miussoff, der Vater von Adelaïde Iwanowna, war damals schon nicht mehr am Leben; dessen verwitwete Gattin, Mitjas Großmutter, war aber nach Moskau übergesiedelt und schon zu kränklich geworden; die Schwestern der Mutter hatten geheiratet, so daß fast das ganze Jahr über Mitja bei dem Diener Grigori weilen und bei ihm in der Gesindestube wohnen mußte. Wenn sich übrigens auch sein Vater seiner erinnert hätte (er konnte doch unmöglich nichts wissen von seines Kindes Vorhandensein), so hätte er ihn wohl selber in die Gesindestube zurückgeschickt, weil das Kind ihn immerhin gestört hätte in seinem liederlichen Lebenswandel. Damals kehrte nun gerade der Vetter der verstorbenen Adelaïde Iwanowna aus Paris zurück, Peter Alexandrowitsch Miussoff, der später viele Jahre hintereinander im Ausland gelebt hat, damals indes noch ein ganz junger Mensch war, freilich ein ganz besonderer Mensch unter den Miussoffs: aufgeklärt, Großstädter, Freund des Auslandes und zudem, zeitlebens europäisch gesinnt, gegen das Ende seines Lebens ein Liberaler der vierziger und fünfziger Jahre. Während seiner Laufbahn stand er in Verbindung mit vielen der freiesten Geister seiner Epoche, sowohl in Rußland wie im Ausland; er kannte persönlich Proudhon und Bakunin und liebte es, besonders gegen das Ende seiner Wanderungen, von den drei Tagen der Pariser Februarrevolution des Jahres 1848 zu erzählen, wobei er zu verstehen gab, daß er beinahe selber mitgemacht habe auf den Barrikaden. Das gehörte zu den freudigsten Erinnerungen seiner Jugendzeit. Er besaß ein unabhängiges Vermögen, nach früherem Maßstab von ungefähr 1000 Seelen. Sein prachtvolles Gut befand sich unmittelbar vor den Toren unseres Städtchens und grenzte an den Landsitz unseres berühmten Klosters, mit dem Peter Alexandrowitsch schon in jungen Jahren, als er eben die Erbschaft angetreten hatte, sogleich einen endlosen Prozeß begann – wegen des Rechtes, in irgendeinem Flusse Fische zu fangen und in irgendeinem Walde Holz zu fällen. Genaues weiß ich nicht, aber einen Prozeß zu führen mit den »Klerikalen«, hielt er unbedingt für seine Pflicht als Staatsbürger und

Anhänger der Aufklärung. Nachdem er alles vernommen hatte in betreff der Adelaide Iwanowna, deren er sich natürlich entsann und die ihm einstmals sogar aufgefallen war, und nachdem er erfahren hatte, daß Mitja geblieben war, machte er sich ungeachtet seines jugendlichen Unwillens und seiner Verachtung gegen Fjedor Pawlowitsch gleich an diese Sache. Damals ward er überhaupt erst mit Fjedor Pawlowitsch bekannt, und er erklärte ihm geradeheraus, er möchte die Erziehung des Kindes übernehmen. Lange nachher noch pflegte er als einen charakteristischen Zug zu erzählen, Fjedor Pawlowitsch habe sich, als er mit ihm über Mitja sprach, eine Zeitlang durchaus den Anschein gegeben, als verstehe er gar nicht, um welches Kind es sich da eigentlich handle, und er habe sich sogar erstaunt gestellt darüber, daß er irgendwo in seinem Hause einen kleinen Sohn habe. Wenn in dieser Erzählung des Peter Alexandrowitsch auch eine Übertreibung sein sollte, so muß dennoch in ihr auch etwas sein, was der Wahrheit wenigstens ähnlich ist. In der Tat liebte es Fjedor Pawlowitsch sein ganzes Leben hindurch, sich zu verstellen, plötzlich irgendeine unerwartete Rolle zu spielen und, was das Auffallendste daran ist, bisweilen ohne jede Notwendigkeit, ja geradezu zu seinem Nachteil, wie zum Beispiel in vorliegendem Falle. Dieser Charakterzug ist übrigens außerordentlich vielen Menschen eigen und sogar sehr gescheiten, nicht nur solchen wie Fjedor Pawlowitsch. Peter Alexandrowitsch führte diese Angelegenheit mit Leidenschaft und ward sogar (gemeinsam mit Fjedor Pawlowitsch) zum Vormund des Kindes ernannt, weil trotz allem die Mutter ein kleines Gut und ein Haus mit Garten hinterlassen hatte. Mitja siedelte tatsächlich zu diesem entfernten Onkel über; der aber hatte keine eigene Familie, und da er selber, nachdem er seine Einkünfte aus seinen Gütern geregelt und gesichert hatte, sogleich wiederum auf lange Zeit nach Paris eilte, so vertraute er das Kind einer seiner Tanten an, einer Moskauer Dame. So kam es denn, daß, nachdem er sich in Paris eingelebt hatte, auch er des Kindes vergaß, namentlich als eben jene Februarrevolution ausbrach, die so sehr seine Einbildungskraft erregte und die er nie mehr vergessen konnte, sein ganzes Leben nicht. Die Moskauer Dame starb aber, und Mitja ging zu einer ihrer verheirateten Töchter über. Es scheint, er hat dann auch später noch zum viertenmal sein Nest gewechselt. Hierüber werde ich mich aber jetzt nicht auslassen, um so weniger, als noch viel zu erzählen sein wird von diesem Erstgeborenen des Fjedor Pawlowitsch, weshalb ich mich vorerst nur auf die allernotwendigsten Mitteilungen über ihn beschränke, ohne die ich diesen Roman nicht beginnen kann.

Dieser Dmitri Fjedorowitsch war nur einer von den drei Söhnen des Fjedor Pawlowitsch, und er wuchs heran in der Überzeugung, daß er

ein einigermaßen gewisses Vermögen besitze und bei seiner Volljährigkeit unabhängig sein werde. Sein Jünglingsalter und seine Jugendjahre verliefen unregelmäßig: das Gymnasium beendete er nicht; er kam dann in eine Militärschule, ward nach dem Kaukasus verschlagen, zum Offizier befördert, schlug sich im Duell, ward degradiert, diente sich wieder herauf, bummelte viel und verbrauchte verhältnismäßig viel Geld. Von Fjedor Pawlowitsch erhielt er solches erst nach seiner Volljährigkeit, bis dahin mußte er Schulden machen. Seinen Vater Fjedor Pawlowitsch sah er nach seiner Volljährigkeit zum ersten Male und lernte ihn erst kennen, als er in unsere Stadt gekommen war zu dem einen Zwecke, sich mit ihm wegen seines Vermögens auseinanderzusetzen. Es scheint, sein Vater hat ihm damals nicht gefallen: er verweilte bei ihm nur kurze Zeit und reiste rasch ab, nachdem er von ihm nur eine gewisse Summe zu erlangen vermocht hatte, und indem er mit ihm ein Abkommen traf wegen der weiteren Auszahlung der Einkünfte aus dem Gut, über dessen (und das ist eine bemerkenswerte Tatsache) Ertragsfähigkeit und Wert er damals nichts von Fjedor Pawlowitsch zu erfahren vermocht hatte. Fjedor Pawlowitsch bemerkte damals auf den ersten Blick (und das muß man wohl im Gedächtnis behalten), daß Mitja von seinem Vermögen eine übertriebene und unrichtige Vorstellung habe. Fjedor Pawlowitsch war damit sehr zufrieden, da er seine besonderen Berechnungen hatte. Er bemerkte, daß der junge Mann leichtsinnig war, streitsüchtig, von Leidenschaften beherrscht, ungeduldig, ein Bummler, dem man nur von Zeit zu Zeit eine kleine Geldsumme in die Hand gibt – und er beruhigt sich sogleich, wenn auch natürlich nur auf kurze Zeit. Und gerade das begann Fjedor Pawlowitsch auszunutzen, das heißt, sich Ruhe vor ihm zu verschaffen mit kleinen Gaben und periodischen Sendungen; und schließlich kam es so, daß, als schon vier Jahre später Mitja die Geduld ausging und er in unser Städtchen kam, um endgültig mit seinem Vater seine Angelegenheiten zu ordnen, es sich plötzlich zu seinem großen Staunen erwies, daß er schon nichts mehr besaß, daß es sogar kaum möglich war, eine Abrechnung aufzustellen, daß er an Geld bei Fjedor Pawlowitsch schon mehr genommen hatte, als der Wert seines Besitztums ausmachte, ja, daß er ihm vielleicht sogar bereits seinerseits schuldig war, daß nach diesen und jenen Abmachungen, die er selber irgendwann zu treffen gewünscht habe, er auch kein Recht habe, mehr zu verlangen usw. Der junge Mann war erschüttert, vermutete Unrecht, Betrug, geriet fast außer sich und verlor beinahe seinen Verstand. Und gerade dieser Umstand führte auch zu jener Katastrophe, deren Erörterung den Gegenstand meines ersten einleitenden Romans bildet oder, besser gesagt, seiner äußeren Seite. Bevor ich aber zu diesem Roman übergehe,

muß ich auch noch von den zwei andern Söhnen des Fjedor Pawlowitsch erzählen, den Brüdern des Mitja, und mitteilen, von woher sie stammen.

3

Die zweite Ehe und die Kinder aus dieser

Nachdem Fjedor Pawlowitsch den vierjährigen Mitja aus dem Hause gegeben hatte, heiratete er sehr bald danach zum zweiten Male. Diese Ehe währte ungefähr acht Jahre. Er nahm seine zweite Gattin aus einem andern Gouvernement, wohin er in einer kleinen Unternehmung gereist war, auf die er sich in Gemeinschaft mit einem Jüdlein eingelassen hatte. Wenngleich Fjedor Pawlowitsch bummelte, trank und wüstete, so hörte er doch niemals auf, sich mit der Anlage seines Kapitals zu beschäftigen. Und er wickelte seine Geschäfte stets sehr erfolgreich ab, wenn auch fast immer auf betrügerische Weise. Sofie Iwanowna war eine Waise, elternlos von früher Kindheit an. Als Tochter irgendeines ungebildeten Diakons war sie herangewachsen in dem Hause ihrer Wohltäterin, Erzieherin und Quälerin, einer angesehenen greisen Generalin, der Witwe des Generals Worodhoff. Die näheren Umstände kenne ich nicht, ich habe nur gehört, daß man dies Pflegekind, das sanft, ohne jede Bosheit und stets nachgiebig war, eines Tages aus einer Schlinge nahm, die es um einen Nagel in der Vorratskammer geschlungen hatte –: so schwer war es dem Mädchen, die Eigenart und ewigen Vorwürfe dieser offenbar bösertigen Greisin zu ertragen, die wohl nur deshalb, weil sie nichts zu tun hatte, zu dem unausstehlichsten aller Querköpfe geworden war. Fjedor Pawlowitsch bot seine Hand an: man erkundigte sich über ihn und jagte ihn fort. Und da machte er wiederum, wie bei seiner ersten Ehe, der Waise den Vorschlag, sie zu entführen. Sehr, sehr wahrscheinlich, daß sie ihm um nichts in der Welt gefolgt wäre, wenn sie rechtzeitig über ihn mehr Einzelheiten erfahren hätte. Die Sache spielte aber in einem andern Gouvernement; ja, und was konnte ein sechzehnjähriges Mädchen auch anders begreifen, als daß es besser sei, ins Wasser zu gehen, als bei ihrer Wohltäterin zu bleiben. So vertauschte denn die Ärmste die Wohltäterin gegen einen Wohltäter. Fjedor Pawlowitsch ergatterte diesmal keine Kopeke, weil die Generalin sich erzürnt hatte, gar nichts mitgab und zudem noch beide verfluchte; er rechnete aber auch diesmal gar nicht darauf, Geld zu erhalten, ihn reizte nur die außerordentliche Schönheit des zarten Mädchens und vor allem ihr unschuldiger Gesichtsausdruck, der ihn gerührt hatte, ihn einen Wüstling, der bis dahin nur die grobe weibliche Schönheit verehrt hatte. »Mir sind diese un-

schuldigen Äuglein damals wie mit dem Rasiermesser über die Seele gestrichen!« pflegte er später zu erzählen, indem er in seiner widerlichen Art grinste. Im übrigen, bei einem Wüstling konnte auch dies nur ein Trieb der Wollust sein; da er indes keinerlei Mitgift erhalten hatte, machte Fjedor Pawlowitsch mit der Gattin keine Umstände, und Vorteil daraus ziehend, daß sie sozusagen vor ihm »schuldig« war und daß er sie fast »aus der Schlinge genommen hatte«, mißbrauchte er zudem noch ihre ganz außerordentliche Sanftmut und Nachgiebigkeit und trat selbst die allerelementarsten ehelichen Anstandsregeln unter die Füße: in sein eigenes Haus, wo seine Gattin weilte, kamen Dirnen angefahren und wurden Orgien gefeiert. Als einen bemerkenswerten Zug berichte ich noch, daß der Diener Grigori, ein finsterner, dummer und eigensinniger Raisioneur, der die frühere Herrin Adelaide Iwanowna gehaßt hatte, diesmal die Partei der neuen Herrin nahm, sie schützte und ihretwegen mit Fjedor Pawlowitsch in einer für einen Diensthofen fast unerlaubten Weise zankte. Einmal hat er sogar eine solche Orgie auseinandergetrieben und die Dirnen, die zu Gaste gekommen waren, mit Gewalt davongejagt. In der Folge verfiel dann die unglückliche, von frühester Kindheit an eingeschüchterte junge Frau bei der ersten Geburt einer gewissen Frauennervenkrankheit, der man am häufigsten im einfachen Volke bei den Bauernweibern begegnet, die wegen dieser Krankheit »Schreierinnen« genannt werden. Infolge dieser Krankheit, die von furchtbaren hysterischen Anfällen begleitet war, verlor die Kranke zuzeiten sogar die Herrschaft über ihren Verstand. Gleichwohl gebar sie dem Fjedor Pawlowitsch zwei Söhne, Iwan und Alexej, den einen im ersten Jahre der Ehe, den zweiten drei Jahre später. Als sie starb, stand der Knabe Alexej im vierten Lebensjahr, und wenn es auch seltsam ist, ich weiß es aber, daß er sich seiner Mutter dann sein ganzes Leben lang erinnerte, freilich wie im Traume. Bei ihrem Tode ging es den beiden Knaben fast genauso wie seinerzeit dem erstgeborenen Mitja: sie wurden von ihrem Vater völlig vergessen und im Stich gelassen, kamen zu demselben Grigori und wohnten bei ihm in der Gesindestube. Dort fand sie auch der alte Querkopf von Generalin, die Wohltäterin und Erzieherin ihrer Mutter. Sie war noch am Leben, und die ganze Zeit über vermochte sie nicht die ihr angetane Beleidigung zu vergessen. Vom Leben und Treiben ihrer Sofie hatte sie die acht Jahre hindurch unter der Hand die allergenauesten Nachrichten, und als sie vernahm, daß sie krank war und welche Abscheulichkeiten sie umgaben, sagte sie zwei- oder dreimal laut zu ihren Gevatterinnen: »So gehört es sich ihr auch, das hat ihr Gott geschickt für ihre Undankbarkeit!«

Genau drei Monate nach dem Tode von Sofie Iwanowna erschien

plötzlich die Generalin in unserer Stadt persönlich und fuhr gleich in die Wohnung des Fjedor Pawlowitsch. Alles in allem verweilte sie im Städtchen etwa eine halbe Stunde. Sie tat aber vieles. Es war um die Abendstunde. Fjedor Pawlowitsch, den sie die ganzen acht Jahre hindurch nicht gesehen hatte, kam zu ihr ins Vorzimmer in angeheitertem Zustande. Man erzählt, sie habe augenblicklich ohne irgendwelche Erklärung, sobald sie nur seiner ansichtig geworden sei, ihm zwei tüchtige, schallende Ohrfeigen gegeben und ihn dreimal am Schopfe von oben nach unten gerissen. Dann habe sie sich, ohne ein Wort hinzuzufügen, geradeswegs in die Gesindestube zu den Knaben begeben. Da sie auf den ersten Blick bemerkt hatte, daß die ungewaschen waren und schmutzige Wäsche anhatten, gab sie sogleich auch noch dem Grigori eine Ohrfeige und erklärte ihm, sie werde beide Kinder zu sich nehmen. Dann führte sie sie hinaus, wie sie gerade angezogen waren, hüllte sie in eine Reisedecke, setzte sie in ihren Wagen und brachte sie in ihre Stadt. Grigori nahm die Ohrfeige hin wie ein ergebener Sklave, ohne ein grobes Wort zu sagen. Als er die Greisin zum Wagen geleitet hatte, verneigte er sich tief und sprach eindringlich: Gott werde ihr an Stelle der Waisen heimzahlen, was sie an ihnen getan habe. »Aber gleichwohl bist du ein Tölpel!« schrie ihm die Generalin noch zu, als der Wagen sich bereits in Bewegung setzte. Fjedor Pawlowitsch überlegte sich die Sache und fand, daß es gut so sei. Er erklärte sich denn auch, wie es die Generalin von ihm verlangte, schriftlich mit allem einverstanden und gab seine formelle Erlaubnis dazu, daß die Generalin seine Kinder erzeuge. Um aber von den erhaltenen Ohrfeigen zu erzählen, fuhr er selber in der ganzen Stadt umher.

Es begab sich nun, daß die Generalin bald darauf starb, nachdem sie vorher in ihrem Testamente beiden Knaben je tausend Rubel vermacht hatte -: zu ihrer Erziehung, und damit dies ganze Geld unbedingt für sie verwandt werde, so aber, daß es bis zu ihrer Volljährigkeit ausreiche, weil diese Summe schon mehr als genug sei für solche Kinder; wenn es aber jemandem Spaß mache, so möge er nur selber seinen Beutel aufthun usw. usw. Ich selber habe das Testament nicht gelesen, aber gehört, daß etwas Seltsames darin stand von dieser Art und allzu eigenartig ausgedrückt. Als Haupterbe der Greisin erwies sich indes ein ehrenhafter Mann: der Gouvernements-Adelsmarschall Jefim Petrowitsch Poljenoff. Nachdem der mit Fjedor Pawlowitsch Briefe gewechselt und sofort erraten hatte, daß man von dem kein Geld für die Erziehung seiner Kinder herausbekommen könne (wiewohl der niemals geradezu abschlug, vielmehr immer nur die Verhandlungen in die Länge zog, wobei er sich zuweilen sogar in Empfindsamkeiten ergoß), nahm er persönlichen Anteil an den Waisen und gewann besonders den

Jüngeren von ihnen, Alexej, lieb, so daß der lange Zeit sogar in seiner Familie erzogen wurde. Dies bitte ich den Leser gleich von Anfang an zu beachten. Und wenn die jungen Leute jemandem verpflichtet waren für ihre Erziehung und Bildung für ihr ganzes Leben, so eben diesem Jefim Petrowitsch, einem so edlen und menschenfreundlichen Manne, dessengleichen man nur selten begegnet. Er bewahrte jedem der Kleinen unberührt die ihnen von der Generalin vermachten tausend Rubel, so daß diese bei ihrer Volljährigkeit mit den Zinsen auf je zweitausend Rubel angewachsen waren; er erzog sie dabei auf seine Kosten und gab natürlich weit mehr als tausend Rubel für einen jeden. Auf eingehende Schilderungen ihrer Kindheit und ihres Jünglingsalters will ich mich wiederum vorderhand nicht einlassen, vielmehr nur die allerwichtigsten Umstände andeuten. Im übrigen erwähne ich von dem Älteren, Iwan, bloß, daß er zu einem mürrischen und in sich verschlossenen Knaben heranwuchs, der durchaus nicht schüchtern, aber schon mit zehn Jahren dahintergekommen war, daß sie trotz allem in fremdem Hause und auf fremde Gnade heranwachsen und daß ihr Vater ein Mensch sei, von dem zu sprechen man sich schämen mußte. Dieser Knabe begann sehr rasch, fast schon als kleines Kind (so erzählte man wenigstens), ganz ungewöhnlich glänzende Anlagen zum Lernen an den Tag zu legen. Genau weiß ich es nicht, er hat aber, so scheint es, kaum dreizehn Jahre alt, die Familie des Jefim Petrowitsch verlassen, indem er an eines der Moskauer Gymnasien überging und zu einem erfahrenen und seinerzeit berühmten Pädagogen, einem Jugendfreunde des Jefim Petrowitsch, in Pension kam. Iwan selber pflegte später zu sagen, dies sei sozusagen dem »Feuereifer zu guten Taten« des Jefim Petrowitsch entsprungen, der sich in die Idee vernarrt habe, ein Knabe von genialen Anlagen müsse auch bei einem genialen Erzieher erzogen werden. Im übrigen weilte weder Jefim Petrowitsch noch der geniale Erzieher mehr unter den Lebenden, als der junge Mann nach Beendigung des Gymnasiums die Universität bezog. Da Jefim Petrowitsch schlechte Vorkehrungen getroffen hatte und die Auszahlung seines ihm von dem Querkopf von Generalin vermachten Geldes (das durch die Zinsen schon auf zweitausend Rubel angewachsen war) wegen verschiedener bei uns nun einmal unvermeidlicher Formalitäten und Verzögerungen sich hinschleppte, so ward es dem jungen Menschen die ersten zwei Jahre auf der Universität sehr sauer, weil er die ganze Zeit über gezwungen war, sich zu erhalten und gleichzeitig zu lernen. Es ist zu beachten, daß er damals nicht einmal den Versuch machen wollte, sich in einen Briefwechsel mit seinem Vater einzulassen – vielleicht aus Stolz, aus Verachtung gegen ihn, vielleicht aber auch nur in kalter, gesunder Überlegung, die ihm gezeigt hatte, daß er von seinem Vater

niemals eine nur irgendwie ernsthafte Unterstützung erhalten werde. Wie dem aber auch gewesen sein mag: der junge Mensch verlor sich keinen Augenblick und verschaffte sich Arbeit, erst mit Stunden zu zwanzig Kopeken, dann, indem er bei den Redaktionen der Zeitungen herumlief und kleine Aufsätze von zehn Zeilen über Straßenvorkommnisse einreichte, mit der Unterschrift »Ein Augenzeuge«. Diese kleinen Berichte waren, so sagt man, immer so anregend und reizvoll abgefaßt, daß sie rasch in Umlauf kamen, und schon in diesem einen erwies der junge Mensch seine ganze praktische und geistige Überlegenheit über jenen so großen, ewig notleidenden und unglücklichen Teil unserer lernenden Jugend beiderlei Geschlechts, die in der Hauptstadt gewöhnlich von morgens bis abends die Redaktionen der verschiedenen Zeitungen und Journale überlaufen, ohne sich etwas Besseres auszudenken, als immer wieder darum zu bitten, ihnen Übersetzungen aus dem Französischen oder ganz einfach Abschriften zu geben. Nachdem sich Iwan Fjedorowitsch einmal mit den Redaktionen bekannt gemacht hatte, brach er hinfort niemals mehr die Verbindung mit ihnen ab, und in den letzten Jahren seines Universitätsbesuches begann er außerordentlich talentvolle Besprechungen verschiedener Bücher speziellen Inhaltes drucken zu lassen, so daß er sogar in den literarischen Zirkeln bekannt ward. Im übrigen gelang es ihm nur in der allerletzten Zeit und rein zufällig, mit einem Male die besondere Aufmerksamkeit eines viel größeren Kreises von Lesern zu erregen, so daß damals sehr viele gleichzeitig auf ihn aufmerksam wurden und er ihnen in Erinnerung blieb. Das war ein ziemlich merkwürdiger Vorfall. Als Iwan sich bereits anschickte, die Universität zu verlassen und für seine zweitausend Rubel eine Auslandsreise zu unternehmen, ließ er plötzlich in einer der großen Zeitungen einen seltsamen Artikel drucken, der die Aufmerksamkeit sogar der Nichtfachleute auf sich lenkte, und was das Auffallendste ist, über einen Gegenstand, der ihm durchaus fern lag, denn er beendete den Lehrgang als Naturwissenschaftler. Der Artikel war über eine Frage geschrieben, die damals in aller Munde war: die Frage des kirchlichen Gerichtes. Indem Iwan einige bereits gefällte Urteile besprach, umschrieb er auch seinen persönlichen Standpunkt. Die Hauptsache lag im Ton und darin, daß die Schlußfolgerung außerordentlich unerwartet erschien. Viele von den Anhängern der Kirche hielten den Autor entschieden für den Ihrigen. Und plötzlich begannen zugleich mit ihnen nicht nur die Anhänger des bürgerlichen Gerichtes, vielmehr selbst die Atheisten ihrerseits Beifall zu spenden. Schließlich kamen einige findige Köpfe zu der Erkenntnis, daß der ganze Artikel nur eine Farce und eine Verhöhnung darstellte. Ich erinnere an diesen Fall besonders deshalb, weil besagter Artikel seinerzeit auch in unser berühm-

tes, vor den Toren unseres Städtchens gelegenes Kloster gelangte, wo man sich überhaupt für die Frage des kirchlichen Rechtes interessierte – und völlige Ratlosigkeit hervorrief. Als man indessen den Namen des Autors erfahren hatte, interessierte man sich auch deshalb dafür, weil der Autor aus unserem Städtchen stammte und gerade ein Sohn »dieses selbigen« Fjedor Pawlowitsch war. Und da erschien plötzlich zu dieser selbigen Zeit der Autor selbst in unserer Stadt.

Weshalb damals Iwan Fjedorowitsch zu uns kam – diese Frage legte ich mir, ich entsinne mich, sogar damals schon fast mit einer gewissen Unruhe vor. Diese so verhängnisvolle Ankunft, die für so viele Folgen zum Ausgang diente – blieb für mich lange nachher noch, fast für immer, eine unklare Sache. Überhaupt wenn man darüber nachdachte, war es seltsam, daß ein junger Mensch, der so gebildet, augenscheinlich so stolz und vorsichtig war, plötzlich in ein so abscheuliches Haus trat, zu einem solchen Vater, der ihn sein ganzes Leben ignoriert hatte, ihn nicht kannte, sich seiner nicht erinnerte, und der, wenn er auch natürlich für nichts in der Welt und unter keinen Umständen seinem Sohne Geld gegeben hätte, wenn der ihn darum gebeten hätte, gleichwohl sein ganzes Leben davor zitterte, auch die Söhne Alexej und Iwan möchten einstmals zu ihm kommen und Geld von ihm fordern. Und da läßt sich der junge Mann im Hause eines solchen Vaters nieder, lebt mit ihm einen Monat, noch einen, und beide leben sich miteinander ein, wie man es besser gar nicht wünschen könnte. Letzteres setzte sogar nicht bloß mich, vielmehr auch viele andere in Erstaunen. Peter Alexandrowitsch Miussoff, von dem ich schon weiter oben gesprochen habe, ein weitläufiger Verwandter des Fjedor Pawlowitsch von seiner ersten Gattin her, hielt sich damals wiederum bei uns auf in seinem vor den Toren der Stadt gelegenen Gute. Er war aus Paris, wo er sich schon für immer niedergelassen hatte, zu Besuch gekommen. Ich entsinne mich, er gerade hat sich mehr als alle anderen darüber gewundert, nachdem er die Bekanntschaft dieses jungen Mannes gemacht hatte, der ihn außerordentlich interessierte und mit dem er nicht ohne inneres Weh bisweilen sich in Kenntnissen zu überbieten suchte. »Er ist stolz«, sagte er damals in bezug auf Iwan, »er wird sich stets seine Kopeken verdienen, er hat auch jetzt Geld, um ins Ausland zu reisen – was hat er dann aber hier verloren? Allen ist es doch klar, daß er zu seinem Vater nicht des Geldes wegen kam, weil solches der Vater in keinem Falle geben würde. Schnaps zu trinken und zu wüsten liebt er nicht, und dabei kann der Greis ohne ihn gar nicht mehr auskommen, so sehr haben sie sich miteinander eingelebt!« Das war die Wahrheit: der junge Mann hatte sogar einen sichtbaren Einfluß auf den Greis; der begann fast schon ihm zu folgen, wenn er auch ganz außerordentlich

und zu gegebener Stunde sogar in bössartiger Weise eigensinnig war. Der Greis begann nunmehr sogar, sich bisweilen anständiger zu benehmen.

Nur in der Folge erwies es sich, daß Iwan Fjedorowitsch teilweise auf Bitten und in den Angelegenheiten seines ältesten Bruders Dmitri Fjedorowitsch gekommen war, den er gleichfalls erst um diese Zeit, eben bei diesem selben Aufenthalte, zum ersten Male im Leben sah und kennenlernte, mit dem er indes wegen einer wichtigen Angelegenheit, die mehr den Dmitri Fjedorowitsch anging, schon vor seiner Ankunft aus Moskau in Briefwechsel getreten war. Was das für eine Angelegenheit war, wird der Leser bis ins einzelne erst zu gegebener Zeit erfahren. Dessenungeachtet erschien mir auch sogar damals, als ich um diesen besonderen Umstand schon wußte, Iwan Fjedorowitsch immer noch rätselhaft und seine Ankunft bei uns gleichfalls unerklärlich.

Ich füge hinzu, daß Iwan Fjedorowitsch damals den Anschein erweckte, als spiele er den Vermittler und Versöhner zwischen dem Vater und dem älteren Bruder Dmitri Fjedorowitsch, der damals mit seinem Vater einen großen Streit begonnen hatte und in aller Form Geldforderungen ihm gegenüber geltend machte.

Diese kleine Familie – ich wiederhole es – vereinte sich damals zum ersten Male im Leben, und einige ihrer Mitglieder sahen sich damals überhaupt zum ersten Male. Nur der jüngste Sohn, Alexej Fjedorowitsch, lebte schon ein Jahr vordem bei uns und war so früher als alle anderen Brüder zu uns gekommen. Gerade über diesen Alexej fällt es mir am allerschwersten, in dieser meiner einführenden Erzählung zu sprechen, ohne ihn vorher auf die Szene des Romans zu führen. Es ist aber nötig, auch über ihn eine Einführung zu schreiben, wenigstens um im voraus einen sehr seltsamen Umstand zu erklären: ich sehe mich nämlich genötigt, meinen zukünftigen Helden in der ersten Szene seines Romans den Lesern in der Kutte eines dienenden Klosterbruders vorzustellen. Ja, schon ein Jahr lang lebte er damals in unserem Kloster, und es schien so, als bereite er sich vor, sich für sein ganzes Leben in ihm einschließen zu lassen.

4

Der dritte Sohn, Alescha

Er war erst zwanzig Jahre alt (sein Bruder Iwan stand damals im vierundzwanzigsten und der ältere Bruder Dmitri im achtundzwanzigsten Lebensjahre). Vor allem erkläre ich, daß dieser Jüngling Alescha durchaus kein Fanatiker war und – wenigstens meiner Meinung nach – sogar überhaupt nicht mystisch veranlagt. Ich will im voraus meine ganze

Meinung über ihn sagen. Er war einfach ein früher Menschenfreund, und wenn er den Weg ins Kloster gewählt hatte, so geschah es nur deshalb, weil zu dieser Zeit dieser Weg allein ihm Anreiz bot und ihm sozusagen einen idealen Ausweg wies für seine Seele, die aus dem Dunkel der Weltenübel sich losrang zum Lichte der Liebe. Und es reizte ihn dieser Weg nur deshalb, weil er auf ihm damals einem seiner Meinung nach ganz außergewöhnlichen Wesen begegnet war: unserem berühmten »Greis« Sosima, an den er sich angeschlossen hatte mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe seines unersättlichen Herzens. Im übrigen bestreite ich durchaus nicht, daß er auch damals schon ein ganz besonderer Mensch war, fast von seiner Wiege an. Ich habe bereits weiter oben darauf hingewiesen, daß, obgleich er beim Tode seiner Mutter erst im vierten Lebensjahre stand, er sich ihrer in der Folge sein ganzes Leben hindurch erinnerte, ihres Gesichtes, ihrer Liebkosungen, »ganz so, als ob sie lebend vor mir stände«. Derartige Erinnerungen können erhalten bleiben (und das ist allgemein bekannt), sogar aus noch früherer Zeit, selbst vom zweiten Lebensjahre an, freilich nur, indem sie das ganze Leben hindurch gleichsam wie mit hellen Punkten aus dem Dunkel hervortreten, wie ein kleiner Fetzen, der herausgerissen ward aus einem großen Gemälde, das längst alle Farben verlor und verschwand, bis eben auf diesen einen Fetzen. Genauso war es auch mit ihm. Er entsann sich an einen sommerlichen, stillen Abend, das geöffnete Fenster, die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne (gerade an diese schrägen Strahlen entsann er sich am allerdeutlichsten), ein Zimmer, in der Ecke das Heiligenbild, vor ihm das brennende Lämpchen, vor dem Heiligenbilde aber auf Knien schluchzend wie in einem hysterischen Anfall mit Winzeln und Schreien seine Mutter, die ihn an beiden Armen gefaßt hatte, ihn so heftig umarmt hielt, daß es weh tat, und für ihn zur Mutter Gottes betete, indem sie ihn aus ihrer Umarmung heraus mit beiden Händen zum Heiligenbilde streckte, als wolle sie ihn dem Schutze der Mutter Gottes anheimgeben . . . und plötzlich läuft die Wärterin hinein und entreißt ihn der Mutter voller Schrecken. Das war das Bild! Alescha entsann sich in diesem Augenblicke auch des Gesichtes seiner Mutter: er pflegte zu sagen, es habe den Ausdruck der Ekstase gehabt, sei aber schön gewesen, soweit er sich zu entsinnen vermöge. Er pflegte aber nur selten jemandem diese Erinnerungen anzuvertrauen. In seiner Kindheit und in seinem Jünglingsalter war er wenig expansiv und sogar wenig redselig, indes durchaus nicht aus Schüchternheit oder mürrischer Menschenscheu, ganz im Gegenteil vielmehr aus einem anderen Grunde: wie aus irgendeiner inneren Sorge heraus, einer durchaus persönlichen, die zu den anderen in keiner Beziehung stand, für ihn aber so wichtig war, daß er ihret-

wegen die anderen aus dem Gedächtnis verlor. Er liebte aber die Menschen: er lebte, so schien es, sein ganzes Leben lang in völligem Vertrauen auf die Menschen, und trotzdem hielt ihn niemand jemals weder für beschränkt noch für naiv. Etwas war in ihm, das sagte und gab deutlich zu verstehen (ja auch sein ganzes späteres Leben hindurch), daß er nicht Richter sein wollte über die Menschen, daß er es nicht auf sich nehmen wollte, andere zu verdammen, und daß er durch nichts dazu zu bewegen war, die Menschen abzuurteilen. Es schien sogar, daß er alles gelten ließ und niemals etwas verdammt, wenn er sich auch oft sehr bitter grämte. Damit noch nicht genug, war er in diesem Sinne so weit gegangen, daß ihn niemand weder in Staunen noch in Schrecken zu versetzen vermochte, und das sogar von seiner allerfrühesten Jugend an. Als er mit zwanzig Jahren bei seinem Vater erschien, tatsächlich in einer Höhle schmutzigen Lasters, er ein Keuscher und Reiner, pflegte er sich nur schweigend zu entfernen, wenn es unerträglich war mitanzusehen, was dort vor sich ging, aber ohne das geringste Anzeichen der Verachtung oder des Verdammens von irgendwem. Sein Vater, der einstmals Schmarotzer gewesen war und sich deshalb empfindlich und feinhörig erwies in Hinsicht auf Beleidigungen, und der ihm anfangs mit Mißtrauen und mürrisch begegnet war (»Der schweigt viel und wird wohl mancherlei für sich denken«), begann nach kurzer Zeit ihn furchtbar oft zu umarmen und zu küssen, nicht weniger oft als ungefähr alle zwei Wochen, freilich mit Tränen der Trunkenheit, mit der Empfindsamkeit des Berauschten; aber es war doch ganz offenbar, daß er ihn liebgewonnen hatte, aufrichtig und tief. Und so, wie es natürlich einem solchen wie er noch niemals gelungen war . . .

Ja, und alle liebten diesen Jüngling, wo er auch erscheinen mochte, und das von seinen frühesten Kinderjahren an. Als er im Hause seines Wohltäters und Erziehers verweilte, des Jefim Petrowitsch Poljenoff, hatten sich alle in dieser Familie so an ihn angeschlossen, daß sie ihn durchaus so hielten, als ob er durch seine Geburt ihnen zugehöre. Dabei war er aber in dies Haus gekommen noch in so jungen Jahren, daß man durchaus nicht berechnende Schlauheit annehmen darf, Ränke oder Künste, zu gefallen und zu schmeicheln, mit einem Worte: den Willen und das Vermögen, andere zur Liebe zu zwingen. Es lag mithin die Gabe, eine ganz besondere Liebe zu sich zu erregen, in ihm beschlossen, sozusagen in seinem Wesen selber, kunstlos und unmittelbar. Ganz so ging es ihm in der Schule, und dabei hätte es den Anschein haben sollen, als gehöre gerade er zu den Kindern, die gegen sich das Mißtrauen der Kameraden erregen, bisweilen ihren Spott und wohl auch gelegentlich ihren Haß. Er pflegte sich zum Beispiel in seine Gedanken zu vertiefen und sonderte sich gleichsam ab. Er liebte es von

frühester Kindheit an, sich in einen Winkel zurückzuziehen und dort Bücher zu lesen. Und dessenungeachtet gewannen ihn auch seine Kameraden so lieb, daß man ihn mit vollem Recht den Liebling aller nennen konnte die ganze Zeit seines Schulbesuches hindurch. Er war selten ausgelassen, sogar selten heiter; aber alle, wenn sie nur auf ihn hinblickten, erkannten sogleich, daß dies durchaus nicht in irgendeiner Mürrischkeit seinen Ursprung hatte, daß er im Gegenteil gleichmäßig und klar war. Unter seinen Altersgenossen mochte er sich niemals vordrängen. Vielleicht gerade aus diesem Grunde fürchtete er sich niemals vor irgendwem, und dabei verstanden seine Kameraden sogleich, daß er sich durchaus nicht mit seiner Furchtlosigkeit brüstete, vielmehr so vor sich hinblickte, als begreife er überhaupt gar nicht, daß er kühn und furchtlos sei. Ihm zugefügte Beleidigungen behielt er nie im Gedächtnis. Es kam vor, daß er schon eine Stunde nachher dem Beleidiger antwortete oder selber mit ihm ein Gespräch anknüpfte mit einem so vertrauensvollen und klaren Blick, als ob niemals irgend etwas zwischen ihnen gewesen sei. Es hatte dabei keineswegs den Anschein, als habe er zufällig vergessen oder geflissentlich die Beleidigung verziehen; er hielt sie vielmehr ganz einfach nicht für eine Beleidigung, und das nahm die Kinder entschieden gefangen und entwaffnete sie. Es war in ihm nur ein einziger Zug, der in allen Klassen des Gymnasiums, von den untersten an bis zu den höchsten, in seinen Kameraden das beständige Verlangen erregte, ihn zu hänseln, aber nicht aus bösem Spott, vielmehr nur deshalb, weil ihnen dabei lustig zumute war. Dieser Zug in ihm war – eine ungebändigte, fanatische Schamhaftigkeit und Keuschheit: gewisse Worte und Unterhaltungen über das weibliche Geschlecht konnte er einfach nicht anhören. Diese »gewissen« Worte und Unterhaltungen sind leider nicht auszurotten in den Schulen. Knaben, die rein sind an Seele und Herz, fast noch Kinder, lieben es sehr häufig, in der Klasse miteinander und sogar ganz laut über solche Dinge zu sprechen (Vorstellungen und Handlungen), wovon sich nicht einmal Soldaten zu unterhalten pflegen; nicht nur das, manche Soldaten wissen und verstehen vieles nicht von dem, was in dieser Art schon so jungen Menschen bekannt ist, den Kindern unserer intelligenten und höchststehenden Gesellschaft. Sittliche Verworfenheit ist das am Ende noch nicht, auch nicht wirklicher, aus Verdorbenheit hervorgehender innerer Zynismus, es ist das aber ein äußerer Zynismus, und er gilt bei ihnen nicht selten sogar gerade für etwas Delikates, Feines, einem flotten Burschen Zukommendes, der Nachahmung Würdiges. Da die Kameraden sahen, daß »Alescha Karamasoff«, wenn sie wiederum »davon« sprachen, sich rasch die Finger in beide Ohren stopfte, so stellten sie sich bisweilen absichtlich in ganzen Haufen zu ihm hin, und

indem sie ihm gewaltsam die Hände von den Ohren nahmen, schrien sie ihm in beide Ohren Abscheulichkeiten, während er sich loszureißen strebte, sich zu Boden fallen ließ und sich zu verbergen suchte – aber alles, ohne ihnen ein Wort zu sagen, ohne zu schimpfen, indem er schweigend die Beleidigungen ertrug. Endlich ließen sie ihn in Frieden und hänselten ihn nicht mehr als »ein kleines Mädchen«, blickten vielmehr in dieser Hinsicht mit Mitleid auf ihn. Er gehörte übrigens in der Klasse immer zu denen, die am besten lernten, wenn er auch niemals als Klassenerster galt.

Als Jefim Petrowitsch starb, blieb Alescha noch zwei Jahre auf dem Gymnasium der Gouvernementsstadt. Die untröstliche Gattin des Jefim Petrowitsch begab sich fast unmittelbar nach seinem Tode auf lange Zeit mit ihrer ganzen Familie, die nur aus Personen weiblichen Geschlechts bestand, nach Italien. Alescha aber kam zu zwei Damen ins Haus, die er bisher niemals gesehen hatte, irgendwie entfernten Verwandten des Jefim Petrowitsch. Unter welchen Bedingungen er aber bei ihnen weilte, das wußte er selber nicht. Es war bezeichnend für ihn, und zwar in hohem Grade, daß er niemals danach fragte, auf welcher Leute Kosten er lebte. Hierin war er das vollständige Gegenteil seines älteren Bruders Iwan Fjedorowitsch, der die ersten zwei Jahre auf der Universität Armut gelitten hatte, da er sich lediglich von seiner eigenen Arbeit erhielt, und der von früher Kindheit an bitter empfunden hatte, daß er auf Kosten eines Wohltäters lebte. Es scheint indes, man konnte diesen seltsamen Zug in dem Charakter des Alescha nicht allzu streng verurteilen, weil, wer ihn nur ein klein wenig kennengelernt hatte, sobald sich nur hierüber die Frage erhob, durchaus überzeugt war, daß Alescha zweifellos zu solchen Jünglingen in der Art der Gottesnarren gehörte, daß, wenn ihm etwa plötzlich ein ganzes Kapital zufallen würde, er dann nicht zögern würde, es auf die erste Bitte hinwegzugeben, entweder zu einem guten Zwecke oder vielleicht ganz einfach einem geschickten Schlauberger, wenn der ihn darum gebeten hätte. Ja, und überhaupt, er verstand wohl auch gar nicht den Wert des Geldes, ich meine das natürlich nicht im wörtlichen Sinne. Als man ihm Taschengeld aushändigte, worum er selber niemals gebeten hatte, wußte er entweder ganze Wochen lang nicht, was er damit anfangen sollte, oder aber er gab gar nicht acht auf es, es war im Nu verschwunden. Peter Alexandrowitsch Miussoff, der in Hinsicht auf Geld und bürgerliche Ehrenhaftigkeit sehr empfindlich war, sagte einstmals, indem er auf Alexej hinblickte, folgenden Aphorismus: »Seht, das ist vielleicht der einzige Mensch, der, sollte man ihn plötzlich allein und ohne Geld inmitten eines Platzes einer ihm unbekanntem Millionenstadt lassen, niemals zugrunde gehen, nicht vor

Hunger und Kälte sterben wird, weil man ihn sogleich ernähren und unterbringen würde. Und wenn man ihn auch nicht unterbringen wird, so wird er sich selber sogleich versorgen, und das wird ihm keinerlei Anstrengung kosten und auch keinerlei Erniedrigung, und dem, der ihn untergebracht hat, wird das keinerlei Last sein, vielleicht wird man das ganz im Gegenteil für ein Vergnügen halten!«

Das Gymnasium beendete er nicht; ihm blieb noch ein ganzes Jahr, als er plötzlich seinen Damen erklärte, er werde zu seinem Vater fahren wegen einer Angelegenheit, die ihm eingefallen sei. Den Damen tat es sehr leid um ihn, und sie wollten ihn kaum ziehen lassen. Die Fahrt kostete sehr wenig, und die Damen erlaubten ihm nicht, seine Uhr zu versetzen – ein Geschenk der Familie des Wohltäters vor ihrer Abreise ins Ausland –, sie statteten ihn vielmehr reichlich mit Geldmitteln aus und sogar mit neuen Kleidern und Wäsche. Er gab ihnen indes die Hälfte des Geldes zurück, indem er erklärte, er wolle unbedingt in der dritten Klasse sitzen. Als er in unserm Städtchen angekommen war, antwortete er auf die erste Frage des Vaters, warum er sich denn eigentlich hierher »bemüht« habe, bevor er noch die Schule beendet habe, gar nichts. Er erschien vielmehr, wie man erzählte, ganz außergewöhnlich in sich versunken. Bald erwies es sich, daß er das Grab seiner Mutter suchte: er soll sogar selber damals eingestanden haben, er sei überhaupt nur deswegen hergekommen. Indes erschöpfte sich kaum hierin die ganze Ursache seines Herkommens. Am allerwahrscheinlichsten ist es, daß er damals selber nicht einmal wußte und es um nichts zu erklären vermocht hätte, was sich eigentlich plötzlich gleichsam erhoben hatte aus seiner Seele und ihn unabwendbar hinzog auf einen neuen, unbekanntem, aber schon für ihn unausweichlichen Weg. Fjedor Pawlowitsch konnte ihm nicht zeigen, wo er seine zweite Frau bestattet hatte, weil er niemals an ihrem Grabe gewesen war, nachdem man den Sarg verscharrt hatte, und er der dazwischenliegenden Zeit wegen auch völlig aus dem Gedächtnis verloren hatte, wo sie damals beerdigt worden war . . .

Noch ein Wort über Fjedor Pawlowitsch. Er hatte lange Zeit vor dem fern von unserer Stadt gelebt. Drei oder vier Jahre nach dem Tode seiner Frau war er nach dem Süden Rußlands gereist und hatte sich endlich in Odessa niedergelassen, wo er denn auch mehrere Jahre hintereinander lebte. Er machte sich von Anfang an, seinen eigenen Worten nach, bekannt »mit vielen Juden und Jüdchen, Jüdinnen und Jüdinnenchen«, und er sei schließlich sogar nicht nur bei den Juden, vielmehr auch bei den »Hebräern« empfangen worden. Man muß annehmen, daß er in dieser Periode seines Lebens seine ganz besondere Fertigkeit, Geld auszuleihen und wieder einzutreiben, zur Aus-

bildung brachte. Er kehrte von neuem in unser Städtchen zurück, und diesmal schon endgültig, erst drei Jahre vor der Ankunft des Alescha. Seine früheren Bekannten fanden ihn furchtbar gealtert, obgleich er seinen Jahren nach durchaus nicht ein Greis war. Er hielt sich von nun an nicht gerade vornehmer, vielmehr nur frecher als vordem; machte sich z. B. das Bedürfnis nach Unverschämtheiten in dem ehemaligen Spaßmacher geltend, so hielt er nunmehr die anderen zum Narren. Mit Weibern zu wüsten, liebte er nicht nur so wie vorher, vielmehr in noch abstoßenderer Weise. Bald verlegte er sich darauf, in unserem Kreise eine Menge neuer Kneipen zu gründen. Es war klar, daß er vielleicht Hunderttausende hatte, oder doch nicht viel weniger. Viele der Bewohner des Städtchens und des Kreises nahmen bei ihm Geld auf, versteht sich: gegen sicherstes Unterpfand. In der allerletzten Zeit war er indes wie aufgedunsen, es war, als beginne er sein Gleichmaß zu verlieren und sogar die Fähigkeit einzubüßen, sich Rechnung abzulegen. Er verfiel in einen gewissen Leichtsinn, fing eine Sache an und endigte mit einer anderen, er begann sich bloßzustellen und be-trank sich immer häufiger, und wenn nicht immer derselbe Diener Grigori gewesen wäre, der ebenfalls zu dieser Zeit beträchtlich gealtert war, und wenn der nicht manchmal geradezu wie ein Erzieher nach seinem Herrn gesehen hätte, so hätte vielleicht Fjedor Pawlowitsch sehr große Unannehmlichkeiten erlebt. Die Ankunft des Alescha wirkte auf den Greis sogar nach der moralischen Seite hin, gleich als ob in diesem vorzeitig Gealterten etwas von dem aufgewacht sei, was längst in seiner Seele taub geworden war. »Weißt du wohl«, begann er häufig zu Alescha zu sprechen, indem er auf ihn hinblickte, »daß du ihr ähnlich bist, der Klikuscha?«¹ So pflegte er seine verstorbene Gattin zu nennen, die Mutter des Alescha. Das Grab der Klikuscha wies endlich dem Alescha der Diener Grigori. Er führte ihn auf unsern städtischen Friedhof, und dort, in einer abgelegenen Ecke, zeigte er ihm eine eiserne, nicht teure, aber saubere Grabplatte, auf der sich sogar eine Aufschrift befand mit Namen, Stand, Alter und Todesjahr der Verstorbenen, und darunter war sogar etwas aufgezeichnet in der Art eines Vierzeilers aus den althergebrachten, allgemein auf den Gräbern von Leuten mittleren Standes gebräuchlichen Friedhofsversen. Erstaunlicherweise erwies sich diese Platte als das Werk des Grigori. Er selber hatte sie über dem Grab der armen Klikuscha errichten lassen und auf eigene Kosten, nachdem Fjedor Pawlowitsch, dem er schon oftmals damit lästig gefallen war, daß er ihn an dies Grab erinnerte, endlich nach Odessa abgereist war, wobei er nicht nur auf

¹ Wörtlich: die Schreierin. So heißen Frauen, die von einer ganz bestimmten, mit dem Gebären in Zusammenhang stehenden Geisteskrankheit befallen sind.

die Gräber, vielmehr auch auf alle seine anderen Erinnerungen einfach pfiß. Alescha bewies am Grabe der Mutter keinerlei besondere Empfindsamkeit; er hörte die in gewichtigem und vernünftigem Tone vorgetragene Erzählung des Grigori über die Errichtung der Grabplatte, blieb eine Weile stehen, ließ den Kopf hängen und ging dann weg, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben. Seit der Zeit war er vielleicht sogar das ganze Jahr nicht ein einziges Mal auf dem Friedhofe gewesen; aber auf Fjedor Pawlowitsch hatte dieses kleine Ereignis seine Wirkung ausgeübt, und zwar eine sehr originelle. Er nahm plötzlich tausend Rubel und brachte sie in unser Kloster zu Seelenmessen für seine Gattin, aber nicht für die zweite, die Mutter des Alescha, vielmehr für die erste, Adelaide Iwanowna, die ihn geprügelt hatte. Am Abend desselben Tages betrank er sich dann und schimpfte vor Alescha auf die Mönche. Er selber gehörte durchaus nicht zu den religiösen Leuten; er hatte vielleicht niemals ein Fünfkopekenlichtlein vor einem Heiligenbild aufgestellt. Es kommen aber seltsame Ausbrüche plötzlicher Empfindsamkeit und unerwarteter Einfälle bei solchen Subjekten vor.

Ich habe bereits erzählt, daß er sehr aufgedunsen war. Sein Gesicht legte zu dieser Zeit deutliches Zeugnis ab von der Art und Weise, wie er sein ganzes Leben bisher verlebt hatte. Abgesehen von langen und fleischigen Säckchen unter seinen kleinen Augen, die immer frech, mißtrauisch und höhnisch blickten, außer einer Menge tiefer Runzeln auf seinem kleinen fetten Gesichte, hing unter seinem spitzen Kinn noch ein gewaltiger Adamsapfel, fleischig und länglich wie ein Geldbeutel, und das alles gab ihm das widerliche Aussehen eines Wüstlings. Dazu stelle man sich den langen Mund des Wollüstlings vor: mit aufgeworfenen Lippen, aus denen die spärlichen Reste schwärzlicher, fast verfallener Zähne hervorblickten. Er spritzte dabei jedesmal mit Speichel, wenn er zu reden begann. Im übrigen liebte er selber über sein Gesicht zu spotten, obgleich er augenscheinlich mit ihm zufrieden war. Im besonderen pflegte er hinzuweisen auf seine Nase, die nicht sehr groß, aber sehr schmal war und eine mächtig hervortretende Krümmung aufwies. »Die richtige Römernase«, pflegte er zu sagen, »mit dem Adamsapfel zusammen die echte Physionomie eines alten römischen Patriziers zur Zeit des Verfalls!« Darauf, scheint es, war er stolz.

Und da, ziemlich bald nach der Entdeckung des Grabes seiner Mutter, eröffnete ihm plötzlich Alescha, er wolle ins Kloster eintreten, und die Mönche seien bereit, ihn als Novizen zuzulassen. Er erklärte dabei, dies sei sein Herzenswunsch, und er bitte ihn, seinen Vater, um seine feierliche Zustimmung. Der Alte wußte bereits, daß der »Greis« Sosima, der in der klösterlichen Stille ein bußfertiges Leben

führte, auf seinen »stillen Knaben« einen besonderen Eindruck gemacht hatte.

»Dieser Greis ist natürlich bei ihnen der allerehrbarste Mönch«, murmelte er, nachdem er schweigend und nachdenklich den Alescha angehört hatte, wobei er sich indes fast gar nicht über seine Bitte erstaunt zeigte. – »Hm! . . . das ist es also, wohin es dich zieht, mein stiller Knabe!« Er war halb betrunken, und plötzlich lächelte er mit seinem langen, halb trunkenen und doch nicht der Schlauheit und der trunkenen Verschmitztheit entbehrenden Lächeln. – »Hm! . . . aber siehst du, ich habe es auch vorausgeföhlt, daß du bei etwas Derartigem enden wirst. Kannst du dir das vorstellen? Du hast es eben darauf abgesehen. Nun, was denn am Ende? Du hast ja deine Zweitausend, das ist dir die Aussteuer, ich aber werde dich, mein Engel, schon niemals im Stich lassen. Ja, und auch jetzt werde ich für dich dort einzahlen, was sich geböhrt – wenn sie das verlangen. Nun, aber wenn sie es nicht verlangen, weshalb sollen wir uns dann aufdrängen? Ist es nicht so? Siehst du, du gibst Geld aus ganz wie ein Kanarienvögelchen, zwei Körnchen in der Woche . . . Hm! . . . weißt du, bei einem Kloster ist eine Ansiedlung vor der Stadt, und allen ist es schon dort bekannt, daß in ihr nur »Klostergattinnen« wohnen, so nennt man sie dort, dreißig Stück Weiber, glaube ich . . . ich war dort, und weißt du, es ist interessant, in seiner Art versteht sich, im Sinne der Abwechslung. Schlecht ist es nur damit bestellt, daß ein schrecklicher »Russismus« dort herrscht: Französinnen sind dort noch gar nicht, sie könnten aber dort sein, die Mittel sind ja beträchtlich. Wenn die Französinnen erfahren, daß da Mittel sind, werden sie schon kommen. Nun, hier ist nichts Derartiges, hier gibt es keine Klostergattinnen, dafür aber Mönche, Stücker zweihundert. Es geht ehrbar zu, sie halten ihre Fasten, ich gebe das zu, hm! . . . So willst du also zu den Mönchen? Aber siehst du, es ist mir leid um dich, in Wahrheit, glaubst du – ich habe dich liebgewonnen . . . Im übrigen, das kommt ganz zur rechten Zeit: du wirst beten für uns Sünder, allzusehr haben wir schon gesündigt hier. Ich habe immer darüber nachgedacht: wer wird es denn sein, der irgendeinmal für mich beten wird? Gibt es auf der Welt einen solchen Menschen? Du lieber Junge, siehst du, es ist furchtbar, wie dumm ich in dieser Hinsicht bin! Du glaubst das vielleicht nicht? Fürchterlich! Siehst du nun: ich bin darin eigentlich gar nicht dumm, ich denke immer, immer denke ich, bisweilen versteht sich, natürlich nicht immer. Siehst du, es ist unmöglich, so denke ich, daß die Teufel vergessen werden, mich mit ihren Haken zu sich zu schleifen, wenn ich sterbe. Nun siehst du, ich denke dann: Haken? Aber woher nehmen sie die denn? Woraus sind sie? Aus Eisen? Wo schmie-

den sie sie denn? Haben sie denn dort wohl eine Fabrik? Siehst du, dort im Kloster, da vermuten die Mönche wahrscheinlich, daß die Hölle z. B. eine Decke habe, eine Zimmerdecke. Ich aber, siehst du, habe nichts dagegen, an die Hölle zu glauben, nur muß sie ohne Decke sein; es macht sich so delikater, sieht weniger abergläubisch aus, mehr in der Art der Lutheraner, sozusagen. Aber in Wirklichkeit, ist es denn nicht einerlei: mit oder ohne Decke? Denn siehst du wohl, hierin beruht diese ganze verfluchte Frage! Denn wenn keine Decke da ist, so werden wohl auch keine Haken da sein; wenn aber keine Haken, so fällt auch wohl das andere fort. Das heißt, das ist dann wiederum unwahrscheinlich: Wer wird mich dann an Haken ziehen? Denn wenn man mich schon nicht an Haken in die Hölle schleifen wird, was wird dann sein? Wo ist dann Gerechtigkeit auf der Welt? Man müßte sie erfinden, diese Haken, für mich besonders, für mich allein, denn wenn du wüßtest, Alescha, was ich für ein Schandkerl bin!« – »Ja, dort gibt es keine Haken«, sprach still und ernst auf den Vater blickend Alescha.

»So, so! Also nur die Schatten von Haken. Ich weiß, ich weiß, das ist so, wie ein Franzose die Hölle zu beschreiben pflegte: ›Ich sah den Schatten eines Kutschers, der mit dem Schatten einer Bürste den Schatten eines Wagens strich!‹ Du, mein Täubchen, woher weißt du denn eigentlich, daß es dort keine Haken gibt? Wenn du erst einmal bei den Mönchen sein wirst, wirst du anders singen. Aber im übrigen: gehe nur, arbeite dich dort bis zur Wahrheit durch, ja, und komm dann erzählen: gleichwohl wird es leichter sein, in jene Welt einzugehen, wenn man wenigstens weiß, was dort eigentlich los ist. Ja, und es wird auch für dich geziemender sein, bei den Mönchen zu leben, als bei mir, einem betrunkenen, alten Kerl, ja, mit Dirnen . . . obgleich zu dir wie zu einem Engel nichts hingelangt. Nun, vielleicht wird auch dort nichts bis zu dir hindringen. Siehst du, das ist es gerade, weshalb ich dir auch meine Erlaubnis gebe, weil ich gerade auf letzteres hoffe. Deinen Verstand hat noch nicht der Teufel aufgefressen. Du wirst entflammen und erlöschen. Du wirst genesen und zurückkehren. Ich aber werde dich erwarten. Siehst du, ich fühle es ja, daß du der einzige Mensch auf der Welt bist, der mich nicht verdammt, du mein lieber Junge. Siehst du, ich fühle das, wie soll ich denn das nicht fühlen!«

Und er begann sogar zu flennen. Er war sentimental, er war bösigartig und dabei doch sentimental.

Vielleicht denkt einer oder der andere von den Lesern, mein junger Mensch sei ein krankhaftes, ekstatiches, schwach entwickeltes Wesen, ein bleicher Grübler, ein abgezehrter und kraftloser Mensch. Im Gegenteil! Alescha war zu dieser Zeit stattlich, rotwangig, mit hellem Blick, ein gesundheitstrotzender neunzehnjähriger Jüngling. Er war zu dieser Zeit sogar sehr hübsch, kräftig, gut gewachsen, von mittelhoher Gestalt, dunkelblond, mit regelmäßigem, wenn auch ein wenig länglichem Gesichtsoval, mit leuchtenden, weit offenstehenden Augen, sehr gedankenvoll und augenscheinlich sehr ruhig. Man wird vielleicht einwenden: rote Backen hindern keineswegs daran, Fanatiker oder Mystiker zu sein, mir aber scheint es, als ob Alescha ganz im Gegenteil mehr als irgendwer ein Mann der Wirklichkeit gewesen sei. O natürlich, im Kloster glaubte er durchaus an Wunder; aber meiner Ansicht nach bereiteten Wunder niemals einem Menschen der Wirklichkeit irgendwelche Verlegenheit. Nicht die Wunderbewegen den mit Wirklichkeitssinn Begabten zum Glauben. Der wahrhaft mit Wirklichkeitssinn Begabte wird vielmehr, wenn er nicht gläubig ist, immer in sich die Kraft und die Fähigkeit finden, auch dem Wunder nicht zu glauben. Und wenn das Wunder vor ihm stehen wird als eine unbestreitbare Tatsache, so wird er eher seinen Sinnen mißtrauen, als diese Tatsache zugeben. Wenn er sie aber auch zugeben wird, so wird er sie zugeben als eine natürliche Tatsache, die ihm nur bis dahin unbekannt gewesen war. In dem mit Wirklichkeitssinn Begabten wird der Glaube nicht durch das Wunder geboren, vielmehr das Wunder durch den Glauben. Wenn aber der mit Wirklichkeitssinn Begabte einmal gläubig ist, so muß er gerade wegen seines Wirklichkeitssinnes unbedingt auch das Wunder zugeben. Der Apostel Thomas erklärte, er werde nicht eher glauben, als bis er gesehen habe. Und als er gesehen hatte, sprach er: »Mein Herr und mein Gott!« Hat ihn etwa das Wunder gezwungen zu glauben? Sehr wahrscheinlich ist dem nicht so. Er glaubte vielmehr nur einzig und allein deshalb, weil er zu glauben wünschte und vielleicht schon völlig gläubig war im geheimen Untergrund seines Wesens, sogar damals schon, als er ausrief: »Ich werde nicht glauben, bevor ich nicht sehen werde!«

Man wird vielleicht sagen, Alescha sei stumpfsinnig gewesen, unentwickelt, er habe die Schule nicht beendet und so weiter. Daß er die Schule nicht beendigte, entspricht der Wahrheit. Es wäre aber eine große Ungerechtigkeit, zu behaupten, er sei stumpf oder dumm gewesen. Ich wiederhole einfach, was ich schon weiter oben sagte: er

betrat diesen Weg einzig und allein deshalb, weil er allein ihm zu dieser Zeit Anreiz gab und ihm mit einem Male das ganze Ideal eines Auswegs darbot für seine Seele, die aus dem Dunkel zum Lichte rang. Hinzu kommt, daß er zum Teil wenigstens schon ein Jüngling unserer letzten Zeit war, das heißt: einer, der ehrenhaft von Haus aus nach Wahrheit verlangt, sie sucht, an sie glaubt, und wenn er einmal den Glauben an sie faßte, nun auch sogleich unmittelbaren Anteil an ihrer Verwirklichung beansprucht und mit der ganzen Kraft seiner Seele nach rascher Tat hinstrebt und unbedingt bereit ist, wenn es sein müsse, auch schon alles zu opfern für sein Eintreten für die Wahrheit, selbst das Leben. Zugegeben, unglücklicherweise begreifen diese Jünglinge nicht, daß das Opfer des Lebens vielleicht das allerleichteste ist von allen Opfern in der Mehrzahl solcher Fälle, wie z. B. von ihrem jugendsprühenden Leben fünf bis sechs Jahre zu opfern auf eine schwere, mühevollte Lehrzeit, auf die Wissenschaft, sei es auch nur darum, um in sich selber die Kräfte zu verzehnfachen, um derselben Wahrheit zu dienen und demselben Eintreten für sie, das man erwählt hatte und das zu vollbringen man sich vornahm. Einem solchen Opfer erweisen sich indes viele von ihnen immer wieder überhaupt nicht gewachsen. Alescha hatte nur den entgegengesetzten Weg gewählt, aber mit ganz demselben Durst nach raschem Eintreten für die Wahrheit. Kaum war er, als er ernstlich darüber nachdachte, erschüttert worden von der Überzeugung, daß Gott und die Unsterblichkeit wirklich sind, so sagte er sich natürlich auch schon alsogleich: »Ich will leben für die Unsterblichkeit, einen halben Kompromiß nehme ich aber nicht an!« Ganz ebenso wäre er, wenn er entschieden hätte, es gäbe keine Unsterblichkeit und keinen Gott, auf der Stelle unter die Atheisten und Sozialisten gegangen. Denn der Sozialismus ist nicht nur eine Arbeiterfrage oder die des sogenannten Vierten Standes, vielmehr im eminenten Sinne eine atheistische Forderung: die Frage nach der derzeitigen Verwirklichung des Atheismus, die Frage des babylonischen Turmes, der ja gerade ohne Gott erbaut ward, nicht um den Himmel von der Erde aus zu erreichen, vielmehr um den Himmel zur Erde hinabzudrücken. Alescha erschien es nur seltsam und unmöglich, so zu leben wie vorher. Es ist gesagt: »Verteile alles und gehe mir nach, wenn du vollkommen sein willst!« Und Alescha sagte sich nun: »Ich kann doch nicht statt ›allem‹ zwei Rubel geben und statt ›gehe mir nach‹ nur zur Messe gehen!« Aus den Erinnerungen seiner frühen Kinderjahre hatte sich vielleicht etwas erhalten von unserem vor der Stadt gelegenen Kloster, wohin die Mutter mit ihm zur Messe gefahren sein konnte. Vielleicht wirkten auch die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne vor dem Heiligen-

bilde, zu dem ihn seine kranke Mutter emporgestreckt hatte. In Gedanken versunken kam er damals zu uns, vielleicht nur um zuzuschauen: Ist dort alles, oder sind auch dort nur zwei Rubel? – Da begegnete er im Kloster diesem »Greise« . . .

Dieser Greis war, wie ich schon oben bemerkt hatte, Sosima. Es wäre nun am Platze, einige Worte darüber zu sagen, was denn eigentlich die »Greise« in unseren Klöstern sind, und da bedaure ich, daß ich mich in dieser Sache nicht sachkundig und nicht beschlagen genug fühle. Ich will indes versuchen, mit kurzen Worten und in oberflächlicher Weise eine Erklärung zu geben. Erstens behaupten nun im besonderen unterrichtete und fachkundige Leute, daß die »Greise« bei uns in unseren Klöstern erst vor gar nicht langer Zeit aufkamen, es seien nicht einmal hundert Jahre vergangen, während im ganzen rechtgläubigen Osten, besonders auf dem Sinai und dem Berge Athos, sie schon länger als tausend Jahre existierten. Man versichert, diese Einrichtung habe auch bei uns in Rußland in den allerältesten Zeiten des Tatarenjoches bestanden oder hätte wenigstens unbedingt bestehen müssen, sie sei aber in Vergessenheit geraten infolge der Unbilden, die über Rußland kamen, der fortwährenden Aufstände, der Unterbrechung der früheren Verbindungen mit dem Osten nach dem Fall Konstantinopels. Diese Einrichtung sei aber am Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns wiederum aufgekommen durch einen von den großen »Gottesstreitern« (so nannte man ihn), den Paisi Welitschkowski, und seine Schüler. Aber auch jetzt noch, nach fast hundert Jahren, finden sich diese »Greise« keineswegs in vielen Klöstern, und ihr Aufkommen begegnete, als eine für Rußland unerhörte Neuheit, zeitweilig fast Verfolgungen. Insonderheit blühte diese Einrichtung bei uns in Rußland in dem berühmten Kloster »Koselsky Optyna«. Wann und durch wen sie sich auch in unserem vor der Stadt gelegenen Kloster eingebürgert hatte, kann ich nicht sagen. Es ward in ihm aber bereits die dritte Generation von »Greisen« gezählt, und Sosima war von ihnen der letzte; aber auch er starb schon fast vor Schwäche und Krankheit, und man wußte nicht, durch wen man ihn ersetzen sollte. Es war dies für unser Kloster eine sehr wichtige Frage, weil es bis dahin durch nichts Besonderes bekannt war. In ihm gab es weder Reliquien heiliger Helfershelfer noch in wunderbarer Weise aufgefundenene wundertätige Heiligenbilder, ja, es war nicht einmal durch irgendwelche Überlieferung mit unserer Geschichte verknüpft: man schrieb unserem Kloster weder geschichtliche Taten zu noch Verdienste um unser Vaterland. Es blühte aber und war über ganz Rußland berühmt wegen der »Greise«. Um sie zu sehen und zu hören, kamen zu uns die Pilger in Haufen zusammengeströmt aus ganz Rußland und

von mehreren tausend Werst Entfernung her. Was ist aber denn eigentlich ein »Greis«? »Greis« – das ist einer, der unsere Seele und unseren Willen in seine Seele und in seinen Willen aufnimmt. Wenn wir einen »Greis« erwählt haben, sagten wir uns damit von unserem Willen los und gaben uns ihm in vollem Gehorsam unter völliger Selbstentsagung. Diese Prüfung, diese furchtbare Schule des Lebens, nimmt der, der dies Gelübde ablegt, freiwillig auf sich in der Hoffnung, nach langen Prüfungen sich selber zu überwinden, sich so weit selber zu beherrschen, daß er endlich durch den Gehorsam seines ganzen Lebens schon vollständige Freiheit zu erreichen vermöchte, das heißt Freiheit vor sich selber: um dem Los derer zu entgehen, die ihr ganzes Leben lebten, ohne sich selber jemals zu finden. Diese Einrichtung, die der »Greise«, ist nicht eine theoretische, vielmehr ward sie im Osten aus der Praxis hergeleitet, die zu unserer Zeit schon tausendjährig ist. Die Verpflichtung dem Greise gegenüber ist nicht das, was gewöhnlicher Gehorsam genannt wird: der ist immer gewesen, auch in unseren russischen Klöstern. Da wird vielmehr eine ewige Beichte aller anerkannt, die dem Greise sich hingaben, und ein unzerstörbares Band zwischen dem Bindenden und dem Gebundenen. Man erzählt sich z. B., in den ältesten Zeiten des Christentums sei einer, der einem »Greise« Gehorsam gelobt, aber irgendein Gebot, das der ihm auferlegte, nicht erfüllt hatte, von ihm aus dem Kloster weggegangen und in ein anderes Land gekommen, aus Syrien nach Ägypten; dort sei er endlich nach langen und großen Taten gewürdigt worden, Martern zu erdulden und den Tod um den Glauben zu erleiden. Als aber die Kirche seinen Leib bestattete – und man hielt ihn bereits für einen Heiligen –, rückte plötzlich beim Ausruf des Diakons: »Noch nicht in unsere Gemeinschaft Aufgenommene, verlasset den Tempel!« der Sarg mit dem in ihm liegenden Leibe des Märtyrers vom Platze fort und ward aus dem Tempel hinausgetragen. Und so dreimal. Endlich erfährt man, daß dieser heilige Schmerzensdulder sein Gehorsamsgelübde gebrochen hatte und von seinem »Greise« weggegangen war, und ihm deshalb ohne Erlaubnis des Greises nicht verziehen werden konnte, ungeachtet selbst seiner großen Taten. Als aber der herbeigerufene »Greis« ihn vom Gehorsam losgesprochen hatte, da erst konnte seine Bestattung vorgenommen werden. Natürlich ist das alles nur eine alte Legende. Es war aber auch unlängst ein solcher Fall: Einer von unseren zeitgenössischen Mönchen suchte auf dem Athos seinem Seelenheil zu leben, und plötzlich befahl ihm sein »Greis«, den Athos zu verlassen, den er bis zur Tiefe seiner Seele wie ein Heiligtum liebgewonnen hatte, wie einen stillen Zufluchtsort, und zuerst nach Jerusalem zu wallfahren, um den heiligen Stätten seine Ehr-

furcht zu erweisen, und dann nach Rußland zurückzukehren, nach dem Norden, nach Sibirien. »Da bist du an deinem Platze, nicht hier!« Der tief erschütterte und von Kummer gebeugte Mönch erschien in Konstantinopel bei dem ökumenischen Patriarchen und bat ihn, sein Gehorsamsgelübde zu lösen. Und da antwortete ihm der höchste Kirchenfürst: nicht nur er, der ökumenische Patriarch, sei außerstande, ihn von seinem Gehorsamsgelübde loszusprechen, es sei auch auf der ganzen Welt keine solche Macht und könne auch nicht sein, die ihn von seiner Gehorsamspflicht befreien könnte, wenn die ihm einmal auferlegt worden sei von einem »Greise«, ausgenommen allein der Macht des »Greises« selber, der diese Pflicht ihm auferlegt hatte. So sind denn die »Greise« mit einer in gewissen Fällen unbegrenzten und unergründlichen Macht begabt. Das ist es denn auch, weshalb bei uns in vielen Klöstern die »Greise« fast einer Verfolgung begegneten. Dabei begann man im Volke gleich von Anfang an die »Greise« sehr hoch zu achten. Zu den »Greisen« unseres Klosters kamen z. B. sowohl die einfachsten als auch die allerangesehensten Leute herbeigeströmt, um sich vor ihnen zu beugen, ihnen ihre Zweifel zu beichten, ihre Sünden, ihre Leiden, und Rat und Belehrung von ihnen zu erflehen. Als dies die Gegner der »Greise« sahen, schrien sie zugleich mit anderen Beschuldigungen, es werde hier eigenmächtig und leichtsinnig das Sakrament der Beichte erniedrigt – obgleich die ununterbrochene Beichte eines Novizen oder eines Laien durchaus nicht wie ein Sakrament vor sich geht. Indes behielt schließlich die Einrichtung des »Greisentums« die Oberhand, und die »Greise« machten sich allmählich in den russischen Klöstern ansässig. Die Wahrheit ist am Ende die, daß auch dies erprobte und schon tausendjährige Werkzeug zur sittlichen Wiedergeburt des Menschen aus der Knechtschaft zur Freiheit und zur sittlichen Selbstvervollkommnung sich in ein zweischneidiges Schwert verwandeln kann, das am Ende noch manch einen statt zur Demut und endgültigen Selbstbeherrschung im Gegenteil zu satanischem Hochmut hinzuführen vermag, das heißt zu Ketten und nicht zur Freiheit.

Der Greis Sosima war 65 Jahre alt, aus Gutsbesitzerskreisen hervorgegangen, einstmals, in ganz jungen Jahren, Soldat gewesen und hatte im Kaukasus als Offizier gedient. Unzweifelhaft machte er auf Alescha einen so erschütternden Eindruck durch irgendeine besondere Eigenschaft seiner Seele. Alescha lebte sogar in der Zelle des Greises, der ihn sehr liebgewonnen und ganz zu sich genommen hatte. Man muß bemerken, daß Alescha, als er damals im Kloster lebte, noch durch nichts gebunden war, daß er ausgehen konnte, wohin er wollte, sei es auch für ganze Tage, und wenn er eine Kutte trug, so geschah

das freiwillig, um sich nicht von den andern im Kloster zu unterscheiden. Indes gefiel ihm das natürlich auch so. Vielleicht wirkte auf die junge Vorstellungskraft des Alescha ganz besonders diese Kraft und der Ruhm, der beständig seinen »Greis« umgab. Viele behaupteten, Sosima habe dadurch, daß er schon so viele Jahre alle zu sich ließ, die zu ihm gekommen waren, um ihr Herz auszuschütten, und die es dürstete nach seinem Rate und nach einem heilenden Worte von ihm, derart viel Bekenntnisse der Reue und Buße in seine Seele aufgenommen, daß er schließlich einen so feinen Scharfblick erlangt hatte, daß er bei dem ersten Hinschauen auf das Gesicht eines Unbekannten, der zu ihm gekommen war, erraten konnte, weshalb der gekommen sei, was jenem nötig sei, sogar welcher Art Qualen sein Gewissen folterten, und daß er den Ankömmling bisweilen in Staunen, Verlegenheit und fast in Schrecken setzte dadurch, daß er sein Geheimnis bereits wußte, bevor der noch ein Wort hervorgebracht hatte. Dessenungeachtet hatte Alescha indes fast stets bemerkt, daß viele, beinahe alle, die zum ersten Male zum »Greise« gekommen waren, um mit ihm unter vier Augen zu sprechen, in Furcht und Unruhe eintraten, aber fast immer hell und freudig von ihm gingen und daß dabei das allerfinsterste Gesicht sich in ein glückliches verwandelt hatte. Auf Alescha machte überhaupt auch der Umstand einen außerordentlichen Eindruck, daß der Greis ganz und gar nicht streng war; im Gegenteil, er war fast immer heiter im Verkehr. Die Mönche pflegten von ihm zu sagen, er hänge sich mit seiner Liebe gerade an den, der sündiger sei als die anderen, und wer sündiger sei als alle, den gewinne er auch lieber als alle anderen. Unter den Mönchen fanden sich, und das bis ans Lebensende des Greises, auch solche, die ihn neideten und haßten; es waren ihrer aber schon weniger geworden, obgleich sich unter ihnen einige im Kloster sehr angesehene und wichtige Persönlichkeiten befanden, wie z. B. einer der ältesten Mönche, ein großer Schweiger und ungewöhnlicher Faster. Aber dessenungeachtet stand die überwiegende Mehrzahl aller Mönche zweifellos auf seiten des Greises Sosima, und von ihnen liebten ihn sogar sehr viele von ganzem Herzen feurig und aufrichtig; einige waren ihm sogar auf fast fanatische Art zugetan. Solche pflegten geradezu herauszusagen, übrigens nicht völlig laut: er sei ein Heiliger, daran sei kein Zweifel mehr erlaubt, und sein baldiges Ende voraussehend, erwarteten sie sogar unmittelbare Wunder und großen Ruhm in der allernächsten Zukunft für das Kloster von seiten des Entschlafenen. An die Wunderkraft des Greises glaubte auch Alescha unerschütterlich, ganz ebenso wie er an die Erzählung von dem Sarg, der aus der Kirche geflogen sei, glaubte. Er sah, daß viele, die mit Kranken, ihren Kindern oder erwachsenen

Angehörigen gekommen waren und gefleht hatten, der Greis möge ihnen die Hände auflegen und über ihnen ein Gebet sprechen, in Kürze, manche sogar schon am nächsten Tage, zurückkehrten und unter Tränen vor dem Greise niederfallend ihm Dank sagten für die Heilung ihrer Kranken. Ob nun diese Heilung eine tatsächliche gewesen war, oder ob es sich nur um eine natürliche Besserung im Verlaufe der Krankheit handelte – für Alescha gab es darin keine Frage. Denn er glaubte völlig an die geistige Kraft seines Lehrers, und dessen Ruhm empfand er wie seinen eigenen Triumph. Besonders aber erbebte ihm sein Herz und strahlte er förmlich, wenn der Greis hinausschritt zu dem Haufen der bei den Toren der Einsiedelei seinen Ausgang erwartenden Pilger aus dem einfachen Volke, die nur, um den Greis zu sehen und sich von ihm segnen zu lassen, aus ganz Rußland herbeigeströmt waren. Sie warfen sich vor ihm nieder, sie weinten, küßten seine Füße, küßten die Erde, auf der er stand, brachen in lautes Weinen aus, und die Weiber streckten ihm ihre Kinder entgegen und führten an Fallsucht Leidende herbei. Der Greis unterhielt sich mit ihnen allen, sprach über ihnen ein kurzes Gebet, segnete sie und entließ sie. In der letzten Zeit war er bisweilen durch die Anfälle seiner Krankheit so schwach, daß er kaum die Kraft hatte, aus seiner Zelle hervorzutreten, und die Pilger manchmal im Kloster mehrere Tage hintereinander seinen Ausgang erwarteten. Für Alescha bildete es gar keine Frage, weshalb sie ihn so liebten, weswegen sie sich vor ihm niederwarfen und vor Rührung weinten, wenn sie nur sein Antlitz erschaut hatten. Oh, er verstand vortrefflich, daß für die demütige Seele des einfachen russischen Volkes, die erschöpft ist von Arbeit und Kummer, und was die Hauptsache ist, von immerwährender Ungerechtigkeit und nie endenden Sünden, sowohl ihren eigenen wie von der Sünde der Welt, es kein stärkeres Bedürfnis und keinen mächtigeren Trost gäbe, als eine heilige Stätte zu finden oder einen Heiligen, niederzufallen vor ihm und sich ihm zu neigen: »Wenn auf uns Sünde lastet, Unrecht und Versuchung, so ist gleichwohl auf Erden irgendwo einer, der heilig ist und höher als wir: bei dem gibt es dafür Gerechtigkeit, der kennt dafür die Wahrheit. Und das bedeutet doch: sie stirbt nicht aus auf Erden, sie wird demnach einstmals auch zu uns übergehen und herrschen auf der ganzen Erde, wie es verheißen ward!« Es wußte Alescha, daß gerade so das Volk fühlt und sogar so urteilt. Er begriff das. Daß aber der Greis Sosima auch eben dieser selbige Heilige sei, dieser Hüter der göttlichen Gerechtigkeit in den Augen des Volkes – daran zweifelte er selber nicht im geringsten – ebensowenig wie diese weinenden Bauern und ihre kranken Weiber, die dem Greise ihre Kinder entgegenstreckten. Auch die Überzeugung

davon, daß der Greis nach seinem Tode dem Kloster ungewöhnlichen Ruhm verschaffen werde, herrschte in der Seele des Alescha vielleicht sogar noch stärker als in der Seele irgendeines im Kloster. Und überhaupt diese ganze letzte Zeit hindurch brannte ein geheimnisvolles, tiefinneres, flammendes Entzücken immer mächtiger empor in seinem Herzen. Es machte ihn dabei nicht im geringsten stutzig, daß dieser Greis trotz alledem vor ihm stand als ein Einziger: »Das hat nichts zu sagen: er ist ein Heiliger, in seinem Herzen ruht das Geheimnis der Erneuerung für uns alle, jene Macht, die am Ende noch die Gerechtigkeit auf Erden wiederherstellen wird, und alle werden sie dann Heilige sein, und sie werden einander lieben, und es wird nicht reich noch arm sein, nicht hoch noch niedrig, alle werden sie vielmehr sein wie Gotteskinder, und es wird hereinbrechen das wahrhaftige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus!« Das war es, wovon das Herz Aleschas träumte.

Es scheint, auf Alescha übte einen mächtigen Eindruck die Ankunft seiner beiden Brüder, die er bis dahin überhaupt nicht gekannt hatte. Mit seinem Bruder Dmitri Fjedorowitsch befreundete er sich rascher und trat ihm näher, obgleich er später gekommen war, als mit seinem anderen, von derselben Mutter geborenen Bruder Iwan Fjedorowitsch. Er war furchtbar darauf gespannt, seinen Bruder Iwan kennenzulernen. Der aber lebte schon zwei Monate dort, und obgleich sie einander ziemlich häufig sahen, waren sie sich trotzdem noch nicht nähergetreten: Alescha war selber schweigsam, und es schien, als erwarte er irgend etwas, oder als schäme er sich wegen irgend etwas. Der Bruder Iwan aber (wenn Alescha auch anfangs seine langen und neugierigen Blicke auf sich gerichtet sah) gab es, so scheint es, bald auf, von ihm überhaupt Notiz zu nehmen. Alescha bemerkte das mit einer gewissen Bestürzung. Er schrieb die Gleichgültigkeit seines Bruders dem Unterschied in ihrem Alter und besonders in ihrer Bildung zu. Alescha glaubte indes auch noch etwas anderes: ein so geringes Interesse und so geringe Teilnahme an ihm ging vielleicht bei Iwan auch von irgend etwas aus, das Alescha völlig unbekannt sei. Ihm schien es immer aus irgendeinem Grunde, Iwan sei von etwas ganz Bestimmtem in Anspruch genommen, von etwas Innerlichem und Wichtigem, er strebe nach irgendeinem Ziele hin, das vielleicht sehr schwer zu erreichen sei, so daß er für seinen Bruder keinen Gedanken übrig habe, und daß das gerade auch jene einzige Ursache sei, weswegen er auf ihn, Alescha, zerstreut hinblickte. Auch darüber verlor sich Alescha in Gedanken: ob da nicht irgendeine Verachtung dahinterstecke gegen ihn, den einfältigen Novizen, von seiten des gelehrten Atheisten. Alescha wußte ja genau, daß sein Bruder Atheist sei. Über solche Verachtung nun,

wenn sie auch Tatsache gewesen wäre, hätte er sich zwar nicht gekränkt fühlen können, aber dessenungeachtet wartete er in einer ihm selber unverständlichen und ihn tief erregenden Unruhe darauf, wann sein Bruder ihm näherzutreten gewillt sein werde. Der Bruder Dmitri äußerte sich über den Bruder Iwan mit großer Hochachtung und sprach von ihm mit einem ganz besonderen Eingehen auf seine Persönlichkeit. Von Dmitri erfuhr auch Alescha alle Einzelheiten über die wichtige Angelegenheit, die zu dieser Zeit seine beiden älteren Brüder durch ein besonders enges Band vereinigte. Die begeisterten Auslassungen des Dmitri über seinen Bruder Iwan erschienen Alescha um so bemerkenswerter, als Dmitri im Vergleich zu Iwan ein fast ganz ungebildeter Mensch war und, wenn man beide einander gegenüberstellte, sie scheinbar einen so schreienden Gegensatz darstellten an Persönlichkeit und Charakter, daß es vielleicht überhaupt unmöglich war, sich zwei einander unähnlichere Menschen vorzustellen.

Und gerade zu dieser Zeit fand auch jenes Wiedersehen oder besser gesagt jene Zusammenkunft aller Mitglieder dieser unstimmgigen Familie in der Zelle des Greises statt, die einen so außerordentlichen Einfluß auf Alescha ausüben sollte. Die angegebene Veranlassung zu dieser Zusammenkunft war in Wirklichkeit eine falsche. Damals nämlich hatten die Streitigkeiten wegen der Erbschaft und der Rechnungsablage über sein Vermögen zwischen Dmitri Fjedorowitsch und seinem Vater Fjedor Pawlowitsch augenscheinlich einen unmöglichen Charakter angenommen. Die Beziehungen zwischen ihnen spitzten sich mehr und mehr zu und wurden unerträglich. Fjedor Pawlowitsch, so scheint es, regte als erster, und wie es aussah, nur im Scherze den Gedanken an, sie alle sollten sich in der Zelle des Greises treffen, und wenn sie auch nicht gerade Zuflucht zu nehmen brauchten zu dessen unmittelbarer Vermittlung, so würden sie dennoch irgendwie anständiger miteinander verhandeln, wobei der Rang und die Persönlichkeit des Greises Ehrfurcht einflößen und im versöhnenden Sinne wirken müsse. Dmitri Fjedorowitsch, der niemals beim Greise gewesen war und ihn sogar niemals gesehen hatte, glaubte natürlich, man wolle ihn durch den Greis irgendwie einschüchtern; weil er sich aber auch selber insgeheim Vorwürfe machte wegen vieler besonders heftiger Ausfälle im Streite mit seinem Vater, so nahm er die Einladung trotzdem an. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß er nicht im Hause des Vaters wohnte, vielmehr für sich und am anderen Ende der Stadt. Es traf sich nun, daß Peter Alexandrowitsch Miussoff, der damals bei uns lebte, sich besonders für diese Idee des Fjedor Pawlowitsch begeisterte. Ein Liberaler der vierziger und fünfziger Jahre, Freigeist und Atheist, nahm er vielleicht aus Langeweile, vielleicht aber auch zu leichtsinniger

Kurzweil an dieser Angelegenheit ein außerordentliches Interesse. Es erwachte plötzlich in ihm das Verlangen, das Kloster mit dem »Heiligen« durch Augenschein kennenzulernen. Da seine alten Streitigkeiten mit dem Kloster noch andauerten und der Prozeß über die Abgrenzung ihrer Besitztümer und irgendwelche Rechte, Holz zu fällen in einem Walde und Fische zu fangen in einem Flusse usw., sich noch immer hinschleppte, so beeilte er sich, dies auszunutzen unter dem Vorwande, er möchte selber mit dem Vater Klostervorstand in Unterhandlung treten: ob man nicht ihre Streitigkeiten irgendwie in Freundschaft beilegen könnte. Einen Besucher mit so edlen Absichten mußte man natürlich im Kloster aufmerksamer und zuvorkommender empfangen als einen nur Neugierigen. Infolge aller dieser Berechnungen könnte man wohl auch irgendeinen inneren Einfluß im Kloster auf den kranken Greis ausüben, der die letzte Zeit über schon fast gar nicht mehr seine Zelle verließ und seiner Krankheit wegen sogar seinen gewohnten Besuchern den Zutritt versagte. Es endigte schließlich damit, daß der Greis seine Einwilligung gab und der Tag festgesetzt ward. »Wer hat mich denn eigentlich dazu berufen, zwischen Ihnen zu schlichten?« Das war alles, was der Greis lächelnd zu Alescha sprach.

Als Alescha von dieser Zusammenkunft erfuhr, geriet er in große Bestürzung. Wenn einer von denen, die da miteinander stritten und sich zu widerlegen suchten, allenfalls mit Ernst auf diese Zusammenkunft hinblickte, so war das zweifellos nur der eine Bruder, Dmitri; alle anderen aber würden dahin kommen nur aus leichtsinniger und vielleicht auch für den Greis beleidigender Absicht – das war es, was Alescha gleich begriff. Bruder Iwan und Miussoff werden aus Neugierde kommen, und vielleicht der allerrohesten. Sein Vater aber vielleicht nur, um irgendeine närrische oder pathetische Szene zu spielen. Oh, wenn auch Alescha schwieg, so kannte er doch schon seinen Vater zur Genüge. Ich wiederhole es, dieser Knabe war durchaus nicht so naiv, wie alle ihn hielten. Mit schweren Gefühlen erwartete er den angesetzten Tag. Unzweifelhaft grämte er sich in seinem Herzen sehr darum, daß alle diese Familienzwiseigkeiten irgendwie ein Ende nehmen möchten. Nichtsdestoweniger galt seine hauptsächlichste Sorge dem Greise: er zitterte für ihn, für seinen Ruhm, er fürchtete Beleidigungen für ihn, besonders die feinen, höflichen Verhöhnungen des Miussoff und die unausgesprochenen »von oben herab« von seiten des gelehrten Iwan. So stellte sich ihm das alles vor. Er wollte es sogar darauf ankommen lassen, den Greis vorzubereiten, ihm irgend etwas sagen über diese Leute, die da zu ihm kommen werden. Er besann sich aber und schwieg. Er ließ nur am Vorabend des angesetzten Tages durch einen Bekannten seinem Bruder Dmitri mitteilen, daß er ihn sehr liebe und von ihm die

Ausführung des Versprochenen erwarte. Dmitri dachte nach, weil er sich an nichts entsinnen konnte, was er ihm Derartiges versprochen habe, und antwortete nur in einem Briefe, er werde sich mit allen Kräften »der Niedertracht gegenüber« beherrschen, und wenn er auch den Greis und seinen Bruder Iwan hochachte, so sei er doch überzeugt, daß es sich da entweder um irgendeine ihm gestellte Falle handle oder um eine unwürdige Komödie. »Dessenungeachtet werde ich eher meine Zunge verschlucken, als es vor dem heiligen Manne, den du so verehrst, an Ehrfurcht mangeln lassen!« so endigte Dmitri sein Briefchen. Es gab Alescha nicht allzusehr Hoffnung.

ZWEITES BUCH

Eine nicht angebrachte Zusammenkunft

1

Sie kamen im Kloster an

Ein schöner, warmer und klarer Tag war es gegen Ende August. Die Zusammenkunft mit dem Greise war sogleich nach der Spätmesse, ungefähr um die Mitte der zwölften Stunde, festgesetzt worden. Unsere Klosterbesucher geruhten indes nicht zur Messe zu erscheinen, sie trafen vielmehr pünktlich nach deren Beendigung ein. In zwei Equipagen kamen sie angefahren: in der ersten, einem eleganten Landauer, vor den ein Paar kostbare Pferde gespannt waren, langte Peter Alexandrowitsch an mit einem entfernten Verwandten, einem sehr jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren, Peter Phomitsch Kalganoff. Dieser junge Mensch bereitete sich vor, in die Universität einzutreten; Miussoff aber, bei dem er vorderhand aus irgendwelchem Grunde lebte, suchte ihn zu verführen, mit ihm nach dem Auslande zu fahren, nach Zürich oder Jena, um dort in die Universität einzutreten und den Lehrgang zu beendigen. Der junge Mann hatte sich noch nicht entschieden. Er war nachdenklich und wie zerstreut. Er hatte ein angenehmes Gesicht, einen kräftigen Körperbau und war ziemlich hoch gewachsen. In seinem Blick machte sich bisweilen eine seltsame Unbeweglichkeit bemerkbar: wie alle sehr zerstreuten Menschen blickte er einem manchmal fortdauernd gerade ins Gesicht und sah einen dabei gar nicht an. Er war schweigsam und ein wenig unbeholfen, es kam aber vor – übrigens nur unter vier Augen –, daß er plötzlich sehr gesprächig ward, lebhaft und lachlustig, wobei er bisweilen, Gott weiß worüber, auflachte. Seine Angeregtheit erlosch indes wieder ebenso rasch und plötzlich, wie sie gekommen war. Er war sehr gut und sogar mit Geschmack gekleidet; er besaß bereits ein gewisses unabhängiges Vermögen und erwartete ein noch bei weitem größeres. Mit Alescha war er befreundet.

In einer sehr alten, rumpelnden, aber geräumigen Droschke mit einem Paar alter, graurosa Pferde davor, die beträchtlich zurückgeblieben waren hinter dem Wagen des Miusoff, kam Fjedor Pawlowitsch angefahren mit seinem »Söhnchen« Iwan Fjedorowitsch. Dmitri Fjedorowitsch war noch am Tage vorher Tag und Stunde mitgeteilt worden, er hatte sich aber verspätet. Die Klosterbesucher ließen ihre Equipagen beim Eingang, im Klostergasthof, zurück und schritten zu

Fuß ins Klostertor. Außer Fjedor Pawlowitsch hatten, so scheint es, die drei anderen niemals ein Kloster gesehen. Miussoff war sogar vielleicht schon dreißig Jahre lang nicht einmal mehr in einer Kirche gewesen. Er blickte mit einer gewissen Neugierde umher, die dabei nicht einer gewollten Ungezwungenheit entbehrte. Für seine Beobachtung bot sich indes außer kirchlichen und wirtschaftlichen Bauten, die übrigens äußerst gewöhnlich waren, im Innern des Klosters nichts Besonderes. Aus der Kirche kamen nur noch die letzten Beter vorbeigeschritten; sie nahmen die Mütze ab und bekreuzigten sich. Unter dem einfachen Volke fanden sich auch vereinzelt Angehörige der besseren Stände: zwei bis drei Damen und ein sehr alter General. Sie alle waren im Klostergasthof abgestiegen. Die Bettler umringten sofort unsere Klosterbesucher, aber niemand gab ihnen etwas. Nur Petruscha Kalganoff nahm aus seiner Börse ein Zehnkopekenstück, und indem er sich spütete und, Gott weiß warum, verlegen ward, steckte er es einem Weibe zu, wobei er rasch raunte: »Teile es zu gleichen Teilen!« Keiner von seinen Begleitern machte ihm daraufhin irgendeine Bemerkung, so daß er gar keine Veranlassung hatte, verlegen zu werden; als er das aber bemerkt hatte, ward er erst recht verlegen.

Es war jedoch seltsam, man hätte sie eigentlich empfangen sollen und vielleicht sogar mit einer gewissen Feierlichkeit: einer von ihnen hatte doch noch unlängst tausend Rubel gespendet, ein anderer aber war der reichste Gutsbesitzer des Ortes und dabei auch wohl der gebildetste Mann dort, von dem sie zudem teilweise alle abhängig waren in Hinsicht darauf, welche Wendung der Prozeß wegen der Fischrechte usw. nehmen konnte. Dessenungeachtet kam ihnen niemand von den offiziellen Persönlichkeiten entgegen. Miussoff blickte zerstreut auf die Grabsteine bei der Kirche und wollte schon die Bemerkung machen, diese »Gräberchen« möchten den Angehörigen der dort Ruhenden wohl etwas teuer zu stehen gekommen sein für das Recht, sie an einer so »heiligen« Stelle zu bestatten. Er schwieg aber: die einfache liberale Ironie wandelte sich bei ihm schon fast in Zorn.

»Zum Teufel, wen soll man denn hier wohl fragen in dieser Unordnung... das müßte man entscheiden, weil die Zeit verstreicht«, brummte er plötzlich wie im Gespräch mit sich selber.

Plötzlich kam auf sie ein etwas kahlköpfiger Herr zu, in breitem Sommermantel und mit süßlichen Äuglein. Er erhob den Hut, und indem er honigsüß lispelte, stellte er sich allen gleichzeitig vor als Tulaer Gutsbesitzer Maximoff. Er ging sogleich auf die Sorge unserer Pilger ein.

»Der Greis Sosima wohnt in der Einsiedelei, in der Einsiedelei eingeschlossen, vierhundert Schritt vom Kloster entfernt, durch ein Wäldchen muß man gehen, durch ein Wäldchen...«

»Das weiß ich auch, daß der Weg dahin durch ein Wäldchen geht«, antwortete ihm Fjedor Pawlowitsch; »wir können uns nur nicht mehr völlig auf den Weg besinnen, wir sind lange nicht hier gewesen.«

»Sehen Sie, da durch dies Tor, und dann geradeaus durch dies Gehölz . . . dies Gehölz. Gehen wir. Ist es Ihnen nicht gefällig . . . mich selber . . . ich selber . . . es geht dort hinaus, dort hinaus!«

Sie durchschritten das Tor und wandten sich dem Wäldchen zu. Der Gutsbesitzer Maximoff, ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, ging nicht eigentlich mit ihnen, er lief vielmehr von der Seite her, indem er sie alle mit einer kramphhaften, fast unmöglichen Neugierde beobachtete. In seinen Augen war etwas Glotzendes.

»Sehen Sie, wir wollen zu dem Greis in unserer Angelegenheit«, bemerkte Miussoff streng. »Wir haben sozusagen Audienz erhalten bei dieser Person«, und wenn wir Ihnen darum auch dankbar sind, daß Sie uns den Weg gezeigt haben, so möchten wir Sie aber doch schon nicht bitten, mit uns zu kommen!«

»Ich war, ich war, ich war schon . . . ein vollkommener Kavalier!« und der Gutsbesitzer knipste mit dem Finger in die Luft.

»Was für einen Kavalier meinen Sie denn?« frug Miusoff.

»Der Greis, ein wundervoller Greis, der Greis . . . Ruhm und Ehre dem Kloster! Sosima, das ist ein solcher Greis . . .«

Seine zerfahrene Rede unterbrach indes ein Mönchlein, das den Pilgern nachgelaufen war, in einer Kapuze, von nicht hohem Wuchs, sehr bleich und abgezehrt. Fjedor Pawlowitsch und Miussoff blieben stehen. Der Mönch sprach mit einer sehr höflichen, fast demüthigen Verbeugung.

»Der Vater Klostervorstand bittet ergebenst Sie alle, meine Herren, nach Ihrem Besuch in der Einsiedelei bei ihm zu Mittag zu speisen. Das ist bei ihm um ein Uhr, nicht später. Und Sie ebenfalls«, wandte er sich an Maximoff.

»Das werde ich unbedingt tun«, rief Fjedor Pawlowitsch aus, der unbändig erfreut war über diese Einladung. »Unbedingt! Unbedingt! Und wissen Sie, wir alle gaben das Wort, uns hier ordentlich aufzuführen . . . Sie aber, Peter Alexandrowitsch, werden Sie hinkommen?«

»Ja, warum denn nicht? Wozu bin ich denn überhaupt hierhergekommen, wenn nicht, um alle ihre hiesigen Gebräuche in Augenschein zu nehmen? Nur in einem trage ich Bedenken, nämlich deswegen, daß ich jetzt mit Ihnen bin, Fjedor Pawlowitsch!«

»Ja, Dmitri Fjedorowitsch ist noch nicht vorhanden!«

»Ja, und es wäre wirklich ausgezeichnet, wenn er wegbliebe; Sie glauben doch wohl nicht, daß mir diese eure ganze schmutzige Angelegenheit ein besonderes Vergnügen macht, und dazu noch mit Ihnen

als Zugabe! – So werden wir denn zum Mittagessen kommen. Sagen Sie dem Vater Kloostervorstand unseren Dank!« wandte er sich zu dem Mönchlein.

»Nein, ich bin auch verpflichtet, Sie zum Greise selber hinzuführen!« antwortete der Mönch.

»Ich aber, wenn es so ist . . . zum Vater Kloostervorstand . . . ich werde in dieser Zeit geradewegs zum Vater Kloostervorstand . . .« schnatterte der Gutsbesitzer Maximoff.

»Der Vater Kloostervorstand ist augenblicklich beschäftigt, wie es Ihnen aber gefällig sein wird!« sprach unentschlossen der Mönch.

»Was ist das für ein zudringliches altes Männchen!« bemerkte ganz laut Miussoff, als der Gutsbesitzer Maximoff umgekehrt war, um zum Kloster zurückzulaufen.

»Er gleicht dem von Sohn!« sprach plötzlich Fjedor Pawlowitsch.

»Sie wissen nur solche Dinge . . . worin ist er denn dem von Sohn ähnlich? Haben Sie etwa selber den von Sohn gesehen?«

»Ich habe seine Fotografie gesehen. Wenn er ihm auch nicht durch die Züge seines Gesichtes ähnlich sieht, so durch etwas nicht durch Worte Auszudrückendes. Das richtige zweite Exemplar von Sohn! Ich erkenne das immer einzig und allein am Gesichtsausdruck!«

»Ja, Sie sind am Ende gar darin ein Kenner! Nur dies eine noch, Fjedor Pawlowitsch! Sie haben soeben geruht, daran zu erinnern, daß Sie das Wort gaben, sich anständig zu benehmen. Entsinnen Sie sich? Ich sage Ihnen nun: Beherrschen Sie sich! Werden Sie aber anfangen, den Spaßvogel zu spielen, so habe ich keineswegs die Absicht, mich hier mit Ihnen auf ein Brett stellen zu lassen . . . Sehen Sie, was das für ein Mensch ist!« wandte er sich an den Mönch. »Ich fürchte mich geradezu, mit ihm zu anständigen Menschen zu gehen!«

Auf den bleichen, blutlosen Lippen des Mönchleins zeigte sich ein feines, stilles, fast nur angedeutetes Lächeln, nicht ohne Verschmitztheit in seiner Art. Er antwortete indes nicht, und es war schon zu offensichtlich, daß er nur schwieg aus dem Gefühle seiner persönlichen Würde. Miussoffs Miene verfinsterte sich immer mehr. »Hole sie doch alle der Teufel! Im Laufe der Jahrhunderte sind sie zu einer gewissen äußeren Beherrschung gelangt, im Grunde ist das aber alles Hokus-pokus und Unsinn!« huschte es ihm durch den Kopf.

»Da ist auch schon die Einsiedelei. Wir sind angelangt!« schrie Fjedor Pawlowitsch. »Sie ist ummauert, und die Tore sind geschlossen.«

Und er machte sich daran, große Kreuze zu schlagen vor den Heiligen, die über der Pforte und an ihren Seiten gemalt waren.

»In ein fremdes Kloster geht man nicht mit eigenen Verhaltensmaßregeln«, bemerkte er. – »Im ganzen retten hier 25 Heilige ihre

Seele, blicken einer den anderen an und essen Kohl. Und nicht ein einziges Weib wird in dies Tor schreiten, das ist besonders bemerkenswert. Und das ist doch tatsächlich so. Wie aber – man hat mir erzählt, daß der Greis auch Damen empfangt?« wandte er sich plötzlich an das Mönchlein.

»Aus dem einfachen Volke sind auch eben jetzt Frauen dort. Sehen Sie, dort lagern sie, bei der kleinen Galerie, bei dem kleinen Gittergang, und warten! Aber für die Frauen der besseren Gesellschaft sind gerade hier auf der Galerie, aber außerhalb der Ummauerung, zwei kleine Zimmerchen angebaut. Sehen Sie, gerade diese Fenster dort! Und der Greis kommt zu ihnen durch einen inneren Zugang, wenn er gesund ist, das heißt also: immerhin außerhalb der Ummauerung. Auch jetzt wartet dort gerade eine Dame, eine Charkower Gutsbesitzerin, Frau Chochlakoff, mit ihrer gelähmten Tochter. Wahrscheinlich versprach er, zu ihr herauszukommen, wengleich er in der letzten Zeit selber so schwach war, daß er sogar kaum noch zum Volke heraustritt.«

»Das heißt also, es ist trotzdem ein Schlupfloch da zu den Damen aus der Einsiedelei heraus. Glauben Sie nicht, heiliger Vater, ich meinte irgend etwas! Ich meine nur so. Wissen Sie, auf dem Athos – das werden Sie wohl gehört haben – sind nicht nur keinerlei Besuche von Frauen erlaubt, es ist dort auch überhaupt den Frauen der Zutritt verwehrt. Und sogar keinerlei Wesen weiblichen Geschlechts dürfen da hinein: keine Hühner, Truthühner, Kukkälber!«

»Fjedor Pawlowitsch, ich werde auf der Stelle umkehren und Sie allein zurücklassen, ohne mich wird man Sie aber von hier an den Händen herausführen. Das lassen Sie sich gesagt sein!«

»Wodurch störe ich Sie denn, Peter Alexandrowitsch? Seht doch«, schrie er plötzlich, als er in die Ummauerung eingetreten war, »seht doch, in welchem Tale von Rosen sie leben!«

In der Tat, wenn es auch jetzt keine Rosen mehr gab, so war doch überall eine Menge seltener und schöner Herbstblumen, wo man sie überhaupt nur pflanzen konnte. Und es pflegte sie augenscheinlich eine erfahrene Hand. Die Blumenbeete waren innerhalb der Umzäunung der Kirche und zwischen den Gräbern angelegt. Das Häuschen, in dem sich die Zelle des Greises befand, aus Holz, einstöckig, mit einer Galerie vor dem Eingang, war gleichfalls von Blumen umgeben.

»War das schon so bei dem vorhergehenden Greise Warsonophy? Der, sagt man, liebte keinerlei solche Zierlichkeiten. Er pflegte herauszuspringen und mit seinem Stock sogar die Damen zu schlagen«, bemerkte Fjedor Pawlowitsch, indem er zum Eingang schritt.

»Der Greis Warsonophy gab sich tatsächlich bisweilen wie ein Gottesnarr; man erzählt aber auch viel Dummheiten. Mit einem Stocke hat

er aber niemals und niemanden geschlagen!« antwortete der Mönch. – »Jetzt, meine Herren, warten Sie einen Augenblick, ich will Sie anmelden.«

»Fjedor Pawlowitsch, zum letzten Male meine Bedingung! Hören Sie! Benehmen Sie sich anständig, oder ich werde Ihnen schon heimzahlen!« vermochte noch einmal Miussoff zu raunen.

»Es ist mir völlig unklar, weshalb Sie in so großer Aufregung sind!« bemerkte Fjedor Pawlowitsch höhnisch. »Oder fürchten Sie etwa zu sündigen? Sehen Sie, man sagt, er erkennt an den Augen, womit ihm ein jeder naht. Ja, und wie hoch Sie die Meinung dieser Leute schätzen, Sie, ein solcher Pariser und fortschrittlicher Herr! Damit, sehen Sie, haben Sie mich sogar in Staunen versetzt!«

Bevor Miussoff ihm noch auf diesen Sarkasmus antworten konnte, bat man sie einzutreten. Miussoff trat in einiger Erregung ein.

»Nun, jetzt kenne ich mich im voraus: ich bin erregt, ich werde zu streiten anfangen, ich werde heftig werden – und ich werde mich und die Idee bloßstellen!« blitzte es ihm durch den Kopf.

2

Der alte Spaßvogel

Sie traten ins Zimmer fast gleichzeitig mit dem Greis, der bei ihrem Erscheinen gerade aus seinem kleinen Schlafzimmer hervorkam. In der Zelle erwarteten noch vor ihnen das Erscheinen des Greises zwei Mönchspriester: der eine der Vater Bibliothekar, der andere – Vater Paisi, ein kranker Mann, und wenn auch noch nicht alt, so doch, wie es hieß, von großer Gelehrsamkeit. Außerdem wartete, in einer Ecke stehend – und die ganze Zeit verharrete er dort – ein junger Bursche, dem Anschein nach etwa 22 Jahre alt, der kein Mönchskleid trug, ein Seminarist und zukünftiger Theologe, der aus irgendeinem Grunde den besonderen Schutz des Klosters und der Bruderschaft genoß. Er war von ziemlich hohem Wuchse, hatte ein frisches Gesicht, breite Backenknochen und kluge, aufmerksame, schmale, braune Augen. In seinem Gesichte drückte sich völlige Ergebenheit aus, aber eine anständige, ohne jeden Schein von erniedrigender Schmeichelei. Die eintretenden Gäste begrüßte er nicht einmal mit einer Verbeugung, als eine ihnen nicht gleichstehende, vielmehr untergeordnete oder gar abhängige Persönlichkeit.

Der Greis Sosima erschien in Begleitung eines Novizen und des Alescha. Die Mönchspriester erhoben sich und begrüßten ihn mit sehr tiefen Verbeugungen, wobei sie mit dem Fingern die Erde berührten; dann empfingen sie seinen Segen und küßten ihm die Hand. Nachdem

er sie gesegnet hatte, verneigte sich der Greis seinerseits vor jedem von ihnen ebenso tief, indem auch er mit den Fingern die Erde berührte, und bat einen jeden von ihnen, sie möchten auch ihn segnen. Die ganze Zeremonie verlief äußerst ernst, durchaus nicht wie ein alltäglicher Brauch, vielmehr fast mit einer gewissen Empfindung. Miussoff schien es indes, dies alles geschehe in der Absicht, Eindruck zu machen. Er stand vor allen anderen, die mit ihm hereingekommen waren. Es hätte sich demnach so gehört – und er hatte das sogar noch gestern abend bedacht –, er hätte ohne Rücksicht auf irgendwelche Idee, einzig und allein aus einfacher Höflichkeit (da nun einmal hier solche Gebräuche herrschten) hinzutreten und sich von dem Greise segnen lassen sollen, wenn er ihm auch nicht gerade die Hand küssen würde. Als er jetzt aber alle diese Verbeugungen und Küssereien der Mönche sah, änderte er augenblicklich seinen Entschluß: gewichtig und ernst machte er eine ziemlich tiefe Verbeugung, aber auf weltliche Art, und ging dann auf einen Stuhl zu. Ganz ebenso verfuhr auch Fjedor Pawlowitsch, der diesmal wie ein Affe genau Miussoff nachmachte. Iwan Fjedorowitsch verneigte sich sehr gewichtig und höflich, aber ebenfalls, indem er die Hand an die Hosennaht hielt. Kalganoff hingegen war derart verlegen, daß er sich überhaupt nicht verneigte. Der Greis ließ seine wie zum Segen erhobene Hand sinken, und indem er sich ein zweites Mal vor ihnen verneigte, bat er sie alle Platz zu nehmen. Alescha war das Blut in die Wangen geschossen. Er begann sich zu schämen. Seine schlechten Vorahnungen gingen in Erfüllung.

Der Greis setzte sich auf ein ledernes Sofa aus Rotholz und von sehr altmodischer Form; den Gästen aber außer den zwei Mönchspriestern wies er Plätze an der gegenüberliegenden Wand an, alle vier in einer Reihe, auf vier Stühlen aus Rotholz, die mit schwarzem, bereits sehr verschossenem Leder bezogen waren. Die Mönche setzten sich zu beiden Seiten, einer bei der Tür, der andere am Fenster. Der Seminarist, Alescha und der Novize verharrten stehend. Die ganze Zelle war sehr wenig geräumig und machte einen verfallenen Eindruck, alle Gegenstände und Möbel waren einfach, ärmlich, und es waren ihrer nur so viele vorhanden, wie unbedingt erforderlich war. Am Fenster standen zwei Blumentöpfe. In der Ecke war eine Menge Heiligenbilder – eines von ihnen, die Mutter Gottes, war von großem Format und wahrscheinlich lange vor der Kirchentrennung gemalt. Vor ihm brannte ein Lämpchen, ihm zur Seite hingen zwei andere Heiligenbilder in glänzender Umrahmung, dabei standen kleine Cherubim, Porzellaneier, ein katholisches Kruzifix aus Elfenbein, mit der es umarmenden Mater dolorosa, und einige ausländische Stiche nach großen italienischen Künstlern der früheren Jahrhunderte. Neben diesen aus-

gesuchten und teuren Stichen hingen einige Bogen der allereinfachsten, für das Volk bestimmten russischen Lithographien von Heiligen, Märtyrern, Metropolitcn, wie sie auf allen Jahrmärkten für ein paar Kopcken verkauft werden. Es waren da auch einige lithographische Abbildungen von zeitgenössischen und früheren russischen Kirchenfürsten, aber an den anderen Wänden. Miussoff überflog mit einem flüchtigen Blick diesen ganzen »Klosterkram« und richtete dann seinen Blick unverwandt auf den Greis. Er hegte eine große Meinung von seinem Blick: er hatte diese Schwäche, die jedenfalls bei ihm verzeihlich war, wenn man in Betracht zieht, daß er bereits fünfzig Jahre alt war – ein Alter, in dem ein gescheiter, in gesicherten Verhältnissen lebender Weltmann stets zu sich selber ehrerbietiger wird, manchmal sogar, ohne daß er es merkt.

Vom ersten Augenblick an mißfiel ihm der Greis. In der Tat war etwas in seiner Person, das wohl auch vielen anderen nicht gefallen hätte. Er war ein nicht großer, gebeugter Mann mit sehr schwachen Beinen, nicht mehr als 65 Jahre alt. Er erschien aber seiner Kränklichkeit wegen weit älter, wenigstens um zehn Jahre. Sein ganzes Gesicht, das im übrigen schon etwas sehr hager war, war mit kleinen Runzeln übersät, besonders um die Augen herum. Diese Augen waren nicht groß, aber hell, rasch sich bewegend und glänzend, gerade wie zwei leuchtende Punkte. Graue Haare hatten sich bloß an den Schläfen erhalten. Sein Bärtchen, ein Spitzbart, war armselig und bestand aus vereinzeltcn Härchen. Und die Lippen, die sich häufig zum Lächeln verzogen, waren so schmal wie zwei Schnürchen. Seine Nase war zwar nicht lang, aber spitz wie bei einem Vögclchen.

»Allem Anschein nach ein boshafte und kleinlich aufgeblasenes Seelchen!« flog es dem Miussoff durch den Kopf. Überhaupt war er sehr unzufrieden mit sich selber.

Das Schlagen der Uhr half, das Gespräch zu beginnen. Auf einer billigen, kleinen Wanduhr mit hängenden Gewichten schlug es soeben mit raschen Schlägen zwölf.

»Das ist genau die richtige Stunde!« schrie Fjedor Pawlowitsch. »Mein Sohn Dmitri Fjedorowitsch ist aber noch immer nicht da. Ich bitte um Entschuldigung an seiner Statt, geheiligter Greis (Alescha erbebtc törmlich bei diesem »geheiligtcn Greise«), ich selber bin hingegen immer pünktlich auf die Minute, da ich wohl weiß, daß Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist.«

»Aber Sie wenigstens sind doch gar kein König«, brummte Miussoff plötzlich, der sich von Anfang an nicht zu beherrschen vermochte.

»Ja, das ist so, ich bin kein König. Aber stellen Sie sich nur vor, Peter Alexandrowitsch, das habe ich auch selber gewußt, bei Gott! So

werde ich denn schon immer nicht so sprechen, wie es sich gehört! Euer Ehrwürden!« rief er aus mit einem gewissen, momentan über ihn gekommenen Pathos, »Sie sehen hier in Wahrheit einen Spaßmacher vor sich, wahrhaftig! Als solchen stelle ich mich Ihnen denn auch vor. Alte Gewohnheit! O weh! Wenn ich aber bisweilen nicht am rechten Orte lüge, so geschieht das doch absichtlich, um lachen zu machen und angenehm zu sein. Man muß doch wohl angenehm sein, nicht wahr? So komme ich vor sieben Jahren in ein Städtchen; ich hatte dort Geschäftchen und wollte mit irgendwelchen Kaufleuten sozusagen eine Gesellschaft gründen. Wir gehen zum Isprawnik (Chef der Landpolizei), weil man ihn um etwas bitten und ihn zu sich zum Mittagessen einladen mußte. Es tritt der Isprawnik ein, ein hoher, dicker, blonder und mürrischer Mann – das sind die allergefährlichsten Subjekte in solchen Fällen: sie haben eine Galle, sage ich, wahrhaftig eine Galle! Ich wende mich geradeswegs an ihn, und wissen Sie, mit der Ungezwungenheit eines Mannes von Welt: »Herr Isprawnik«, sage ich, »seien Sie sozusagen unser Naprawnik!« »Was für ein Naprawnik denn?« spricht der. Ich sehe schon in der ersten halben Sekunde, daß der Witz nicht einschlug. Er steht mit ernstem Gesicht und will auf nichts eingehen. »Ich«, sage ich, »wollte nur scherzen, zur allgemeinen Belustigung. Herr Naprawnik ist doch unser bekannter russischer Kapellmeister! Wir aber bedürfen gerade für die Harmonie unseres Unternehmens etwas in der Art eines Kapellmeisters!« – und ich habe so doch durchaus vernünftig mein Wortspiel erklärt. Ist es nicht so? – »Entschuldigen Sie«, spricht er, »ich bin Isprawnik und erlaube nicht, daß man mit meinem Titel schlechte Witze macht!« Er dreht sich um und geht hinaus. Ich ihm nach und schreie: »Gewiß, gewiß! Sie sind Isprawnik, aber nicht Naprawnik!« – »Nein«, sagt er, »ist es schon so gesagt, so heißt das schon: ich bin Naprawnik!« Und stellen Sie sich nur vor, unsere Sache kam so auch nicht zustande. Trotzdem bin ich nun einmal so, immer bin ich so. Unbedingt werde ich mir schon gerade durch meine Liebenswürdigkeit selber Schaden tun! – Einmal, schon vor vielen Jahren, sage ich zu einer sogar einflußreichen Persönlichkeit: »Ihre Gattin ist eine leichtverletzbare (im Russischen wörtlich »kitzlige«) Person!« – das heißt natürlich im ehrbaren Sinne, sozusagen im Sinne einer moralischen Eigenschaft; er aber antwortet mir plötzlich darauf: »Haben Sie sie etwa gekitzelt?« Ich hielt mich nicht: Ich will wieder einmal liebenswürdig sein, denke ich: »Ja«, sage ich, »ich habe sie gekitzelt!« Nun, da hat er mich dann wieder gekitzelt . . . Doch das hat sich schon vor langer Zeit zuge tragen, so daß ich mich nicht zu schämen brauche, es zu erzählen. So werde ich mir denn schon ewig selber Schaden tun!«

»Sie tun das auch jetzt«, brummte mit Ekel Miussoff.

Der Greis blickte schweigend von einem zum andern.

»Nicht doch gar! Stellen Sie sich vor, auch dies habe ich ja gewußt, Peter Alexandrowitsch, und wissen Sie: ich habe sogar vorausgeföhlt, daß ich es tun werde, als ich nur eben zu sprechen begann, und wissen Sie, ich habe sogar das vorausgeföhlt, daß Sie zuerst mir das vorhalten werden. In den Sekunden, wenn ich einsehe, daß ein Scherz mir nicht gelingt, Euer Ehrwürden, so beginnen bei mir beide Wangen wie anzukleben an meinem unteren Zahnfleisch, es bildet sich gleichsam ein Krampf. Das stammt noch von meiner Jugendzeit her, als ich bei den Adligen herumschmarotzte und mir so mein Brot verdiente. Ich bin eben ein eingefleischter Spaßmacher von Geburt an. Das ist ebenso, Euer Ehrwürden, wie wenn man von Geburt an Idiot ist; ich will nicht darüber streiten, daß auch vielleicht ein schlechter Geist in mir eingeschlossen ist, im übrigen von keinem großen Kaliber. Ein vornehmerer hätte sich anderswo seinen Wohnort ausgesucht. Nur nicht bei Ihnen, Peter Alexandrowitsch. Auch Sie bieten ja keine besondere Behausung. Dafür bin ich aber gläubig, ich glaube an Gott. Nur in der allerletzten Zeit geriet ich etwas ins Schwanken, dafür sitze ich aber jetzt hier und erwarte große Offenbarungen. Ich, Euer Ehrwürden, bin wie der Philosoph Diderot. Es ist Ihnen wohl bekannt, wie der Philosoph Diderot zur Zeit der Kaiserin Katharina beim Metropoliton Platon erschien. Er kommt hinein und platzt heraus: »Es gibt keinen Gott!« Darauf erhebt der große Kirchenfürst nur seine Hand und spricht: »Die Toren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott.« Diderot, so wie er war, stürzte ihm zu Füßen. »Ich glaube«, schreit er, »und will mich taufen lassen!« So hat man ihn denn auch getauft, gerade auf der Stelle. Die Fürstin Daschkoff war Taufpatin und Potemkin Pate!«

»Fjedor Pawlowitsch, das ist unerträglich! Sie wissen ja selber, daß Sie lügen und daß diese einfältige Anekdote nicht wahr ist. Wozu stellen Sie sich denn so an!« rief mit zitternder Stimme Miussoff, ohne sich Mühe zu geben, sich zu beherrschen.

»Mein ganzes Leben hindurch habe ich vorausgeföhlt, daß sie nicht wahr ist, diese Anekdote«, rief Fjedor Pawlowitsch mit Lebhaftigkeit. »Ich werde Ihnen, meine Herren, dafür auch die ganze Wahrheit sagen: Großer Greis! Verzeihen Sie, ich habe das letzte, nämlich das von der Taufe Diderots, selber soeben erst erfunden, erst diese Minute, gerade während ich erzählte, vordem ist mir das noch niemals in den Kopf gekommen. Weil es pikant ist, habe ich es dazu erfunden. Deswegen stelle ich mich auch an, Peter Alexandrowitsch, um nämlich liebenswürdiger zu erscheinen. Im übrigen weiß ich aber auch selber bisweilen nicht, wozu. Was aber den Diderot anbetrifft, so habe ich eben jenes: »Die Toren reden usw.« gerade von hiesigen Gutsbesitzern gehört,

wenigstens zwanzigmal, noch in meinen jungen Jahren, als ich bei ihnen schmarotzte; von Ihrem Tantchen, Peter Alexandrowitsch, von Mawra Phominischna, habe ich es ebenfalls unter anderem gehört. Alle sind sie bis auf den heutigen Tag davon überzeugt, der Atheist Diderot sei zum Metropoliten Platon gekommen, um über Gott zu streiten!«

Miussoff stand auf. Er hatte nicht nur die Geduld verloren, er hatte sich vielmehr fast selber vergessen. Er war in rasender Wut und blieb sich dabei bewußt, daß er gerade deshalb selber lächerlich sei. Tatsächlich ging hier in der Zelle etwas völlig Unmögliches vor sich. In dieser selben Zelle pflegten sich vielleicht schon 40 bis 50 Jahre, noch zur Zeit der früheren Greise, Besucher zu versammeln, aber immer nur in der tiefsten Ehrfurcht, nicht anders. Fast alle, die zugelassen wurden, begriffen, sobald sie nur die Zelle betraten, daß man ihnen dadurch eine große Gnade erweise. Viele fielen auf die Knie und erhoben sich nicht die ganze Zeit des Besuches über. Zahlreiche, sogar von den »höchsten Persönlichkeiten« und sogar von den gelehrtesten, nicht genug damit, sogar einige von den freidenkerischen Persönlichkeiten, die entweder aus Neugierde gekommen waren oder aus irgendeinem anderen Grunde, machten es sich zur ersten Pflicht, sobald sie die Zelle betraten, in Gesellschaft anderer oder auch um eine Unterredung unter vier Augen zu haben, die ganze Zeit der Audienz hindurch tiefste Ehrerbietung und höchstes Feingefühl an den Tag zu legen, um so mehr, als ja hier kein Geld gegeben ward, vielmehr auf der einen Seite nur Liebe und Gnade herrschte, auf der anderen aber – Reue und dürstendes Verlangen, irgendeine schwere Frage der Seele zu lösen oder einen schwierigen Augenblick im Leben des eigenen Herzens zu harmonischem Ausklang zu bringen. So daß plötzlich derartige Scherze, wie Fjedor Pawlowitsch sie sich erlaubte, ohne irgendwelche Ehrfurcht vor dem Orte zu empfinden, an dem er sich befand, bei den Zuhörern, wenigstens bei einigen von ihnen, ratloses Staunen hervorriefen. Die Mönchspriester erwarteten übrigens, ohne im geringsten ihren Gesichtsausdruck zu verändern, mit ernster Aufmerksamkeit, was der Greis sagen werde. Sie waren dabei aber, so schien es, bereits entschlossen, so wie Miussoff aufzustehen. Alescha war dem Weinen nahe und stand gesenkten Hauptes da. Am wenigsten konnte er begreifen, daß sein Bruder Iwan Fjedorowitsch, der einzige, auf den er hoffte, und der allein solchen Einfluß auf den Vater hatte, daß er ihn hätte zum Schweigen bringen können, völlig unbeweglich mit gesenktem Blick auf seinem Stuhle saß und augenscheinlich sogar mit einer gewissen Neugierde abwartete, womit das alles endigen werde, gerade, als ob ihn selber das gar nichts angehe. Auf den Rakitin (so hieß der Seminarist), der ebenfalls Alescha sehr bekannt und fast nahe war, wagte Alescha kaum

hinzublicken: er kannte seine Gedanken (wenn auch nur er allein im ganzen Kloster).

»Verzeihen Sie mir . . .« begann Miussoff, indem er sich zum Greise wandte, »daß ich Ihnen vielleicht gleichfalls als ein Mitspielender an dieser unwürdigen Posse erscheinen mag. Mein Fehler liegt aber nur darin, daß ich annahm, selbst ein solcher Mensch wie Fjedor Pawlowitsch werde, bei einer so ehrwürdigen Persönlichkeit zu Besuche weilend, gewillt sein, seine Verpflichtungen zu kennen . . . Ich hatte mir nur nicht träumen lassen, daß ich mich werde entschuldigen müssen eben gerade deswegen, daß ich mit ihm gekommen bin . . .«

Peter Alexandrowitsch sprach nicht zu Ende, und alle Fassung verlierend, wollte er bereits aus dem Zimmer gehen.

»Beunruhigen Sie sich nicht, ich bitte Sie«, rief der Greis, indem er sich plötzlich von seinem Sitze erhob und sich auf seine schwächlichen Beine stellte. Er faßte den Peter Alexandrowitsch an beiden Händen und nötigte ihn, wieder auf seinem Stuhle Platz zu nehmen. »Beruhigen Sie sich! Ich bitte Sie. Ich bitte besonders Sie, mein Gast zu sein!« – und er wandte sich mit einer Verbeugung ab und setzte sich wieder auf sein kleines Sofa.

»Erhabener Greis, geben Sie es kund: beleidigte ich Sie durch meine Lebhaftigkeit oder nicht?« schrie plötzlich Fjedor Pawlowitsch und hielt sich mit beiden Händen an den Armlehnen seines Sessels, sich gleichsam vorbereitend, aus ihm herauszuspringen, wenn seine Frage bejaht würde.

»Inständig bitte ich auch Sie, sich nicht zu beunruhigen und sich keinerlei Zwang aufzuerlegen«, sprach zu ihm eindringlich der Greis. »Tun Sie sich keinen Zwang an. Seien Sie ganz wie zu Hause. Und vor allem: schämen Sie sich nicht so sehr vor sich selber, denn nur daher kommt dies alles!«

»Ganz wie zu Hause, das heißt in meiner natürlichen Gestalt? Oh, das ist zuviel! zuviel! Aber – ich nehme mit Rührung an. Wissen Sie, gesegneter Vater, rufen Sie mich nur nicht in meine natürliche Gestalt, riskieren Sie das ja nicht – bis zu meinem natürlichen Wesen werde ich schon selber nicht vorgehen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, um Sie zu warnen. Nun aber, das übrige ist noch immer vom Nebel des Unbekannten verhüllt, wenn auch einige glauben, sie könnten mein Seeleninventar aufnehmen. Das sage ich an Ihre Adresse, Peter Alexandrowitsch. Ihnen aber, heiligstes Wesen, Ihnen sage ich dies: ›Begeisterung ströme ich aus!‹« Er stand auf, und indem er die Hände erhob, rief er aus: »›Gesegnet sei der Leib, der dich gebar, und die Brüste, die dich nährten, ganz besonders die Brüste, die dich nährten!‹ Sie haben mich soeben mit Ihrer Bemerkung: ›Schämen Sie sich nicht so sehr vor sich

selber, weil nur hieraus dies alles kommt . . . « Sie haben mich mit dieser Bemerkung gleichsam durch und durch durchdrungen und im Innern von mir gelesen. Mir scheint es nämlich tatsächlich immer so, wenn ich unter Menschen trete, als sei ich der Niederträchtigste von allen, und als ob alle mir wie einem Narren begegnen; so etwa sage ich mir dann: »Gut denn, ich will tatsächlich den Narren spielen; ich fürchte nicht euer Urteil, weil ihr ja alle ohne jede Ausnahme noch niederträglicher seid als ich!« Das ist es denn auch, weshalb ich ein Hanswurst bin. Vor Scham bin ich ein Narr, großer Greis, vor Scham! Einzig und allein aus Mißtrauen suche ich Händel. Wenn ich ja nur überzeugt wäre, daß, wenn ich unter Menschen trete, mich alle sogleich für den liebsten und gescheitesten Menschen hielten, – Gott, was wäre ich dann für ein guter Mensch! Mein Lehrer du . . . « er fiel plötzlich auf die Knie, »was soll ich denn tun, um das ewige Leben zu erben?« –

Es war auch jetzt schwer zu entscheiden: machte er sich nur lustig, oder war er in der Tat so ergriffen.

Der Greis hob die Augen zu ihm auf und sprach lächelnd:

»Sie selber wissen längst, was man tun muß, Sie besitzen genug Verstand: Geben Sie sich nicht der Trunksucht hin, verfallen Sie nicht der Unenthaltbarkeit in Worten, nicht der Wollust, und vor allem nicht der Vergötterung des Geldes, ja, schließen Sie Ihre Schnapsbuden; wenn Sie es nicht über sich bringen, alle zu schließen, so wenigstens zwei oder drei. Die Hauptsache aber, die Hauptsache von allem – lügen Sie nicht!«

»Das heißt doch, das bezieht sich auf Diderot, nicht wahr?«

»Nein, nicht nur auf das, was Sie von Diderot erzählten. Vor allem belügen Sie sich nicht selber – wer sich selber belügt und seinen eigenen Lügen lauscht, der kommt schließlich so weit, daß er keine Wahrheit mehr, weder in sich noch um sich herum, zu unterscheiden vermag und demnach damit endigt, sich selber zu verachten und alle anderen. Wer aber schon niemanden mehr achtet, der hört auch auf zu lieben. Um aber, wenn man keine Liebe hegt, sich selber irgendwie auszufüllen und zu zerstreuen, übergibt sich ein solcher Mensch den Leidenschaften und rohen Lüsten und wird völlig dem Vieh gleich in seinen Lastern, und das alles, weil er ohne Unterlaß log – den anderen und sich selber. Wer sich aber selber belügt, der kann sich auch eher beleidigt vorkommen als alle anderen. Sich gekränkt fühlen ist ja bisweilen sehr angenehm, ist es nicht so? Und es weiß ja der Mensch, daß niemand ihn beleidigte, er sich vielmehr selber die Kränkung ausdachte und zu ihrer Ausschmückung log und übertrieb, um sich ein abgeschlossenes Bild von ihr zu machen, und sich an ein Wort hing und aus einer Erbse einen Berg machte. – Er weiß dies selber, und trotzdem fühlt er sich zu allererst beleidigt, fühlt sich gekränkt bis dahin, daß es ihm angenehm ist,

ja, bis zum Empfinden eines großen Vergnügens. Und dadurch gerade kommt er auch hin bis zur Feindschaft, zur wahrhaftigen . . . Ja, stehen Sie nur auf, und setzen Sie sich, ich bitte Sie sehr. Das sind ja auch nur verlogene Gesten!«

»Gesegneter Mann, lassen Sie mich Ihnen die Hand küssen«, und Fjedor Pawlowitsch sprang hinzu und schmatzte rasch dem Greis auf seine hagere Hand. – »So ist es eben, gerade so ist es: es ist angenehm, sich beleidigt zu fühlen, das haben Sie so schön gesagt, wie ich es noch nie gehört habe. So ist es, ja so ist es, gerade ich habe mich auch mein ganzes Leben lang stets beleidigt gefühlt bis dahin, daß es mir angenehm war. Für mein Ästhetisches habe ich mich beleidigt gefühlt. Denn es ist nicht nur angenehm, es ist auch bisweilen schön, beleidigt zu sein, das haben Sie eben vergessen, großer Greis: es ist schön! Das werde ich mir in mein Büchelchen schreiben! Ich log aber, ich log entschieden mein ganzes Leben hindurch, an jedem Tage und zu jeder Stunde. In Wahrheit bin ich die Lüge und der Vater der Lüge! Im übrigen, so scheint es, nicht eigentlich der Vater der Lüge, ich finde mich da nicht in den Texten zurecht, wenn aber auch nur der Sohn der Lüge, so wird wohl auch das genügen. Nur . . . Sie, mein Engel . . . über Diderot kann man bisweilen lügen! Diderot wird nicht schaden. Aber da ist wohl manches andere Wörtchen, das schaden wird. Großer Greis, zur rechten Zeit, ich hatte das vergessen, ich habe es mir aber bereits seit drei Jahren vorgenommen, mich zu erkundigen, eben hierherzufahren und dringend um Aufklärung zu bitten – sorgen Sie nur dafür, daß Peter Alexandrowitsch mich nicht unterbricht! – das ist es nämlich, was ich Sie fragen wollte: Ist es richtig, großer Greis, was irgendwo im ›Legendenbuch‹ erzählt wird, von einem gewissen heiligen Wundertäter, den man um seines Glaubens willen marterte. Und als ihm endlich der Kopf abgeschlagen wurde, sei er aufgestanden, habe seinen Kopf vom Boden aufgehoben und ihn freundlich geküßt. Und lange sei er dann einhergegangen, seinen Kopf in Händen tragend und ihn freundlich küssend. Ist das richtig oder nicht, ehrenwerter Vater?«

»Nein, das ist nicht wahr!« sprach der Greis.

»Nichts dergleichen steht in diesem Buche geschrieben. Welcher Heilige soll es denn sein, von dem Sie das erzählen?« fragte der Mönchspriester, der Pater Bibliothekar.

»Ich weiß selber nicht, welcher. Ich weiß das nicht. Man hat mich in die Irre geführt. Man erzählte mir so. Ich hörte es, und wissen Sie, wer es erzählte? Hier, dieser Peter Alexandrowitsch Miussoff, der sich soeben noch so aufregte über den Diderot! Gerade er hat es erzählt!«

»Niemals habe ich Ihnen das erzählt. Ich spreche überhaupt niemals mit Ihnen!«

»Das ist wahr. Sie haben das nicht mir erzählt. Sie haben es aber in einer Gesellschaft erzählt, wo auch ich mich befand, das war vor drei Jahren. Ich habe auch nur deshalb daran erinnert, weil Sie durch diese alberne Geschichte meinen Glauben erschüttert haben, Peter Alexandrowitsch. Sie wußten nichts davon. Sie haben es nicht vernommen. Ich aber kehrte nach Hause zurück, in meinem Glauben erschüttert. Und von der Zeit an schwankte ich immer mehr. Ja, Peter Alexandrowitsch, Sie waren die Ursache meines großen Falles! Das ist schon nicht Diderot!«

Fjedor Pawlowitsch war in pathetisches Feuer geraten, obgleich es schon allen völlig klar war, daß er sich wiederum anstellte. Miussoff aber fühlte sich trotzdem schmerzlich betroffen.

»Was ist das für ein Unsinn, das alles ist ja Unsinn«, brummte er. »Ich habe es vielleicht wirklich einmal erzählt – nur nicht Ihnen. Man hat es mir selber erzählt. Ich habe das in Paris gehört von einem Franzosen, der behauptete, das stehe in unserem ›Legendenbuche‹ und werde beim Gottesdienst verlesen . . . Das war ein sehr gebildeter Mann, der im besonderen die Statistik Rußlands erforschte . . . lange in Rußland lebte . . . Ich selber habe dies Heiligenbuch nicht gelesen, ja, und ich werde es auch nicht lesen . . . Man erzählt sich mancherlei bei Tische: wir saßen nämlich damals bei Tische.«

»Ja, Sie saßen damals gerade bei Tisch – ich aber habe meinen Glauben verloren«, neckte Fjedor Pawlowitsch.

»Was geht mich denn Ihr Glaube an!« wollte Miussoff schon losfahren; er hielt aber an sich und sprach nur mit Verachtung: »Sie müssen auch alles beschmieren, was Sie nur anrühren!«

Der Greis erhob sich plötzlich von seinem Sitze. »Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich Sie vorderhand verlassen werde, nur auf wenige Minuten«, sprach er, indem er sich gleichzeitig an alle Besucher wandte. »Es warten aber andere auf mich, die schon früher als Sie gekommen sind. Sie übrigens, lügen Sie nicht so«, fügte er hinzu, indem er sich an Fjedor Pawlowitsch wandte, und der Ausdruck seines Gesichtes war ein freundlich-heiterer. Er verließ die Zelle, Alescha und der Novize liefen rasch hinzu, um ihn die Treppe hinunterzuführen. Alescha atmete auf, er war froh, fortzukommen. Aber auch darüber war er froh, daß der Greis sich nicht beleidigt fühlte und heiter war. Der Greis wandte sich nach der Galerie, um die zu segnen, die ihn erwartet hatten. Fjedor Pawlowitsch hielt ihn aber trotzdem noch einmal an der Tür der Zelle auf: »Gesegnetster aller Menschen!« schrie er mit Gefühl. »Erlauben Sie mir noch einmal Ihre Hand zu küssen! Nein, mit Ihnen kann man noch sprechen, mit Ihnen kann man leben! Sie glauben wohl, ich lüge immer so und spiele immer den Hanswurst?

Wissen Sie indes, daß ich mich die ganze Zeit über absichtlich so anstellte, um Sie auf die Probe zu stellen! Ich habe so die ganze Zeit über herausfühlen wollen, ob man wohl mit Ihnen leben kann, ob wohl meine Demut Platz findet vor Ihrem Stolze? Ich stelle Ihnen ein lobendes Zeugnis aus: man kann tatsächlich mit Ihnen auskommen. Jetzt aber werde ich schweigen, für die ganze Zeit über verstumme ich. Ich werde mich auf meinen Sessel setzen und den Mund halten. Jetzt ist es an Ihnen, Peter Alexandrowitsch, zu reden, jetzt sind Sie die Hauptperson geworden . . . auf zehn Minuten.«

3

Die gläubigen Weiber

Unten bei der kleinen hölzernen Galerie, die an der Außenwand der Ummauerung angebracht war, drängten sich diesmal nur Frauen, ungefähr zwanzig Weiber. Ihnen hatte man mitgeteilt, der Greis werde endlich herauskommen, und sie hatten sich in Erwartung zusammengedrängt. Auf die Galerie kam nun auch die Gutsbesitzerin Chochlakoff heraus, die gleichfalls den Greis erwartet hatte, aber in dem für vornehme Besucherinnen abgetrennten Raume. Es waren ihrer zwei: Mutter und Tochter. Frau Chochlakoff, die Mutter, eine reiche und immer mit Geschmack gekleidete Dame, war noch ziemlich jung und sehr anmutig, ein wenig bleich, mit sehr lebhaften und fast schwarzen Augen. Sie war nicht mehr als dreiunddreißig Jahre alt und bereits fünf Jahre verwitwet. Ihre vierzehnjährige Tochter war an den Füßen gelähmt. Das arme Mädchen vermochte bereits ein halbes Jahr lang nicht zu gehen. Man fuhr sie in einem bequemen Rollstuhl. Das war ein prächtiges Gesichtchen. Ein wenig schmal von der Krankheit, aber von heiterem Ausdruck, ja etwas Schelmisches leuchtete in ihren großen, dunklen, langbewimperten Augen. Die Mutter wollte sie schon im Frühjahr ins Ausland bringen. Man hatte sich aber im Sommer in Angelegenheiten der Gutsverwaltung verspätet. Sie weilten schon länger als eine Woche in unserer Stadt, mehr in Geschäften als der Pilgerfahrt wegen. Sie hatten aber bereits einmal, drei Tage vorher, den Greis besucht. Jetzt waren sie plötzlich wieder erschienen, obgleich sie wußten, daß der Greis schon so gut wie niemanden mehr empfangen konnte. Und dringend, flehend baten sie noch einmal um das Glück, den großen Heilbringer von Angesicht zu schauen. In Erwartung, daß der Greis herauskommen werde, saß die Mutter auf einem Stuhle neben dem Sessel ihrer Tochter, und zwei Schritte vor ihr stand ein ältlicher Mönch, nicht aus dem hiesigen Kloster, er war vielmehr aus einem fern im Norden gelegenen, wenig bekannten Kloster gekommen. Er

wünschte gleichfalls sich von dem Greise segnen zu lassen. Als der aber auf der Galerie erschienen war, wandte er sich zunächst dem Volke zu. Der Haufe drängte sich zu den drei Stufen, die die niedrige kleine Galerie mit der Erde verbanden. Der Greis stand auf der obersten Stufe, zog sein Meßgewand über und begann die Frauen zu segnen, die sich zu ihm herandrängten. Man zog eine Besessene an beiden Händen zu ihm heran. Die hatte kaum den Greis erblickt, als sie plötzlich anfing, albern winselnd zu schluchzen, und dann plötzlich vom Kopf bis zu Fuß erzitterte wie in einem Anfall von Fallsucht. Nachdem der Greis ihr das Schultertuch über den Kopf gelegt hatte, sprach er über ihr ein kurzes Gebet, und sie verstummte sogleich und beruhigte sich. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit steht, in meiner Kindheit habe ich häufig Gelegenheit gehabt, in Dörfern und Klöstern solche Besessene zu hören und zu sehen. Man pflegte sie zur Messe hinzuführen; sie winselten oder bellten wie Hunde durch die ganze Kirche, wenn man aber die geweihten Gaben des heiligen Abendmahles heraustrug und sie zu ihnen hingeleitete, so hörte sogleich die Besessenheit auf, und die Kranken pflegten sich stets für einige Zeit zu beruhigen. Mich hat das immer sehr ergriffen und erstaunt, als ich noch Kind war. Damals hörte ich von einigen Gutsbesitzern und besonders von meinen städtischen Lehrern auf meine Anfrage, das alles sei nur Verstellung, um nicht arbeiten zu müssen. Man könne solche Besessenheit immer austreiben durch die nötige Strenge, und dabei wurden denn zur Bestätigung verschiedene Anekdoten angeführt. In der Folgezeit erfuhr ich indes zu meinem Staunen von Ärzten, Spezialisten, daß da gar keine Verstellung vorliege, daß dies vielmehr eine furchtbare Frauenkrankheit sei, und sie komme, so scheint es, vornehmlich bei uns in Rußland vor und gebe Zeugnis von dem furchtbar schweren Los unserer Bauernfrauen. Es sei dies eine Krankheit, deren Ursache in allzu aufreibender Arbeit liege, allzu bald nach schweren, nicht völlig normal verlaufenen und ohne jede ärztliche Hilfe vor sich gegangenen Geburten. Außerdem rühre diese Krankheit her von Herzenskummer, der keinen Ausweg weiß, von Schlägen und anderem, was manche Frauennaturen doch nun einmal nicht zu ertragen vermögen. Die seltsame und augenblickliche Heilung aber eines irre redenden und um sich schlagenden Weibes, die erfolgt, sobald man sie nur zu den heiligen Gaben hinführt, diese Heilung, die man mir als Verstellung erklärt hatte und zudem als einen Betrug, der wahrscheinlich von den Klerikern selber ausgehe, geht offenbar auf die allernatürlichste Weise vor sich: Die Weiber, die die Kranke zu den heiligen Gaben hingeleiten, und was die Hauptsache ist, die Kranke selber, glaube.. ja immer durchaus wie an eine bewiesene Tatsache, daß der unreine Geist, der sich der Kranken be-

mächtigt habe, es niemals ertragen könne, wenn man sie zu den heiligen Gaben bringe und vor ihnen neige. Deshalb aber bemächtigt sich auch, und das muß so kommen, der nervenkranken und natürlich auch geisteskranken Frau ein unausweichliches Erzittern ihres ganzen Organismus in dem Augenblick, wo sie sich vor den heiligen Gaben verneigt. Eine Erschütterung, die hervorgerufen wird durch die Erwartung des unausbleiblichen Wunders der Heilung und den felsenfesten Glauben daran, daß es sich vollziehen werde. Und es vollzieht sich auch, wenn auch nur auf einen Augenblick. Ganz ebenso vollzog sich dieses Wunder auch jetzt, als der Greis erschien und die Kranke mit seinem Schultertuch bedeckt hatte.

Viele von den Frauen, die sich an ihn herangedrängt hatten, ergossen sich da in Tränen der Rührung und des Entzückens, das in der erfolgten Heilung seinen Ursprung hatte. Andere rissen sich, um ihm nur den Saum seines Gewandes zu küssen, andere wiederum fingen an, irgend etwas laut herzusagen, wie man ein Gebet spricht. Er segnete alle und sprach dann mit dieser und jener. Die Besessene kannte er bereits. Nicht von weit her hatte man sie gebracht; aus einem nur sechs Werst vom Kloster entfernten Dorfe, ja, und auch vorher schon hatte man sie öfter zu ihm hingeführt.

»Siehe, da ist eine von weit her gekommen«, sprach der Greis und wies auf ein noch gar nicht altes, aber hageres und abgezehrttes Weib, dessen Antlitz nicht gerade sonnverbrannt, vielmehr wie schwarz geworden war. Sie lag auf den Knien und blickte unverwandt auf den Greis. In ihren Augen war etwas Ekstatisches.

»Von weit her, Väterchen! Dreihundert Werst von hier, Väterchen. Von weit her«, murmelte das Weib in singendem Tone, indem sie wie im Takte ihr Haupt von einer Seite zur anderen neigte und die Wange auf die Handfläche stützte. Sie sprach so, wie man ein Gebet hersagt.

Es lebt im Volke ein Kummer, der keine Worte hat und vielgeduldig ist: er verkriecht sich in sich selbst und schweigt. Es gibt aber auch einen Kummer, der zerrissen ist: er macht sich einmal Luft in Tränen, und von dem Augenblick an wählt er endlose Klagen. Klagen erleichtern nur dadurch, daß sie das Herz noch mehr aufreißen und zerren. Ein solcher Kummer will aber auch keinen Trost, er nährt sich vielmehr von dem Gefühle seiner Untröstbarkeit. Klagen ohne Unterlaß entspringen nur dem Bedürfnis, immer und immer wieder an der Wunde zu zerren.

»Du gehörst wohl zum Kleinbürgerstande?« fuhr der Greis fort, indem er teilnahmsvoll auf sie hinblickte.

»Wir sind Städter, Vater, Städter sind wir, aus dem Bauernstande zwar, aber städtische, in der Stadt wohnen wir. Dich zu schauen, Vater,

kam ich her. Wir haben von dir gehört, Väterchen, wir haben gehört. Mein kleines Söhnchen habe ich begraben, und ich ging zu Gott zu beten. In drei Klöstern war ich, sie sagten und rieten mir: ›Geh, geh du, Nastasjuschka, auch dorthin!‹ Zu Euch, heißt das, Täubchen, zu Euch. Ich kam, gestern war ich beim Gottesdienst, heute bin ich zu Euch gekommen.«

»Worüber weinst du denn?«

»Um mein Söhnchen ist es mir leid, Väterchen, er war ein Dreijähriger, nur drei Monate noch, und er hätte drei Jährchen gehabt. Über mein Söhnchen quäle ich mich, über mein Söhnchen. Als Letztes war das Söhnchen geblieben, viere hatten wir, ich und Nikituschka; ja, sie bleiben nicht bei uns, die Kinder. Sie bleiben nicht, Ersehnter! Sie bleiben nicht! Die drei ersten begrub ich, nicht gar so leid war es mir um sie; den letzten aber begrub ich, und vergessen kann ich ihn nicht. Siehe, es ist gerade so, als ob er hier vor mir stehe . . . er weicht nicht von mir, die Seele hat er mir ausgesogen. Ich blicke auf seine kleine Wäsche, auf sein Hemdchen oder auf seine Stiefelchen und heule. Ich lege vor mich hin, was er hinterließ, jegliches Ding von ihm, ich blicke hin und heule. Ich spreche zu Nikituschka (das ist mein Mann): ›Laß mich fort, Hausherr, laß mich ziehen, laß mich gehen zu Gott zu beten!‹ Ein Fuhrmann ist er, nicht arm sind wir, Vater, nicht arm, wir führen selber von uns aus das Fuhrgeschäft. Alles ist unser Eigentum, die Pferdchen und der Wagen. Ja, wozu nützt uns jetzt das Gut? Zu trinken hat er begonnen ohne mich, mein Nikituschka, es ist schon gewiß, daß dem so ist, ja, auch früher schon: kaum drehte ich mich um, da wird er auch schon schwach. Jetzt aber denke ich auch gar nicht mehr an ihn. Siehe, schon den dritten Monat bin ich von Hause fort, ich vergaß, alles vergaß ich und will mich nicht entsinnen. Was würde ich auch jetzt bei ihm tun? Ich bin fertig mit ihm, ich bin fertig, mit allem bin ich fertig, und ich möchte jetzt auch gar nicht mehr mein Haus sehen und all mein Gut, ich möchte überhaupt nichts mehr sehen!«

»Weißt du was, Mutter?« sprach der Greis, – »einst in früheren Zeiten erblickte ein großer Heiliger im Tempel eine Mutter, die ebenso weinte wie du und gleichfalls über ihr Kind, über ihr einziges. Und auch dieses hatte Gott zu sich gerufen: ›Weißt du denn nicht‹, sprach zu ihr der Heilige, ›wie sehr diese Kinder keck sind vor Gottes Throne? Ja, es ist niemand kecker als sie im himmlischen Reiche!‹ ›Du, Herr, schenkest uns das Leben‹, sprechen sie zu Gott, ›und wir hatten es eben erst erschaut, da hast du es auch wieder von uns genommen!‹ Und so kecklich bitten und flehen sie, daß Gott ihnen alsogleich den Rang von Engeln verleiht. Und deshalb‹, sprach der Heilige, ›sei auch du froh, Weib, und weine nicht, auch dein Kindlein ist jetzt beim Herrn in der

Zahl seiner Engel. «Das ist es, was der Heilige der weinenden Frau sagte in alten Zeiten. Er war aber schon ein großer Heiliger, und Unwahres ihr zu sagen, hätte er nicht vermocht. Darum wisse auch du, Mutter, daß auch dein Kindlein jetzt vor Gottes Thron steht und froh ist und sich ergötzt und für dich zu Gott betet. Und deshalb weine auch du nicht, sondern freue dich!»

Das Weib hörte ihn an, die Wange auf die Hand gestützt, und ohne den Blick zu erheben, seufzte sie tief auf.

»Ganz so pflegte auch Nikituschka mich zu trösten, Wort für Wort, wie du sprachst: ›Unvernünftige du‹, spricht er, »warum weinst du denn? Unser Söhnchen singt jetzt ganz gewiß bei Gott dem Herrn in der Schar seiner Engel!‹ Er spricht das zu mir, er selber aber weint, ich sehe es, weint wie auch ich. ›Ich weiß es ja‹, spreche ich, ›Nikituschka, wo sollte er denn sonst sein, wenn nicht bei Gott dem Herrn? Nur hier gerade, mit uns gerade, ist er jetzt nicht, Nikituschka, nicht neben uns, weißt du, wie er vordem saß! Ach! wenn ich doch nur ein einziges Mal, ein einziges Mal nur wieder auf ihn blicken könnte, ich würde sogar gar nicht zu ihm hingehen, ich wollte keinen Laut von mir geben, im Winkelchen würde ich mich verbergen, wenn ich nur ein einziges Mal ihn sehen, ihn hören könnte, wie er im Hofe spielt oder kommt (so kam es wohl vor) und ruft mit seinem dünnen Stimmchen: ›Mütterchen, wo bist du denn?‹ Wenn ich nur ein einziges Mal hören könnte, wie er durchs Zimmer trippelt mit seinen kleinen Füßchen, ein einziges Mal nur, mit seinen kleinen Füßchen, tuck, tuck. Ja, wie oft, wie oft erinnere ich mich, war es: er läuft zu mir, schreit und lacht. Ja, wenn ich nur seine Füßchen hören könnte, ich würde sie hören, ich würde sie schon erkennen! Aber er ist nicht mehr da, Väterchen, er ist fort, und ich werde ihn niemals mehr hören. Da habe ich sein Gürtelchen. Er selber aber ist nicht mehr da, und niemals werde ich ihn jetzt sehen und hören!«

Sie nahm aus ihrem Brusttuch ein kleines gesticktes Gürtelchen ihres Söhnchens, doch kaum hatte sie es angeblickt, so erzitterte sie auch gleich vor Schluchzen. Mit der Hand bedeckte sie ihre Augen, und durch die Finger flossen ihre Tränen.

»Das aber«, sprach der Greis, »das ist das alte: ›Rahel weint über ihre Kinder und kann sich nicht trösten, weil sie nicht mehr sind‹, und ein solches Teil ist schon euch, ihr Mütter, auf Erden auferlegt. Tröste dich auch gar nicht, du brauchst dich auch gar nicht zu trösten, tröste dich nicht und weine, entsinne dich nur, jedesmal, wenn du weinst, unentwegt daran, daß dein Söhnchen einer ist von den Engeln Gottes, daß er von dort her auf dich blickt und dich sieht und froh ist über deine Tränen und Gott den Herrn hinweist auf sie. Und noch auf lange hin-

aus wird dir dieses große mütterliche Weinen beschieden sein. Schließlich aber wird es sich dir wandeln in stille Freude, und es werden deine bitteren Tränen nur Tränen stiller Rührung sein und der Reinigung von Sünden eines Herzens, das auf sein Heil bedacht ist. Deines Söhnchens aber will ich gedenken in meinem Gebete, daß ihm Ruhe beschieden sei. Wie hieß es?»

»Alexej, Väterchen!«

»Das ist ein lieber Name. Also des Alexej werde ich gedenken, des Menschen Gottes!«

»Gottes, Väterchen, Gottes, Alexej, des Menschen Gottes.«

»Was ist das auch für ein Heiliger! Ich werde an ihn erinnern im Gebete, Mutter, ich werde mich seiner erinnern, und auch deines Kammers will ich im Gebete gedenken, und um deines Gatten Gesundheit will ich beten. Nur ihn zu verlassen, das ist Sünde. Gehe du zu deinem Gatten und hüte ihn! Von dort her wird dein Kind sehen, daß du seinen Vater verlassen hast, und es wird über euch weinen. Warum denn störst du ihn in seiner Seligkeit? Er ist ja lebendig, lebendig, denn lebendig ist die Seele in Ewigkeit. Und ist er auch nicht im Hause bei euch, so ist er doch unsichtbar euch zur Seite. Wie aber wird er denn zu euch ins Haus kommen, wenn du sprichst: »Mich hat Haß ergriffen gegen mein Haus? Zu wem soll er denn kommen, wenn er euch nicht beisammen finden wird, den Vater mit der Mutter? Siehst du, er erscheint dir jetzt im Traume, und du quälst dich, dann aber wird er dir sanfte Träume senden. Geh zum Gatten, Mutter, heute noch mach dich auf den Weg zu ihm!«

»Ich werde gehen, Vater, nach deinem Worte werde ich gehen! In meinem Herzen hast du gelesen! Du mein Nikituschka, erwartest du mich, Täubchen, erwartest du mich denn?« begann das Weib wiederum vor sich hinzureden. Der Greis hatte sich aber bereits an ein altes Frauchen gewandt, die nicht wie eine Pilgerin, vielmehr städtisch gekleidet war. An den Augen war es ihr abzulesen, daß sie irgendein Anliegen hatte, und daß sie gekommen war, etwas mitzuteilen. Sie nannte sich Unteroffizierswitwe, kam nicht von weit her, nicht eben weiter als aus unserer Stadt. Ihr Söhnchen Wassili diente irgendwo im Kommissariat, ja, er war nach Sibirien gezogen, nach Irkutsk. Zweimal hatte er von dort her geschrieben, jetzt aber hatte er bereits ein Jahr nichts mehr von sich hören lassen. Sie hatte sich über ihn erkundigen wollen, aber in Wahrheit wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, um nach ihm zu fragen.

»Es sagte mir erst gestern Stepanida Iljinischna Bodrjagina, eine Kaufmannswitwe ist sie, eine reiche: »Nimm du«, sagte sie, »Prochorowna, und schreibe du«, sagte sie, »den Namen deines Sohnes auf,

damit man seiner gedenke; trag den Zettel in die Kirche, ja, und bitte, daß man bete um seine ewige Ruhe. Seine Seele, spricht sie, ›wird dann Kummer befallen, und er wird dir einen Brief schreiben. Und das, sagt Stepanida Iljinischna, ›ist wahr, ist wahrlich so, ist oftmals erprobt worden!‹ Ja, ich weiß nur nicht, du, unser Licht, ist das denn auch wahr oder nicht, und wird es auch recht sein, so zu tun?«

»Denke du nur gar nicht an solches; man sollte sich bereits schämen, danach zu fragen. Ja, und wie ist es denn möglich, daß man für eine lebendige Seele um Seelenruhe bittet? Und dazu noch die leibliche Mutter! Eine große Sünde ist das, vergleichbar der Zauberei. Nur deines Nichtwissens wegen wird sie verziehen. Du aber bete lieber zur Himmelskönigin, die da rasch schützt und Hilfe bringt, um deines Sohnes Gesundheit, und daß sie auch dir vergebe wegen deines un-rechten Gedankens. Und siehst du, das will ich dir noch sagen, Prochorowna: entweder wird er selber in kurzem zu dir zurückkehren, dein Söhnchen meine ich, oder wahrscheinlich wird er einen Brief senden. Sei dessen gewiß! Gehe nur deines Weges und sei ruhig von nun an. Dein Sohn lebt, sage ich dir!«

»Du unser Lieber, lohne dir Gott, unser Wohltäter du, du Fürbitter für uns alle und für unsere Sünden!«

Der Greis aber hatte bereits bemerkt, daß im Haufen des Volkes zwei gleichsam brennende Blicke nach ihm hinstrebten: die Blicke einer erschöpft aussehenden, augenscheinlich schwindsüchtigen, wenn auch noch jungen Bäuerin. Sie blickte schweigend, ihre Augen baten um irgend etwas, es war aber, als fürchte sie sich näher zu treten.

»Du, womit bist du denn gekommen? Du, meine leibliche Verwandte!«

»Erlöse meine Seele, leiblicher Vater«, flüsterte sie leise und gemessen, warf sich auf die Knie und verneigte sich vor ihm bis zu seinen Füßen.

»Gesündigt habe ich, du mein leiblicher Vater, meine Sünde fürchte ich!«

Der Greis setzte sich auf die unterste Stufe, das Weib näherte sich ihm, ohne sich von den Knien zu erheben.

»Witwe bin ich schon das dritte Jahr«, begann sie halb flüsternd, und es war, als ob ein Beben ihren ganzen Körper durchlief. »Schwer war es in der Ehe; ein Greis war er, schmerzhaft schlug er mich stets. Er lag krank, ich denke nach, blicke auf ihn: ›Wenn er aber gesund wird, wieder aufstehen wird, was dann?‹ Und es näherte sich mir damals dieser selbe Gedanke . . .«

»Halt einmal!« sprach der Greis und näherte sein Ohr unmittelbar ihren Lippen. Das Weib fuhr mit leisem Geflüster in ihrer Beichte fort, so daß man fast nichts auffangen konnte. Sie hatte rasch geendigt.

»Das dritte Jahr?« fragte der Greis.

»Das dritte Jahr. Erst dachte ich nicht mehr daran, jetzt aber fing ich an, krank zu werden, da befiel mich die Sorge.«

»Kommst du von weit her?«

»Fünfhundert Werst von hier.«

»Hast du das auch in der Beichte gesagt?«

»Ich habe es erzählt, zweimal habe ich es erzählt!«

»Hat man dich zum Abendmahl zugelassen?«

»Man hat mich zugelassen. Ich fürchte mich nur; zu sterben fürchte ich mich.«

»Nichts fürchte du, und niemals fürchte du dich, und gräme dich auch nicht! Wenn nur die Reue nicht schwächer ward in dir, so wird Gott alles verzeihen. Ja, und eine solche Sünde ist gar nicht und kann gar nicht sein auf der weiten Erde, die Gott nicht dem verzeiht, der in Wahrheit bereut. Ja, und es kann der Mensch überhaupt nicht eine so große Sünde tun, daß sie die unendliche Liebe Gottes zur Erschöpfung brächte. Oder kann eine solche Sünde sein, daß sie Gottes Liebe übertrage? Um Reue nur sei besorgt, um nie aussetzende, die Furcht aber weise ein für allemal von dir! Glaube du, daß Gott dich so liebt, wie du es dir nicht einmal vorstellen kannst, selbst mit deiner Sünde und in deiner Sünde liebt er dich! Über einen, der Reue hat, ist ja mehr Freude im Himmel als über zehn Gerechte. Das ist längst gesagt. Gehe du denn in Frieden und fürchte dich nicht. Auf die Menschen sei nicht erbittert, wegen einer Beleidigung zürne nicht. Dem Verstorbenen verzeihe in deinem Herzen alles, wodurch er dich beleidigte, versöhne dich mit ihm in Wahrheit. Wenn du Reue hegst, so liebst du auch schon. Wirst du aber einmal lieben, so bist du auch schon Gottes . . . Durch Liebe wird alles erkaufte, alles errettet. Wenn schon ich, ein ebenso sündiger Mensch wie du, über dich gerührt ward und dich bedauerte, wieviel mehr erst Gott! Die Liebe ist ein so unschätzbare Gut, daß du um sie die ganze Welt kaufen kannst, und nicht nur deine, auch fremde Sünden wirst du noch loskaufen! So gehe denn hin in Frieden und fürchte dich nicht!«

Er bekreuzigte sie dreimal, nahm sich vom Halse ein kleines Heiligenbild und hing es ihr um den Hals. Sie neigte sich schweigend vor ihm bis zur Erde. Er erhob sich und blickte heiter fragend auf ein gesundes Weib, das ein Brustkind auf dem Arme trug.

»Aus Wüsche Gorja, mein Lieber!«

»Immerhin sechs Werst von hier. Mit dem Kindchen auf dem Arm hast du es nicht allzu leicht gehabt. Was willst du?«

»Auf dich zu schauen kam ich; ich bin ja schon bei dir gewesen, oder hast du es vergessen? Nicht groß ist bei dir das Gedächtnis, wenn du

mich bereits vergessen hast! Man sagt bei uns, du seist krank, ich aber denke: Wie denn? Ich werde gehen, ihn selber sehen. Siehst du, und ich sehe dich jetzt; was bist du denn für ein Kranker? Noch zwanzig Jahre wirst du leben, in Wahrheit, Gott sei mit dir! Ja, und sind es denn wenige der Fürbitter für dich? Und da solltest du krank sein?«

»Dank dir für alles, meine Liebe.«

»Da ich nun einmal hier bin, wird meine Bitte an dich nicht groß sein: Da hast du sechzig Kopeken, gib sie, mein Lieber, einer solchen, die ärmer ist als ich. Ich kam hierher, ja, und da dachte ich bei mir: Besser werde ich schon durch ihn das Geld geben. Er weiß schon, wem er es geben wird.«

»Danke, meine Liebe, danke, meine Gute, ich liebe dich, unbedingt werde ich das tun. Ist das ein Mädchen auf deinem Arm?«

»Ein Mädchen, mein Licht. Lisaweta!«

»Segne der Herr euch beide, dich und das Kindchen Lisaweta! Mein Herz hast du erheitert, Mutter! Lebt wohl, ihr Lieben, lebt wohl, ihr Teuren, ihr Geliebten!«

Er segnete sie alle und verneigte sich tief vor ihnen.

4

Die kleingläubige Dame

Die zugereiste Gutsbesitzerin sah auf diese ganze Szene der Unterhaltung mit dem einfachen Volke und seiner Segnung hin und vergoß stille Tränen, die sie mit ihrem Tüchlein trocknete. Sie war eine empfindsame Welt dame mit vielen aufrichtig guten Neigungen. Als der Greis endlich auch zu ihr kam, empfing sie ihn mit Begeisterung.

»So viel, so viel habe ich durchgemacht, als ich auf diese ganze rührende Szene hinsah . . .« Sie sprach nicht zu Ende vor Erregung. »Oh, ich verstehe, daß das Volk Sie liebt; ich selber liebe das Volk, ich wünsche es zu lieben, ja, und wie sollte man denn nicht das Volk lieben, unser treffliches, in seiner Größe so seeleneinfaches russisches Volk!«

»Wie ist die Gesundheit Ihrer Tochter? Sie wünschten, sich wiederum mit mir zu unterhalten?«

»Oh, ich habe inständig gebeten, ich habe gefleht, ich war bereit, auf die Knie zu fallen und auf den Knien zu liegen, sei es auch drei Tage lang vor Ihren Fenstern, bis Sie mich hineinlassen würden. Wir kamen zu Ihnen, großer Heilbringer, um Ihnen unseren ganz begeisterten Dank auszusprechen. Sie haben ja meine Lisa geheilt, Sie haben sie völlig geheilt, und wodurch? – Dadurch, daß Sie am Donnerstag über ihr ein Gebet sprachen und Ihre Hände auflegten. Wir kamen, diese Hände zu küssen, auszuströmen unsere Gefühle und unsere Ehrfurcht!«

»Wie habe ich sie denn geheilt? Sie liegt ja noch immer im Rollstuhl!«

»Ihre nächtlichen Fieber haben völlig aufgehört, schon zwei Tage, gerade von Donnerstag an«, entgegnete die Dame in nervöser Hast. »Nicht genug damit: ihre Füße kräftigen sich. Heute morgen erhob sie sich wie eine Gesunde. Sie hatte die ganze Nacht durch geschlafen. Sehen Sie nur ihre roten Wangen, ihre leuchtenden Augen! Sonst hat sie immer geweint. Jetzt aber lacht sie, ist heiter und freudig gestimmt. Heute bat sie, man möchte sie auf ihre Füße stellen, und sie stand dann eine ganze Minute, ohne daß man sie stützte. Sie will mit mir wetten, daß sie nach zwei Wochen Quadrille tanzen wird. Ich rief den hiesigen Arzt Herzenstube; er zuckt die Achseln und spricht: ›Ich bin erstaunt, ich verstehe nicht!‹ Und Sie wollen, wir sollen Sie in Ruhe lassen? Konnten wir denn anders, als hierherfliegen und Ihnen danken? Lisa, danke doch, danke!«

Das liebeliche, lächelnde Gesichtchen von Lisa ward plötzlich ernst. Sie erhob sich in ihrem Rollstuhl, soviel sie konnte, blickte auf den Greis hin und faltete vor ihm ihre Händchen. Sie hielt es aber nicht lange aus und brach plötzlich in Lachen aus.

»Ich lache über ihn, über ihn!« Sie wies auf Alescha mit kindlichem Unwillen auf sich selber deshalb, weil sie sich nicht beherrscht hatte und in Lachen ausgebrochen war. Wer auf Alescha hingeblickt hätte – er stand einen Schritt hinter dem Greis –, der hätte in seinem Gesicht eine plötzliche Röte wahrgenommen, die in einem Augenblick seine Wangen übergöß. Seine Augen blitzten auf und senkten sich.

»Sie hat für Sie, Alexej Fjedorowitsch, einen Auftrag... Wie befinden Sie sich?« fuhr die Mutter fort, indem sie sich plötzlich zu Alescha wandte und ihm ihre behandschuhte Rechte hinstreckte. Der Greis blickte sich um und schaute nunmehr aufmerksam auf Alescha. Der näherte sich der Lisa, und seltsam ungeschickt lächelnd streckte er ihr die Hand hin. Lisa machte ein gewichtiges Gesicht.

»Katharina Iwanowna sendet Ihnen durch mich dies«, sagte sie und übergab ihm ein kleines Briefchen. »Sie bittet angelegentlich, Sie möchten zu ihr kommen. Ja, und bald, bald, und sie nicht anführen, vielmehr unbedingt kommen!«

»Sie bittet mich zu kommen? Zu ihr? Mich...? Weshalb denn?« murmelte in tiefem Erstaunen Alescha. Sein Gesicht hatte plötzlich einen völlig bekümmerten Ausdruck angenommen.

»Oh, das ist wegen des Dmitri Fjedorowitsch und aller dieser letzten Vorgänge«, beeilte sich die Mutter zu erklären. »Katharina Iwanowna ist jetzt zu einem Entschlusse gelangt. Aber gerade darum ist es ihr unbedingt nötig, Sie zu sehen... Warum? Das weiß ich natürlich nicht.

Sie bat nur, Sie möchten möglichst rasch kommen. Und Sie werden das tun. Das gebietet schon die Christenpflicht!«

»Ich habe sie überhaupt bloß einmal gesehen!« fuhr in ganz demselben Nichtverstehen Alescha fort.

»Oh, das ist ein so hohes, ein so unerreichbares Geschöpf! – Schon allein ihres Leidens wegen . . . Stellen Sie sich nur vor, was sie erlitten hat, was sie noch jetzt erträgt. Denken Sie daran, was sie erwartet . . . Das alles ist furchtbar, furchtbar!«

»Schön! Ich werde kommen«, entschied sich Alescha, nachdem er das kurze, rätselhafte Briefchen durchflogen hatte, das außer der inständigen Bitte, zu kommen, keinerlei Aufklärung enthielt.

»Ah, wie lieb das von Ihnen ist, und es wird herrlich sein!« rief plötzlich mit großer Lebhaftigkeit Lisa. »Ich sagte noch gerade zur Mutter: »Er wird um nichts in der Welt kommen, er rettet ja seine Seele! Oh, was für ein trefflicher, trefflicher Mensch Sie sind! Ich habe ja immer gedacht, daß Sie gut sind. Und sehen Sie, es ist mir angenehm, Ihnen das jetzt sagen zu können!«

»Lisa!« rief die Mutter eindringlich, sie fing übrigens sogleich selber zu lachen an.

»Sie haben auch uns vergessen, Alexej Fjedorowitsch, Sie wollen überhaupt nicht bei uns sein, und dabei hat mir Lisa zweimal gesagt, daß sie sich nur mit Ihnen wohlfühle!«

Alescha erhob den gesenkten Blick, errötete plötzlich wiederum und lächelte aufs neue, ohne selber zu wissen warum. Übrigens beobachtete ihn der Greis schon nicht mehr. Er hatte ein Gespräch mit dem Mönche begonnen, der von auswärts gekommen war und, wie wir bereits erzählten, neben dem Rollstuhl von Lisa den Greis erwartet hatte. Dieser Mönch gehörte augenscheinlich zu den allereinfachsten seines Standes, das heißt, er war von Hause aus von einfachem Stande, hatte eine sehr enge, unerschütterliche Weltanschauung, war aber gläubig und in seiner Art unerschütterlich. Er stellte sich vor als von irgendwoher vom fernen Norden hergekommen, aus Obdorsk vom heiligen Silvester, aus einem armen Kloster von nur neun Mönchen. Der Greis segnete ihn und lud ihn ein, zu ihm in die Zelle zu kommen, wann ihm das gefällig sein werde.

»Wie aber erkühnen Sie sich, solche Taten zu tun!« fragte plötzlich der Mönch, indem er bedeutungsvoll und feierlich auf Lisa hindeutete. Er spielte auf ihre »Heilung« an.

»Davon zu sprechen ist natürlich noch zu früh. Eine Erleichterung ist noch nicht völlige Heilung und könnte auch aus anderen Ursachen vor sich gehen. Wenn aber auch irgend etwas daran wäre, so geschähe das durch niemandes Kraft, es sei denn mit Gottes Erlaubnis. Alles ist

ja von Gott! Besuchen Sie mich, Vater«, sagte er dann noch zu dem Mönche, »und wissen Sie, ich könnte Sie nicht zu jeder Zeit empfangen; ich bin krank und weiß, daß meine Tage gezählt sind!«

»O nein, nein! Gott wird Sie uns nicht nehmen. Sie werden noch lange leben!« rief die Mutter aus. »Ja, und was fehlt Ihnen denn? Sie schauen so gesund, heiter und glücklich aus!«

»Mir ist es heute ungewöhnlich besser. Ich weiß aber schon, daß das im ganzen bloß eine Minute dauert. Ich verstehe jetzt meine Krankheit schon völlig. Wenn ich Ihnen aber so heiter erscheine, so hätten Sie mich durch nichts jemals so erfreuen können, als indem Sie mir dies sagten. Denn zum Glücke sind die Menschen ja geschaffen, und wer völlig glücklich ist, der ist geradezu gewürdigt, sich selber zu sagen: ›Ich habe Gottes Willen erfüllt auf dieser Erde!‹ Alle Lehrer, alle Heiligen, alle heiligen Märtyrer sind glücklich gewesen!«

»Oh, wie Sie sprechen!« rief die Mutter aus. »Welch kühne und höchste Worte Sie da sagen und gleichsam verkündigen! Und dabei das Glück, das Glück – wo ist es? Wer kann von sich sagen: er sei glücklich? Oh, wenn Sie schon so gütig waren, uns heute wiederum Sie sehen zu lassen, so hören Sie denn auch alles, was ich Ihnen das vorige Mal nicht zu Ende gesagt habe, nicht zu sagen wagte, alles, woran ich so leide und so lange schon, so lange! Ich leide, verzeihen Sie mir, ich leide . . .« Und in einer plötzlichen Aufwallung ihres Gefühles faltete sie vor ihm die Hände.

»Woran leiden Sie denn im besonderen?«

»Ich leide . . . am Unglauben.«

»Am Unglauben an Gott?«

»O nein, nein! Ich wage nicht einmal, an so etwas zu denken. Aber das zukünftige Leben – was ist das für ein Rätsel! Und niemand, niemand antwortet ja auf die Frage! Hören Sie. Sie Heilbringer, Sie Kenner der menschlichen Seele! Ich wage natürlich nicht, den Anspruch zu erheben, daß Sie mir völlig glauben werden. Ich versichere Sie aber mit dem allerheiligsten Worte, daß ich eben nicht aus Leichtsinne rede, daß vielmehr dieser Gedanke an das zukünftige Leben jenseits des Grabes mich bis zum Leiden erregt, bis zum Entsetzen und Schrecken . . . Und ich weiß ja nicht, an wen ich mich wenden soll, ich habe es nicht gewagt, mein ganzes Leben hindurch . . . Und sehen Sie, jetzt erkühne ich mich, mich an Sie zu wenden . . . O mein Gott, für was für eine werden Sie mich jetzt halten!« Und sie rang die Hände.

»Seien Sie unbesorgt in Hinsicht auf meine Meinung«, antwortete der Greis, »ich glaube durchaus an die Aufrichtigkeit Ihres Kummers.«

»Oh, wie dankbar ich Ihnen bin! Sehen Sie: ich schließe die Augen und denke: wenn alle gläubig sind, woher ist denn das gekommen?

Heute aber behauptet man, das alles sei ursprünglich aus Angst entstanden vor den furchtbaren Erscheinungen der Natur, und dies alles gäbe es nicht. Nun, was denn? denke ich. Ich habe das ganze Leben geglaubt – ich werde sterben, und plötzlich ist da gar nichts. Und es wird nur die Klette wachsen auf dem Grabe, wie ich bei einem Schriftsteller gelesen habe. Das ist furchtbar! Wodurch, wodurch kann ich nur den Glauben wiedererlangen? Im übrigen glaubte ich bloß, als ich ein kleines Kind war. Rein mechanisch, ohne an irgend etwas zu denken . . . Wodurch aber, wodurch soll man dies beweisen? Ich bin jetzt gekommen, vor Ihnen niederzufallen und Sie darum zu flehen. Wenn ich ja auch die jetzige Gelegenheit versäume, so wird mir schon das ganze Leben hindurch niemand mehr Antwort geben! Wodurch aber beweisen? Wodurch überzeugt werden? Oh, das ist mein Unglück! Ich stehe da und sehe ringsherum, daß es allen gleichgültig ist, oder fast allen, niemand kümmert sich jetzt darum, ich aber kann dies allein nicht ertragen, das ist tödlich, tödlich!«

»Zweifellos tödlich! Aber beweisen kann man da gar nichts, sich überzeugen lassen hingegen, das kann man wohl!«

»Wie denn, wodurch?«

»Durch den Versuch der werktätigen Liebe. Seien Sie bestrebt, Ihre Nächsten zu lieben, tätig und unentwegt. In dem Maße, als Sie Fortschritte machen werden in der Liebe, werden Sie sich auch überzeugen sowohl vom Dasein Gottes wie von der Unsterblichkeit Ihrer Seele. Wenn Sie aber zu völliger Aufopferung Ihrer selber hingelangen werden in der Liebe zum Nächsten, dann werden Sie schon unbedingt glauben, und kein Zweifel wird mehr Ihre Seele beschleichen können! Das ist erprobt! Das ist genauso!«

»Werktätige Liebe? Auch das ist ja wiederum eine Frage und eine solche Frage, eine solche Frage! Sehen Sie: ich liebe die Menschheit so, daß, glauben Sie mir, ich manchmal davon träume, alles von mir zu werfen, was ich habe, Lisa zu verlassen und barmherzige Schwester zu werden. Ich schließe die Augen, sinne und träume, und in solchen Augenblicken fühle ich in mir eine unüberwindliche Kraft! Keine Wunden, keine eiternden Risse könnten mich schrecken! Ich würde sie verbinden und sie mit eigenen Händen abwaschen. Ich würde die Pflegerin dieser Leidenden sein, ich bin bereit, diese Wunden zu küssen . . .«

»Auch das ist schon viel und schön, daß Ihr Geist hiervon träumt und nicht von irgend etwas anderem. Nein, nein! Unversehens und tatsächlich werden Sie schon irgendein gutes Werk tun!«

»Ja, könnte ich aber lange aushalten in einem solchen Leben?« fuhr leidenschaftlich und fast wie außer sich die Dame fort. »Das ist gerade die Hauptfrage, das ist die allerqualvollste meiner Fragen! Ich schließe

die Augen und frage mich selber: ›Würdest du es wohl lange aushalten auf diesem Wege? Und wenn der Kranke, dessen Wunden du waschen wirst, dir nicht auf der Stelle mit Dankbarkeit antworten wird, vielmehr im Gegenteil anfangen wird, gerade dich mit Launen zu quälen, ohne deinen menschenliebenden Dienst zu schätzen, ja, ohne ihn zu bemerken, wenn er dich anschreien, in grober Weise sein Verlangen äußern, ja, sich beklagen wird bei irgendeiner Obrigkeit – wie es so häufig vorkommt bei Schwerkranken –, was dann? Wird deine Liebe dauern oder nicht?‹ Und stellen Sie sich vor, ich habe mit Zittern und Bangen dies schon entschieden: Wenn irgend etwas ist, was meine tätige Liebe zur Menschheit auf der Stelle erkalten lassen könnte, so ist das eben einzig und allein Undankbarkeit. Mit einem Worte: ich bin eine Arbeiterin um Lohn, ich verlange sogar meinen Lohn auf der Stelle, das heißt Lob und Rückzahlung auf meine Liebe mit Liebe. Andernfalls bin ich niemanden zu lieben imstande!«

Sie befand sich in einem Anfalle aufrichtiger Selbstgeißelung. Als sie geendet hatte, blickte sie mit herausfordernder Entschlossenheit auf den Greis.

›Das alles hat mir bereits Punkt für Punkt, vor langer Zeit übrigens, ein Doktor erzählt‹, bemerkte der Greis, »es war ein schon ältlicher und zweifellos gescheiter Mann. Er sprach ebenfalls aufrichtig wie Sie, wenn auch scherzend. Aber schmerzlich scherzend. ›Ich‹, spricht er, ›liebe die Menschheit, ich wundere mich aber über mich selber: je mehr ich die Menschheit im allgemeinen liebe, um so weniger liebe ich die Menschen im besonderen, das heißt im einzelnen, als einzelne Persönlichkeiten. In Gedanken bin ich nicht selten‹, spricht er, ›hingelangt bis zu leidenschaftlichen Vorstellungen vom Dienste der Menschheit, und vielleicht wäre ich tatsächlich zum Kreuze geschritten, wenn das irgendwie plötzlich verlangt worden wäre – und dabei bin ich nicht imstande, zwei Tage lang mit irgendwem in einem Zimmer zu wohnen. Ich weiß das aus Erfahrung. Kaum kommt er mir nahe, sogleich drückt auch schon seine Persönlichkeit meine Selbstliebe und bedrängt meinen Freiheitswunsch. In einem Tage kann ich sogar den besten Menschen zu hassen anfangen: den einen deshalb, weil er beim Mittagessen langsam ißt, den anderen, weil er Schnupfen hat und sich beständig die Nase putzt. Ich‹, spricht er, ›werde den Menschen feind, sobald sie mir nur ein ganz klein wenig nahekommen. Dafür hat es sich aber immer so zugetragen, daß, je mehr ich die Menschen im einzelnen haßte, um so flammender meine Liebe ward zur Menschheit im allgemeinen!‹«

›Was soll man aber tun? Was soll man denn in solchem Falle anstellen? Muß man da nicht der Verzweiflung verfallen?‹

»Nein! Auch das ist genug, daß Sie sich hierüber härmten. Tun Sie, was Sie tun können, und es wird Ihnen angerechnet werden. Bei Ihnen aber ist schon viel getan, denn Sie vermögen ja so tief und aufrichtig sich selber zu erkennen! Wenn aber auch Sie mit mir jetzt nur deshalb so aufrichtig sprechen, um nun auch von mir für Ihre Gerechtigkeit gelobt zu werden, dann werden Sie natürlich zu gar nichts kommen in Ihren Taten werktätiger Liebe. Dann wird das alles nur in Ihren Träumen bleiben, und das ganze Leben wird an Ihnen wie ein Traumgebilde vorüberflattern. Dann, versteht sich, werden Sie auch schon vergessen, an das zukünftige Leben zu denken, und ganz von selber beruhigen Sie sich dann schon irgendwie.«

»Sie haben mich zertreten! Ich habe jetzt erst, gerade in diesem Augenblicke, als Sie sprachen, begriffen, daß ich wirklich nur erwartete, daß Sie mich meiner Aufrichtigkeit wegen loben sollten, als ich Ihnen erzählte, daß ich keine Undankbarkeit ertragen kann. Sie haben mich mich selber begreifen lassen, Sie haben mich ertappt und mich mir selber gedeutet!«

»Sprechen Sie das als Wahrheit? Nun dann, nach einem solchen Bekenntnis von Ihnen glaube ich, daß Sie aufrichtig und von Herzen gut sind. Wenn Sie aber auch nicht zum Glücke hingelangen werden, so bleiben Sie doch stets dessen eingedenk, daß Sie auf dem rechten Wege sind, und seien Sie darauf bedacht, nicht von ihm zu weichen. Vor allem vermeiden Sie die Lüge, die Lüge zu sich selber im besondern; beobachten Sie Ihre Lüge und blicken Sie auf jede Stunde, jede Minute. Vermeiden Sie es dabei, Ekel zu empfinden vor sich selber oder vor anderen: das, was Ihnen in Ihrem eigenen Innern ekelhaft erscheint, wird schon allein dadurch gereinigt werden, daß Sie es in sich bemerkt haben. Die Furcht vermeiden Sie gleichfalls, wenn schon die Furcht nur die Folge irgendeiner Lüge ist. Erschrecken Sie niemals über Ihren eigenen Kleinmut auf dem Wege zur Liebe, erschrecken Sie sogar nicht allzusehr über Ihre schlechten Handlungen hierbei. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nichts Erfreulicheres sagen kann, denn die Liebe, die werktätige im Vergleich mit der nur in der Phantasie vorhandenen, ist eine harte und Schrecken einjagende Sache. Die Liebe in der Vorstellung dürstet nach der raschen Tat eines, der schnell befriedigt sein will, und dürstet danach, daß alle auf sie hinblicken sollen. Dabei kommt sie tatsächlich dahin, daß man sogar das Leben hingibt, wenn man nur nicht so lange zu warten braucht, die Tat sich vielmehr möglichst rasch vollzieht, wie auf der Szene, und alle zuschauen und loben. Die werktätige Liebe hingegen – das ist Arbeit und Durchführen und für einige somit am Ende gar eine ganze Wissenschaft. Ich sage Ihnen aber voraus, daß sogar in ganz demselben

Augenblicke, wenn Sie mit Entsetzen erkennen werden, daß Sie ungeachtet aller Ihrer Anstrengungen sich nicht nur nicht dem Ziele näherten, sich vielmehr von ihm entfernten – zu dieser selben Minute, ich sage Ihnen das voraus, werden Sie ganz plötzlich auch dies Ziel erreichen und klar über sich erschauen die wunderwirkende Kraft des Herrn, der Sie die ganze Zeit über liebte und Sie heimlich geleitete die ganze Zeit hindurch. – Verzeihen Sie, daß ich mit Ihnen nicht länger reden kann, man erwartet mich. Auf Wiedersehen!«

Die Dame weinte.

»Lisa, Lisa! So segnen Sie sie denn. Segnen Sie sie!« rief sie dann plötzlich.

»Es lohnt sich aber gar nicht, sie zu lieben! Ich sah wohl, wie sie die ganze Zeit über Unfug trieb«, sprach scherzend der Greis. »Weshalb haben Sie denn die ganze Zeit über den Alexej gelacht?« Tatsächlich hatte sich Lisa die ganze Zeit über damit beschäftigt. Sie hatte lange schon, bereits vom vorigen Monat her, bemerkt, daß Alescha vor ihr verlegen war und sich bemühte, sie nicht anzuschauen. Und gerade das begann ihr schrecklich unterhaltend zu sein. Sie erwartete unentwegt seinen Blick und fing ihn dann auf. Den ohne Unterlaß auf sich gerichteten Blick nicht aushaltend, schaute Alescha, wie sehr er sich auch sträubte, immer wieder unwillkürlich, wie mit unwiderstehlicher Kraft gezogen, auf sie hin, und dann brach sie sogleich in triumphierendes Lachen aus, wobei sie ihm gerade in die Augen blickte. Alescha ward immer mehr verlegen und immer ärgerlicher. Endlich hatte er sich völlig von ihr abgewandt und sich hinter dem Rücken des Greises verborgen. Jedoch schon nach einigen Minuten hatte er sich umgeschaut, wiederum angezogen durch dieselbe unwiderstehliche Kraft, um zu sehen, ob sie noch immer auf ihn hinblicke oder nicht, und er hatte dabei wahrgenommen, daß Lisa, sich fast völlig aus dem Wagen herausbeugend, von der Seite her auf ihn hinschaute und mit gespanntester Aufmerksamkeit erwartete, wann er wieder nach ihr hinsehen werde; als sie aber endlich seinen Blick aufgefangen hatte, fing sie so zu lachen an, daß sogar der Greis einstimmen mußte.

»Weshalb denn, Sie Mutwillige Sie, setzen Sie ihn so in Verlegenheit?«

Lisa errötete plötzlich und unvermutet, ihre Äuglein funkelten, ihr Gesicht ward furchtbar ernst, und sie begann auf einmal mit heftiger und unwilliger Klage in nervöser Hast zu sprechen:

»Aber er, weshalb hat er denn alles vergessen? Er hat mich doch, als ich noch klein war, auf den Armen getragen, ich habe mit ihm gespielt, er kam zu uns, um mich lesen zu lehren, wissen Sie das? Er hat gesagt, vor zwei Jahren, als er Abschied nahm, er werde niemals

vergessen, daß wir ewige Freunde sind, ewige, ewige! Und da hat er jetzt auf einmal Angst vor mir, ich werde ihn wohl auffressen, wie? Weshalb will er denn nicht herankommen, weshalb spricht er nicht mit uns? Weshalb will er nicht zu uns kommen? Lassen Sie ihn etwa nicht fort? Aber wir wissen ja, daß er überall hingeht. Für mich paßt es sich nicht, ihn zu rufen. Er hätte sich zuerst erinnern müssen, wenn er nicht alles vergessen hat. Nein! Er rettet sich jetzt! Sie, was haben Sie ihm denn für eine langschößige Kutte angezogen? Wenn er laufen wird, muß er ja hinfallen!«

Und plötzlich, ohne weiter an sich zu halten, bedeckte sie ihr Gesicht mit der Hand und lachte furchtbar und konnte nicht aufhören mit ihrem ununterbrochenen, nervösen Lachen, das sie ganz erbeben machte und kaum zu hören war.

Der Greis hatte ihr lächelnd zugehört und segnete sie mit Zärtlichkeit. Als sie aber seine Hände küßte, führte sie sie plötzlich an ihre Augen und begann zu weinen.

»Seien Sie nicht böse auf mich, ich bin ein dummes Mädchen, ich tauge nichts . . . Und Alescha hat vielleicht recht, sehr recht, daß er nicht zu einer so Lächerlichen gehen will!«

»Unbedingt werde ich ihn hinschicken«, entschied der Greis.

5

»So soll es sein! So soll es sein!«

Die Abwesenheit des Greises dauerte ungefähr 25 Minuten. Es war schon halb eins vorüber, und Dmitri Fjedorowitsch, dessentwegen sich alle versammelt hatten, war noch immer nicht da. Man hatte aber auch, so schien es, seiner ganz vergessen, und als der Greis wiederum die Zelle betrat, traf er seine Gäste in äußerst lebhafter, allgemeiner Unterhaltung. An ihr nahmen vor allem Iwan Fjedorowitsch teil und die beiden Mönchspriester. Auch Miussoff hatte sich ins Gespräch eingemischt und augenscheinlich mit großer Heftigkeit. Aber es glückte ihm wiederum nicht. Er war sichtlich auf dem zweiten Plane, und man antwortete ihm sogar wenig, so daß dieser neue Umstand seine sich immer mehr steigernde Erregtheit noch vermehrte. Das lag daran, weil er früher schon mit Iwan Fjedorowitsch an Kenntnissen gewetteifert hatte, und er eine gewisse Nichtbeachtung seiner Person von dessen Seite nicht kaltblütig ertrug: »Bis jetzt wenigstens stand ich auf der Höhe alles dessen, was es Fortschrittliches in Europa gibt; diese neue Generation ignoriert uns aber entschieden!« dachte er bei sich. Fjedor Pawlowitsch, der selber das Wort gegeben hatte, sich auf seinen Stuhl zu setzen und zu schweigen, hatte zwar tatsächlich einige

Zeitlang seinen Mund gehalten, er hatte aber mit höhnischem Lächeln auf seinen Nachbar Peter Alexandrowitsch hingeschaut und freute sich sichtlich über dessen Erregtheit; er hatte sich schon längst vorgenommen, ihm für irgendwas heimzuzahlen, und wollte die Gelegenheit jetzt nicht versäumen. Endlich hielt er nicht mehr an sich, beugte sich zur Schulter seines Nachbarn und neckte wiederum ihn mit halblauter Stimme:

»Sie sind ja doch nicht weggegangen nach dem ›und er küßte freundlich sein Haupt‹. Sie haben sich vielmehr bereitgefunden, in einer so unanständigen Gesellschaft zu verweilen! Aber nur deshalb, weil Sie sich erniedrigt und beleidigt fühlten, sind Sie hiergeblieben, um zur Revanche Ihren Geist leuchten zu lassen. Jetzt werden Sie schon nicht eher weggehen, als bis Sie Ihren Geist leuchten ließen!«

»Wiederum Sie! Sogleich werde ich gehen. Ganz im Gegentheil!«

»Später, später als alle anderen werden Sie gehen«, stichelte noch einmal Fjedor Pawlowitsch. Das war aber schon im selben Augenblick, als der Greis zurückkehrte.

Der Streit verstummte auf einen Moment; als der Greis aber seinen früheren Platz eingenommen hatte, blickte er auf alle hin, als ob er sie freundlich einlade, in ihrer Unterhaltung fortzufahren. Alescha, der fast jede Bewegung im Gesichte des Greises ausstudiert hatte, sah deutlich, daß er furchtbar ermüdet war und sich Gewalt antat. In der letzten Zeit seiner Krankheit fiel er bereits bisweilen aus Erschöpfung in Ohnmacht, und fast gerade eine solche Blässe wie vor einer Ohnmacht verbreitete sich auch jetzt über sein Gesicht, seine Lippen wurden weiß. Er wollte aber augenscheinlich nicht die Versammlung auflösen, es schien, er hatte dabei einen ganz bestimmten Zweck – aber welchen? Alescha ließ ihn nicht aus den Augen.

»Von seinem äußerst interessanten Aufsatz sprechen wir«, sprach der Mönchspriester Joseph, der Bibliothekar, indem er sich an den Greis wandte und auf Iwan Fjedorowitsch hinwies. »Viel Neues führt er an, es scheint aber, daß die Idee verschieden gedeutet werden kann. Über die Frage des kirchlich-gesellschaftlichen Gerichtes und des Umfanges seiner Rechte antwortete er in einem Zeitungsartikel einem Geistlichen, der über diese Frage ein ganzes Buch geschrieben hat.«

»Leider habe ich Ihren Aufsatz nicht gelesen. Ich habe aber von ihm gehört!« antwortete der Greis, indem er scharf und aufmerksam Iwan Fjedorowitsch ansah.

»Er steht auf einem sehr eigenartigen Standpunkt«, fuhr der Vater Bibliothekar fort. »In der Frage von dem kirchlich-gesellschaftlichen Gericht lehnt er nämlich die Trennung der Kirche vom Staate völlig ab!«

»Das ist eigenartig. Aber in welchem Sinne denn?« fragte der Greis Iwan Fjedorowitsch.

Der antwortete ihm endlich, aber nicht von oben herab belehrend, wie es noch gestern Alescha gefürchtet hatte, vielmehr bescheiden und gemessen, mit sichtbarer Zuvorkommenheit und offenbar ohne den geringsten Hintergedanken.

»Ich gehe von der Annahme aus, daß die Verwechslung dieser Elemente, das heißt des Wesens der Kirche und des Staates einzeln genommen, natürlich ewig sein wird, ungeachtet dessen, daß sie unmöglich ist und daß man sie niemals nicht nur nicht in ein normales, vielmehr nicht einmal in ein irgendwie erträgliches Verhältnis bringen wird, weil die Lüge hier in der Grundlage der Sache selber liegt. Ein Kompromiß zwischen Staat und Kirche in solchen Fragen, wie z. B. des Gerichtes, ist meiner Ansicht nach schon ihrem ganzen unverfälschten Wesen nach unmöglich. Der Geistliche, dem ich entgegnete, behauptete nun, die Kirche nehme eine ganz bestimmte Stellung im Staate ein. Ich entgegnete ihm aber, daß ganz im Gegenteil die Kirche in sich selber den ganzen Staat einschließen sollte, nicht aber innerhalb seiner nur einen bestimmten Winkel einnehmen dürfe. Und wenn dies auch jetzt aus irgendeinem Grunde unmöglich ist, so sollte das doch auf jeden Fall zweifellos anerkannt werden als geradeaus liegendes und hauptsächlichstes Ziel der ganzen weiteren Entwicklung der christlichen Gesellschaft!«

»Das ist völlig richtig«, sprach bestimmt, aber nervös Vater Paisi, der schweigsame und gelehrte Mönchspriester. »Das ist doch der reinste Ultramontanismus!« schrie Miussoff, der in seiner Ungeduld die Beine übereinandergeschlagen hatte.

»Aber bei uns gibt es ja nicht einmal Berge!« rief Vater Joseph aus, und sich an den Greis wendend, fuhr er fort: »Er antwortet unter anderem auf folgende ›grundsätzliche und wesentliche Annahmen‹ seines Gegners, einer Person geistlichen Standes – haben Sie das wohl im Auge. Erstens: ›Kein gesellschaftlicher Verband kann und soll sich die Macht aneignen, über die bürgerlichen und politischen Rechte seiner Mitglieder zu verfügen.‹ Zweitens: ›Die straf- und zivilgerichtliche Gewalt soll nicht der Kirche gehören und ist nicht vereinbar mit ihrem Wesen sowohl als einer göttlichen Einrichtung wie als einer Vereinigung von Leuten zu religiösen Zwecken, und endlich drittens: ›Die Kirche ist ein Reich nicht von dieser Welt‹ . . .«

»Das ist das allerunwürdigste Spiel mit Worten für eine Person geistlichen Standes«, unterbrach wiederum Vater Paisi, der nicht mehr an sich halten konnte; »ich habe das Buch gelesen, auf das Sie entgegneten«, wandte er sich an Iwan Fjedorowitsch, »und ich war erstaunt,

daß ein Geistlicher behaupten konnte, die Kirche sei nicht ein Reich von dieser Welt. Wenn nicht von dieser Welt, so kann sie demnach überhaupt nicht auf Erden sein. Im heiligen Evangelium sind die Worte »nicht von dieser Welt« nicht in diesem Sinne gemeint. Mit solchen Worten zu spielen ist unmöglich. Unser Herr Jesus Christus ist ja gerade gekommen, um die Kirche auf der Erde zu begründen. Das himmlische Reich, das versteht sich von selber, ist nicht von dieser Welt, vielmehr im Himmel. Zu ihm gelangt man aber nicht anders als durch die Kirche, die begründet und gefestigt ward auf dieser Erde. Und deshalb sind sämtliche Wortspiele in diesem Sinne unmöglich und unwürdig. Die Kirche ist aber in Wahrheit ein Reich und ausersuchen zu herrschen, und sie soll sich auch schließlich offenbaren als ein Reich über die ganze Erde hin. Das ist zweifellos. Hierauf haben wir Verheißungen.«

Er verstummte plötzlich, als habe er sich selber Einhalt geboten. Iwan Fjedorowitsch, der ihn ehrerbietig und aufmerksam angehört hatte, fuhr mit außerordentlicher Ruhe und wie vorher gefällig und zuvorkommend fort, indem er sich zum Greise wandte:

»Der ganze Sinn meines Aufsatzes beruht darin, daß das Christentum in den frühen Zeiten seiner ersten drei Jahrhunderte sich auf der Erde nur als Kirche kundgab und nur Kirche war. Als aber das römisch-heidnische Reich ein christliches zu sein wünschte, da hat es sich unstreitig so zugetragen, daß, indem es ein christliches ward, es nur die Kirche in sich schloß, es selber dabei aber fortfuhr, in außerordentlich vielen seiner Einrichtungen wie früher ein heidnisches Reich zu bleiben. In Wirklichkeit hat es sich zweifellos so zutragen müssen. In Rom, als einem Staate, war ja allzuviel von heidnischer Weisheit und heidnischer Zivilisation geblieben, wie z. B. schon die Ziele und Grundlagen des Staates selber. Als aber die Kirche Christi in den Staat eintrat, konnte sie zweifellos nichts von ihren Grundlagen aufgeben, von den Felsen, auf denen sie stand, und konnte sie nichts anderes verfolgen als ihre eigenen Zwecke, nachdem die einmal durch Gott selber festgelegt und ihr vorgezeigt waren, unter anderem: die ganze Welt und demnach den ganzen heidnischen Staat zur Kirche umzuwandeln. Mithin (das heißt in Hinsicht auf das Zukünftige) muß nicht die Kirche sich eine bestimmte Stellung im Staate suchen (wie jeder »gesellschaftliche Verband« oder wie »ein Verband von Leuten zu religiösen Zwecken«, wie sich in Hinsicht auf die Kirche der Autor ausdrückte, dem ich entgegnete), vielmehr mußte sich im Gegenteil jeder Staat auf Erden in der Folge völlig zur Kirche umwandeln und nichts anderes als eine Kirche werden, nachdem er alle seine Ziele, die unvereinbar sind mit den kirchlichen, schon von sich wies. Dies alles würde

ihn aber nicht im geringsten erniedrigen, ihm weder seine Ehre noch seinen Ruhm, den Ruhm eines großen Staates nehmen, noch wird es den Ruhm seiner Herrscher beeinträchtigen, es wird ihn vielmehr nur von einem falschen, noch heidnischen und irrthümlichen auf den richtigen und wahrhaften Weg stellen, den einzigen, der zu ewigen Zielen hinführt. Das ist es, weshalb der Autor des Buches über die Grundlage des kirchlich-gesellschaftlichen Gerichtes richtig geurteilt hätte, wenn er, diese Grundsätze ermittelnd und sie vorschlagend, auf sie hingeblickt hätte wie auf einen zeitweiligen, in unserer sündigen, noch nicht zur Vollendung gelangten Zeit einstweilen noch unentbehrlichen Kompromiß, und nichts anderes. Sobald aber nur der Verfasser dieser Grundsätze sich erkühnt, zu erklären, daß diese Prinzipien, die er jetzt vorschlägt und von denen soeben Vater Joseph einige aufzählte, unerschütterliche, elementare und ewige sind, so geht er schon durchaus gegen die Kirche und ihre heilige, ewige und unerschütterliche Bestimmung. Das ist meine ganze Arbeit, ihr ganzes Programm.«

»Das heißt in zwei Worten«, sprach wiederum Paisi, indem er jedes Worte betonte, »nach gewissen Theorien, die sich bereits allzusehr in unserem neunzehnten Jahrhundert geltend machten, soll sich die Kirche in den Staat umwandeln wie aus einer niedrigeren in eine höhere Gestalt, um nachher in ihm zu verschwinden, Platz zu machen der Wissenschaft, dem Geiste der Zeit und der Zivilisation. Wenn sie das aber nicht will und Widerstand leistet, so wird ihr dafür im Staate gewissermaßen nur ein ganz bestimmter Winkel angewiesen, ja, und auch der unter staatlicher Oberaufsicht. Und das überall in unserer Zeit in den jetzigen europäischen Ländern. Nach russischem Begriff und nach russischer Zuversicht ist es aber nötig, daß die Kirche sich in den Staat nicht umwandelt, wie aus einer niedrigeren in eine höhere Form, vielmehr im Gegenteil: der Staat soll schließlich sich nur darauf vorbereiten, einzig und allein eine Kirche zu sein und weiter nichts. So möge es sein! So möge es sein! So möge es sein!«

»Nun, ich gestehe, Sie haben mich jetzt ein wenig ermutigt«, meinte Miussoff lachend, indem er wiederum die Beine übereinanderschlug. »Soweit ich das verstehe, handelt es sich hier, bei dem zweiten Vorgang, um die Verwirklichung eines Ideals, das in ferner Zukunft liegt. Nun – wie es Ihnen gefällt! Es ist eine schöne utopische Phantasie um das Verschwinden der Kriege, Diplomaten, Banken usw. Etwas, was dem Sozialismus ähnlich ist. Ich aber habe bisher geglaubt, das alles sei im Ernste gemeint, und daß die Kirche jetzt schon z. B. die gemeinen Verbrecher richten und Ruten, Zwangsarbeit, ja am Ende sogar Todesstrafe verhängen solle.«

»Ja, wenn jetzt auch nur ein kirchlich-gesellschaftliches Gericht wäre,

so würde die Kirche auch jetzt nicht zur Zwangsarbeit verschicken oder zum Tode verurteilen. Das Verbrechen und seine Auffassung müßten dann zweifellos anders werden, natürlich allmählich, nicht plötzlich und nicht auf der Stelle, indes gleichwohl ziemlich rasch . . .« sprach ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken Iwan Fjedorowitsch.

»Sie sagen das im Ernste?« entgegnete Miussoff und blickte starr auf ihn.

»Wenn alles zur Kirche würde, so würde die Kirche den Verbrecher und Unbotmäßigen von sich ausschließen, sie würde aber schon nicht Köpfe abhacken«, fuhr Iwan Fjedorowitsch fort. »Ich frage Sie nun: Wo würde sich wohl der Ausgestoßene hinwenden? Er müßte ja dann nicht nur von den Menschen weichen, wie jetzt, vielmehr auch von Christus. Er würde ja durch sein Verbrechen sich nicht nur gegen die Menschen erheben, vielmehr auch gegen die Kirche Christi. Das ist natürlich auch jetzt der Fall, wenigstens im strengen Sinne, es ist aber gleichwohl nicht anerkannt, und das Gewissen des Verbrechers tritt heute sehr häufig mit sich selber in Unterhandlungen: ›Ich habe gestohlen‹, wird er sich sagen, ›ich werde aber nicht gegen die Kirche gehen, Christus bin ich nicht feindlich gesinnt!‹ Das ist es, was sich heutzutage auf Schritt und Tritt jeder Verbrecher sagt. Nun, dann aber, wenn die Kirche an Stelle des Staates stehen wird, dann wird es dem Verbrecher schwerfallen, dies zu sagen, es sei denn, er verneine die ganze Kirche auf der ganzen weiten Erde: ›Alle‹, würde das heißen, ›irren sich, alle sind abgewichen, alle sind eine falsche Kirche, ich allein, der Mörder und Dieb – stelle die gerechte christliche Kirche dar!‹ Sehen Sie, solches sich zu sagen, ist sehr schwer, es verlangt gewaltige Bedingungen, Umstände, die nicht häufig eintreten. Nehmen Sie aber andererseits die Auffassung der Kirche selber vom Verbrechen: müßte sie sich dann nicht ändern und in Gegensatz treten zu der jetzigen, fast heidnischen, und wird sie sich nicht wandeln aus der mechanischen Ausscheidung eines erkrankten Gliedes, wie es heute geschieht zum Schutze der Gesellschaft, wird sie sich nicht wandeln, die Auffassung der Kirche vom Verbrechen, und diesmal schon völlig und nicht nur vermeintlich, in den Gedanken von der Neugeburt des Menschen, seiner Auferstehung und seiner Rettung?«

»Das heißt, was ist denn das? Ich höre wiederum auf zu verstehen«, unterbrach Miussoff. »Wiederum ist da irgendein Phantasiebild. Irgend etwas Gestaltloses, ja, und was gar nicht zu verstehen ist. Wie ist denn diese Ausstoßung zu verstehen? Was ist das für eine Ausstoßung? Ich habe Sie im Verdacht, Iwan Fjedorowitsch, Sie machen sich einfach lustig!«

»Ja, sehen Sie, in Wirklichkeit ist ganz das gleiche schon jetzt der

Fall«, begann auf einmal der Greis zu sprechen, und alle wandten sich sofort zu ihm hin. »Sehen Sie, wenn ja jetzt die Kirche Christi nicht wäre, so gäbe es für den Verbrecher weder ein Aufgehaltenwerden im Verbrechenverüben noch sogar eine Strafe für ihn nach seiner Übeltat, das heißt eine wirkliche Strafe – keine mechanische, wie man sich hier soeben ausdrückte, die ja in der Mehrzahl aller Fälle nur das Herz zerreißt –, vielmehr eine wirkliche Strafe, die einzig wirkliche, die einzige, die abschreckt und die bösen Leidenschaften zu beschwichtigen vermag und die beschlossen ist im Bewußtsein des eigenen Gewissens!«

»Wieso denn? Erlauben Sie, das zu erfahren?« fragte mit lebhaftester Wißbegier Miussoff.

»Sehen Sie, das ist so«, begann der Greis. »Alle diese Verschickungen zur Zwangsarbeit nach vorausgegangener Durchprügelung bessern ja niemanden, und was die Hauptsache ist, sie schrecken auch fast keinen Verbrecher ab: die Zahl der Verbrecher nimmt ja nicht nur nicht ab, sie wächst vielmehr immer mehr. Das müssen Sie doch selber zugeben. Und so kommt es denn, daß die Gesellschaft auf diese Weise überhaupt nicht geschützt ist; denn wenn auch das schädliche Glied mechanisch entfernt und weit fort verschickt wird – nur aus den Augen fort –, so erscheint aber an seiner Stelle sogleich ein anderer Verbrecher und bisweilen sogar zwei. Wenn aber etwas die Gesellschaft sogar in unseren Tagen schützt – und sogar den Verbrecher selber bessert und zu einem anderen Menschen werden läßt, so ist das wiederum einzig und allein nur das Gesetz Gottes, wie es sich offenbart im Bewußtsein des eigenen Gewissens. Nur wenn der Verbrecher sich seiner Schuld bewußt wird als Sohn der christlichen Gesellschaft, das heißt der Kirche, nur dann erkennt er auch seine Schuld an vor der Gesellschaft selber, und das heißt wiederum: vor der Kirche. So ist denn der Verbrecher heute überhaupt nur vor der Kirche imstande, seine Schuld zu bekennen, aber keineswegs vor dem Staate. Sehen Sie, wenn das Gericht der Gesellschaft als einer kirchlichen gehören würde, dann würde sie wissen, wen von den Ausgestoßenen sie auch wiederum zurückrufen und wiederum in ihre Gemeinschaft aufnehmen muß. Jetzt aber, da die Kirche kein tatsächliches Gericht ausüben kann und ihr nur die Möglichkeit einer moralischen Verurteilung bleibt, jetzt hält sie sich schon von selber der tätigen Bestrafung des Verbrechers fern. Sie stößt ihn nicht von sich, sie allein nur verläßt ihn nicht mit ihrem väterlichen Beistand. Nicht genug damit, bestrebt sie sich sogar, vollauf die christlich-kirchliche Gemeinschaft mit dem Verbrecher zu bewahren: sie läßt ihn zum Gottesdienst zu, zum heiligen Abendmahl, sie gibt ihm Almosen und geht mit ihm weit eher

wie mit einem Verblendeten um als mit einem, der schuldig ist. Und was wäre denn auch mit dem Verbrecher, o mein Gott, wenn auch die christliche Gesellschaft, das will heißen die Kirche, ihn von sich stoßen würde, wie ihn das bürgerliche Gesetz von sich stößt und ausschidet? Was würde dann sein, wenn auch die Kirche den Verbrecher bestrafen würde mit ihrer sofortigen Ausstoßung jedesmal unmittelbar auf die Bestrafung durch das weltliche Gericht hin? Ja, und es könnte auch gar keine tiefere Verzweiflung geben, wenigstens für den russischen Verbrecher, denn die russischen Verbrecher sind noch gläubig. Aber übrigens wer weiß: vielleicht würde sich dann etwas ganz Furchtbares ereignen – es würde sich vielleicht dann im verzweifeltsten Herzen des Verbrechers der Verlust des Glaubens vollziehen, und was dann? Die Kirche aber, gleich einer zärtlich liebenden Mutter, tritt selber zur Seite bei der tätigen Bestrafung des Verbrechers, weil auch ohne eine Strafe ihrerseits der Schuldige schon allzu schmerzhaft bestraft ist durch das weltliche Gericht. Und es ist doch wohl nötig, daß irgendwer Mitleid habe mit dem Verbrecher! Die Hauptsache aber, weshalb die Kirche zur Seite steht, ist, daß das kirchliche Gericht das einzige ist, das in sich die Wahrheit beschließt und sich infolgedessen mit keinem anderen Gerichte weder tatsächlich noch lediglich in moralischer Hinsicht auch nur in zeitlichem Kompromiß vereinigen kann. Da kann man sich schon nicht mehr auf Unterhandlungen einlassen. Im Auslande dagegen, so sagt man, bereut der Verbrecher selten, ja die allerneuesten Lehren bestärken ihn sogar in der Anschauung, daß sein Verbrechen gar kein Verbrechen ist, vielmehr nur die Empörung gegen eine ungerechte, ihn unterdrückende Gewalt. Die Gesellschaft scheidet ihn auf völlig mechanische Weise von sich aus, durch Gewalt, der er nicht widerstehen kann, und begleitet seine Ausstoßung mit Haß – so erzählen sie wenigstens selber von sich in Europa –, mit Haß und vollständigster Gleichgültigkeit, wobei man seinem weiteren Schicksal gegenüber vergißt, daß er unser Bruder ist. So geht das alles ohne das geringste kirchliche Mitleid vor sich, denn in vielen Fällen gibt es dort überhaupt keine Kirche mehr: es sind nur Kirchendiener geblieben und prächtige Kirchenbauten, die Kirchen selber aber streben dort längst schon überzugehen aus der niedrigeren Gestalt als Kirche in die höhere Form als Staat, um in ihm völlig aufzugehen. So scheint es wenigstens in den lutherischen Ländern. In Rom aber wird bereits seit tausend Jahren an Stelle der Kirche der Staat verkündet. Deshalb bekennt sich der Verbrecher schon selber nicht mehr als Glied der Kirche, und sich ausgestoßen fühlend, verfällt er der Verzweiflung. Wenn er aber in die Gesellschaft zurückkehrt, so geschieht es nicht selten mit solchem Hasse, daß die Gesellschaft ihn

schon ganz unwillkürlich von sich weist. Womit das endigen wird, können Sie selber beurteilen. In vielen Fällen – so sollte es scheinen – ist bei uns ganz das gleiche der Fall: ein Unterschied besteht nur darin, daß außer den bestellten Gerichten auch noch eine Kirche bei uns ist, die niemals die Verbindung mit dem Verbrecher verliert als ihrem lieben und immer noch teuren Sohne; außerdem aber gibt es das kirchliche Gericht – es hält sich wenigstens noch, wenn auch eigentlich nur in der Theorie. Ist es jetzt auch nicht tätig, so lebt es doch für die Zukunft, wenn auch nur in der Vorstellung. Ja, und zweifellos wird es von dem Verbrecher selber anerkannt, einfach aus dem Instinkte seiner Seele heraus. Richtig ist auch das, was hier eben gesagt wurde, daß, wenn tatsächlich das Gericht der Kirche auf den Plan träte mit seiner ganzen Kraft, das heißt, wenn die ganze Gesellschaft sich zu einer einzigen Kirche umgewandelt hätte, daß dann das kirchliche Gericht nicht nur auf die Besserung des Verbrechers so einwirken würde, wie jetzt kein Gericht einwirkt, sich vielmehr dann vielleicht tatsächlich die Zahl der Verbrecher in einem unwahrscheinlichen Maße vermindern würde. Ja, und auch die Kirche würde, daran ist gar nicht zu zweifeln, den zukünftigen Verbrecher und das zukünftige Verbrechen in gar vielen Fällen ganz anders verstehen, als sie jetzt verstanden werden: sie würde es fertigbringen, den Ausgestoßenen zur Rückkehr zu sich zu bewegen, den in Versuchung Befindlichen rechtzeitig zu warnen und den Gefallenen aufzurichten zu neuem Leben. Freilich« – und der Greis lächelte – »die christliche Gesellschaft ist vorderhand noch selber nicht dazu bereit, sie steht nur auf sieben Gerechten. Da die aber nicht schwächer werden, so bleibt alles unentwegt in der Erwartung einer völligen Umwandlung aus einer Gemeinschaft, aus einem fast noch heidnischen Bunde in die einige, die ganze Welt umfassende und beherrschende Kirche! So möge es sein! So möge es sein! Wenn auch am Ende der Jahrhunderte! Denn nur diesem ist es bestimmt, sich zu vollenden. Und es lohnt auch nicht, sich irremachen zu lassen durch Zeiten und Fristen, denn das Geheimnis der Zeiten und Fristen liegt bei der Weisheit Gottes, in seiner Vorsehung und in seiner Liebe. Und was nach menschlicher Berechnung auch noch sehr fern sein kann, das kann nach Gottes Vorherbestimmung heute schon am Vorabend seiner Offenbarung stehen, unmittelbar vor den Toren! Dies letztere möge so sein!«

»So möge es sein! So möge es sein!« bekräftigte ehrfürchtig, aber barsch Vater Paisi.

»Seltsam, im höchsten Grade seltsam!« rief Miussoff aus, und wie es schien, weniger mit Heftigkeit als in einem unterdrückten Unwillen.

»Was scheint Ihnen denn da so seltsam?« erkundigte sich vorsichtig Vater Joseph.

»Ja, was ist denn das in der Tat?« rief Miussoff aus, und es war, als suche er sich Luft zu machen. »Es wird auf der Erde der Staat beiseitigt, und die Kirche wird auf die Stufe des Staates erhoben! Das ist schon nicht mehr Ultramontanismus, das ist Erzultramontanismus. Das hätte sich selbst Papst Gregor VII. nicht träumen lassen!«

»Sie haben geruht, dies gerade im entgegengesetzten Sinne zu verstehen«, sprach streng Vater Paisi; »nicht die Kirche wandelt sich ja in den Staat – halten Sie daran fest. Das ist Rom und sein Gedanke. Das ist die dritte Versuchung des Teufels! Vielmehr ganz im Gegenteil: der Staat wandelt sich in die Kirche, er steigt zur Kirche empor, er wird zur Kirche auf Erden – und das ist doch etwas ganz anderes als Ultramontanismus und Rom und ihre Auslegung. Das bedeutet bloß die große Vorherbestimmung der rechtgläubigen Kirche auf Erden. Von Osten her wird dieses Erdreich leuchten!«

Miussoff verstummte bedeutungsvoll. Seine ganze Gestalt brachte eine außerordentliche persönliche Würde zum Ausdruck. Um seine Lippen spielte ein überlegenes, nachsichtiges Lächeln. Alescha folgte allem mit heftig pochendem Herzen. Dies ganze Gespräch erregte ihn bis zum Grunde seiner Seele. Zufällig blickte er auf Rakitin hin. Der stand unbeweglich auf seinem früheren Platz bei der Türe, gespannt lauschend und nichts außer acht lassend, wenn er auch die Augen gesenkt hielt. An dem lebhaften Rot seiner Wangen erriet aber Alescha, daß auch Rakitin erregt war, und es schien, nicht weniger als er; Alescha wußte, was ihn so erregte.

»Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Anekdote zu erzählen, meine Herren«, sprach plötzlich Miussoff in einer besonders würdevollen Haltung. »In Paris begegnete es mir einmal – es ist schon einige Jahre her, kurze Zeit nach der Dezemberumwälzung –, als ich einer sehr, sehr gewichtigen und damals einflußreichen Persönlichkeit so nur aus Bekanntschaft einen Besuch machte, daß ich bei ihm mit einem äußerst interessanten Herrn zusammentraf. Es war dies Individuum nicht gerade selber ein Polizeispitzel, vielmehr eher eine Art Befehlshaber eines ganzen Kommandos von politischen Spitzeln – in seiner Art ein ziemlich wichtiger Rang. Ich faßte die Gelegenheit beim Schopfe und begann mit ihm ein Gespräch, das mich außerordentlich interessierte. Da er aber nicht als persönlicher Bekannter empfangen wurde, vielmehr als untergeordneter Beamter, der mit irgendwelchem Rapport gekommen war, so würdigte er mich – er hatte gesehen, wie zuvorkommend ich von seinen Vorgesetzten begrüßt worden war – einer gewissen Aufrichtigkeit. Nun, versteht sich, nur bis zu einem gewissen

Grade. Das heißt, er war eher höflich als offenherzig, ebenso wie die Franzosen höflich zu sein vermögen – um so mehr, als er in mir einen Ausländer erkannt hatte. – Ich habe ihn aber sehr wohl verstanden. Unser Gespräch handelte von den Sozialisten-Revolutionären, die man damals verfolgte. Ohne den Hauptinhalt unseres Gespräches zu berühren, werde ich nur eine sehr merkwürdige Bemerkung anführen, die sich diesem Herrchen plötzlich entrang: »Wir, so sprach er, »fürchten eigentlich nicht allzusehr alle diese Sozialisten, Anarchisten, Atheisten und Revolutionäre; wir geben auf sie acht, und ihre Schritte sind uns bekannt. Es sind aber unter ihnen, wenn auch sehr vereinzelt, einige ganz besondere Persönlichkeiten: das sind die, die an Gott glauben, die Christen und gleichzeitig Sozialisten sind. Sehen Sie, die fürchten wir mehr als alle. Das ist ein schreckliches Volk! Der sozialistische Christ ist schrecklicher als der sozialistische Atheist.« Diese Worte haben damals schon auf mich Eindruck gemacht, nunmehr aber, in Ihrem Kreise, meine Herren, sind sie mir wie von selber in Erinnerung gekommen . . .«

»Das heißt, Sie wenden sie auf uns an und erblicken in uns Sozialisten?« fragte geradeheraus und ohne Umschweife Vater Paisi. Bevor aber noch Peter Alexandrowitsch erwogen hatte, wie er ihm antworten sollte, öffnete sich die Tür, und herein trat der, der sich so sehr verspätet hatte: Dmitri Fjedorowitsch. Man hatte ihn freilich – so schien es – zu erwarten aufgehört, und sein plötzliches Erscheinen erregte im ersten Augenblicke sogar ein gewisses Erstaunen.

6

Warum lebt ein solcher Mensch?

Dmitri Fjedorowitsch, ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, von mittlerem Wuchs und angenehmen Gesichtszügen, schien weit älter zu sein, als er tatsächlich war. Er war muskulös, und man konnte in ihm eine beträchtliche Körperkraft vermuten. Dessenungeachtet machte er in seiner Person einen kränklichen Eindruck. Sein Gesicht war hager, seine Wangen eingefallen und von einem ungesunden Gelb. Seine großen, dunklen, hervorquellenden Augen blickten, wenn auch augenscheinlich mit fester Hartnäckigkeit, so doch etwas unbestimmt. Sogar wenn er sich aufregte und in Erregung sprach, war es, als unterwerfe sich sein Blick durchaus nicht seiner inneren Stimmung, bringe vielmehr irgend etwas anderes zum Ausdruck, das bisweilen durchaus nicht der gegebenen Minute entsprach. »Es ist schwer, zu wissen, woran er eigentlich denkt!« äußerten sich bisweilen solche, die mit ihm gesprochen hatten. Andere, die in seinen Augen etwas in Gedanken

Versunkenes und Mürrisches zu lesen glaubten, setzte er plötzlich in Staunen durch ein unvermutetes Lachen, das von heiteren und spielerischen Gedanken Zeugnis abgab, die in ihm gerade zu der Zeit lebten, als er so mürrisch vor sich hinblickte. Übrigens konnte man eine gewisse Angegriffenheit in seinem Gesichte in der gegenwärtigen Minute durchaus verstehen. Alle wußten und hatten gehört von dem außerordentlich zerfahrenen und bummelhaften Leben, dem sich Dmitri Fjedorowitsch gerade in der allerletzten Zeit bei uns ergeben hatte, und ebenso war es allen bekannt, zu welcher außerordentlichen Heftigkeiten er sich hinreißen ließ im Streite mit seinem Vater wegen der strittigen Gelder. In der Stadt liefen darüber schon einige Anekdoten um. Wahr ist freilich, daß er bereits von Hause aus erregten Charakters war, er war »eines zerfahrenen und anormalen Geistes«, wie sich über ihn charakteristisch unser Friedensrichter Simeon Iwanowitsch Katschalnikoff in einer Gesellschaft geäußert hatte. Er trat ein, tadellos und elegant gekleidet, im zugeknöpften, schwarzen Rock, in schwarzen Handschuhen und den Zylinder in der Hand. Als unlängst erst verabschiedeter Offizier trug er nur einen Schnurrbart. Seine dunklen Haare waren kurz geschnitten und an den Schläfen nach vorn gebürstet. Sein Schritt war bestimmt, breit, wie in der Front. Einen Augenblick blieb er auf der Schwelle stehen, und nachdem er alle Anwesenden mit einem Blick umfaßt hatte, ging er geradewegs auf den Greis zu, in dem er den Hausherrn erraten hatte. Er verneigte sich tief vor ihm und bat ihn um seinen Segen. Der Greis erhob sich und segnete ihn. Dmitri Fjedorowitsch küßte ihm ehrerbietig die Hand und sprach in außerordentlicher Erregung, fast in gereiztem Tone:

»Verzeihen Sie großmütig, daß ich Sie so lange warten ließ, aber der Diener Smerdjakoff, der von meinem Vater geschickt war, antwortete auf meine eindringliche Frage betreffs der Zeit zweimal im allerentschiedensten Tone, die Zusammenkunft sei auf ein Uhr festgesetzt. Jetzt erfahre ich plötzlich . . .«

»Beunruhigen Sie sich nicht«, unterbrach ihn der Greis. »Das hat gar nichts zu sagen. Sie haben sich ein wenig verspätet, das ist ja kein Unglück.«

»Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar und konnte auch gar nichts anderes von Ihrer Güte erwarten.« Nachdem er dies kurz hervorgestoßen hatte, verneigte sich Dmitri Fjedorowitsch noch einmal, dann wandte er sich plötzlich nach der Seite seines Vaters um und machte auch dem eine ehrerbietige und tiefe Verbeugung. Es war zu ersehen, daß er diese Verbeugung vorher bedacht und sie in Aufrichtigkeit beschlossen hatte, indem er es für seine Pflicht erachtete, hierdurch seine

Ehrerbietung und seine guten Absichten zum Ausdruck zu bringen. Wenn auch Fjedor Pawlowitsch hierdurch überrumpelt war, so fand er sich doch sogleich in seiner Art wieder: auf die Verbeugung des Dmitri Fjedorowitsch sprang er von seinem Sessel auf und verneigte sich vor dem Sohne genau ebenso tief. Sein Gesicht war plötzlich gewichtig und vielsagend geworden, was ihm indes einen entschieden bösen Ausdruck gab. Dmitri Fjedorowitsch verneigte sich dann noch in einer allgemeinen Verbeugung vor allen, die im Zimmer waren, ging mit raschen, festen Schritten zum Fenster hin, setzte sich dort auf den einzigen noch unbesetzten Stuhl nicht weit vom Vater Paisi, und indem er sich weit nach vorn neigte, zeigte er sogleich seine Bereitwilligkeit, der Fortsetzung des von ihm unterbrochenen Gespräches zu lauschen.

Der Eintritt des Dmitri Fjedorowitsch beschäftigte die Gesellschaft nicht mehr als etwa zwei Minuten. Das Gespräch mußte nunmehr von neuem beginnen. Diesmal aber fand es Peter Alexandrowitsch nicht für nötig, auf die eindringliche und fast gereizte Frage des Vater Paisi zu antworten.

»Erlauben Sie mir, diesen Gesprächsstoff abzulehnen«, äußerte er mit der Nachlässigkeit des Weltmannes. »Dies Thema fordert zudem auch gar zu sehr zu Künsteleien heraus. Iwan Fjedorowitsch lächelt gerade über Sie, er muß wohl auch in diesem Falle etwas Eigenartiges zu sagen haben. Fragen Sie ihn!«

»Nichts Besonderes habe ich zu sagen«, antwortete sogleich schon Iwan Fjedorowitsch, »außer einer kleinen Bemerkung darüber, daß der europäische Liberalismus überhaupt und sogar unser russischer liberaler Dilettantismus häufig und längst schon die Endergebnisse des Sozialismus mit denen des Christentums verwechselt. Dieser böse Trugschluß ist natürlich charakteristisch; im übrigen verwechseln den Sozialismus mit dem Christentum, wie wir eben erfahren haben, nicht nur die Liberalen und die Dilettanten, vielmehr zugleich mit ihnen in vielen Fällen auch die Gendarmen, die ausländischen, versteht sich. Ihre Pariser Anekdote ist bezeichnend genug dafür, Peter Alexandrowitsch!«

»Ich wiederhole meine Bitte, dieses Thema überhaupt zu verlassen«, bemerkte Peter Alexandrowitsch. »Dafür will ich Ihnen aber, meine Herren, eine andere Anekdote erzählen von Iwan Fjedorowitsch selber. Sie ist sehr interessant und charakteristisch. Es ist nicht länger als fünf Tage her, da erklärte er in einer hiesigen, vornehmlich aus Damen bestehenden Gesellschaft im Verlaufe des Wortgeflechtes feierlich, auf der ganzen Erde gäbe es entschieden nichts, was die Menschen zwingt, ihresgleichen zu lieben, und ein solches Naturgesetz: der Mensch soll die Menschheit lieben, existiere überhaupt nicht. Wenn es trotzdem

Liebe gibt und sie bis jetzt noch auf Erden lebt, so sei dies nicht die Folge eines natürlichen Gesetzes, es geschähe vielmehr einzig und allein deshalb, weil die Menschen an ihre Unsterblichkeit glauben. Iwan Fjedorowitsch bemerkte dabei nebenbei noch, daß eben gerade hierin das ganze Naturgesetz bestehe, daß nämlich, wenn man in der Menschheit den Glauben an ihre Unsterblichkeit vernichte, in ihr auf der Stelle nicht nur die Liebe versiegen werde, vielmehr auch jede lebendige Kraft dazu, das Leben in dieser Welt fortzuführen. Nicht genug damit: dann werde es schon nichts Unsittliches mehr geben, alles werde vielmehr erlaubt sein, sogar die Menschenfresserei. Aber auch damit noch nicht genug, verstieg er sich schließlich zu der Behauptung, daß für jede Privatperson (wie z. B. jetzt für uns), die weder an Gott glaubt noch an ihre Unsterblichkeit, sich das Sittengesetz der Natur sogleich in das völlige Gegenteil des früheren religiösen Sittengesetzes wandeln müsse, und daß dann der Egoismus, sogar bis zum Verbrechen, dem Menschen nicht nur erlaubt sei, vielmehr sogar als unausweichlich anerkannt werden müsse für ihn als allervernünftigster, wenn nicht gar edelster Ausweg in seiner Lage. Aus einem solchen Paradox können Sie, meine Herren, auch über alles andere schließen, was zu verkündigen geruhte und vielleicht noch zu verkündigen entschlossen ist unser lieber, Exzentritäten und Paradoxen nachjagender Iwan Fjedorowitsch.«

»Erlauben Sie«, schrie plötzlich unerwartet Dmitri Fjedorowitsch, »damit ich mich nicht etwa verhöhrt habe: ›Das Verbrechen muß nicht nur erlaubt, vielmehr sogar anerkannt sein als allernotwendigster und allergescheitester Ausweg aus der Lage jedes Atheisten!‹ Ist es so?«

»Ganz genau so«, sprach Vater Paisi.

»Ich werde das im Gedächtnis behalten.«

Als Dmitri Fjedorowitsch dies gesagt hatte, verstummte er ebenso plötzlich, wie er sich in das Gespräch eingemischt hatte. Alle blickten erstaunt auf ihn.

»Sind Sie wirklich davon überzeugt, daß dies die Folgen für den Menschen sind, wenn sein Glaube an die Unsterblichkeit seiner Seele erloschen ist?« fragte plötzlich der Greis den Iwan Fjedorowitsch.

»Ja, ich habe das behauptet. Es gibt keine Tugend, wenn es keine Unsterblichkeit gibt!«

»Gesegnet sind Sie, wenn Sie so glauben, oder Sie sind unglücklich!«

»Weshalb unglücklich?« fragte Iwan Fjedorowitsch lächelnd.

»Weil aller Wahrscheinlichkeit nach Sie selber weder an die Unsterblichkeit Ihrer Seele noch sogar an das glauben, was Sie von der Kirche und der kirchlichen Frage schreiben.«

»Vielleicht haben Sie recht! Gleichwohl aber habe ich auch nicht völ-

lig gescherzt«, bekannte plötzlich seltsamerweise Iwan Fjedorowitsch, nachdem er übrigens errötet war.

»Wahr ist es, daß Sie nicht völlig scherzten. Dieser Gedanke ist in Ihrem Herzen noch nicht entschieden und quält es. Aber auch der Gequälte liebt es bisweilen, sein Spiel zu treiben mit seiner Verzweiflung. Wohl auch aus Verzweiflung. Bis jetzt unterhalten Sie sich damit – aus Verzweiflung versteht sich –, Zeitungsartikel zu schreiben und in weltlichen Kreisen Wortgefechte zu führen, ohne selber ihrer Dialektik zu glauben, und indem Sie kranken Herzens über sie lächeln, so für sich . . . In Ihnen ist diese Frage noch nicht entschieden, und darin liegt Ihr großer Kummer, denn unabweisbar verlangt sie nach Entscheidung.«

»Vielleicht ist sie aber in mir entschieden? Entschieden im bejahenden Sinne?« fuhr Iwan Fjedorowitsch in seinen seltsamen Fragen fort, indem er immerzu mit einem geheimnisvollen Lächeln auf den Greis hinblickte.

»Wenn sie sich nicht im bejahenden Sinne entscheiden kann, diese Frage, so entscheidet sie sich aber auch niemals im verneinenden Sinne. Sie selber kennen ja diese Eigenschaft Ihres Herzens, und darin beruht ja seine ganze Qual. Danken Sie aber dem Schöpfer, daß er Ihnen ein Herz gab, das fähig ist, sich in solcher Qual zu quälen . . . Gebe Ihnen Gott, daß die Entscheidung Ihres Herzens Sie noch auf der Erde antreffe, und möge Gott Ihre Wege segnen!«

Der Greis erhob die Hand und wollte von seinem Platz aus Iwan Fjedorowitsch bekreuzigen. Der aber erhob sich plötzlich von seinem Stuhle, ging zu dem Greise hin, empfing seinen Segen, küßte ihm die Hand und kehrte schweigend zu seinem Platze zurück. Der Ausdruck seines Gesichtes war entschlossen und ernst. Diese Handlung des Iwan Fjedorowitsch, ja, und auch sein ganzes vorhergegangenes, so unerwartetes Gespräch mit dem Greise machte einen großen Eindruck auf alle durch seine Rätselhaftigkeit und sogar durch eine gewisse Feierlichkeit, so daß alle auf einen Augenblick verstummten und im Gesichte Aleschas sich fast Furcht ausdrückte. Miussoff aber zuckte plötzlich mit den Achseln, und in demselben Augenblick sprang auch Fjedor Pawlowitsch von seinem Stuhle auf.

»Göttlicher und heiliger Greis«, schrie er, indem er auf Iwan Fjedorowitsch deutete, »das ist mein Sohn, Leib von meinem Leibe, mein geliebtester Leib. Das ist mein ehrerbietigster Sohn, sozusagen mein Karl Moor. Der aber dort, der Sohn, der eben eintrat, Dmitri Fjedorowitsch, und gegen den ich bei Ihnen Recht suche – das ist schon der unehrerbietigste, Franz Moor – beide aus den ›Räubern‹ von Schiller; ich aber, ich selber bin in solchem Falle schon der regierende Graf von

Moor. Urteilen Sie und retten Sie! Wir benötigen nicht nur Ihre Gebete, vielmehr auch Ihre prophetischen Entscheidungen!«

»Sprechen Sie doch ohne Narrheiten, und beginnen Sie nicht damit, Ihre Angehörigen zu beleidigen!« antwortete der Greis mit schwacher, schon völlig entkräfteter Stimme. Er war augenscheinlich immer mehr ermüdet und verlor sichtbar seine Kräfte.

»Das ist ja eine unwürdige Komödie, die ich schon vorausfühlte, als ich hierherging«, rief Dmitri Fjedorowitsch in Unwillen aus und sprang gleichfalls von seinem Platz auf. »Verzeihen Sie, ehrwürdiger Vater«, wandte er sich an den Greis, »ich bin nur ein ungebildeter Mensch und weiß sogar nicht einmal, wie ich Sie anreden soll. Man hat Sie aber hintergangen, und Sie waren viel zu gütig, als Sie uns die Erlaubnis gaben, zu Ihnen zu kommen. Mein Väterchen bedurfte bloß eines Skandales, wofür – das ist so seine Berechnung. Er hat schon immer seine ganz besonderen Berechnungen. Es scheint aber, ich weiß jetzt, wofür . . .«

»Alle beschuldigen sie mich, alle!« schrie seinerseits Fjedor Pawlowitsch. »Auch Peter Alexandrowitsch dort beschuldigt mich. Ja, Sie haben mich beschuldigt, Peter Alexandrowitsch, Sie haben mich beschuldigt«, wandte er sich plötzlich zu Miussoff, wiewohl der gar nicht daran dachte, ihn zu unterbrechen. »Man beschuldigt mich, ich habe die Gelder meiner Kinder in meinen Stiefeln versteckt und meine Kinder begaunert. Aber erlauben Sie, gibt es denn kein Gericht? Dort wird man Ihnen schon zusammenrechnen nach Ihren eigenen Quittungen, Briefen und Verträgen, wieviel Sie besaßen, wieviel Sie ausgaben, und was Ihnen bleibt. Weshalb weigert sich denn Peter Alexandrowitsch, ein Urteil zu fällen? Dmitri Fjedorowitsch ist ihm doch kein Fremdling! Deshalb, weil alle gegen mich sind! Aber Dmitri Fjedorowitsch ist mir dazu noch schuldig. Ja, und nicht irgendeine Kleinigkeit, vielmehr einige Tausend, wofür ich alle notwendigen Dokumente besitze. Die ganze Stadt dröhnt und hallt wider von seinen Zechgelagen! Dort aber, wo er früher diente, da hat er tausend und zweitausend Rubel bezahlen müssen wegen Verführung ehrbarer Jungfrauen; dies, Dmitri Fjedorowitsch, ist uns bekannt, in den allergerheimsten Einzelheiten, und ich werde das beweisen . . . Heiligster Vater, glauben Sie es: er machte die edelste aller Jungfrauen in sich verliebt, aus gutem Hause, mit Vermögen, die Tochter seines früheren Chefs, eines tapferen Obersten, eines ausgedienten, der den Annenorden mit Schwertern am Halse trug; er kompromittierte das Mädchen dadurch, daß er ihr seine Hand anbot; jetzt ist sie hier, ist Waise, seine Braut; er aber geht vor ihren Augen zu einer hiesigen Verführerin. Wenn aber auch dieses Weib sozusagen in bürgerlicher Ehe lebte mit einem geachteten Manne,

so ist sie darum aber doch von unabhängigem Charakter, eine Festung, die nicht allen zugänglich ist, ganz so wie eine gesetzliche Gattin, denn sie ist tugendhaft! – Ja, heiliger Vater, sie ist tugendhaft. Dmitri Fjedorowitsch aber wünscht diese Festung mit goldenem Schlüssel zu öffnen, deshalb hat er auch jetzt mir gegenüber Mut gefaßt und will von mir Geld erpressen; bis jetzt hat er bereits Tausende von Rubeln für diese Verführerin vertan. Zu diesem Zweck nimmt er auch unaufhörlich Gelder auf, und dabei bei wem? Wie glauben Sie wohl? Soll ich es sagen oder nicht, Mitja?»

»Schweigen Sie!« brüllte Dmitri Fjedorowitsch. »Warten Sie, bis ich hinausgegangen bin; wagen Sie es aber nicht, in meiner Gegenwart das alleredelmütigste Fräulein zu beschmutzen! Schon das allein, daß Sie sich unterstehen, über sie ein Wort fallen zu lassen, ist eine Schmach für sie . . . Ich werde das nicht erlauben!«

Er schnappte nach Luft.

»Mitja! Mitja!« schrie jämmerlich und sich Tränen erpressend Fjedor Pawlowitsch; »liegt dir denn gar nichts am elterlichen Segen? Wenn ich dich aber verfluchen werde, was wird dann sein?«

»Schamloser Heuchler!« brüllte Dmitri Fjedorowitsch in rasender Wut.

»So behandelt er schon seinen Vater, seinen Vater! Wie aber geht er mit den übrigen um! Meine Herren, stellen Sie sich vor: es lebt hier ein armer, aber ehrbarer Mann, ein Kapitän außer Dienst; er hatte Unglück gehabt, ward aus dem Dienste entlassen, aber nicht öffentlich, nicht durch das Gericht, er hat vielmehr seine ganze Ehre bewahrt; er hat eine zahlreiche Familie. Vor drei Wochen nun faßte ihn unser Dmitri Fjedorowitsch hier in einem Wirtshaus an seinem Barte, zertrümmerte ihn auf die Straße hinaus und verprügelte ihn öffentlich vor allem Volke. Und das alles deswegen, weil er ein heimlicher Bevollmächtigter von mir ist bei einem meiner Geschäftchen!«

»Alles das ist erlogen! Von außen ist es richtig, von innen Lüge!« schrie Dmitri Fjedorowitsch und bebte am ganzen Körper vor Wut. »Väterchen! Ich rechtfertige nicht meine Taten; ja, vor allem Volke verprügelte ich ihn, ich gestehe es: ich benahm mich wie ein wildes Tier mit diesem Kapitän. Und jetzt tut es mir leid, und ich verachte mich selber wegen meines viehischen Zornes. Aber dieser Ihr Kapitän, Ihr Bevollmächtigter, ging gerade zu derselben Dame, von der Sie sagen, sie sei eine Verführerin, und schlug ihr in Ihrem Namen vor, sie möchte in Ihren Händen befindliche Wechsel von mir annehmen und daraufhin gegen mich Klage erheben, um mich wegen dieser Wechsel hinter Schloß und Riegel setzen zu lassen, wenn ich Sie schon allzusehr bedrängen würde mit der Abrechnung wegen meines Vermögens. Sie

aber machen mir jetzt einen Vorwurf daraus, daß ich eine Schwäche habe für diese Dame, während Sie selber es waren, der sie anstiftete, mich zu betören! Sie erzählt das einem ja gerade ins Gesicht, sie selber hat es mir erzählt und dabei über Sie gelacht! Ins Gefängnis aber wollten Sie mich nur deshalb bringen, weil Sie eifersüchtig auf mich sind ihretwegen, weil Sie selber bereits anfangen, dieser Frau zuzusetzen mit Ihrer Liebe. Auch das ist mir alles bekannt, und auch darüber hat sie gelacht – hören Sie! Über Sie hat sie gelacht, als sie es mir wiedererzählte! Sehen Sie, da haben Sie, heilige Väter, diesen Menschen, diesen Vater, der seinem verworfenen Sohne Vorwürfe macht! Ihr Herren Zeugen, vergeben Sie mir meinen Zorn, ich hatte aber bereits vorausgeföhlt, daß dieser heimtückische Alte Sie alle hierherbeschieden hat zu einem Skandal. Ich kam hierher, um ihm zu verzeihen, wenn er mir die Hand hingestreckt hätte, ihm zu verzeihen und ihn um Verzeihung zu bitten! Da er aber soeben nicht bloß mich beleidigt hat, vielmehr auch die edelste aller Jungfrauen, deren Namen ich nicht einmal ohne triftige Veranlassung auszusprechen wage aus Ehrerbietung vor ihr, so habe auch ich beschlossen, sein ganzes Spiel hier öffentlich aufzudecken, obwohl er doch mein Vater ist . . .«

Er konnte nicht fortfahren, seine Augen funkelten, er atmete schwer, aber auch alle anderen in der Zelle waren erregt, alle außer dem Greise erhoben sich in Unruhe von ihren Sitzen. Die beiden Mönchspriester blickten unwillig, erwarteten indes eine Willensäußerung des Greises. Der aber saß schon völlig bleich geworden da, indes nicht vor Aufregung, vielmehr vor krankhafter Schwäche, ein beschwörendes Lächeln spielte um seine Lippen, ab und zu erhob er die Hand, als wolle er den Rasenden Einhalt gebieten; und natürlich wäre schon eine Bewegung von ihm genügend gewesen, damit diese Szene ein Ende gefunden hätte, es war aber, als erwarte er selber noch etwas, und er blickte unverwandt auf die Streitenden, gleich als ob er noch etwas zu verstehen wünsche, als ob er sich noch nicht klargeworden sei über irgend etwas. Peter Alexandrowitsch Miussoff endlich fühlte sich endgültig erniedrigt und mit Schmach bedeckt.

»An dem Skandal, der soeben hier vorfiel, sind wir alle schuldig«, rief er in großer Erregung; »aber ich wenigstens habe ja das alles nicht vorausgesehen, als ich hierherkam, obgleich ich wußte, mit wem ich es zu tun habe . . . Das muß man zu Ende führen, und auf der Stelle! Euer Ehrwürden, glauben Sie mir, daß ich alle die Einzelheiten, die uns eben hier eröffnet wurden, nicht genau kannte, ihnen wenigstens nicht glauben wollte und sie jetzt zum ersten Male erfahre . . . Ein Vater ist eifersüchtig auf seinen Sohn wegen eines Weibes von liederlichem Betragen, und dabei bespricht er sich selber mit dieser Kreatur,

den Sohn ins Gefängnis zu bringen . . . Und in solcher Gesellschaft hat man mich veranlaßt hier zu erscheinen . . . Ich bin hingegangen, ich erkläre allen, daß ich nicht weniger betrogen bin wie alle die anderen . . .«

»Dmitri Fjedorowitsch«, brüllte plötzlich mit einer Stimme, die man an ihm nicht kannte, Fjedor Pawlowitsch. »Wenn Sie nur nicht mein Sohn wären, so würde ich Sie in dieser selben Minute zum Zweikampf herausfordern – auf Pistolen, auf drei Schritte Entfernung . . . durch ein Tuch, durch ein Tuch«, schloß er, indem er mit beiden Füßen stampfte.

Es gibt bei alten Lügneren, die ihr ganzes Leben hindurch nur Komödie spielten, solche Augenblicke, wo sie sich bis zu dem Grade verstellen, daß sie schon in Wahrheit zittern und weinen vor Erregung, ungeachtet dessen, daß sogar in diesem Augenblicke (oder nur eine Sekunde später) sie selber sich zuflüstern könnten: »Du lügst ja, schamloser alter Kerl! Du bist ja Komödiant auch jetzt noch, ungeachtet alles deines ›heiligen‹ Zornes und der ›heiligen‹ Minute deines Zornes!«

Dmitri Fjedorowitsch runzelte furchtbar die Stirn und blickte mit unsagbarer Verachtung auf seinen Vater.

»Ich glaubte . . . ich glaubte«, murmelte er leise und gehalten, »ich werde in die Heimat kommen mit dem Engel meiner Seele, meiner Braut, um sein Alter zu pflegen, – und ich sehe nur einen verworfenen Wüstling und den niederträchtigsten aller Komödianten!«

»Zum Zweikampf!« brüllte wiederum das alte Männchen, nach Luft schnappend, indem er sich bei jedem Worte mit Speichel bespritzte. »Sie aber, Peter Alexandrowitsch Miussoff, wissen Sie, mein Herr, daß vielleicht in Ihrem ganzen Geschlechte kein weibliches Wesen ist und war, das höher stände und achtbarer wäre – hören Sie, achtbarer wäre als diese Kreatur, wie Sie sich erkühnten, sie soeben zu nennen! Sie aber, Dmitri Fjedorowitsch, haben mit dieser selben Kreatur Ihre Braut betrogen. Sie haben demnach selber geurteilt, daß auch Ihre Braut nicht wert ist, ihr die Schuhriemen zu lösen. Solch eine Kreatur ist das!«

»Das ist eine Schande!« entrang es sich plötzlich dem Vater Joseph. »Das ist schamvoll und schmachvoll!« schrie plötzlich mit seiner Knabenstimme vor Aufregung zitternd und ganz rot im Gesichte Kalganoff, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte.

»Wozu lebt ein solcher Mensch!« brüllte dumpf Dmitri Fjedorowitsch, der schon völlig außer sich war vor Zorn, indem er absonderlich die Schultern emporhob und dadurch fast gebückt erschien. »Nein, sagen Sie mir, kann man ihm noch erlauben, mit seiner Person die Erde zu entehren?« Und er blickte der Reihe nach alle an, indem er

mit der Hand auf den Alten wies. Er hatte langsam und gemessen gesprochen.

»Hören Sie nur! Hören Sie nur! Sie Mönche, den Vatermörder!« wandte sich Fjedor Pawlowitsch zum Vater Joseph. »Das ist die Antwort auf Ihr ›schmachvoll!‹ Was ist denn da zum Schämen? Dieses Weib ›von liederlichem Betragen‹ ist vielleicht heiliger als ihr alle, ihr Herren Mönche, die ihr eure Seele rettet! Sie ist vielleicht in der Jugend gefallen, in den Schmutz gezogen durch ihre Umgebung, sie hat aber viel geliebt, und der, die viel liebte, hat selbst Christus verziehen!«

»Christus hat nicht wegen solcher Liebe verziehen«, entrang es sich in Ungeduld dem sanften Vater Joseph.

»Nein, gerade wegen solcher, ihr Mönche, gerade wegen solcher Liebe! Ihr, ihr rettet eure Seele hier im Kohl und glaubt, ihr seid Gerechte. Ihr eßt Gründlinge, am Tage einen, und glaubt damit Gottes Gnade zu erkaufen!«

»Das ist ja ganz unmöglich, ganz unmöglich!« hörte man von allen Seiten.

Aber diese ganze in Unanständigkeit ausgeartete Szene fand ihr Ende auf die allerunerwartetste Weise. Plötzlich erhob sich von seinem Sitze der Greis; Alescha, der sich schon fast völlig verloren hatte, aus Furcht für ihn und für alle, gelang es indes noch, ihn am Arme zu fassen und zu stützen. Der Greis schritt in der Richtung auf Dmitri Fjedorowitsch zu, und als er dicht an ihn herangekommen war, fiel er vor ihm auf die Knie. Alescha glaubte, der Greis sei aus Schwäche hingefallen. Dem war aber nicht so. Auf den Knien liegend verneigte sich der Greis von Dmitri Fjedorowitsch bis zu dessen Füßen, in einer regelrechten, beabsichtigten, bewußten Verbeugung, und er berührte fast mit seiner Stirn die Erde. Alescha war derart erstaunt, daß er nicht einmal zur rechten Zeit kam, um den Greis zu halten, als er sich wieder erhob. Ein schwaches Lächeln strahlte auf den Lippen des Greises.

»Verzeiht, verzeiht ihr alle!« murmelte er, indem er sich nach allen Seiten vor seinen Gästen verneigte.

Dmitri Fjedorowitsch stand einige Augenblicke wie vom Blitz getroffen: vor ihm einen Fußfall? Was soll denn das? Plötzlich rief er aus: »O mein Gott!« und indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte, lief er aus dem Zimmer. Ihm nach stürzten in Haufen alle anderen Gäste, ohne sich in ihrer Verwirrung von dem Hausherrn zu verabschieden und ohne sich vor ihm zu verneigen. Nur die beiden Mönchspriester traten zu ihm hin, um sich segnen zu lassen.

»Das, was ist denn das eigentlich mit dem Fußfall eben? Das ist wohl irgendein Symbol?« Mit diesen Worten versuchte, so schien es,

Fjedor Pawlowitsch ein Gespräch anzuknüpfen – er, der plötzlich aus irgendeinem Grunde still geworden war – wobei er sich übrigens nicht erdreistete, sich an irgend jemand persönlich zu wenden. Sie schritten eben aus der Ummauerung der Einsiedelei heraus.

»Über ein Verrücktenhaus und über Verrückte gebe ich keine Auskunft«, antwortete sogleich ärgerlich Miussoff; »dafür aber befreie ich mich von Ihrer Gesellschaft, Fjedor Pawlowitsch, und seien Sie überzeugt, für immer. Wo ist denn der Mönch von vorhin?«

Dieser Mönch aber, der sie vorher zum Mittagessen zum Klostersvorstand eingeladen hatte, ließ nicht auf sich warten. Er empfing bereits die Gäste, als sie aus der Zelle des Greises herauskamen, und es war ganz so, als ob er sie die ganze Zeit über erwartet hätte.

»Sind Sie so gütig, ehrwürdiger Vater, bezeigen Sie dem Vater Klostersvorstand meine tiefe Hochachtung, und entschuldigen Sie mich persönlich – mein Name ist Miussoff – bei Seiner Hochwürden, daß ich plötzlich eingetretener, nicht vorherzusehender Umstände wegen auf keinen Fall die Ehre haben kann, an seinem Gastmahl Anteil zu haben, ungeachtet meines aufrichtigsten Wunsches«, sprach in Erregung Peter Alexandrowitsch zum Mönche.

»Dieser unvorhergesehene Umstand – das bin ich«, ergriff sofort Fjedor Pawlowitsch das Wort. »Hören Sie, Vater, Peter Alexandrowitsch will nicht mit mir zugleich bleiben, sonst würde er der Einladung folgen. Aber gehen Sie nur, Peter Alexandrowitsch, geruhen Sie zum Vater Klostersvorstand zu gehen, und guten Appetit! Wissen Sie nur, daß ich die Einladung ablehne, nicht aber Sie. Nach Hause! Nach Hause! Zu Hause werde ich essen! Hier aber fühle ich mich nicht dazu imstande, Peter Alexandrowitsch, mein sehr lieber Verwandter!«

»Ich bin nicht Ihr Verwandter und war es niemals, Sie niedriger Mensch!«

»Ich habe das gerade absichtlich gesagt, um Sie in Harnisch zu bringen, weil Sie die Verwandtschaft verleugnen, obgleich Sie gleichwohl mein Verwandter sind, wie Sie auch Ausflüchte machen. Ich werde es nach dem Kirchenkalender beweisen. Nach dir, Iwan Fjedorowitsch, werde ich rechtzeitig die Pferde senden, bleibe auch du, wenn du willst. Ihnen aber, Peter Alexandrowitsch, befiehlt jetzt sogar schon der Anstand, beim Vater Klostersvorstand zu erscheinen. Sie müssen sich dafür entschuldigen, daß wir mit Ihnen dort Unfug getrieben haben.«

»Ja, ist es denn auch wahr, daß Sie wegfahren? Lügen Sie nicht?«

»Peter Alexandrowitsch, wie würde ich es denn wagen, dorthin zu gehen nach dem, was vorfiel? Ich habe mich hinreißen lassen, verzeihen

Sie, meine Herren! Ich habe mich hinreißen lassen! Außerdem bin ich auch zu erregt. Ja, und ich schäme mich, meine Herren! Der eine hat ein Herz wie Alexander von Mazedonien, der andere wie das Hündchen Fidelka. Ich habe ein Herz wie das Hündchen Fidelka. Ich bin bange geworden. Nein, wie denn? Nach einer solchen Eskapade noch zum Mittagessen gehen und Klostersaucen schlucken? Ich schäme mich, ich kann nicht, verzeihen Sie!«

»Der Teufel kennt ihn; wenn er aber auch jetzt noch betrügt?« dachte Miussoff, blieb stehen und blickte mit unentschlossenem Blick dem sich entfernenden Possenreißer nach. Der drehte sich noch einmal um, und als er sah, daß Peter Alexandrowitsch ihm mit dem Blicke folgte, warf er ihm eine Kußhand zu.

»Werden Sie denn zum Vater Klostervorstand gehen?« fragte plötzlich Miussoff den Iwan Fjedorowitsch.

»Warum denn nicht? Zudem bin ich bereits gestern noch besonders von ihm eingeladen worden!«

»Unglücklicherweise fühle ich mich tatsächlich fast verpflichtet, zu diesem verfluchten Mittagessen zu erscheinen«, fuhr Miussoff immer in derselben bitteren Erregung fort, und er gab sogar nicht einmal darauf acht, daß das Mönchlein zuhörte. »Dort wenigstens muß man sich entschuldigen für das, was wir hier angestellt haben, und erklären, daß nicht wir es gewesen sind . . . Wie denken Sie?«

»Ja, man muß erklären, daß nicht wir es gewesen sind. Zudem wird ja mein Väterchen nicht dort sein«, bemerkte Iwan Fjedorowitsch.

»Ja, auch noch mit Ihrem Väterchen! Verflucht sei dies Mittagessen!« Und dessenungeachtet gingen alle hin.

Das Mönchlein schwieg und hörte zu. Unterwegs, als sie das Wäldchen durchschritten, bemerkte er nur, der Vater Klostervorstand warte schon lange. Man habe sich mehr als eine halbe Stunde verspätet. Man antwortete ihm nicht. Miussoff blickte mit Haß auf Iwan: »Da geht er nun zum Mittagessen, als ob nichts vorgefallen wäre«, dachte er bei sich; »eine eherne Stirn und ein Karamasoffsches Gewissen!«

7

Der Seminarist ist ein Streber

Alescha geleitete seinen Greis ins Schlafzimmer und setzte ihn aufs Bett. Das war ein sehr kleines Zimmerchen mit dem unentbehrlichsten Mobiliar. Das Bett war schmal, aus Eisen, und statt einer Matratze lag nur ein Stück Tuch darauf. In der Ecke, bei den Heiligenbildern, stand ein Lesepult, und auf ihm lagen Kreuz und Evangelium. Der Greis ließ sich kraftlos auf sein Bett nieder, seine Augen leuchteten, und er

atmete schwer. Nachdem er sich gesetzt hatte, blickte er eindringlich und als ob er über etwas nachdenke auf Alescha.

»Geh, mein Lieber, geh nur! Porphyri genügt mir. Du aber spüte dich. Du bist dort nötig. Geh zum Vater Klostervorstand und hilf bedienen beim Mittagessen!«

»Lassen Sie mich hierbleiben«, murmelte mit bittender Stimme Alescha.

»Du bist dort mehr nötig, dort ist kein Frieden. Du wirst dienen und nützlich sein. Wenn sich die Dämonen erheben, so sprich ein Gebet. Und wisse, mein Söhnchen« – der Greis liebte ihn so zu nennen – »daß auch in Zukunft nicht hier dein Platz ist. Denke daran, Jüngling. Sobald mich nur Gott würdigt, vor ihm zu erscheinen – so gehe fort aus dem Kloster. Verlaß es für immer.«

Alescha erzitterte.

»Was ist dir? Nicht hier ist vorderhand dein Platz. Ich segne dich zu großem Wirken in der Welt! Viel ist dir noch zu wandern beschieden. Und auch heiraten wirst du müssen, du sollst es. Alles wirst du durchleben müssen, bevor du von neuem erwachen wirst. Zu tun aber wird viel für dich sein. Doch an dir zweifle ich nicht, deshalb sende ich dich auch aus. Mit dir ist Christus. Bewahre ihn, und er wird dich behüten. Einen Kummer wirst du erschauen, einen großen, und in diesem Kummer wirst du glücklich sein. Da hast du meinen Rat: Im Kummer suche dein Glück. Arbeite, arbeite unentwegt. Halte mein Wort von nun an in Erinnerung, denn wenn ich auch noch mit dir sprechen werde, so sind doch nicht nur meine Tage, vielmehr auch meine Stunden gezählt!«

Im Gesichte des Alescha malte sich wiederum eine heftige Erregung. Seine Mundwinkel zuckten.

»Was ist denn wiederum mit dir?« sprach der Greis und lächelte still vor sich hin. »Mögen die Kinder der Welt mit Tränen ihre Toten begleiten, wir aber hier, wir freuen uns über den Vater, der von uns geht. Wir freuen uns und beten für ihn. So verlaß mich denn. Beten muß man. Geh und beeile dich. Bei deinen Brüdern sei. Ja nicht bei dem einen, vielmehr bei beiden.«

Der Greis erhob die Hand zum Segen. Etwas zu entgegnen war unmöglich, obgleich es Alescha furchtbar danach verlangte, zu bleiben. Er wollte den Greis noch fragen, und es war ihm, als ob sich ihm diese Frage ganz von selber von der Zunge löste, was denn jener Fußfall vor dem Bruder Dmitri zu bedeuten habe. Er wagte aber nicht zu fragen. Er wußte, daß der Greis es ihm von selber ohne seine Frage erklärt hätte, wenn das möglich wäre. Das heißt also, es war das nicht der Wille des Greises. Dieser Fußfall beunruhigte Alescha aber furchtbar.

Er glaubte blind, daß in ihm eine geheimnisvolle Bedeutung liege, eine geheimnisvolle und vielleicht auch eine furchtbare.

Als er die Ummauerung der Einsiedelei verlassen hatte und sich eilte, um noch rechtzeitig zum Beginn des Mittagessens bei dem Klostervorstand zu erscheinen – natürlich nur um bei Tische zu bedienen –, krampfte sich ihm plötzlich schmerzhaft das Herz zusammen, und er blieb stehen: ihm erklangen von neuem die Worte des Greises, wie er ein so baldiges Ende für sich voraussagte. Solches hatte der Greis vorausgesagt, ja und dazu noch mit solcher Bestimmtheit, daß es sich schon unbedingt ereignen mußte. Alescha glaubte heilig daran. Wie aber wird er zurückbleiben ohne ihn, wie denn wird er ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören? Und wohin soll er denn gehen? Der Greis heißt ihn nicht weinen und das Kloster verlassen. O Gott! Schon lange hatte Alescha keinen solchen Kummer erfahren. Er schritt rasch durch das Wäldchen, das die Einsiedelei vom Kloster trennte, und unfähig, seine Gedanken zu ertragen, so drückten sie ihn nieder, begann er auf die hundertjährigen Fichten zu beiden Seiten des Weges hinzuschauen. Der Weg war nicht lang, fünfhundert Schritt, nicht mehr; zu dieser Stunde konnte ihm niemand begegnen. Plötzlich aber, an der ersten Krümmung des Weges, bemerkte er Rakitin. Der erwartete irgend jemanden.

»Erwartest du mich etwa?« fragte Alescha, als er ihn erreicht hatte.

»Gerade dich«, lachte Rakitin. »Du eilst zum Vater Klostervorstand, ich weiß es wohl. Bei dem ist Mittagstafel. Seit der Zeit, als er den Bischof und den General Raskatoff aufnahm, du entsinnst dich wohl, war noch keine solche Tafel. Ich werde nicht dort sein. Du aber gehe nur hin, reiche die Saucen. Sag mir doch, Alescha: Was bedeutet dieser Traum? Das ist es, was ich dich fragen wollte.«

»Was für ein Traum?«

»Natürlich der Fußfall vor deinem Bruder Dmitri Fjedorowitsch. Ja, und wie er mit der Stirne aufschlug!«

»Das sagst du vom Vater Sosima?«

»Ja, vom Vater Sosima!«

»Mit der Stirne?«

»Ich drückte mich unehrerbietig aus. Nun meinethwegen unehrerbietig. Was bedeutet also dieser Traum?«

»Ich weiß nicht, Mischa, was er bedeutet.«

»Das habe ich gleich gewußt, daß er dir das nicht erklären werde. Weisheitsvolles ist daran natürlich nichts. Nur dieselben ewigen heiligen Dummheiten! Der Fußfall war aber beabsichtigt. Siehst du, jetzt werden alle Scheinheiligen in der Stadt und im Gouvernement dies verbreiten. Was bedeutet aber eigentlich dieser Traum? Meines Erachtens

ist der Greis tatsächlich scharfsichtig. Er hat ein Verbrechen gerochen. Es stinkt bei euch.«

»Was für ein Verbrechen?«

Rakitin konnte offenbar nicht an sich halten.

»In eurer Familie wird es sich ereignen, dies Verbrechen. Es wird vor sich gehen zwischen deinem Brüderchen und deinem reichen Väterchen. Siehst du, Vater Sosima hat mit der Stirne aufgestoßen auf jeden zukünftigen Fall. Was sich auch ereignen wird: ›Ach, gerade das hat ja der heilige Greis vorhergesagt, voraus prophezeit!‹ Und doch: Was liegt denn da eigentlich für eine Prophezeiung drin, daß er mit der Stirne aufstieß? Nun, das war sozusagen ein Symbol, eine Allegorie, und der Teufel weiß was! Seinen Ruhm wird man verbreiten, man wird seiner gedenken, er hat das Verbrechen sozusagen voraus erraten, er hat den Verbrecher bezeichnet. Bei den Gottesleuten ist nun einmal alles so: nach der Kneipe bekreuzigt er sich, nach der Kirche wirft er mit Steinen! So ist auch dein Greis. Den Gerechten jagt er mit dem Stocke fort, vor dem Mörder aber macht er einen Fußfall.«

»Was für ein Verbrechen? Welchen Mörder? Was ist dir denn?« Alescha stand wie angewurzelt, auch Rakitin blieb stehen.

»Welchen? Als ob du es nicht weißt? Ich wette, du selber hast schon daran gedacht. Übrigens, das ist eigenartig: höre, Alescha, du sagst immer die Wahrheit, obwohl du dich stets zwischen zwei Stühle setzt: Hast du daran gedacht oder nicht? Antworte!«

»Ich habe daran gedacht«, antwortete leise Alescha. Sogar Rakitin ward bestürzt.

»Wie, du? Ja, ist es denn möglich? Auch du hast schon daran gedacht?« rief er aus.

»Ich . . . nicht daß ich das gerade gedacht hätte«, murmelte Alescha; »aber siehst du, als du eben hier – so seltsam zu sprechen begannst, da hat es auch mir so geschienen, als ob ich selber daran gedacht habe.«

»Siehst du – und wie klar hast du das ausgedrückt – siehst du wohl? Als du heute auf dein Väterchen und auf dein Brüderlein Mitenka hinsahst, hast du an ein Verbrechen gedacht? Ich irre mich demnach nicht?«

»Ja, halt einmal, halt!« unterbrach ihn unruhig Alescha. »Woraus siehst du denn das alles? . . . Weshalb beschäftigt dich dies so – das ist die erste Frage!«

»Das sind zwei verschiedene, aber natürliche Fragen. Ich werde auf jede einzeln antworten. Woraus ich es sehe? Nichts hätte ich dort gesehen, wenn ich nicht den Dmitri Fjedorowitsch, deinen Bruder, heute plötzlich verstanden hätte, wie er ist, auf einmal und plötzlich, ganz wie er ist. An irgendeinem besonderen Zuge habe ich ihn auf einmal völlig erfaßt. Bei diesen sehr anständigen, aber leidenschaftlichen Na-

turen ist ein Zug, den man nicht übersehen darf. Nicht so – nicht so, als ob er das Väterchen einfach mit dem Messer erstechen werde. Aber das Väterchen ist ein dem Trunk ergebener und haltloser Liederjan, er hat niemals und in nichts Maß verstanden – es werden sich beide nicht beherrschen, und bums! liegen alle beide im Graben!«

»Nein, Mischa, nein, wenn du nur das meinst, so hast du mir wieder Mut gemacht. Bis dahin wird es nicht kommen.«

»Aber weshalb zitterst du denn am ganzen Leibe? Weißt du was? Mag er auch ein anständiger Mensch sein, Mitenka nämlich – er ist dumm, aber anständig; aber er ist nun einmal – ein Wüstling. Damit ist sein ganzes inneres Sein gekennzeichnet, das hat er vom Vater erbt, diese nichtswürdige Wollust. Siehst du, ich staune nur über dich, Alescha. Wie ist es nur möglich, daß du ein so Jungfräulicher bist? Du bist doch auch ein Karamasoff! In eurer Familie ist aber die Wollust bis zum Fanatismus entwickelt. Jetzt nun beobachten sich diese drei Wüstlinge . . . mit dem Messer im Stiefel. Es sind ihrer drei mit den Stirnen aneinandergestoßen, und du bist am Ende noch gar der vierte.«

»Du irrst dich hinsichtlich dieses Weibes. Dmitri . . . verachtet sie«, sprach Alescha wie erbebend.

»Meinst du die Gruschenka? Nein, Bruder, die verachtet er nicht. Wenn er sie ganz öffentlich seiner Braut vorzieht, dann verachtet er sie schon nicht. Dort . . . dort, siehst du, Bruder, da ist etwas, was du jetzt nicht verstehen wirst. Wenn sich der Mensch in irgendeine Schönheit verliebt, in den weiblichen Körper, oder sogar nur in einen Teil des weiblichen Körpers (das kann ein Wüstling begreifen), so wird er für sie schon seine leiblichen Kinder weggeben, wird Vater und Mutter verkaufen, Rußland und das Vaterland; ob er gleich ehrlich ist, wird er hingehen und stehlen; ob er gleich sanftmütig ist, wird er morden; ob er gleich treuen Gemütes ist, wird er Verrat begehen. Der Sänger der Frauenfüßchen, Puschkin, hat die Füßchen in Versen besungen. Andere besingen die Füßchen nicht, können aber nicht auf sie hinblicken, ohne zu erbeben. Es sind aber ja nicht die Füßchen allein . . . dort, Bruder, hilft die Verachtung nichts. Wenn Dmitri auch wirklich Gruschenka verachten würde! Und wenn er sie auch verachtet, aber losreißen kann er sich nicht von ihr!«

»Ich verstehe das«, bekannte plötzlich Alescha.

»Wie, du solltest? Ja, gewiß, es muß wohl so sein, du verstehst das, wenn du so beim ersten Worte zugibst, daß du es verstehst«, murmelte Rakitin mit Schadenfreude. »Du hast das unwillkürlich zugegeben, das hat sich dir entrungen. Um so wertvoller ist dies Bekenntnis. Das heißt demnach wohl: dir ist dies Thema nicht unbekannt, du hast

darüber bereits nachgedacht, über die Wollust nämlich. Ach, was bist du für ein Jungfräulicher! Du, Alescha, bist ein stilles Wasser, du bist ein Heiliger. Ich bestreite das nicht. Du bist aber eben ein stilles Wasser, und der Teufel weiß, woran du nicht schon alles gedacht hast. Der Teufel weiß auch, was dir nicht mehr unbekannt ist. Ein Jungfräulicher, freilich, aber solche Tiefen hat er schon durchschritten! Längst beobachtete ich dich schon. Du bist selber ein Karamasoff, du bist ein echter Karamasoff – es muß wohl die Abstammung und Auslese etwas zu bedeuten haben. Deinem Vater nach bist du ein Wüstling, deiner Mutter nach ein Gottesnarr. Was zitterst du denn? Spreche ich etwa die Wahrheit? Weißt du was? Gruschenka bat mich: ›Führe ihn doch (das heißt dich) zu mir her, ich will ihm schon die Kutte ausziehen!‹ So hat sie mich gebeten: ›Bring ihn doch! Bring ihn doch!‹ Ich dachte mir: Warum bist du ihr denn so interessant? Weißt du was? Ein ungewöhnliches Weib ist sie gleichwohl!«

»Grüße sie von mir! Sag ihr, daß ich nicht kommen werde!« lachte Alescha. »Sprich zu Ende, Michael, womit du anfingst. Ich werde dir dann auch meine Gedanken sagen.«

»Was ist da zu Ende zu reden. Alles ist ja klar. Dies alles, Bruder – ist alte Musik. Wenn schon du in dir einen Wollüstling einschließt, wie dann dein Bruder Iwan, der von derselben Mutter ist? Er ist ja auch ein Karamasoff. Hierin ist eure ganze Karamasoffsche Sache beschlossen: Wollüstlinge, Geldzusammenraffer und Gottesnarren. Dein Bruder Iwan läßt jetzt zum Spaß theologische Artikelchen drucken, einstweilen aus irgendeiner dummen und dunklen Berechnung, obgleich er selber Atheist ist, und er bekennt sich selber zu dieser Niedertracht – dieser dein Bruder Iwan. Außerdem macht er seinem Brüderchen Mischenka die Braut abspenstig. Und auch dies Ziel – so scheint es – wird er erreichen. Ja und noch wie: mit Zustimmung des Mitenka selber, weil Mitenka selber ihm seine Braut abtritt, um nur von ihr loszukommen und möglichst rasch zu Gruschenka zu gehen. Und das alles bei seinem ganzen Edelmut und seiner Selbstlosigkeit! Habe wohl acht darauf! Siehst du, das sind gerade die allergefährlichsten Leute! Der Teufel möge auch euch verstehen nach alledem: er selber bekennt seine Niedertracht und kriecht doch selber in sie! Höre weiter: Dem Mitenka durchkreuzt jetzt der Alte den Weg, sein Vater. Der ist ja plötzlich wegen der Gruschenka ganz verrückt geworden, es läuft ihm der Speichel aus dem Mund, wenn er sie nur anblickt. Er hat ja nur ihretwegen soeben in der Zelle des Greises einen solchen Skandal angerichtet, nur deshalb, weil Miussoff sich erkühnte, sie eine liederliche Kreatur zu nennen. Er hat sich in sie schlimmer verliebt als ein Kater. Früher hat sie ihm dort nur gedient, bei irgendwelchen dunklen Ge-

schäftchen – im Zusammenhang mit seinen Schnapsbuden und gegen Gehalt. Jetzt aber ist er plötzlich darauf gekommen, sie anzuschauen, und er ist dann in Raserei verfallen, läuft ihr das Haus ein mit Anerbietungen, und natürlich nicht mit ehrbaren. Nun, und sie werden zusammenstoßen, das Väterchen mit diesem Söhnchen, auf diesem Pfade. Gruschenka aber macht vorderhand noch Ausflüchte, weder diesem noch jenem sagt sie zu. Ja, sie hält beide zum Narren und schaut zu, wer vorteilhafter ist, weil, wenn man auch beim Väterchen viel Geld herausziehen kann, er aber dafür nicht heiratet und vielleicht am Ende noch gar geizig wird und den Beutel einschließt. In solchem Falle hat auch Mitenka seinen Wert; Geld besitzt er freilich keines, dafür ist er aber imstande, sie zu heiraten. Ja, so ist es, er ist imstande, sie zu heiraten. Er wird seine Braut im Stich lassen, Katharina Iwanowna, die doch eine unvergleichliche Schönheit ist, reich, von Adel und eine Oberstentochter, und er wird Gruschenka heiraten, die früher ausgehalten ward von einem alten Kaufmann, einem liederlichen Bauern, dem Stadthaupt Samsonoff. Bei alledem kann es tatsächlich zu einem Zusammenstoß kommen, ja zu einem Verbrechen. Das aber erwartet gerade dein Bruder Iwan, dann kommt die Reihe an ihn, und er erwirbt Katharina Iwanowna, nach der er schmachtet, ja, und er wird die 60 000 Rubel ihrer Mitgift einstreichen. Für einen Menschen ohne Stellung und ohne Vermögen, wie er, ist dies sehr verführerisch für den Anfang. Und dabei habe acht auf dies: er wird den Mitja damit nicht nur nicht beleidigen, er wird ihn vielmehr über das Grab hinaus verpflichten. Ich weiß ja ganz bestimmt, daß Mitenka selber, und mit lauter Stimme, noch in der vorigen Woche, als er betrunken mit Zigeunerinnen im Wirtshaus saß, ausrief: er sei unwürdig seiner Braut Kathinka, sein Bruder Iwan aber, der sei ihrer wohl würdig. Auch Katharina Iwanowna selber wird schließlich einem solchen Bezauberer wie Iwan Fjedorowitsch keinen Korb geben: sie schwankt ja jetzt schon zwischen ihnen beiden. Wodurch hat nur euch alle dieser Iwan bezaubert, so daß ihr alle in Ehrfurcht vergeht vor ihm? Er aber lacht euch aus: Ich sitze sozusagen in den Himbeeren und nasche auf eure Rechnung!«

»Woher weißt du denn eigentlich das alles? Wieso sprichst du denn mit solcher Bestimmtheit?« fragte ihn plötzlich rauh und sich verfinsternd Alescha.

»Weshalb fragst du denn das jetzt und fürchtest dabei meine Antwort im voraus? Das heißt doch, du gibst selber zu, daß ich die Wahrheit sagte!«

»Du liebst Iwan nicht. Iwan läßt sich nicht vom Gelde verführen.«

»Wirklich? Aber die Schönheit von Katharina Iwanowna? Nicht die

Gelder allein spielen hier mit, wenn auch 60 000 Rubel eine verführerische Sache sind.«

»Iwan schaut höher. Iwan verführen auch nicht Tausende. Iwan sucht weder Geld noch Ruhe. Er sucht vielleicht Qual!«

»Was ist denn das wieder für eine Phantasie! Ach, ihr – ihr Adligen!«

»Ach, Mischa, seine Seele ist stürmisch, sein Geist weilt in Gefangenschaft. In ihm ist ein großer, noch unentschiedener Gedanke. Er gehört zu denen, denen nicht Millionen nötig sind, denen es vielmehr not tut, ihre Gedanken zur Entscheidung zu bringen!«

»Das ist literarisches Diebsgut, Aleschka. Du hast deinen Greis noch an Phrasen übertroffen. Ach, siehst du wohl, Iwan hat euch ein Rätsel aufgegeben!« rief mit sichtlicher Bosheit Rakitin. Sein Gesicht hatte einen anderen Ausdruck angenommen, er biß sich auf die Lippen. »Ja, und das Rätsel ist ein dummes, zu erraten ist da gar nichts. Denke nur nach, du wirst es schon begreifen. Sein Artikel ist lächerlich und albern. Hast du aber vordem seine dumme Theorie gehört: ›Wenn es keine Unsterblichkeit gibt, so gibt es auch keine Tugend.‹ Das heißt: Alles ist dann erlaubt. – Erinnerst du dich übrigens, wie dein Brüderchen Mitenka schrie: ›Ich werde mir das merken!‹ – Eine verführerische Theorie für Halunken – ich schimpfe, das ist dumm, nicht für Halunken, für schülerhafte Großmäuler mit ›unzugänglicher Tiefe der Gedanken.‹ Ein Prahler ist er! Der ganze Inhalt besteht darin: ›Einerseits kann man nicht zustimmen, andererseits aber – kann man nicht nicht eingestehen!‹ Diese ganze Theorie ist Niedertracht. Die Menschheit wird schon selber in sich die Kraft finden, für die Tugend zu leben, wenn sie auch nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. In der Liebe zur Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wird sie finden . . .«

Rakitin war in Feuer geraten. Er konnte nicht an sich halten. Plötzlich hielt er inne, als ob er sich auf etwas entsinne. »Nun genug«, lächelte er, noch weniger aufrichtig als vordem, »was lachst du denn? Glaubst du, ich sei ein fader Kerl?«

»Nein, ich dachte gar nicht daran, zu denken, du seist fad. Du bist geschick, aber . . . sei nur ruhig, ich habe so nur aus Dummheit gelacht. Ich verstehe übrigens, daß du in Hitze geraten kannst, Mischa. Aus deiner Heftigkeit erriet ich, daß dir selber Katharina Iwanowna nicht gleichgültig ist; ich, Bruder, habe das längst schon vermutet, und deshalb liebst du auch nicht meinen Bruder Iwan. Bist du tatsächlich eifersüchtig auf ihn?«

»Ich bin wohl auch eifersüchtig auf ihr Geld? Füge das hinzu, wie?«

»Nein, ich werde nichts vom Gelde hinzufügen. Ich werde dich nicht beleidigen.«

»Ich glaube dir! Weil du es gesagt hast. Trotzdem hole euch beide

der Teufel! Dich und deinen Bruder Iwan! Will denn wirklich niemand verstehen, daß man ihn auch sehr wohl nicht lieben kann, ohne an Katharina Iwanowna zu denken? Und weswegen sollte ich ihn denn lieben? Hol's der Teufel! Er würdigt mich ja selber seines Geschimpfes. Weshalb soll ich denn kein Recht haben, auf ihn zu schimpfen?»

»Ich habe niemals gehört, daß er das Geringste über dich gesagt hat, Gutes oder Schlechtes: er spricht überhaupt nicht von dir!«

»Ich aber habe gehört, daß er vorgestern bei Katharina Iwanowna mich heruntergemacht hat, was nur das Zeug hält – siehst du, so weit hat er sich für deinen ergebenen Diener interessiert. Wer demnach, Bruder, auf wen eifersüchtig ist – das vermag ich nicht zu entscheiden: er geruhte den Gedanken auszusprechen, daß, wenn ich mich nicht in sehr naher Zukunft zur Karriere eines Archimandriten entscheiden und nicht beschließen werde, Mönch zu werden, ich dann nach Petersburg fahren und mich an ein dickes Journal heranmachen werde, unbedingt in die Abteilung für Kritik, daß ich dann zehn Jährchen schreiben und am Ende das Journal in meine Hände bringen werde. Dann werde ich, wie er sagt, es von neuem herausgeben und schon unbedingt in liberaler und atheistischer Richtung, mit sozialistischem Anstrich, ja sogar mit einem kleinen sozialistischen Schimmer, aber natürlich, indem ich scharf hinhorche, das heißt in Wirklichkeit, indem ich diesem und jenem mein Ohr leihe und den Dummköpfen Sand in die Augen streue. Das Ende meiner Karriere wird nach der Auslegung deines Bruders darin bestehen, daß mein sozialistischer Anstrich mich nicht daran hindern wird, die Abonentengelder auf laufende Rechnung anzulegen und sie bei Gelegenheit unter der Anleitung eines Jüdchens umlaufen zu lassen, bis ich ein großes Haus in Petersburg baue, die Redaktion in dieses überführe und die übrigen Etagen vermiete. Er hat sogar den Platz für das Haus bestimmt: bei der Neuen Steinernen Brücke, die, wie man sagt, über die Newa geplant ist von der Liteinaja zur Wiborgschen Seite hinüber.«

»Ach, Mischa! Das wird ja aber auch alles am Ende ganz so sein, bis zum letzten Worte«, rief Alescha aus, und ohne an sich zu halten, lachte er heiter heraus.

»Und Sie lassen sich da auf Sarkasmen ein, Alexej Fjedorowitsch.«

»Nein, nein, ich scherze nur, verzeihe! Mir liegt etwas ganz anderes im Sinn. Erlaube indes eine Frage: Wer konnte dir denn alle diese Einzelheiten berichten? Und von wem konntest du sie alle erfahren? Du konntest doch nicht persönlich bei Katharina Iwanowna sein, als er so über dich sprach?«

»Ich war nicht dort, dafür war Dmitri Fjedorowitsch dort, und ich hörte das alles mit meinen eigenen Ohren gerade von Dmitri Fjedorowitsch.«

witsch, das heißt, wenn du willst, er hat es nicht mir erzählt, ich habe es aber angehört, versteht sich, ohne daß ich es wollte, weil ich bei Gruschenka im Schlafzimmer saß und nicht herausgehen konnte die ganze Zeit über, solange sich Dmitri Fjedorowitsch im anstoßenden Zimmer aufhielt.«

»Ach ja, ich vergaß ja ganz, sie ist ja eine Verwandte von dir.«

»Eine Verwandte? Diese Gruschenka soll mit mir verwandt sein?« schrie plötzlich Rakitin, indem er ganz rot ward. »Ja, du bist wohl verrückt geworden, dein Hirn ist wohl nicht in Ordnung!«

»Wie denn? Ist sie dir nicht verwandt? Ich hörte so.«

»Wo konntest du das hören? Nein, ihr Herren Karamasoff, ihr spielt euch auf, als ob ihr von hohem und altem Adel wäret, während euer Vater als Hanswurst herumliief, um an fremden Tischen zu essen, und wenn man ihm gnädig war, in der Küche zu sitzen. Nehmen wir an, ich bin nur ein Popensohn und für euch Adlige ein Dreck. Beleidigt mich aber nicht so leichten Sinnes! Auch ich habe meine Ehre, Alexej Fjedorowitsch. Ich kann der Gruschenka nicht ein Verwandter sein – einer öffentlichen Dirne –, das bitte ich zu begreifen!«

Rakitin war in heftiger Erregung.

»Verzeihe mir um Gottes willen! Ich konnte niemals vermuten, und dann, was ist sie für eine Öffentliche? Ist sie denn – eine solche?« Und Alescha errötete plötzlich. »Ich wiederhole dir, ich habe es so gehört, sie sei eine Verwandte von dir. Du gehst ja oft zu ihr und hast mir selber gesagt, du habest mit ihr kein Liebesverhältnis... Ich habe ja niemals gedacht, daß auch du sie so verachtetest! Verdient sie das denn wirklich?«

»Wenn ich sie besuche, so kann ich dafür schon meine Gründe haben. Und nun genug davon. Was indes meine Verwandtschaft mit Gruschenka anbetrifft, so wird sie schon eher dein Brüderlein oder sogar dein Väterchen selber sie dir als Verwandte aufhängen, nicht aber mir. Nun, da sind wir ja angekommen. Geh du jetzt lieber in die Küche. Ei! Was geht denn da vor? Was ist denn da los? Sind wir etwa zu spät gekommen? Ja, aber sie konnten doch so rasch nicht das Mittagessen beendigen! Oder haben da wiederum die Karamasoffs dumme Streiche gemacht? Wahrscheinlich ist es schon so. Da ist auch dein Väterchen und hinter ihm Iwan Fjedorowitsch. Da kommen sie vom Kloster-vorstand herausgestürzt. Sieh da, der Vater Isidor ruft ihnen etwas nach von der Eingangstür aus. Ja, und dein Väterchen schreit und fuchtelte mit den Händen, wahrscheinlich schimpft er. Ja, da ist auch Miussoff in seiner Equipage fortgefahren. Siehst du ihn fahren? Und da läuft der Gutsbesitzer Maximoff – ja, da ist ein Skandal vorgefallen: das Mittagessen hat demnach gar nicht stattgefunden! Haben

sie etwa den Klostervorstand verprügelt? Oder hat man am Ende gar sie verhäuten? Das hätte sich freilich gelohnt!«

Rakitin hatte das nicht ohne Grund ausgerufen. Tatsächlich war ein Skandal vorgefallen, ein unerhörter und unerwarteter. Alles vollzog sich dabei »nach Eingebung«.

8

Der Skandal

Als Miussoff und Iwan Fjedorowitsch schon zum Klostervorstand hineinschritten, vollzog sich in Peter Alexandrowitsch, der im Grunde ein aufrichtig anständiger und feinfühlicher Mensch war, in aller Eile ein in seiner Art delikater Vorgang: er begann sich seines Zornes zu schämen. Er fühlte bei sich, daß er den elenden Fjedor Pawlowitsch in Wahrheit viel zu sehr hätte verachten müssen, als daß es sich für ihn gehört hatte, in der Zelle des Greises seine Kaltblütigkeit einzubüßen und sich selber derart zu verlieren, wie das vorgekommen war. »Auf jeden Fall haben die Mönche hier schon gar keine Schuld!« entschied er plötzlich, schon beim Eingang zum Klostervorstand. »Wenn aber auch dort anständige Menschen sind (dieser Vater Nikolai ist ebenfalls, so scheint es, von den Adligen), weshalb soll ich da nicht mit ihnen freundlich, liebenswürdig und höflich sein? Streiten werde ich schon nicht mehr. Ich werde mich sogar einschmeicheln, ich werde durch Liebenswürdigkeit bezaubern, und ... und ... endlich werde ich ihnen beweisen, daß ich nicht der Gefährte bin von diesem Äsop, diesem Hanswurst, diesem Pierrot, und daß ich in die Klemme geriet ganz ebenso wie sie alle ...«

Die strittigen Rechte aber auf Holzfällen in einem Walde und auf Fischfang in einem Flusse (um welchen Wald und um welchen Fluß es sich dabei handelte, das wußte er selber nicht einmal) beschloß er ihnen endgültig abzutreten, ein für allemal, heute noch, um so mehr, als das alles sehr geringen Wert hatte, und er nahm sich vor, alle seine Forderungen gegen das Kloster niederzuschlagen.

Diese guten Absichten wurden noch bestärkt, als er das Speisezimmer des Vater Klostervorstandes betrat. Ein eigentliches Speisezimmer besaß der übrigens nicht, weil er tatsächlich nur zwei Zimmer im ganzen Klostergebäude bewohnte, freilich bei weitem größere und bequemere als die des Greises. Indes war auch hier die Einrichtung der Zimmer durch keinen besonderen Komfort ausgezeichnet: die Möbel waren mit Leder bezogen, aus rotem Holz, in der Mode der zwanziger Jahre, die Dielen waren sogar ungestrichen; dafür aber blitzte alles von Sauberkeit, und an den Fenstern standen viele kostbare Topfpflanzen.

Den hauptsächlichsten Luxus stellte indes zu dieser Minute selbstverständlich der üppig servierte Tisch dar (das Wort »üppig« ist übrigens hier nur in relativem Sinne gebraucht). Das Tischtuch war sauber, das Tafelgeschirr blitzblank; trefflich ausgebackenes Brot von drei Sorten sah man dort, zwei Flaschen Wein, zwei Flaschen ausgezeichneten Klostermet und einen großen Glaskrug mit Klosterkwaß, der im ganzen Umkreis berühmt war. Schnaps war überhaupt nicht vorhanden. Rakitin erzählte später, das Mittagessen sei diesmal aus fünf Gerichten bereitet worden: es gab da Fischsuppe mit Sterlet und mit Fischpastetchen; dann ein gekochter Fisch, der auf ganz besondere Art und in seiner Weise ausgezeichnet zubereitet war; dann Koteletts aus rotem Fisch, Eis und Kompott und schließlich einen Fruchtpudding auf französische Art. Alles das hatte Rakitin herausgerochen. Er hatte nicht an sich halten können und die Nase hineingesteckt in die Küche des Klostervorstands, mit der er gleichfalls seine Verbindungen unterhielt. Er hatte übrigens überall seine Verbindungen, und überall konnte er erfahren, was los war. Er besaß ein sehr unruhiges und neid-erfülltes Herz. Daß ihm nicht unbedeutende Anlagen eigneten, hatte er durchaus erkannt. Er überschätzte sie indes in seinem nervösen Eigendünkel. Er wußte bestimmt, daß er in seiner Art schon irgend etwas zuwege bringen werde; den Alescha aber, der ihm sehr zugetan war, quälte es, daß sein Freund Rakitin kein Ehrgefühl besaß und das selber durchaus nicht erkannte, sich vielmehr in dem Bewußtsein, daß er niemals Geld vom Tische stehlen werde, durchaus für einen Menschen von höchster Ehrbarkeit hielt. Dagegen vermochte schon nicht nur Alescha, vielmehr auch sonst niemand etwas auszurichten.

Rakitin als Persönlichkeit ohne Rang konnte natürlich nicht zum Mittagessen eingeladen werden, dafür waren aber Vater Joseph und Vater Paisi geladen und mit ihnen noch ein anderer Klostergeistlicher. Sie warteten bereits im Speisezimmer des Klostervorstandes, als Peter Alexandrowitsch, Kalganoff und Iwan Fjedorowitsch eintraten. Es wartete da gleichfalls, etwas beiseite stehend, der Gutsbesitzer Maximoff. Der Vater Klostervorstand ging seinen Gästen bis in die Mitte des Zimmers entgegen. Er war ein hoher, hagerer, aber immer noch kräftiger Greis mit schwarzen Haaren, die schon stark graumeliert waren, und mit einem langen, ernsten Fastergesicht. Schweigend tauschte er Verbeugungen aus mit seinen Gästen. Sie aber gingen diesmal zu ihm heran, um sich von ihm segnen zu lassen. Miussoff hätte es sogar über sich gebracht, dem Klostervorstand die Hand zu küssen. Der hatte sie aber noch rechtzeitig zurückgezogen, und so kam der Kuß nicht zustande. Dafür ließen sich diesmal Iwan Fjedorowitsch und Kalganoff in aller Form segnen, das heißt, indem sie wie das einfache Volk in aller

Aufrichtigkeit einen Kuß auf die Hand des Klostervorstandes drückten.

»Wir müssen uns gar sehr entschuldigen, Euer Hochwürden«, begann Peter Alexandrowitsch liebenswürdig lächelnd, aber trotzdem in gewichtigem und ehrerbietigem Tone, »daß wir allein erscheinen ohne unseren von Ihnen gleichfalls geladenen Gefährten Fjedor Pawlowitsch; er war genötigt, Ihrem Gastmahl fernzubleiben, und das nicht ohne Grund. In der Zelle des hochwürdigen Vaters Sosima hatte er sich in seinem unseligen Streite mit seinem Sohne fortreißen lassen und einige völlig unpassende, richtiger gesagt durchaus unanständige Worte gesprochen . . . was, wie es scheint (er blickte auf die Klostergeistlichen), Euer Hochwürden bereits bekannt ist; darum aber, sich selber schuldig bekennend und aufrichtig bereuend, fühlte er Scham, und da er ihrer nicht Herr werden konnte, so bat er uns, mich und seinen Sohn Iwan Fjedorowitsch, Ihnen sein ganz aufrichtiges Bedauern kundzutun, seine Zerknirschung und seine Reue . . . mit einem Worte: er hofft und will alles später wieder gutmachen. Für den Augenblick aber bittet er, Ihren Segen erflehend, das Vorgefallene zu vergessen!«

Miussoff verstummte. Als er die letzten Worte seiner Tirade gesprochen hatte, blieb er völlig zufrieden mit sich selber, bis zu dem Grade, daß von seiner bisherigen Erregung auch keine Spur mehr in seiner Seele war. Wiederum liebte er aufrichtig die ganze Menschheit. Der Klostervorstand, der ihn aufmerksam angehört hatte, neigte sein Haupt und sprach zur Antwort: »Von Herzen bedaure ich, daß er sich entfernt hat. Vielleicht hätte er uns liebgewonnen bei unserem Mahle, wie wir ihn. Sind Sie jetzt so gefällig, meine Herren, mit dem Mahle zu beginnen!«

Er trat vor das Heiligenbild und begann laut ein Gebet zu sprechen. Alle neigten ehrerbietig ihre Häupter. Der Gutsbesitzer Maximoff trat sogar ganz besonders hervor, nachdem er in großer Ehrerbietung die Hände gefaltet hatte.

Und gerade da spielte Fjedor Pawlowitsch sein letztes Stückchen. Es muß zugegeben werden, daß er tatsächlich die Absicht gehabt hatte, nach Hause zu fahren, und es ihm wirklich unmöglich erschienen war, nach seinem schmachvollen Benehmen in der Zelle des Greises zum Klostervorstand zum Mittagsmahl zu kommen, gleich als ob gar nichts vorgefallen wäre. Nicht etwa, daß er sich besonders geschämt und sich Vorwürfe gemacht hätte, vielleicht sogar ganz im Gegenteil; aber gleichwohl fühlte er, daß es schon zu unanständig sei, auch noch am Mittagessen teilzunehmen. Kaum war indes seine alte Droschke an der Einfahrt zum Klostergasthof rasselnd vorgefahren, als er, schon im Einsteigen begriffen, plötzlich innehielt. Es kamen ihm seine eige-

nen Worte in Erinnerung, die er beim Greise gesprochen hatte: »Mir scheint es immer, wenn ich irgendwo eintrete, daß ich nichtswürdiger sei als alle und daß alle mir begegnen wie einem Hanswurst – so will ich denn in der Tat den Hanswurst spielen, weil ihr alle, ohne jede Ausnahme, schlimmer und niederträchtiger seid als ich!« Es gelüstete ihn danach, sich an allen zu rächen wegen der Gemeinheiten, die er selber begangen hatte. Er entsann sich jetzt gerade daran, wie man ihn einstmals – es war schon ziemlich lange her – gefragt hatte: »Weshalb hassen Sie denn eigentlich den und den derart?« und er damals in einem Anfall seiner närrischen Schamlosigkeit geantwortet hatte: »Sehen Sie, dafür hasse ich ihn: er hat mir tatsächlich nichts getan; dafür aber habe ich mich ihm gegenüber gewissenlosester Schweinereien schuldig gemacht, und kaum hatte ich sie verübt, so begann ich auch schon ihn dafür zu hassen!« Als er sich in diesem Augenblicke hier an diese Worte erinnerte, lächelte er leise und boshaft und dachte minutenlang nach. Seine Augen funkelten, und seine Lippen zitterten sogar. »Habe ich schon einmal angefangen, so muß ich es auch zu Ende führen!« entschied er sich plötzlich. Seine geheimste Empfindung in diesem Augenblicke könnte man wohl mit folgenden Worten wiedergeben: »Siehst du wohl, jetzt wirst du dich schon nicht mehr rehabilitieren, so will ich sie denn noch mehr anspuken, bis zur Schamlosigkeit: ich schäme mich nicht, so wird das heißen, vor euch, ja, und weiter nichts!« Er befahl dem Kutscher zu warten und kehrte selber mit raschen Schritten ins Kloster zurück, und zwar wandte er sich unmittelbar nach der Wohnung des Klostervorstandes. Er wußte noch nicht recht, was er jetzt tun werde; er war sich aber sehr wohl bewußt, daß er sich schon nicht mehr in der Gewalt habe: nur noch ein kleiner Anstoß, und er werde jetzt sogleich bis zur letzten Grenze irgendeiner Gemeinheit gehen – übrigens nur einer Gemeinheit, keineswegs aber irgendeines Verbrechens oder irgendeiner solchen Beleidigung, wofür das Gericht strafen könnte. In diesem letzteren Falle vermochte er immer an sich zu halten, wenn er sich auch bisweilen selber darüber wunderte. Er tauchte im Speisezimmer des Klostervorstandes gerade in dem Augenblicke auf, als das Gebet beendet war und sich alle zum Tisch hinwandten. Er blieb auf der Schwelle stehen, blickte auf die Gesellschaft hin und brach in ein anhaltendes freches und böses Lachen aus, indem er allen gerade in die Augen sah.

»Die dachten wirklich, ich sei fortgefahren – und da bin ich!« schrie er durch den ganzen Saal.

Einen Augenblick blickten alle erstaunt auf ihn und schwiegen, und plötzlich fühlten alle, daß jetzt etwas Widerliches, Albernes herauskommen werde und ein Skandal unausbleiblich sei. Peter Alexandro-

witsch ging augenblicklich aus der allergroßmütigsten Stimmung in die allerwütendste über. Aller Zorn, der in seinem Herzen schon wie erloschen und verstummt war, erstand auf einmal und erhob wiederum sein Haupt.

»Nein, das zu ertragen vermag ich nicht!« schrie er. »Ganz und gar nicht vermag ich das zu ertragen. Auf keine Weise!«

Das Blut war ihm in den Kopf geschossen. Er geriet ganz in Verwirrung. Es war aber keine Zeit mehr, Worte zu verlieren, und er griff nach seinem Hut.

»Was ist es denn, was er nicht kann?« schrie Fjedor Pawlowitsch, »was er auf keinen Fall kann und um nichts in der Welt? Euer Hochwürden, soll ich eintreten oder nicht? Nehmen Sie den Tischgenossen an?«

»Wir bitten um Ihre Freundlichkeit, und das aus ganzem Herzen«, antwortete der Kloostervorstand. »Meine Herren, ich erlaube mir«, fügte er plötzlich hinzu, »Sie von ganzer Seele zu bitten, Ihre persönlichen Streitigkeiten zu vergessen und sich in Liebe und brüderlicher Eintracht zu vereinigen in dem Gebete zu Gott während unseres bescheidenen Mahles.«

»Nein, nein, das ist unmöglich!« schrie Peter Alexandrowitsch außer sich.

»Wenn es aber dem Peter Alexandrowitsch unmöglich ist, so ist es auch mir nicht möglich, und ich werde nicht bleiben. Jetzt werde ich schon überall mit Peter Alexandrowitsch sein. Werden Sie weggehen, Peter Alexandrowitsch, so werde auch ich gehen – werden Sie bleiben, so werde auch ich bleiben. Mit der verwandtschaftlichen Eintracht haben Sie ihn übrigens besonders gestichelt, Vater Kloostervorstand: er bekennt sich ja nicht als meinen Verwandten. Ist es nicht so, von Sohn? Da steht ja auch von Sohn. Guten Tag, von Sohn!«

»Sie – das sagen Sie mir?« murmelte bestürzt der Gutsbesitzer Maximoff.

»Natürlich dir!« schrie Fjedor Pawlowitsch, »wem denn sonst? Der Vater Kloostervorstand wird doch nicht etwa von Sohn sein?«

»Aber auch ich bin ja nicht von Sohn, ich bin Maximoff!«

»Nein, du bist von Sohn. Euer Ehrwürden, wissen Sie, wer das ist, von Sohn? Es war einmal ein solcher Kriminalfall: man hatte ihn in einem Hause der Unzucht ermordet – so scheint es, werden bei Ihnen diese Orte genannt –, man hat ihn ermordet und beraubt und ungeachtet seiner ehrwürdigen Jahre in eine Kiste verpackt, die zugeschlossen und im Bagagewagen, mit einer Nummer versehen, von Petersburg nach Moskau geschickt ward. Als man aber die Kiste zunagelte, da sangen unzüchtige Tänzerinnen Lieder und spielten dazu auf der

Laute, das heißt natürlich auf dem Pianoforte. Sehen Sie, das ist dieser selbe von Sohn. Er ist von den Toten auferstanden, nicht wahr, von Sohn?»

»Was ist denn das? Was ist denn das?« hörte man Stimmen in der Gruppe der Klostergeistlichen.

»Gehen wir!« schrie Peter Alexandrowitsch, indem er sich zu Kalganoff wandte.

»Nein, erlauben Sie«, unterbrach ihn mit krähender Stimme Fjedor Pawlowitsch, indem er noch einen Schritt ins Zimmer trat, »erlauben Sie auch mir zu Ende zu reden. Dort in der Zelle haben Sie ausposaunt, daß ich mich nicht ehrerbietig benommen habe, dadurch nämlich, daß ich das von den Gründlingen sagte. Peter Alexandrowitsch Miussoff, mein Verwandter, liebt es, daß in der Rede mehr Vornehmheit als Aufrichtigkeit sei. Ich aber liebe im Gegenteil, daß in meiner Rede mehr Aufrichtigkeit als Vornehmheit sei – und ich spucke übrigens auf die ganze Vornehmheit! Ist es nicht so, von Sohn? Erlauben Sie, Vater Klostervorstand, wenn ich auch ein Hanswurst bin und mich als Hanswurst einführe, so bin ich aber doch ein Ritter der Ehre und will ausreden. Ja, ich bin ein Ritter der Ehre. Peter Alexandrowitsch ist aber – gekniffene Eigenliebe und weiter nichts. Ich bin hierhergekommen, vordem, vielleicht nur um mir alles anzusehen und mich auszusprechen. Ein Sohn von mir, Alexej, rettet ja hier seine Seele. Ich bin sein Vater, ich kümmere mich um sein Schicksal und muß mich darum kümmern. So habe ich denn überall herumgehört, ohne das merken zu lassen, und dabei ganz im stillen meine Beobachtungen gemacht. Jetzt aber will ich Ihnen auch den letzten Akt der Vorstellung vorspielen. Wie ist es denn bei uns? Was bei uns fällt, das liegt auch schon. Was bei uns einmal fiel, das liegt auch schon auf ewig. Ist es etwa nicht so? Ich wünsche mich zum Beispiel zu erheben. Heilige Väter, ich bin empört über Sie! Die Beichte ist ein gewaltiges Sakrament, vor dem auch ich Ehrfurcht empfinde und bereit bin, auf mein Antlitz niederzufallen; aber dort in der Zelle des Greises liegen alle auf den Knien und beichten laut. Ist es denn erlaubt, laut zu beichten? Von den heiligen Vätern ist die Ohrenbeichte eingeführt. Dann nur wird eure Beichte ein Sakrament sein, und das von alten Zeiten her. Sonst aber, wie soll ich dem Beichtvater vor allen erklären, daß ich zum Beispiel das und das bin. Nun, das heißt das und das, verstehen Sie? Einstweilen ist es auch unanständig, manches auszusprechen. Das ist ja ein Skandal! Nein, ihr Väter! Wenn man sich mit-euch einläßt, fühlt man sich am Ende noch gar zur Sekte der Geißler hingezogen . . . Ich werde bei erster Gelegenheit an den Synod schreiben, meinen Sohn Alescha werde ich aber zurücknehmen!«

Hier eine Bemerkung: Fjedor Pawlowitsch hatte gehört, »wo man die Glocken läutet«. Es waren einstmals schlimme Verleumdungen vorgekommen, die sogar bis zum Bischof ihren Weg fanden (nicht nur über unser Kloster, vielmehr auch über die anderen Klöster, wo das Greisenthum eingeführt war): daß nämlich die Greise allzusehr geehrt würden zum Nachteil des Ranges des Klostervorstandes und daß unter anderem die Greise das Sakrament der Beichte mißbrauchten, und so weiter und so weiter. Das sind natürlich alberne Beschuldigungen, die zu ihrer Zeit von selber verstummten. Bei uns und überall sonst. Der dumme Teufel aber, der den Fjedor Pawlowitsch am Schopf gefaßt hatte und ihn auf seinen eigenen Nerven irgendwohin trug, immer weiter und weiter in die Tiefe der Schande, der hatte ihm diese alten Beschuldigungen zugeflüstert, von denen übrigens Fjedor Pawlowitsch selber nicht einmal das erste Wort verstand. Ja, und er hätte sie auch gar nicht verständlich ausdrücken können in einer Eingabe an den Synod, um so mehr, als diesmal niemand in der Zelle des Greises auf den Knien gelegen und laut gebeichtet hatte, so daß Fjedor Pawlowitsch selber nichts dergleichen zu erschauen vermocht hatte und nur alte Klatschereien wiederholte, die ihm irgendwie in Erinnerung gekommen waren. Als er aber seine Dummheit ausgesprochen hatte, fühlte er wohl, daß er einen albernen Unsinn erlogen hatte, und sogleich verlangte es ihn danach, seinen Zuhörern und vor allem sich selber zu beweisen, daß er ganz und gar keinen Unsinn gesprochen habe. Und obgleich er ganz genau wußte, daß er mit jedem weiteren Worte nur immer mehr und in immer alberner Weise zu dem bereits gesagten Unsinn ebensolchen hinzufügen werde, konnte er schon nicht mehr an sich halten und »flog wie vom Berge herab«.

»Was ist das für eine Gemeinheit!« schrie Peter Alexandrowitsch.

»Verzeihen Sie«, sprach plötzlich der Klostervorstand. »Es ist gesagt von alters her: ›Und er begann zu sprechen auf mich, vieles und mancherlei. Und sogar bis zu einigen üblen Dingen. Ich aber hörte alles an und sprach zu mir selber: Das ist die Heilung durch Christus. Und er sandte sie mir, meine eitle Seele zu heilen!‹ Und deshalb sagen wir Ihnen unseren ergebenen Dank, wertvoller Gast!«

Und er verneigte sich vor Fjedor Pawlowitsch bis zum Gürtel.

»Tratata, Scheinheiligkeit und alte Phrasen! Alte Phrasen und alte Gesten! Alte Lüge und alter Formelkram, wie auch die Verneigungen bis zur Erde. Ein Kuß auf die Lippen, und den Dolch ins Herz! Wie in den ›Räubern‹ von Schiller. Ich liebe das Falsche nicht, ihr Väter. Es verlangt mich vielmehr nach Aufrichtigkeit. Aber nicht in den Gründlingen ist ja die Wahrhaftigkeit. Und das habe ich bereits ausgesprochen. Ihr Väter Mönche: weshalb fastet ihr denn, weshalb er-

wartet ihr dafür Belohnungen im Himmel für euch? Für solche Belohnung würde ja auch ich mich ans Fasten machen! Nein, heiliger Mönch, du sei tugendhaft im Leben, bring Nutzen der Gesellschaft, ohne dich ins Kloster einzuschließen, wo du nicht selber zu sorgen hast für Speise und Trank, und ohne Belohnung da oben zu erwarten – das wird freilich weit schwieriger sein! Ihr seht, auch ich vermag bündige Reden zu führen. – Was ist denn da bei ihnen vorbereitet?« Er ging zum Tische hin.

»Portwein, Old factory, Medoc von den Brüdern Jelissejeff. Ei, ei, Väter! Das ist ja nicht ähnlich den Gründlingen – sieh mal an, was die Väter da für Fläschchen aufgestellt haben! Hihih! Hihih! Wer aber hat das hierher geliefert? Da bringt der russische Bauer, er, der nur Arbeit kennt, den Groschen, den er mit seinen schwieligen Händen erarbeitete, hierher und entzieht ihn dabei der Familie und den Bedürfnissen des Staates. Ihr, heilige Väter, ihr saugt ja das Volk aus!«

»Das ist schon ganz unwürdig von Ihrer Seite!« sagte Vater Joseph. Vater Paisi schwieg hartnäckig. Miussoff aber lief aus dem Zimmer heraus und ihm nach Kalganoff.

»Nun, Väter, auch ich will dem Peter Alexandrowitsch folgen. Niemals werde ich mehr zu euch kommen. Wenn ihr mich auch auf Knien bittet, ich werde nicht kommen! Tausend Rubelchen habe ich euch geschickt, jetzt macht ihr wieder begehrliche Äuglein! Hihih! Nein, nichts werde ich mehr geben. Ich räche mich für meine verflossene Jugendzeit, für alle meine Erniedrigungen« – und er schlug mit der Faust auf den Tisch in einem Anfall verstellten Gefühles. »Viel hat ja dies Klosterchen in meinem Leben bedeutet! Viel bittere Tränen habe ich vergossen seinetwegen! Ihr habt meine Frau, die Klikuscha, gegen mich aufgehetzt, ihr habt mich auf sieben Kirchenversammlungen verflucht, und man hat das im Sprengel verbreitet. Genug, Väter! Jetzt ist es eine liberale Welt. Jetzt haben wir das Jahrhundert der Dampfschiffe und Eisenbahnen. Nicht tausend, nicht einmal hundert Rubel, nicht einmal hundert Kopeken, nichts, gar nichts werdet ihr von mir erhalten!«

Wiederum eine Bemerkung: Niemals hatte unser Kloster im Leben des Fjedor Pawlowitsch irgend etwas Besonderes bedeutet, und keine einzige bittere Träne hatte er seinetwegen vergossen. Er hatte sich aber derart fortreißen lassen von seinen verstellten Tränen, daß er einen Augenblick wenigstens fast sich selber glaubte; er war sogar dem Weinen nahe vor Rührung. In demselben Augenblick fühlte er aber deutlich, daß es an der Zeit sei, zu verduften. Der Klostervorstand neigte auf seine boshafte Lüge hin sein Haupt und sprach abermals mit Nachdruck:

»Es ist wiederum gesagt: ›Gedulde dich und blicke mit Freuden hin auf die Schmähungen, die du nicht verdient hast. Ja, und laß dich nicht verwirren, und laß dich nicht verleiten, den zu hassen, der dich entehren will.‹ So verfahren auch wir.«

»Tratatata! ›Man hat dich entehrt!‹ und alles das übrige unverständliche Zeug. Murrst nur, ihr Väter, ich aber gehe weg. Meinen Sohn Alexej nehme ich von nun an kraft meiner väterlichen Gewalt von hier fort für immer. Iwan Fjedorowitsch, mein ehrerbietigster Sohn, erlauben Sie, Ihnen zu befehlen, mir zu folgen. Von Sohn, was hast du denn noch hier verloren? Komm sogleich zu mir in die Stadt! Bei mir ist es lustig. Es ist nicht weiter als eine kleine Werst von hier. Statt Fastenöl werde ich Spanferkel mit Grütze auftragen lassen. Wir wollen zu Mittag essen, Kognak werde ich aufstellen, dann Likör, ich habe alten Himbeerlikör ... Ei, von Sohn, versäume nicht dein Glück!«

Er ging schreiend und gestikulierend hinaus. Gerade in diesem Augenblick hatte ihn auch Rakitin erschaut und dem Alescha gezeigt.

»Alexej«, schrie ihm von weitem der Vater zu, als er seiner ansichtig ward, »noch heute zieh ganz zu mir über, nimm auch Kissen und Matratze mit, und daß auch gar nichts mehr von dir hierbleibe!«

Alescha blieb wie angewurzelt stehen und sah schweigend und aufmerksam auf die Szene hin. Fjedor Pawlowitsch stieg währenddessen in den Wagen und ihm nach schweigend und wie mürrisch Iwan Fjedorowitsch, ohne sich auch nur nach Alescha umzuschauen, um sich von ihm zu verabschieden. Da aber ereignete sich noch eine Hanswurstszene, die fast unwahrscheinlich war und allem Vorhergegangenen die Krone aufsetzte. Plötzlich zeigte sich nämlich am Trittbrett des Wagens der Gutsbesitzer Maximoff. Er war keuchend herbeigelaufen, um nur ja nicht zu spät zu kommen. Rakitin und Alescha sahen, wie er lief; er war so in Eile, daß er in seiner Ungeduld den Fuß auf das Trittbrett setzte, auf dem noch Iwan Fjedorowitsch mit seinem linken Fuß stand, und sich an dem Wagen festhaltend, wollte er gerade hineinspringen.

»Auch ich, auch ich will mit Ihnen!« schrie er aufhüpfend mit einem dünnen, heiteren Lächeln. Seligkeit lag auf seinem Gesicht, und er schien zu allem bereit. »Nehmen Sie auch mich mit!«

»Nun, habe ich es denn nicht gesagt«, rief triumphierend Fjedor Pawlowitsch, »daß das von Sohn ist, daß dies der wahrhaftige von Sohn ist, der von den Toten auferstand! Ja, wie hast du dich denn von dort losgerissen? Was hast du denn dort ›vonsohnt‹, und wie konntest gerade du vom Mittagessen weglaufen? Dazu muß man ja eine eherne Stirn haben. Ich habe schon eine Stirn. Ich staune aber, Bruder, über die deinige. Spring herein, spring rasch herein! Laß ihn hinein,

Wanja! Es wird lustig werden. Er wird sich hier im Wagen irgendwo zu unseren Füßen niederlassen. Wirst du dich dort hinlegen, von Sohn, oder soll man ihn auf dem Bock bei dem Kutscher unterbringen? Spring auf den Bock, von Sohn!«

Iwan aber, der bereits Platz genommen hatte, stieß plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, aus aller Kraft dem Maximoff vor die Brust, und der flog einen Faden weit zurück. Daß er nicht hinfiel, verdankte er nur dem Zufall.

»Vorwärts!« schrie Iwan Fjedorowitsch wütend dem Kutscher zu.

»Nun, was hast du denn? Was fehlt dir denn? Weshalb hast du ihn so gestoßen?« sprach Fjedor Pawlowitsch auf Iwan ein. Der Wagen war aber bereits losgefahren. Iwan Fjedorowitsch antwortete nichts.

»Sieh mal an, was du für einer bist!« begann wiederum Fjedor Pawlowitsch, nachdem er etwa zwei Minuten geschwiegen hatte, indem er auf sein Söhnchen hinschielte. »Selber hast du ja zum Klosterbesuche angestiftet, selber hast du ja dazu aufgehetzt und ihn gutgeheißen. Was zürnst du denn jetzt?«

»Sie haben schon genug Unsinn geschwätzt. Ruhen Sie sich jetzt etwas aus!« schnitt ihm Iwan Fjedorowitsch barsch das Wort ab.

Fjedor Pawlowitsch verstummte wiederum auf zwei Minuten.

»Ein kleiner Kognak würde jetzt wohlthun«, bemerkte er anspielend. Aber Iwan Fjedorowitsch antwortete nicht. »Sind wir erst zu Hause, dann wirst auch du einen trinken!«

Iwan Fjedorowitsch schwieg noch immer.

Fjedor Pawlowitsch wartete weitere zwei Minuten.

»Alescha werde ich aber gleichwohl aus dem Kloster nehmen, ungeachtet dessen, daß Ihnen das sehr unangenehm sein wird, ehrerbietigster Karl von Moor.«

Iwan Fjedorowitsch zuckte verächtlich die Achseln, wandte sich weg und begann auf den Weg zu blicken. Daraufhin sprachen sie kein Wort mehr, bis sie nach Hause kamen.

DRITTES BUCH

Die Wüstlinge

1

Im Dienstbotenzimmer

Das Haus des Fjedor Pawlowitsch Karamasoff war zwar durchaus nicht im Zentrum der Stadt gelegen, aber auch nicht völlig an der Peripherie. Wenn es auch ziemlich hinfällig war, so hatte es doch ein gefälliges Aussehen: es war einetagig mit einem Halbgeschoß, grau gestrichen und mit einem roten Eisendach. Es konnte im übrigen noch sehr lange stehen, war geräumig und gemütlich. Es gab in ihm eine Menge Rumpelkammern, allerlei Verstecke und völlig unerwartete Treppchen. Es hielten sich in ihm Ratten auf. Fjedor Pawlowitsch war aber darüber nicht ungehalten: »Immerhin ist es nicht so langweilig am Abend, wenn man allein bleibt!« Er hatte nämlich tatsächlich die Gewohnheit, die Dienerschaft für die Nacht in den Seitenflügel zu entlassen. Er selber schloß sich allein im Hause ein für die ganze Nacht. Dieser Seitenflügel stand im Hofe, war geräumig und solide gebaut, und in ihn hatte auch Fjedor Pawlowitsch die Küche verlegt, wengleich sich auch im Hauptbau eine Küche befand. Er mochte aber den Küchengeruch nicht leiden, und deshalb brachte man ihm sommers und winters das Essen über den Hof. Überhaupt war das Haus für eine große Familie berechnet, und Herrschaft und Diener hätte man wohl fünfmal mehr unterbringen können. Im Augenblicke meiner Erzählung lebte aber im Hause nur Fjedor Pawlowitsch mit Iwan Fjedorowitsch. Im Bedientenflügel lebten aber im ganzen nur drei Dienstboten: der Greis Grigori, die Greisin Marpha, seine Frau, und der Diener Smerdjakoff, ein noch junger Mann. Es ist nötig, etwas ausführlicher über diese drei Dienstboten zu berichten. Von dem greisen Grigori Wassiljewitsch Kutusoff haben wir übrigens schon genug erzählt. Er war ein fester und unbeugsamer Mann, der eigensinnig und geradlinig auf sein Ziel zuschritt, wenn dies Ziel nur aus irgendwelchen Gründen, die häufig erstaunlich unlogisch waren, vor ihm stand als eine unabänderliche Wahrheit. Überhaupt war er ehrlich und unbestechlich. Seine Frau Marpha Ignatjewna hatte ihm, ungeachtet dessen, daß sie sich ihr ganzes Leben lang vor dem Willen des Mannes beugte, furchtbar zugesetzt, vor allem unmittelbar vor der Bauernbefreiung, er möchte von Fjedor Pawlowitsch weg nach Moskau ziehen und dort irgendein klei-

nes Handelsgeschäftchen anfangen (es waren bei ihnen irgendwelche Gelderchen). Grigori aber entschied damals schon und ein für allemal, daß sein Weib lüge, »weil jedes Weib ehrlos ist«, und daß es ihm keineswegs zukomme, seinen bisherigen Herrn zu verlassen, was für einer der auch immer sein möge, »weil dies ihre jetzige Pflicht sei«.

»Du, verstehst du denn auch, was Pflicht ist?« wandte er sich an Marpha Ignatjewna.

»Was Pflicht ist, darauf entsinne ich mich wohl, Grigori Wassiljewitsch; was das aber für eine Pflicht für uns ist, hierzubleiben, davon werde ich niemals etwas begreifen«, antwortete fest Marpha Ignatjewna.

»Nun, so begreife es denn nicht, es wird aber so sein. Schweig du nur hinfort!«

So kam es denn auch: sie zogen nicht fort, Fjedor Pawlowitsch setzte ihnen vielmehr einen Lohn aus, keinen großen zwar, aber er bezahlte ihn regelmäßig. Zudem wußte auch Grigori, daß er auf seinen Herrn einen unbestreitbaren Einfluß ausübe. Er fühlte das, und das war auch richtig. An sich ein hinterlistiger und eigensinniger Spaßmacher, war Fjedor Pawlowitsch zwar von sehr festem Charakter in »einigen Dingen des Lebens«, wie er sich aber selber auszudrücken pflegte, war er zu seinem eigenen Staunen sogar ganz beträchtlich schwächlich in einigen anderen »Dingen des Lebens«. Und er wußte wohl in welchen, wußte es und fürchtete vielerlei. In einigen Dingen des Lebens war es nötig, das Ohr scharf hinzuhalten, und dabei war es denn schwer auszukommen ohne einen treuen Menschen; Grigori war aber der treueste Mensch von der Welt. Es kam sogar vor, daß Fjedor Pawlowitsch – und das öfter im Verlaufe seiner Karriere – hätte verhaufen werden können, und zwar schmerzhaft verhaufen; und immer befreite ihn Grigori, wenn er ihm gleich jedesmal danach eine Strafpredigt hielt. Diese Prügel allein hätten indes den Fjedor Pawlowitsch nicht erschreckt. Es gab Verhältnisse höherer Gattung und sogar sehr feine und verwickelte, unter denen Fjedor Pawlowitsch sogar selber außerstande gewesen wäre, jenes unwiderstehliche Bedürfnis nach einem treuen und nahestehenden Menschen sich völlig zu erklären, das er bisweilen momentan und unbezwinglich in sich zu fühlen begann. Das waren fast krankhafte Anfälle: der allerliederlichste Mensch von der Welt und in seinen Lüsten häufig grausam wie ein böses Insekt, empfand Fjedor Pawlowitsch manchmal plötzlich, in Minuten der Betrunkenheit, eine Seelenangst und ein moralisches Erschüttertersein, das sich fast sogar wie ein körperlicher Zustand in seiner Seele geltend machte. »Es ist dann genauso, als ob meine Seele in meiner Kehle erzittere«, pflegte er bisweilen zu sagen. In solchen Momenten liebte er es denn auch, daß neben ihm,

wenigstens in seiner Nähe, wenn auch vielleicht nicht gerade in demselben Zimmer, so doch z. B. im Nebenhause, ein so ergebener und fester Mensch sei, durchaus nicht ein solcher wie er selber, kein Liederjan, der, wenn er auch alle die Liederlichkeit, die hier vor sich ging, mit ansah und alle Geheimnisse wohl wußte, gleichwohl aus Ergebenheit dies alles zuließ, sich nicht widersetzte und, was die Hauptsache war, keine Vorwürfe machte und mit nichts drohte, weder in diesem Leben noch im zukünftigen, ihn vielmehr im Notfalle auch noch geschützt hätte – vor wem? Vor irgend etwas Unbekanntem, aber Schrecklichem und Gefährlichem! Es kam darauf an, daß unbedingt ein anderer Mensch da war, ein ältlicher und freundschaftlich gesinnter, damit man ihn in der Minute des Schmerzes rufen konnte zu dem einzigen Zwecke, ihm ins Gesicht zu schauen, vielleicht ein Wörtchen mit ihm zu wechseln, wenn auch ein völlig gleichgültiges; und wenn dieser Mensch nur nichts gegen einen hat, einem nicht zürnt, so ist es einem schon leichter ums Herz. Wenn er einem aber zürnt, nun, dann ist es eben noch trauriger. Es kam vor (übrigens äußerst selten), daß Fjedor Pawlowitsch sogar in der Nacht den Seitenflügel aufsuchte, Grigori zu wecken, damit der auf eine kleine Minute zu ihm käme. Das tat er denn auch, und Fjedor Pawlowitsch unterhielt sich mit ihm über die allergelegentlichsten Dinge und entließ ihn sogleich wieder, manchmal sogar mit einem kleinen Spott- oder einem kleinen Scherzwort, selber aber spuckte er dann aus, legte sich schlafen und schlief dann auch schon den Schlaf des Gerechten. Etwas in dieser Art ereignete sich mit dem Fjedor Pawlowitsch auch bei der Ankunft des Alescha. Alescha »durchbohrte ihm sein Herz« dadurch, »daß er lebte, alles sah und nichts verdammte«. Und nicht nur das, er brachte auch etwas mit sich, was noch nicht dagewesen war: es war auch nichts in ihm von Verachtung für ihn, den Greis, im Gegenteil, er war immer freundlich und von völlig natürlicher, offenerziger Anhänglichkeit an ihn, der das so wenig verdiente. Das alles war für den alten Herumtreiber und Familienlosen eine völlige Überraschung, etwas ganz Unerwartetes für ihn, der bis dahin nur den einen »Schmutz« geliebt hatte. Als Alescha fortzog, gestand Fjedor Pawlowitsch sich denn auch, der habe etwas begriffen, was er bis jetzt nicht hatte begreifen wollen.

Ich habe schon daran erinnert, zu Beginn meiner Erzählung, wie Grigori die Adelaide Iwanowna haßte, die erste Gattin des Fjedor Pawlowitsch und die Mutter seines ältesten Sohnes Dmitri Fjedorowitsch, und wie er im Gegenteil die zweite Gattin des Fjedor Pawlowitsch, die Klikuscha, Sofie Iwanowna, selbst gegen seinen Herrn schützte und gegen alle, wem es auch nur in den Sinn kam, über sie ein schlechtes oder leichtsinniges Wort fallen zu lassen. In ihm wandelte sich die Sympa-

thie für diese Unglückliche in etwas Geheiligt, so daß er noch nach zwanzig Jahren, von welcher Seite es auch gewesen wäre, auch nicht die leiseste nicht lobende Bemerkung über Sofie Iwanowna ertragen und so gleich dem Beleidiger widersprochen hätte. Seinem äußeren Eindruck nach zu schließen war Grigori ein kalter und ernster Mensch, der nicht zu reden liebte und nur schwerwiegende, nicht leichtsinnige Worte von sich gab. Darum wäre es auch unmöglich gewesen, auf den ersten Blick darüber klarzuwerden: liebte er seine sanfte, ergebene Frau oder nicht, und dabei liebte er sie tatsächlich, und sie verstand das natürlich. Diese Marpha Ignatjewna war nicht nur kein dummes Weib, vielmehr vielleicht gescheiter als ihr Mann, wenigstens vernünftiger als er in Dingen des praktischen Lebens. Dabei unterwarf sie sich ihm aber ohne zu murren, ja ohne eine Entgegnung zu wagen, und das von Anbeginn ihrer Ehe an, und fraglos hegte sie eine große Hochachtung vor ihm wegen seiner geistigen Höhe. Bemerkenswert ist es, daß sie beide ihr ganzes Leben lang außerordentlich wenig miteinander sprachen, überhaupt nur von den allerunentbehrlichsten Dingen des Alltags. Der gewichtige und hoheitsvolle Grigori bedachte alle seine Angelegenheiten und Sorgen immer allein, so daß Marpha Ignatjewna längst schon ein für allemal begriffen hatte, daß er durchaus kein Bedürfnis hegte nach ihren Ratschlägen. Sie fühlte dabei, daß ihr Mann ihr Schweigen schätzte und sie deswegen für gescheit hielt. Geschlagen hatte er sie niemals, außer ein einziges Mal, und da nur leicht. Im ersten Jahre der Ehe der Adelaide Iwanowna mit Fjedor Pawlowitsch waren einstmals auf dem Gute die Frauen und Mädchen des Dorfes, damals noch Leibeigene, auf den Herrenhof beschieden worden, um zu singen und zu tanzen. Sie begannen mit dem Tanzlied »Auf der Wiese«, und plötzlich sprang Marpha Ignatjewna, damals noch eine junge Frau, vor den Chor und tanzte den »russischen Tanz« auf besondere Art, nicht auf bäuerliche, wie die anderen Frauen, vielmehr wie sie ihn getanzt hatte, als sie noch Hausleibeigene war bei den reichen Miussoffs, auf deren gutsherrlichem Haustheater, wo ein aus Moskau verschriebener Tanzmeister die Schauspieler zu tanzen lehrte. Grigori sah, wie seine Frau tanzte, und eine Stunde später, zu Hause bei sich in der Hütte, belehrte er sie dann, wobei er sie ein wenig bei den Haaren zog. Damit aber hatten ein für allemal die Prügel ein Ende und wiederholten sich kein einziges Mal mehr in ihrem ganzen Leben. Ja, und Marpha Ignatjewna schwor sich auch von da an, nie mehr zu tanzen.

Kinder hatte ihnen Gott nicht gegeben, es war zwar ein einziges kleines Kindchen gewesen, aber auch das starb. Grigori liebte dabei augenscheinlich Kinder, er verbarg das nicht einmal, das heißt, er schämte sich nicht, es zu zeigen. Den Dmitri Fjedorowitsch nahm er zu sich als

dreijährigen Knaben, als Adelaide Iwanowna davongelaufen war, und schleppte sich mit ihm fast ein ganzes Jahr, kämmte ihn mit seinem Kämmchen und wusch ihn sogar selber im Waschtrog. Dann machte er sich viele Mühe mit Iwan Fjedorowitsch und mit Alescha, wofür er auch eine Ohrfeige erhielt; von dem allem habe ich aber bereits erzählt. Sein eigenes Kind hatte ihn nur erfreut, solange er es erwartete, als Marpha noch guter Hoffnung war. Als es aber geboren ward, da erfüllte es sein Herz mit Kummer und Entsetzen: dieser Knabe war nämlich als ein Sechsfingriger geboren worden. Als dies Grigori erschaut hatte, war er derart niedergeschmettert, daß er nicht nur kein Wort mehr sprach, vielmehr auch absichtlich in den Garten ging, um sich auszuschweigen.

Es war Frühling. Er grub alle diese drei Tage im Garten die Gemüsebeete um. Am dritten Tage mußte man das Kind taufen; Grigori hatte sich zu dieser Zeit schon etwas ausgedacht. Als er die Hütte betrat, wo sich die Verwandten versammelt hatten, und die Gäste, und endlich auch Fjedor Pawlowitsch selber in Person erschienen war, in seiner Eigenschaft als Taufvater, da erklärte plötzlich Grigori, es sei überhaupt nicht nötig, dies Kind zu taufen – er erklärte das nicht mit lauter Stimme, er machte nicht viele Worte, er brachte kaum ein Wort hinter dem anderen heraus, er blickte nur stumpf und unentwegt dabei auf den Geistlichen hin.

»Weshalb das?« erkundigte sich dieser mit heiterem Staunen.

»Weil das ein Drache ist«, murmelte Grigori.

»Wie ein Drache? Was für ein Drache denn?«

Grigori schwieg einige Zeit.

»Es hat sich eine Verwechslung in der Natur zugetragen . . .« murmelte er, wenn auch sehr undeutlich, so doch sehr bestimmt und augenscheinlich ohne den Wunsch, sich in weitere Erklärungen einzulassen.

Man lachte, und natürlich ward das arme Kindchen getauft. Grigori betete andächtig beim Taufbecken, änderte indes keineswegs seine Meinung über den Neugeborenen. Im übrigen machte er keine Schwierigkeiten, er blickte nur die ganzen zwei Wochen, die der kränkliche Knabe am Leben war, ihn fast nie an, wollte ihn sogar nicht einmal bemerken, und verbrachte seine meiste Zeit außerhalb der Hütte. Als aber der Knabe nach zwei Wochen am Milchfieber gestorben war, da legte er ihn selber in den kleinen Sarg, schaute mit großem Kummer auf ihn hin, und als man das nicht tiefe, kleine Grab zugeschüttet hatte, fiel er auf die Knie und verneigte sich vor dem Grabe bis zur Erde. Seit jener Zeit, viele Jahre hindurch, erinnerte er kein einziges Mal an sein Kind, ja, und auch Marpha Ignatjewna sprach in seiner Gegenwart niemals von ihrem Knaben; und wenn es sich einmal zutrug, daß sie

mit irgendwem über ihr Kindlein sprach, so sprach sie flüsternd, auch wenn Grigori Wassiljewitsch gar nicht anwesend war. Wie Marpha Ignatjewna bemerkte, begann er gleich von dem Tage dieser Bestattung an, sich vornehmlich mit »Göttlichem« zu beschäftigen: er las das heilige Legendenbuch, meist für sich und allein, wobei er jedesmal seine große, runde, silberne Brille aufsetzte. Selten las er laut, nur während der großen Fasten. Er liebte das Buch Hiob. Er hatte sich auch von irgendwoher eine Sammlung von Aussprüchen und Predigten »unseres von Gott erleuchteten Vaters Isaak Sirin« verschafft, las sie hartnäckig und viele Jahre hindurch und verstand fast gar nichts in ihr; vielleicht aber gerade darum schätzte und liebte er dies Buch am allermeisten. In der allerletzten Zeit begann er hinzuhorchen und sich bekannt zu machen mit der Sekte der Geißler, wozu sich in der Nachbarschaft Gelegenheit bot; er war augenscheinlich ergriffen, hielt es aber nicht für wohlgetan, zu einem neuen Glauben überzutreten. Seine »Gottesgelehrtheit« gab, das versteht sich von selber, seinem Gesicht eine noch größere Würde.

Vielleicht hegte er von Hause aus Neigung zum Mystizismus. Da war aber, wie durch höhere Fügung, die Geburt seines sechsfingerigen Kindes und dessen Tod gerade zusammengefallen mit einem sehr seltsamen, unerwarteten und einzigartigen Ereignis, das in seiner Seele, wie er sich einstmals selber in der Folge ausdrückte, einen »Abdruck« hinterlassen hatte. Es hatte sich zugetragen, daß gerade an dem Tage, als man den sechsfingerigen Kleinen begrub, Marpha Ignatjewna in der Nacht erwachte und das Weinen eines neugeborenen Kindes zu vernehmen glaubte. Sie erschrak heftig und weckte ihren Mann. Der horchte hin und bemerkte, daß da eher jemand stöhnte wie ein Weib. Er stand auf und zog sich an. Es war eine ziemlich warme Maiennacht. Als er vor die Haustüre trat, vernahm er deutlich, daß das Stöhnen vom Garten her erklang. Der Garten war aber zur Nacht verschlossen, vom Hofe aus, mit einem Vorhängeschloß. Dabei war es unmöglich, auf andere Weise in den Garten zu gelangen als durch diesen Eingang, weil um den ganzen Garten herum ein starkes und hohes Gitter führte. Grigori kehrte nach Hause zurück, steckte eine Laterne an, nahm den Gartenschlüssel und ging, ohne ein Wort zu sagen, in den Garten, ohne den hysterischen Schrecken seiner Frau zu beachten, die immer noch behauptete, daß sie ein Kind weinen höre und daß da wahrscheinlich ihr Knabe weine und sie rufe. Dort nun erkannte er deutlich, daß das Stöhnen von einem Badehäuschen ausging, das im Garten stand, unweit der Eingangstür, und daß da tatsächlich eine Frau stöhne. Er öffnete das Badehäuschen, und da bot sich ihm ein Anblick, vor dem er erstarrte. Eine Idiotin, die durch die Straßen der Stadt zu irren pflegte

und der ganzen Stadt bekannt war unter dem Namen »Lisaweta, die Stinkende«, hatte sich in dies Badehaus begeben, und dort gerade eben ein Kind geboren. Das Kind lag neben ihr, sie aber war im Sterben. Sie sprach nichts. Schon aus dem einen Grunde, weil sie überhaupt nicht zu sprechen verstand. Über das alles muß man aber noch im besonderen erzählen.

2

Lisaweta, die Stinkende

Da war ein besonderer Umstand, der den Grigori tief erschütterte und in ihm einen unangenehmen, ekelerregenden Verdacht endgültig bekräftigte, den er längst schon hegte. Diese Lisaweta, die Stinkende, war ein Mädchen von äußerst kleinem Wuchse. »Nur ein wenig über zwei Arschin groß«, wie sich ihrer nach ihrem Tode in Rührung gar viele von den gottesfürchtigen alten Weibchen unserer Stadt entsannen. Ihr zwanzigjähriges Gesicht, gesund, breit und von frischem Rot, war völlig das einer Idiotin, der Blick ihrer Augen war unbeweglich und peinlich, wenn auch friedfertig. Sie ging ihr ganzes Leben lang, sommers und winters, barfuß und nur mit einem einzigen häfnen Hemde bekleidet. Ihre schwarzen, außerordentlichen dichten Haare, die gekräuselt waren wie bei einem Schaf, hielten sich auf ihrem Kopfe so, daß es aussah, als habe sie eine gewaltig große Mütze auf. Außerdem waren ihre Haare immer befleckt mit Erde und Schmutz und an ihnen klebenden Blättchen, kleinen Holzteilchen und Sägespänen, weil sie stets auf der Erde und im Schmutze schlief. Ihr Vater besaß kein eignes Haus und war ein ruiniertes und kranker Kleinbürger mit Namen Ilja. Er war schwer dem Trunke ergeben und lebte schon seit vielen Jahren als eine Art Arbeiter bei einem und demselben Dienstherrn, gleichfalls einem Bürger unserer Stadt. Die Mutter der Lisaweta war aber bereits lange Jahre tot. Der ewig kränkliche und krankhaft gereizte Ilja pflegte Lisaweta unmenschlich zu schlagen, wenn sie nach Hause kam. Sie kam aber selten nach Hause, da sie in der ganzen Stadt hauste als närrischer »Gottesmensch«. Und sowohl die Dienstherrn des Ilja als auch er selber und sogar viele von den mitleidigen Bürgern der Stadt, vornehmlich Kaufleute und vor allem deren Frauen, versuchten mehr als einmal, die Lisaweta anständiger zu kleiden, und zogen ihr im Winter immer einen Schafpelz und Stiefel an; sie ließ das auch widerstandslos geschehen, entfernte sich dann aber gewöhnlich, um irgendwo, mit Vorliebe bei der Vorhalle der Kirche, alles wieder auszuziehen, was man ihr geschenkt hatte. Ob es ein Kopftuch, ein Rock, ein Schafpelz oder Stiefel waren – sie ließ alles an derselben Stelle zurück und

ging dann fort, barfuß und nur mit einem Hemde bekleidet wie vordem. Einst ereignete es sich, daß der neue Gouverneur unseres Gouvernements, als er auf einer Inspektionsreise unser Städtchen besuchte, sehr beleidigt in seinen höheren Gefühlen war, als er Lisaweta erblickte. Und wiewohl er sehr gut begriff, daß dies eine »Gottesnärin« sei, wie man ihm auch hinterbrachte, machte er dennoch darauf aufmerksam, daß ein junges Mädchen, das nur mit einem Hemd bekleidet umherirre, den öffentlichen Anstand verletze, und er ordnete demnach an, daß dies in Zukunft sich nicht mehr zutragen dürfe. Der Gouverneur fuhr aber ab, und Lisaweta ließ man, wie sie war. Endlich starb ihr Vater, und gerade dadurch ward sie allen gottesfürchtigen Leuten in der Stadt noch viel lieber: als ein Waisenkind. Tatsächlich schien es so, als ob alle sie liebten, sogar die Gassenbuben hänselten und beleidigten sie nicht; die Gassenbuben sind dabei bei uns, besonders die Schulknaben, ein sehr freches und zänkisches Volk. Lisaweta ging in die Häuser von Unbekannten, und niemand jagte sie fort, im Gegenteil, jedermann ist freundlich zu ihr und gibt ihr ein paar Kopeken. Wenn man ihr aber einige Kopeken gibt, so nimmt sie sie und trägt sie sogleich zu irgendeiner Sammelbüchse, sei es an einer Kirche oder für die Gefangenen, und wirft dann das Geld hinein. Gibt man ihr auf dem Markte einen Kringel oder ein Weißbrot, so geht sie unbedingt und gibt dem ersten Kindchen, das ihr begegnet, den Kringel oder das Weißbrot, oder sie hält auch irgendeine unserer allerreichsten Damen auf der Straße an und gibt ihr das Brot, und die Damen nahmen das sogar mit Freuden an. Sie selber aber nährte sich von nichts anderem als von Schwarzbrot und Wasser. Sie tritt, so kam es wohl vor, in einen der reichsten Kaufläden; da liegt teure Ware, da liegt auch Geld, die Ladeninhaber treffen aber niemals Vorsichtsmaßregeln vor ihr, sie wissen, würde man selbst Tausende vor sie hinlegen und vergessen, sie wird davon keine Kopeke nehmen. In die Kirche trat sie selten ein, sie schlief aber entweder bei der Vorhalle einer Kirche, oder sie kletterte über irgendeine Hecke (bei uns gibt es noch viele Hecken statt Zäunen, sogar bis auf den heutigen Tag) und übernachtete auf irgendeinem Gemüseacker. Nach Hause, das heißt in das Haus der Dienstherrn, bei denen ihr verstorbener Vater gelebt hatte, kam sie ungefähr einmal in der Woche, im Winter sogar jeden Tag, aber nur zur Nacht, und sie übernachtete dann entweder im Vorraume des Hauses oder im Kuhstall. Man staunte über sie, daß sie ein solches Leben aushalte; sie war es aber schon so gewöhnt; wenn sie auch klein von Wuchs war, so war sie doch von außergewöhnlich kräftigem Körperbau. Es behaupteten auch bei uns einige von den Herrschaften, sie tue das alles nur aus Stolz. Das fand aber keinen rechten Glauben; sie verstand ja auch kein

Wort zu sprechen, und selten nur bewegte sie Lippen und Zunge, um zu lallen – was ist da schon für ein Stolz! Da ereignete es sich nun, daß einstmals (das war schon lange her) in einer hellen und warmen Septembernacht bei Vollmond, für unsere Verhältnisse schon zu sehr später Jahreszeit, eine angetrunkene Bande von unseren bummelnden Herren, fünf oder sechs Burschen, aus dem Klub durch die Straße »Hinter den Häusern« nach Hause zurückkehrte. Zu beiden Seiten der Gasse zogen sich Hecken hin, hinter denen die Gemüseäcker der anliegenden Häuser lagen. Die Gasse führte aber auf einem Brückchen über unsere stinkende und langgestreckte Pfütze, die man bei uns bisweilen »Flüßchen« zu nennen pflegte. Bei einer Hecke, in Nesseln und Salbei, erschaute nun unsere Gesellschaft die schlafende Lisaweta. Die angetrunkenen Herren blieben mit Gelächter bei ihr stehen und begannen Witze zu reißen, die gar nicht wiederzugeben sind. Eines dieser Herrchen kam plötzlich auf die absonderliche Idee, die ganz unmögliche Frage zu erheben: »Kann wohl sozusagen irgendwer in einem solchen Vieh ein Weib erblicken, wie z. B. jetzt usw. usw.« Alle entschieden mit stolzem Ekel, so etwas sei unmöglich. In dieser Rotte befand sich indes zufällig auch Fjedor Pawlowitsch, und er sprang sogleich hervor und entschied, man könne Lisaweta durchaus für ein Weib werten, sogar sehr, es sei da sogar etwas ganz besonders Pikantes usw. usw. Freilich zu dieser Zeit drängte er sich bei uns schon allzu absichtlich auf in seiner Rolle als Hanswurst, liebte er schon gar zu sehr vorwitzig zu sein und die Herren zu erheitern, dem Anschein nach natürlich als ein Gleichgeachteter, in Wirklichkeit indes durchaus als ein Knecht vor ihnen. Es war dies gerade zu derselben Zeit, als er aus Petersburg die Nachricht erhalten hatte von dem Tode seiner ersten Frau, der Adelaide Iwanowna, und als er, mit dem Trauerflor am Hute, derartig sich dem Trunke ergab und sich derartig unanständig aufführte, daß es einigen in der Stadt, und sogar von den allerliederlichsten, schon unangenehm war, nur auf ihn hinzublicken. Die Rotte brach natürlich in brüllendes Gelächter aus über dies unerwartete Urteil. Irgendwer von der Rotte begann sogar den Fjedor Pawlowitsch noch zu hetzen, die anderen aber spuckten nur noch viel mehr, wengleich immer noch in maßloser Heiterkeit. Endlich gingen alle ihres Weges. In der Folgezeit hat denn Fjedor Pawlowitsch eidlich bekräftigt, damals sei auch er mit allen anderen zusammen fortgegangen; vielleicht war es auch so, das weiß niemand mit Bestimmtheit und hat niemand jemals erfahren. Aber fünf oder sechs Monate später sprachen alle in der Stadt mit aufrichtigem und außerordentlichem Unwillen darüber, daß Lisaweta schwanger sei. Man frug und forschte nach: Wessen Sünde ist das? Wer ist der Beleidiger? Und da gerade verbreitete sich durch die ganze Stadt das furchtbare Ge-

rücht, der Beleidiger sei niemand anders als gerade dieser selbige Fjedor Pawlowitsch. Von woher dies Gerücht aufgekommen? Aus jener Rotte angetrunkenen Herren war zu dieser Zeit nur ein einziger Teilnehmer in der Stadt verblieben. Ja, und das war ein ältlicher und angesehenener Staatsrat, der Familie hatte, erwachsene Töchter sogar, und der keinesfalls etwas Derartiges verbreitet hätte, wenn sogar etwas daran gewesen wäre; die übrigen Mitglieder dieser Gesellschaft, fünf Herren, waren zu dieser Zeit bereits nach allen Himmelsrichtungen hin verzogen. Das Gerücht wies aber geradewegs auf Fjedor Pawlowitsch hin und fuhr fort, auf ihn hinzuweisen. Natürlich erhob der nicht gerade großen Anspruch darauf, der Schuldige zu sein: irgendwelchem Kaufmännchen oder Kleinbürger hätte er auch gar nicht darauf geantwortet. Damals war er stolz und verkehrte nirgends außer in seinem Kreise von Beamten und Adligen, die er als Hanswurst zu erheitern pflegte. Gerade damals, zu dieser selben Zeit, trat Grigori energisch mit aller Kraft für seinen Herrn ein und verteidigte ihn nicht nur gegen alle diese Klatschereien, er ließ sich sogar seinetwegen in Schimpfereien ein und in Wortstreite und brachte viele von dieser Überzeugung ab. »Sie selber ist eine Niedrige, sie ist selber schuld!« pflegte er mit Überzeugung auszurufen, der Beleidiger sei aber kein anderer als Karp »mit der Straube« (so ward ein damals in der Stadt wohlbekannter furchtbarer Sträfling genannt, der zu dieser Zeit aus dem Gouvernementsgefängnis entlaufen war und sich in unserer Stadt verborgen hielt). Diese Deutung schien glaubwürdig, an den Karp entsann man sich gut, man entsann sich, daß er sich gerade in jenen selbigen Nächten, zu Beginn des Herbstes, in der Stadt herumgetrieben und drei Personen ausgeraubt hatte. Dieser ganze Zwischenfall und alle diese Gerüchte brachten indes keineswegs die arme Idiotin um die allgemeine Beliebtheit, vielmehr begannen alle sie noch mehr zu beschützen und zu bewachen. Die Kaufmannsfrau Kondratjew, eine wohlhabende Witwe, hatte sogar Vorkehrungen getroffen, schon Ende April die Lisaweta zu sich zu nehmen und sie dann nicht eher loszulassen, bis sie gebären werde. Man bewachte sie unermüdlich bei Tag und Nacht; es kam aber so, daß ungeachtet aller Wachsamkeit die Lisaweta am allerletzten Tage sich unversehens heimlich von der Kondratjew entfernte und sich im Garten des Fjedor Pawlowitsch wiederfand. Wie sie in ihrem Zustand über das hohe und feste Gitter des Gartens gestiegen war, blieb in gewisser Hinsicht ein Geheimnis. Die einen behaupteten, »man« habe sie herübergetragen, die anderen »es« habe sie herübergetragen. Am allerwahrscheinlichsten ist es, daß sich alles, wenn auch mit großer Kunst, so doch auf natürliche Weise zutrug und Lisaweta, die gewohnt war, über Hekken herüber in fremde Gemüseäcker zu klettern, auch wohl irgendwie

auf das Gitter des Fjedor Pawlowitsch hinaufgekommen war und dann, wenn auch zum Schaden für sich, in den Garten hinabsprang, ungeachtet ihres Zustandes. Grigori eilte nun zu Marpha Ignatjewna zurück und schickte sie her, der Lisaweta zu helfen; er selber aber lief zu einer alten Hebamme, einer Kleinbürgerin, die glücklicherweise ganz in der Nähe wohnte. Das Kindchen rettete man denn auch, Lisaweta aber starb bei Tagesanbruch. Grigori nahm das Neugeborene, brachte es ins Haus, hieß die Gattin niedersitzen und legte ihr das Kind auf die Knie, unmittelbar an ihre Brust: »Gottes Kind – ist das Waisenkind, allen verwandt, uns beiden aber erst recht. Dieses hier hat uns der kleine Tote gesandt, es ward aber erzeugt von einem Sohne des Teufels und einer Gerechten. Nähre du es und weine hinfort nicht mehr!« Und so zog denn auch Marpha Ignatjewna das Kindlein auf: Man taufte es und nannte es Paul; dem Vaternamen nach aber begannen alle, und sie selber ebenfalls, ohne daß man ihnen das angezeigt hätte, das Kind Fjedorowitsch zu nennen. Fjedor Pawlowitsch machte keinerlei Schwierigkeiten und fand sogar das alles unterhaltend – wengleich er mit aller Kraft fortfuhr zu behaupten, daß er persönlich nichts zu tun habe mit dem allem. In der Stadt gefiel es, daß er den Findling aufgenommen hatte. In der Folge erdichtete Fjedor Pawlowitsch dem Findling auch noch einen Familiennamen: er nannte ihn Smerdjakoff (wörtlich »der Stinker«), nach dem Spitznamen seiner Mutter Lisaweta, der »Stinkenden«. Dieser Smerdjakoff ward der zweite Diener des Fjedor Pawlowitsch und lebte zu Beginn unserer Erzählung im Seitenbau zusammen mit dem Greis Grigori und der Greisin Marpha. Man verwandte ihn als Koch. Es wäre wohl sehr nötig, eines oder das andere von ihm im besonderen zu berichten. Es ist mir aber schon so peinlich, so lange die Aufmerksamkeit meines Lesers auf so gewöhnliche Dienstboten hinzulenken, und deshalb gehe ich auch zu meiner Erzählung über in der Hoffnung, daß sich im ferneren Verlauf der Erzählung irgendwie ganz von selber die Gelegenheit bieten wird, über den Smerdjakoff weiteres zu berichten.

3

Die Beichte eines feurigen Herzens. In Versen

Als Alescha den Befehl des Vaters vernommen hatte, den er ihm schon aus dem Wagen heraus zugeschrien hatte, blieb er einige Zeit in großer Ratlosigkeit stehen. Nicht freilich, daß er wie eine Säule dagestanden hätte, solches kam bei ihm nicht vor. Im Gegenteil, in all seiner Unruhe brachte er es über sich, sogleich in die Küche des Klostervorstandes zu gehen und zu erfahren, was da oben sein Väterchen angerichtet hatte.

Dann aber machte er sich gleichwohl auf den Weg in die Stadt, in der Hoffnung, es möge ihm unterwegs irgendwie gelingen, das ihn quälende Rätsel zu lösen. Ich will dabei im voraus bemerken: das Schreien seines Vaters und dessen Befehl, nach Hause überzusiedeln »mit Kissen und Matratze«, fürchtete er nicht im geringsten. Er verstand allzu gut, daß dieser Befehl, das Kloster zu verlassen, mit lauter Stimme und in einem derart auf Zuhörerschaft berechneten Tone erteilt, »im Zustande des Affekts« gegeben war, sozusagen um der Schönheit willen – in der Art etwa, wie unlängst ein angetrunkenener Kleinbürger gerade in unserem Städtchen an seinem eigenen Namenstage und in Anwesenheit seiner Gäste aus Ärger darüber, daß man ihm keinen Schnaps mehr gab, plötzlich damit begann, sein eigenes Tafelgeschirr zu zerschlagen, seine und seiner Frau Kleider in Stücke zu zerreißen, seine Möbel zu zerbrechen und schließlich auch noch die Fensterscheiben im Hause einzuschlagen. Und alles wiederum sozusagen nur für die Schönheit. So war es denn auch jetzt seinem Väterchen ergangen. Am nächsten Morgen natürlich, als der betrunkenene Kleinbürger wieder nüchtern geworden war, hatte es ihm leid getan um die zerschlagenen Tassen und Teller. Alescha wußte, daß auch der Alte ihn wahrscheinlich morgen schon wieder ins Kloster ziehen lassen werde, vielleicht sogar heute noch. Ja, und er war gewiß, daß sein Vater jeden beliebigen andern, nur nicht ihn, zu beleidigen trachten werde. Alescha war ja überzeugt, daß auf der ganzen Welt niemand da sei, der ihn jemals zu beleidigen die Absicht haben könnte, ja, daß auch niemand dazu imstande sei. Das war für ihn ein Axiom, ein für allemal gegeben, ohne daß man darüber weiter nachzudenken brauche, – und in diesem Glauben schritt er seines Weges, ohne irgendwie schwankend zu werden.

In dieser Minute aber rührte sich in ihm eine ganz andere Angst, von ganz anderer Art, und um so quälender, als er nicht einmal selber sie bei Namen zu nennen vermocht hätte: eben die Angst vor dem Weibe und dabei gerade vor Katharina Iwanowna, die ihn so eindringlich angefleht hatte (in dem Briefchen, das ihm noch heute morgen Frau Chochlakoff übergeben hatte), in irgendeiner Angelegenheit zu ihr zu kommen. Dieser Wunsch und die Notwendigkeit, ihm unbedingt Folge zu leisten, hatte sogleich ein gewisses qualvolles Gefühl in sein Herz gegossen, und den ganzen Morgen über, je mehr die Zeit voranschritt, hatte um so schmerzlicher dies Gefühl ihm wehe zu tun begonnen, ungeachtet alles dessen, was sich darauf noch an Szenen und Abenteuer im Kloster zugetragen hatte, auch noch soeben beim Klostervorstand usw. usw. Er fürchtete sich nicht deswegen, daß er nicht wußte, worüber sie mit ihm sprechen und was er ihr antworten werde. Und auch nicht das Weib im allgemeinen fürchtete er in ihr: die Frauen

kannte er natürlich wenig, aber immerhin hatte er sein ganzes Leben hindurch, von frühester Kindheit an bis unmittelbar zu seinem Eintritt ins Kloster, nur mit ihnen gelebt. Er fürchtete vielmehr gerade eben dies Weib, gerade diese selbige Katharina Iwanowna. Er hegte Furcht vor ihr schon von der Zeit an, als er sie zum ersten Male erblickt hatte. Gesehen hatte er sie überhaupt nur ein- oder zwei-, höchstens dreimal, und er hatte sogar einstmals mit ihr zufällig einige Worte gewechselt. Ihr Bild war in seiner Erinnerung geblieben als das eines schönen, stolzen und willensstarken jungen Mädchens. Es war aber nicht ihre Schönheit, die ihn quälte, vielmehr irgend etwas anderes, und gerade daß er sich seine Angst nicht erklären konnte, bestärkte jetzt in ihm diese Angst. Die Absichten dieses jungen Mädchens waren die edelsten, er wußte das: sie strebte danach, seinen Bruder Dmitri zu erretten, der vor ihr bereits schuldig war, und sie strebte danach einzig und allein aus Großmut. Und ungeachtet dieser Erkenntnis und daß er nicht umhin konnte, allen diesen schönen und großmütigen Gefühlen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, lief ihm ein Schauer über den Rücken, je näher er ihrem Hause kam.

Er vergegenwärtigte sich, daß er den Bruder Iwan Fjedorowitsch, der ihr so nahestand, bei ihr nicht antreffen werde: der Bruder Iwan werde jetzt wahrscheinlich bei dem Vater sein. Noch unwahrscheinlicher werde es sein, daß er den Dmitri dort antreffen werde, und er fühlte voraus weshalb. So würde denn ihr Gespräch unter vier Augen vor sich gehen. Er hätte sehr gewünscht, noch vor diesem verhängnisvollen Gespräche seinen Bruder Dmitri zu sehen und zu ihm hinzulaufen. Auch ohne ihm den Brief zu zeigen, hätte er sich mit ihm irgendwie besprechen können. Der Bruder Dmitri wohnte aber weit von hier und war wahrscheinlich auch nicht zu Hause. Nachdem er eine Minute stille gestanden hatte, entschloß er sich endgültig. Er bekreuzte sich in seiner gewohnten raschen Weise, und gleich darauf lächelte er auch schon aus irgendeinem Grunde und machte sich dann festen Schrittes auf den Weg zu der Dame, die ihm solchen Schrecken einjagte.

Ihr Haus kannte er; wenn er aber auf die »Große Straße« hätte gehen müssen, dann über den Platz usw., so wäre das dennoch ziemlich weit gewesen. Unser kleines Städtchen ist außerordentlich weit auseinandergebaut, und es kommen in ihm ziemlich große Entfernungen vor. Zudem erwartete ihn sein Vater. Vielleicht hatte der es noch nicht fertiggebracht, seinen Befehl zu vergessen, er konnte auch wiederum in seine Launen verfallen sein, und deshalb wäre es nötig, zu eilen, um dahin und dorthin zur rechten Zeit zu kommen. Infolge aller dieser Erwägungen beschloß er denn auch, den Weg zu verkürzen, indem er

den Weg »Hinter den Häusern« ging (und alle diese Wege kannte er im Städtchen wie seine fünf Finger). »Hinter den Häusern«, das hieß fast ohne jeden Weg, an öden Zäunen entlang, wobei man bisweilen sogar fremde Hecken überklettern und fremde Höfe betreten mußte, wo ihn übrigens jedermann kannte und alle sich mit ihm begrüßten. Auf diese Weise konnte er doppelt so rasch zur »Großen Straße« hingelangen. An einer Stelle mußte er dort sogar sehr nahe an dem väterlichen Haus vorbeigehen, gerade am Nachbargarten vorüber, der zu einem baufälligen, kleinen, windschief gewordenen Häuschen von nur vier Fenstern gehörte. Die Besitzerin dieses kleinen Häuschens war, wie Alescha wußte, eine Kleinbürgerin der Stadt, eine gelähmte Greisin, die mit ihrer Tochter lebte, die als besseres Dienstmädchen in der Stadt gewesen war und noch unlängst nur bei »Generalen« gedient hatte, jetzt aber bereits ein Jahr wegen der Krankheit der Greisin zu Hause weilte und in eleganten Kleidern herumstolzte. Diese Greisin und ihre Tochter waren indes in furchtbare Armut verfallen und gingen sogar aus nachbarlicher Freundschaft in die Küche des Fjedor Pawlowitsch täglich, um Suppe und Brot zu holen. Marpha Ignatjewna gab ihnen gerne. Wenn aber auch das Töchterlein der Greisin um Suppe betteln ging, so hatte sie dennoch keins ihrer Kleider verkauft, und eins davon hatte sogar eine sehr lange Schleppe. Von diesem letzteren Umstande hatte Alescha erfahren, und natürlich zufällig durch seinen Freund Rakitin, dem entschieden alles im Städtchen bekannt war, und Alescha hatte es natürlich ebenso rasch vergessen, wie er es erfahren hatte. Als er aber eben den Nachbargarten erreicht hatte, kam ihm plötzlich gerade diese Schleppe in Erinnerung, er erhob dabei sein gedankenvoll gesenktes Haupt und hatte da plötzlich die allerunerwarteste Begegnung. Hinter der Hecke im Nachbargarten stand irgendworauf und sich bis zur Brust herausstreckend, sein Bruder Dmitri Fjedorowitsch und machte ihm mit aller Kraft mit den Händen Zeichen, rief ihn und winkte ihm, indem er offenbar fürchtete, nicht nur zu schreien, vielmehr sogar ein lautes Wort zu sagen, damit man ihn nicht höre. Alescha lief sogleich zur Hecke heran.

»Gut, daß du dich selber umgeschaut hast, sonst hätte ich dich fast gerufen«, flüsterte ihm froh und eilig Dmitri Fjedorowitsch zu. »Komm hier heraufgeklettert. Rasch! Ach, wie schön, daß du gekommen bist, ich habe nur eben erst an dich gedacht!«

Alescha war auch selber froh und wußte nur nicht, wie er über die Hecke klettern sollte. Mitja aber erfaßte mit der Hand eines Recken seinen Ellenbogen und half ihm zum Sprung. Alescha raffte seine Kutte auf und sprang hinüber mit der Gewandtheit eines barfüßigen Gassenbuben.

»Nun komm, gehen wir«, entrang es sich Dmitri mit triumphierendem Geflüster.

»Wohin denn?« flüsterte Alescha gleichfalls, indem er sich nach allen Seiten umsah und erkannte, daß er sich in einem völlig leeren Garten befände, in dem niemand war außer ihnen beiden. Der Garten war klein, das Häuschen des Besitzers stand indes gleichwohl nicht weniger als fünfzig Schritt entfernt. »Ja, hier ist doch niemand, weshalb flüsterst du denn?«

»Weshalb ich flüstere? Ach, der Teufel hol's!« schrie plötzlich Dmitri Fjedorowitsch mit seiner ganzen vollen Stimme. »Ja, weshalb ich flüstere? Nun, du siehst ja selber, in welchem Unsinn man verfallen kann. Ich bin hier im Versteck und hüte ein Geheimnis. Diese Erklärung im voraus – aber im Gedanken daran, daß ich ein Geheimnis hüte, begann ich plötzlich auch geheimnisvoll zu sprechen und flüstere wie ein Schafskopf, obgleich das gar nicht nötig ist. Laß uns gehen! Siehst du, dahin! Bis dahin schweige! Ich möchte dich küssen!

Heil dem Höchsten in den Himmeln,
Heil dem Höchsten auch in mir!

Ich habe dies eben erst vor mich hergesagt, gerade bevor du kamst.«

Der Garten war eine Deßjatine¹ groß oder ein wenig mehr, indes nur ringsherum mit Bäumen bepflanzt, alle vier Zäune entlang, mit Apfelbäumen, Ahorn, Linde und Birke. Die Mitte des Gartens war leer: eine Wiese, auf der im Sommer einige Pud Heu gemäht wurden. Der Garten ward vom Frühjahr an von der Besitzerin für einige Rubel vermietet. Es waren dort auch Beete mit Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, alles nahe am Zaune; kleine Beete mit Gemüse waren ganz dicht beim Hause, übrigens erst vor kurzem angelegt. Dmitri Fjedorowitsch führte seinen Gast in eine der am weitesten vom Hause entfernten Ecken des Gartens. Dort, zwischen dicht stehenden Linden und alten Johannisbeersträuchern, Holunderbüschen, Schneeballsträuchern und Flieder, zeigte sich plötzlich etwas, das aussah wie eine uralte, zerfallene grüne Laube, die schwarz geworden war und sich zur Seite neigte, Gitterwände hatte, aber oben gedeckt war, und in der man noch vor Regen Schutz finden konnte. Diese Laube war Gott weiß wann erbaut worden – der Überlieferung nach vor fünfzig Jahren von dem damaligen Besitzer des Häuschens, Alexander Karlowitsch von Schmidt, einem verabschiedeten Oberstleutnant. Alles war aber schon vermodert, der Boden verfault, alle Dielen schwankten, und es roch nach feuchtem Holz. In der Laube stand, in die Erde eingegraben, ein hölzerner grüner Tisch, und ringsherum liefen Bänke,

¹ Ungefähr ein Hektar.

ebenfalls grün angestrichen, auf denen man noch sitzen konnte. Alescha hatte sogleich die Begeisterung seines Bruders bemerkt; als er aber in die Laube trat, erblickte er auf dem Tischchen eine halbe Flasche Kognak und ein Gläschen.

»Das ist Kognak«, lachte Mitja. »Du aber machst schon Augen: ›Wiederum ist er im Saufen?‹ Glaub nicht dem Augenschein.

Glaub nicht der hohlen, feilen Menge,
Vergiß den Zweifel, den du hegst!

Ich saufe nicht, ich ›nasche‹ nur, wie dein Schwein Rakitin zu sagen pflegt, der immer noch sagen wird, ›ich nasche‹, wenn er auch schon längst Staatsrat sein wird. Setz dich! Ich möchte dich, Aleschka, nehmen und an die Brust drücken, ja, so, daß ich dich erdrücken würde, denn auf der ganzen Welt . . . in Wahrheit, in Wahrheit (höre nur, höre nur), liebe ich nur dich allein!«

Er sprach die letzten Worte fast in Ekstase.

»Dich allein, ja, und noch eine ›Nichtswürdige‹, in die ich mich verliebt habe, ja, und damit bin ich auch verloren. Sich verlieben heißt aber nicht lieben. Sich verlieben kann man auch, wenn man dabei haßt. Sei dessen eingedenk! Jetzt spreche ich noch heiter! Setz dich hierin an den Tisch, aber ich will mich neben dich setzen, und ich werde auf dich hinblicken und immerzu reden. Du wirst immer schweigen, ich aber werde reden, weil die Zeit gekommen ist. Weißt du übrigens, ich habe nachgedacht, man muß tatsächlich leise sprechen, denn hier . . . hier können sich die allerunerwartetsten Ohren öffnen. Alles werde ich erklären. Es ist wohl bekannt: ›Fortsetzung folgt‹. Weshalb habe ich mich auf dich gestürzt? Weshalb habe ich eben nach dir gedürstet, alle diese Tage und soeben noch? (Es sind schon fünf Tage, daß ich hier meinen Anker geworfen habe.) Alle diese Tage? Weil ich dir allein alles sagen will. Weil es nötig ist. Weil du mir nötig bist, weil ich morgen aus den Wolken herabfliege, weil morgen mein Leben endigt und beginnt. Hast du einmal erfahren, hast du einmal im Traume gesehen, wie man vom Berg herab in eine Grube stürzt? Nun, so fliege ich gerade jetzt – nicht im Traume. Und ich fürchte mich nicht. Und auch du sei ohne Furcht. Das heißt, ich fürchte mich eigentlich wohl, es ist mir aber dabei süß zumute. Das heißt, nicht gerade süß, vielmehr eine Begeisterung . . . nun ja, zum Teufel, es ist einerlei, was auch sein wird. Wird mein Geist mannhaft, schwächlich, memmenhaft sein . . . was auch sein wird! Laßt uns die Natur preisen! Siehst du, wieviel Sonne noch ist und wie rein der Himmel, noch sind alle Blätter grün, es ist beinahe noch Sommer, es ist die vierte Stunde nach Mittag, welche Stille! Wohin gingst du?«

»Ich ging zum Vater; zuvor aber wollte ich zu Katharina Iwanowna gehen.«

»Zu ihr und zum Vater? Oh, was für ein Zusammentreffen! Warum habe ich denn gerade dich gerufen? Wofür habe ich dich denn ersehnt? Warum habe ich gehungert und gedürstet nach dir mit allen Falten meiner Seele und sogar mit meinen Rippen? Um dich eben gerade zum Vater zu senden in meinem Namen, dann aber auch zu ihr, zu Katharina Iwanowna, ja, um so ein für allemal meine Angelegenheiten zu ordnen und meine Beziehungen zu lösen, sowohl zu ihr wie zum Vater. Um einen Engel zu senden! Ich hätte jedermann senden können. Ich empfand aber die Notwendigkeit, einen Engel zu senden. Und da gehst du von selber zu ihr und zum Vater!«

»Wolltest du wirklich mich senden?« entrang es sich Alescha, und sein Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an.

»Halt! Du hast das gewußt. Auch sehe ich, daß du alles auf einmal begriffen hast. Schweig aber, vorderhand schweige! Hab auch kein Mitleid, und weine nicht!«

Dmitri Fjedorowitsch stand auf, versank in Gedanken und legte den Finger an die Stirne.

»Sie selber hat dich gerufen, sie hat dir einen Brief geschrieben oder etwas dergleichen. Deshalb bist du auch zu ihr gegangen. Wärest du wohl sonst gegangen?«

»Da ist das Briefchen«, und Alescha nahm es aus seiner Tasche. Mitja durchlief es rasch.

»Und du bist ›Hinter den Häusern‹ gegangen, o ihr Götter! Ich danke euch, daß ihr seine Schritte hinter die Häuser gelenkt habt, und er kam zu mir, wie das goldene Fischchen zum alten Narren von Fischer im Märchen . . . Höre, Alescha, höre, mein Bruder! Jetzt bin ich entschlossen, schon alles zu erzählen. Denn irgendwem muß man es doch anvertrauen. Dem Engel im Himmel habe ich es schon gesagt. Man muß es aber auch dem Engel auf Erden sagen! Du bist ein Engel auf Erden. Du wirst mich anhören, du wirst nachdenken, und du wirst verzeihen . . . Ich aber bedarf gerade dessen, daß mir irgendwer verzeihe, der höher ist als ich. So höre denn: Wenn zwei Wesen sich plötzlich von allem Irdischen losreißen und davonfliegen ins Ungewöhnliche, oder wenigstens eines von ihnen, und bevor es davonfliegt oder sich zugrunde richtet, zu dem anderen kommt und spricht: Tue mir dies und jenes, solches, worum man niemals irgendwen bittet, worum man aber auf dem Totenbette, und nur da, bitten darf – wird der das dann etwa nicht tun –, wenn er Freund, wenn er Bruder ist?«

»Ich will es tun; sage aber, was ist es denn eigentlich? Und sage es rascher«, sprach Alescha.

»Rascher . . . Hm . . . Spute dich nicht, Alescha. Du bist in Eile und beunruhigst dich. Jetzt ist es aber nicht an der Zeit, zu eilen, jetzt ist die Welt in eine neue Straße eingebogen. Ach, Alescha, schade, daß du dich noch nicht durchgedacht hast bis zur Begeisterung. Aber was sage ich ihm denn da? Bist du es denn, der sich nicht durchgedacht hat! Was rede ich denn, ich Tölpel:

Edel sei der Mensch!

Von wem ist dieser Vers?«

Alescha beschloß zu bleiben. Er begriff, daß alle seine Aufgaben vielleicht tatsächlich jetzt nur hier lagen. Mitja verfiel eine Minute in Nachdenken, nachdem er sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch gestützt und seinen Kopf in die Handfläche geneigt hatte.

Beide schwiegen.

»Lescha!« sprach Mitja, »du allein wirst nicht lachen! Ich möchte beginnen – meine Beichte – mit der Hymne an die Freude von Schiller: ›An die Freude.« Ich verstehe aber nicht deutsch und weiß nur ›An die Freude«. Glaube du auch nicht, daß ich aus Trunkenheit schwatze. Ich spreche durchaus nicht im Rausche. Kognak ist Kognak. Ich aber brauche zwei Flaschen davon, um betrunken zu werden.

Und Silen, der wangenrote,
Auf dem schwanken Eselein . . .

Ich aber habe nicht einmal eine Viertelflasche getrunken und bin nicht Silen. Nicht Silen, aber ein Starker (russisch: silên), weil ich einen Entschluß faßte für die Ewigkeit. Verzeihe mir diesen Kalauer! Du mußt mir heute viel verzeihen, ganz andere Dinge als Kalauer. Sei nicht unruhig, ich werde nicht weitschweifig werden, ich spreche zur Sache und werde sogleich zur Sache kommen. Ich werde dir nicht ›den Juden aus der Seele ziehen.« Er erhob sein Haupt, dachte etwas nach und begann mit Begeisterung:

»Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,

Ceres die verlaßne Küste,
 Ach, da grünte keine Flur!
 Daß sie hier vertraulich weile,
 Ist kein Obdach ihr gewährt;
 Keines Tempels heitere Säule
 Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
 Lädt zum reinen Mahl sie ein;
 Nur auf gräßlichen Altären
 Dorret menschliches Gebein.
 Ja, so weit sie wandernd kreiste
 Fand sie Elend überall.
 Und in ihrem großen Geiste
 Jammert sie des Menschen Fall.«

Schluchzen brach plötzlich dem Mitja aus der Brust, er erfaßte den Alescha bei der Hand.

»Freund, Freund du in der Erniedrigung, in der Erniedrigung und auch jetzt. Furchtbar viel muß der Mensch auf Erden erdulden. Furchtbar viel Unglück ist für ihn da! Glaube nicht, daß ich nur ein Lakai bin im Offiziersrang, der Kognak trinkt und wüestet. Ich, mein Bruder, denke überhaupt nur an dieses, an diesen erniedrigten Menschen, wenn ich gerade nicht lüge. Gott gebe, daß ich jetzt nicht lüge und mich nicht selber lobe. Darum aber denke ich über diesen Menschen nach, weil ich selber ein solcher Mensch bin.

Damit sich allen Niedrigkeiten
 Der Erde Sohn entrafen kann,
 Wirft er der alten Mutter Erde
 Auf immerdar sich an die Brust!

Aber darin liegt ja auch die ganze Frage: Wie werde ich mich mit der Erde auf immer vereinigen? Ich küsse nicht die Erde, ich reiße ihr nicht die Brust auf, soll ich denn Bauer werden oder Hirte? Ich gehe und weiß nicht: wem bin ich denn verfallen, dem Stank und der Schmach oder dem Licht und der Freude? Da liegt ja auch gerade das Unheil, denn alles auf Erden ist Rätsel. Und wenn es mir begegnete unterzutauchen in die allertiefste Schmach der Wüstenei (und mir ist auch nur dieses begegnet), dann habe ich immer dies Gedicht von der Ceres und dem Menschen gelesen. Hat es mich gebessert? Niemals! Weil ich ein Karamasoff bin. Weil, wenn ich schon in den Abgrund fliege, so geradeswegs, mit dem Kopfe nach unten und den Fußsohlen nach oben.

Und ich bin sogar zufrieden, daß ich gerade in solcher erniedrigenden Lage falle, und das erscheint mir für mich wie eine Schönheit. Und gerade mitten in dieser Schmach beginne ich plötzlich eine Hymne. Mag ich auch verflucht sein, mag ich niedrig und nichtswürdig sein, aber auch ich will den Saum des Gewandes küssen, in dem sich mein Gott verhüllt; mag ich auch zu derselben Zeit dem Teufel nachwandeln, ich bin aber gleichwohl dein Sohn, Herr, und ich liebe dich, und ich fühle die Freude, ohne die die Welt nicht bleiben, nicht sein kann.

Freude heißt die starke Feder
 In der ewigen Natur;
 Freude, Freude treibt die Räder
 In der großen Weltenuhr.
 Blumen lockt sie aus den Keimen,
 Sonnen aus dem Firmament,
 Sphären rollt sie in den Räumen,
 Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Freude trinken alle Wesen
 An den Brüsten der Natur;
 Alle Guten, alle Bösen
 Folgen ihrer Rosenspur.
 Küsse gab sie uns und Reben,
 Einen Freund, geprüft im Tod;
 Wollust ward dem Wurm gegeben,
 Und der Cherub steht vor Gott.

Jetzt aber genug der Verse! Ich habe Tränen vergossen, und laß du mich nur weinen. Mag das eine Dummheit sein, über die alle lachen werden – nur du nicht. Sieh, auch dir brennen die Äuglein, genug der Verse. Ich will dir jetzt von den ›Würmern‹ erzählen, von denen gerade, die Gott mit Wollust bedachte.

Wollust ward dem Wurm gegeben.

Ich, Bruder, bin auch gerade dieser selbige Wurm, und das ist auch über mich ganz im besonderen gesagt. Auch sind wir Karamasoffs alle solche, und auch in dir, einem Engel, lebt dieser Wurm und erregt Stürme in deinem Blute. Da sind – Stürme, weil die Wollust – ein Sturm ist, mehr als ein Sturm! Die Schönheit ist eine schreckenerregende und fürchterliche Sache! Schreckenerregend, weil sie nicht zu erklären ist, und man sie deshalb nicht zu erklären vermag, weil Gott nur Rätsel aufgab. Da gehen die Ufer zusammen, da leben alle Widersprüche in Eintracht beieinander! Ich, Bruder, bin sehr ungebildet, ich habe

aber viel hierüber nachgedacht. Fürchterlich viel Geheimnisse sind da! Allzuviel Geheimnisse bedrücken auf der Erde den Menschen. Errate, wie du es weißt, und krieche trocken aus dem Wasser hervor! Die Schönheit! Ich kann es zudem nicht ertragen, daß manch einer, der sogar an Herz hochsteht und mit hohem Verstande begabt ist, mit dem Ideal der Madonna beginnt und mit dem Ideal Sodoms endet. Noch furchtbarer, wer schon mit dem Ideal Sodoms im Herzen dennoch auch das Ideal der Madonna nicht bestreitet – und es flammt von ihm sein Herz, und in Wahrheit, in Wahrheit flammt es wie auch in jungen, lasterlosen Tagen. Nein, weit ist der Mensch, sogar allzu weit, ich hätte ihn etwas begrenzt. Der Teufel weiß, was das eigentlich ist; das nämlich: was sich dem Verstande als Schmach offenbart, das erscheint dem Herzen als lautere Schönheit. Ist wohl in Sodom die Schönheit? Glaub mir, daß sie tatsächlich in Sodom ist für die gewaltige Überzahl aller Menschen; hast du dies Geheimnis gewußt oder nicht? Furchtbar ist das, daß die Schönheit nicht nur eine fürchterliche, vielmehr auch eine geheimnisvolle Sache ist. Da kämpft der Teufel mit Gott, das Schlachtfeld aber – ist das Menschenherz . . . Übrigens – was jemand weh tut, davon spricht er auch. Höre denn, und jetzt zur Sache selber.«

4

Die Beichte eines feurigen Herzens. In Anekdoten

»Ich habe dort gebummelt. Soeben erst hat der Vater erzählt, ich hätte mehrere Tausende bezahlt wegen Verführung von Jungfrauen. Das ist eine schweinische Lüge. Was aber war, so hat es eigentlich »dafür« des Geldes nicht bedurft. Bei mir ist Geld – Zutat, Mittel zum Anfeuern, Dekoration. Siehst du, heute ist sie meine Dame, morgen ist an ihrer Stelle eine kleine Straßendirne. Und diese und jene erheitere ich. Geld werfe ich mit vollen Händen weg, für Musik, Spektakel, Zigeunerinnen. Wenn nötig, gebe ich auch ihnen, weil sie es nehmen. Sie nehmen es sogar gerne, das muß man zugeben, und sie sind dann zufrieden und dankbar. Die Gnädigen haben mich geliebt, nicht alle, es ist aber vorgekommen, es ist schon vorgekommen. Ich aber habe immer die kleinen Gäßchen geliebt, die tauben und dunklen Winkelgäßchen, hinter dem Platz – da gibt es Abenteuer, da gibt es Unerwartetes, da liegt Gold im Schmutze. Ich spreche natürlich allegorisch, Bruder. Bei uns im Städtchen sind solche Gassen wörtlich genommen nicht gewesen, aber im übertragenen Sinne gab es solche wohl. Wenn du das wärest, was ich bin, so würdest du schon begreifen, was das bedeutet. Ich liebte die Ausschweifung, ich liebte auch die Schande der Ausschweifung. Ich liebte die Grausamkeit: bin ich denn nicht eine Wanze, bin ich denn

nicht ein böses Insekt? Das alles ist aber gesagt mit dem einen Worte – ein Karamasoff! Einmal war ein Picknick veranstaltet von der ganzen Stadt, man fuhr in sieben Dreigespannen; in der winterlichen Dunkelheit nun, im Schlitten, begann ich eine benachbarte Mädchenhand zu drücken, und ich nötigte dieses Mädchen, die Tochter eines Beamten, ein bleiches, sanftes, stilles Geschöpf, zu Küssen. Sie duldete es, viel erlaubte sie mir in der Dunkelheit. Sie dachte, die Arme, ich werde morgen zu ihr kommen und einen Antrag machen (man schätzte mich ja hauptsächlich als einen Bräutigam); ich aber habe darauf mit ihr kein Wort gesprochen, fünf Monaten lang kein halbes Wort. Wohl sah ich, wie mir aus der Ecke des Saales ihre Äuglein folgten, wenn man tanzte (bei uns ist aber gerade die Sache die, daß man immer tanzt), ich sah, wie sie brannten, diese Äuglein, in einem Flämmchen – dem Flämmchen sanften Unwillens. Dies Spiel aber unterhielt nur die Wollust des Wurmes, den ich in mir nährte. Nach fünf Monaten heiratete sie einen Beamten und verließ unsere Stadt . . . zürnend und vielleicht noch immer liebend. Jetzt leben sie glücklich. Hab dabei wohl acht, daß ich das niemandem erzählte, daß ich damit nicht prahlte; wenn ich auch niedrig bin durch meine Gelüste, und wenn ich auch die Niedrigkeit liebe, so bin ich doch nicht ohne Ehre. Du errötest, deine Äuglein funkeln. Genug für dich von solchem Schmutz! Aber das alles sind nur erst sozusagen kleine Blüten in der Art des Paul de Kock, wenn auch das grausame Insekt schon wuchs, schon brütete in meiner Seele. Dort, mein Bruder, ist ja ein ganzes Album von Erinnerungen, möge Gott ihnen, den Lieben, Gesundheit schenken! Wenn ich aber mit einer brach, liebte ich nicht, daß es dabei zum Streiten kam. Ich habe keine jemals verraten, keine jemals in üblen Ruf gebracht. Nun genug davon. Du glaubst doch wohl nicht, daß ich dich nur für diesen Schmutz hierhergerufen habe? Nein, ich werde dir etwas Interessanteres erzählen; sei nur nicht darüber erstaunt, daß ich mich vor dir gar nicht schäme, es vielmehr den Anschein hat, als mache mir das auch noch Vergnügen!«

»Das sagst du deshalb, weil ich rot ward«, bemerkte plötzlich Alescha; »ich errötete aber nicht über deine Worte und auch nicht über deine Taten, vielmehr darüber, daß ich ganz dasselbe bin wie du.«

»Du meinst etwa? Nun, da bist du etwas weit gegangen!«

»Nein, nicht weit«, nahm Alescha wiederum mit Feuer das Wort, »das alles sind ein und dieselben Stufen. Ich stehe auf der alleruntersten, du aber irgendwo oben, etwa auf der dreißigsten. Ich blicke nun so auf diese Sache, das ist alles ein und dasselbe, völlig einer Art. Wer die unterste Stufe betrat, der wird gleichwohl unbedingt auch einmal die oberste betreten.«

»Man soll demnach überhaupt nicht auf diese Stufen treten?«

»Wer es vermag – der soll das überhaupt nicht tun!«

»Du aber – vermagst du es?«

»Es scheint nicht!«

»Schweig, Alescha! Schweig, mein Lieber! Ich möchte dir dein Händchen küssen, so, aus Rührung. Dieser Schelm von Gruschenka ist nicht ohne Menschenkenntnis. Sie hat mir unlängst gesagt, sie werde auch noch einmal dich fressen! Ich will schweigen, ich will schweigen! Von den Nichtswürdigkeiten, von dem Felde, das von Fliegen besudelt ist, laßt uns übergehen zu meiner Tragödie, gleichfalls auf ein Feld, das von Fliegen beschmutzt ist, das heißt von Niedrigkeiten jeder Art. Die Sache ist nämlich die: wenn das alte Männchen auch log hinsichtlich der Verführung von unschuldigen Mädchen, so war es doch im Grunde in meiner Tragödie genauso, wenn es auch nur einmal war, ja und es auch da nicht so weit kam. Der alte Mann, der mir Vorwürfe machte wegen erlogener Dinge, kennt auch diesen Streich gar nicht, ich habe ihn niemandem jemals erzählt. Dir als erstem will ich ihn nun erzählen, ausgenommen natürlich den Iwan. Iwan weiß alles. Er weiß es lange schon vor dir. Aber Iwan – schweigt wie das Grab.«

»Iwan – schweigt wie das Grab?«

»Ja!«

Alescha horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Wenn ich nun auch in jenem Bataillon, es war ein Bataillon der Linie, Leutnant war, so stand ich gleichwohl wie unter Aufsicht, etwa wie ein Verschickter. Das Städtchen selbst aber nahm mich furchtbar gut auf. Geld gab ich viel aus, man glaubte, ich sei reich, und auch ich selber glaubte dies. Ich habe ihnen übrigens auch vielleicht durch irgend etwas anderes gefallen, es muß wohl so sein. Wenn sie auch den Kopf schüttelten über mich, so haben sie mich tatsächlich geliebt. Mein Oberstleutnant, schon ein Greis, hatte plötzlich etwas gegen mich. Er fing an, mir Unannehmlichkeiten zu machen, ja, ich hatte aber Protektion. Zudem stand die ganze Stadt auf meiner Seite, man konnte mir nicht allzusehr zusetzen. Schuld war ich freilich selber. Selber hatte ich ihm nicht die gebührende Ehrfurcht erwiesen. Ich war stolz. Dieser alte Querkopf, übrigens durchaus kein schlechter Mensch und der gutmütigste aller Gastgeber, hatte zwei Frauen gehabt, beide waren gestorben. Eine davon, die erste, stammte von einfachen Leuten ab und hinterließ ihm eine Tochter, die sich gleichfalls einfach hielt. Dies junge Mädchen war damals schon 24 Jahre alt und lebte bei dem Vater zusammen mit ihrer Tante, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter. Die Tante war sozusagen eine stumme Einfachheit, ihre Nichte aber, eben die älteste Tochter des Oberstleutnants, war eine lebhaft, tüch-

tige Einfachheit. Ich liebe es nun einmal, wenn ich meinen Erinnerungen nachgehe, schöne Worte zu machen. Niemals, mein Täubchen, lernte ich einen herrlicheren Frauencharakter kennen als den dieser Jungfrau, Agafja hieß sie, stell dir vor, Agafja Iwanowna. Ja, und sie war auch durchaus nicht häßlich, im russischen Geschmack – hochgewachsen, voll und von kräftigem Körperbau, mit schönen Augen, die Gesichtszüge freilich etwas grob. Sie hatte nicht geheiratet, obwohl zwei Männer um sie gefreit hatten, sie hatte ihnen Körbe gegeben und ihre Heiterkeit nicht eingebüßt. Ich verkehrte mit ihr – nicht auf . . . diese Art, da war vielmehr alles rein, so nur, auf freundschaftliche Weise. Ich habe ja oft mit Frauen völlig sündlos verkehrt, auf freundschaftliche Art. Ich spreche mit ihr so freimütige Dinge, daß oh! . . . sie aber lacht nur. Viele Frauen lieben die Freimütigkeit, merke dir das; sie aber war dabei noch eine Jungfrau, was mir besonderen Spaß machte. Und was noch dazu kam: man brachte es gar nicht fertig, sie Fräulein zu nennen. Sie und die Tante lebten bei ihrem Vater, und es war, als ob sie sich freiwillig erniedrigten, das heißt sich mit der ganzen übrigen Gesellschaft nicht gleichstellten. Sie, die Agafja, liebten alle, und allen war sie nötig, weil sie eine vortreffliche Schneiderin war: geradezu ein Talent. Geld verlangte sie keines für ihre Dienste, tat vielmehr alles aus Liebenswürdigkeit. Wenn man ihr aber etwas dafür schenkte, so nahm sie es auch ruhig an. Der Oberstleutnant aber? Der Oberstleutnant war ja eine der allerersten Persönlichkeiten in unserem Orte; er lebte breit, nahm die ganze Stadt bei sich auf, gab Diners und Tanzereien. Als ich ins Städtchen einzog und in das Bataillon eintrat, erzählte man sich im ganzen Städtchen, in Kürze werde zu uns aus der Hauptstadt die zweite Tochter des Oberstleutnants kommen, eine Schönheit allerersten Ranges, die eben erst ein aristokratisches Institut der Hauptstadt beendet hatte. Diese zweite Tochter – das ist gerade diese selbige Katharina Iwanowna, ihre Mutter war die zweite Gattin des Oberstleutnants. Diese zweite Frau – sie war bereits gestorben – stammte aus einem angesehenen, irgendwie bedeutenden Generals-hause, wemgleich sie übrigens, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert ward, auch ihrerseits dem Oberstleutnant keinerlei Mitgift brachte. Es war demnach da nur die vornehme Verwandtschaft, weiter nichts. Vielleicht waren auch irgendwelche Aussichten auf Erbschaften vorhanden, in barem Gelde aber keine Kopeke. Und trotzdem, als das Institutsfräulein eintraf (zu Besuch, nicht auf immer), war es gerade so, als ob unser Städtchen sich erneuert habe; unsere allerangesehensten Damen: zwei Exzellenzen, eine Oberstin, ja und alle, alle nach ihnen, nahmen sogleich Anteil an dem Ankömmling, rissen sich um sie, machten es sich zur Aufgabe, sie zu unterhalten, sie,

die Königin der Bälle; sie veranstalteten Picknicks, ja lebende Bilder wurden irgendwie zustande gebracht zum Besten irgendwelcher Gouvernanten. Ich sage zu dem allem kein Wort, bummele weiter und hatte gerade damals einen solchen Streich losgelassen, daß die ganze Stadt starr war. Ich bemerkte wohl, sie maß mich einstmals mit einem langen Blick. Bei dem Batteriechef war das. Ich bin aber damals nicht auf sie zugekommen; ich mache mir nichts daraus, sollte das heißen, mit ihr bekannt zu werden. Schon etwas später kam ich auf sie zu, ebenfalls auf einer Abendgesellschaft. Ich sprach sie an, sie sah mich kaum und verzog verächtlich die Lippen. Warte nur, denke ich, ich werde mich rächen! Ich war der furchtbarste Grobian in der Mehrzahl solcher Fälle, und ich selber wußte das. Die Hauptsache war, daß ich fühlte, daß ›Katenka‹ keineswegs das erste beste unschuldige Institutsgänschen war, vielmehr eine Persönlichkeit von Charakter und Stolz und in Wahrheit tugendhaft, vor allem aber mit Verstand und Bildung begabt ... (und ich besitze weder eines noch das andere). Du meinst wohl, ich wollte ihr einen Antrag machen? Nicht im geringsten! Ich wollte mich nur rächen dafür, daß ich ein so forscher Kerl bin und sie das nicht wahrnimmt. Vorderhand aber gab ich mich weiterhin Zechgelagen und Wüsteneien hin. Endlich setzte mich der Oberstleutnant auf drei Tage in Arrest. Und gerade zu dieser Zeit hatte mir der Vater sechstausend Rubel geschickt, nachdem ich ihm einen förmlichen Verzicht auf alles und jedes eingesandt hatte, das heißt: wir sind sozusagen quitt, und ich werde fernerhin nichts mehr verlangen. Ich verstand damals nichts davon: ich, mein Bruder, habe bis zu meiner Hierherkunft und sogar bis zu den jetzigen allerletzten Tagen und vielleicht sogar bis heute nichts verstanden von allen diesen Geldstreitigkeiten mit dem Vater. Dies aber hole der Teufel! Davon später. Als ich damals aber eben diese Sechstausend erhalten hatte, erfuhr ich plötzlich, nicht ohne daß ich mich darum bemüht hatte, aus dem Briefe eines Freundes eine für mich äußerst interessante Sache: daß man nämlich mit unserem Oberstleutnant unzufrieden sei, daß man Unregelmäßigkeiten bei ihm vermute, mit einem Worte: daß sich seine Feinde anschicken, ihn zu verspeisen. Und gerade da traf auch der Divisionskommandeur ein und wusch ihm den Kopf, was nur das Zeug hält. Ein wenig später ward ihm befohlen, seinen Abschied einzureichen. Ich werde dir nun nicht die Einzelheiten erzählen, wie sich das alles zutrug und ob er tatsächlich Feinde hatte, nur machte sich plötzlich in der Stadt eine außerordentliche Abkühlung ihm und seiner ganzen Familie gegenüber geltend. Es war, als ob alle von ihm zurückgewichen wären. Da – ließ ich denn auch meinen ersten Streich los. Ich begegnete der Agafja Iwanowna, mit der ich stets Freundschaft

unterhielt, und sage ihr: ›Es fehlen ja dem Väterchen Staatsgelder, 4500 Rubel!‹ ›Was sagen Sie da? Weshalb sprechen Sie so? Unlängst war der General da, und es fehlte keine Kopeke! . . .‹ ›Ja, damals war es so. Jetzt ist es aber nicht mehr so.‹ Sie erschrak fürchterlich: ›Jagen Sie mir, bitte, keinen Schreck ein! Von wem haben Sie denn das gehört?‹ ›Seien Sie ohne Sorge, ich werde das niemandem sagen, Sie wissen ja, daß ich in dieser Hinsicht schweigsam bin wie das Grab. Ich wollte Ihnen aber auch meinerseits auf jeden Fall in betreff dieser Angelegenheit noch etwas bemerken: Wenn man vom Väterchen die 4500 Rubel verlangt, die sich aber bei ihm nicht finden sollten, so senden Sie doch besser schon, als daß man den alten Mann vor Gericht stellt und dann auf seine alten Jahre noch unter die gemeinen Soldaten steckt, besser als daß es soweit kommt, senden Sie schon lieber insgeheim Ihr Institutsfräulein zu mir: man hat mir gerade eben Geld gesandt, und ich werde ihr wohl viertausend ablassen und das Geheimnis heilig wahren!‹ ›Ach, spricht sie, ›was sind Sie für ein Schuft (so sagt sie wörtlich) – was sind Sie, so spricht sie, ›für ein böser Schuft! Ja, und wie wagen Sie es denn!‹ Sie entfernte sich in fürchterlichem Unwillen, ich aber schreie ihr noch nach, daß das Geheimnis heilig und unverbrüchlich werde gehalten werden. Diese beiden Frauen, das heißt Agafja und ihre Tante – ich will das gleich im voraus bemerken – erwiesen sich in dieser ganzen Angelegenheit rein wie Engel, und sie vergötterten förmlich diese Schwester, diese stolze Katja, sie erniedrigten sich vor ihr und waren ihre Diensthöten. Nur hatte ihr Agafja diesen Streich, das heißt eben dieses unser Gespräch, damals auch hinterbracht. Ich habe das alles später erfahren, bis in alle Einzelheiten. Sie hat es ihr nicht verheimlicht, mir aber war dies natürlich gerade recht. Plötzlich trifft der neue Major ein, um das Bataillon in Empfang zu nehmen. Der alte Oberstleutnant wird plötzlich krank, muß das Zimmer hüten; zwei Tage sitzt er zu Hause und gibt die Kronsgelder nicht ab. Unser Doktor Kraftschenko hat versichert, er sei tatsächlich krank gewesen. Ich aber wußte ganz genau, insgeheim und lange schon das Folgende: daß nämlich diese Summe jedesmal, wenn die Obrigkeit die Kasse kontrolliert hatte, und das schon vier Jahre hintereinander, auf eine gewisse Zeit verschwand. Es lieb sie der Oberstleutnant einem äußerst zuverlässigen Menschen, einem Kaufmann unserer Stadt, einem alten Witwer mit langem Bart und goldener Brille, mit Namen Triphonoff. Der fährt auf den Jahrmarkt, macht dort den Umsatz, der ihm nötig ist, und erstattet dann sogleich dem Oberstleutnant das Geld vollzählig zurück, und zugleich damit bringt er vom Jahrmarkt ein Geschenk mit und mit dem Geschenk auch Prozentchen. Nur dieses Mal (ich erfuhr damals dies alles rein zufällig von einem halb-

wüchsigen Knaben, dem rotznäsigen Söhnchen des Triphonoff, seinem Sohn und Nachfolger, dem verdorbensten Jüngelchen, das die Welt je sah), diesmal, sage ich, brachte Triphonoff, als er vom Jahrmarkt zurückkehrte, gar nichts zurück. Der Oberstleutnant stürzte zu ihm hin: »Niemals habe ich von Ihnen irgend etwas erhalten, ja, und ich konnte auch nichts von Ihnen erhalten!« Das ist die Antwort. Nun, so sitzt also unser Oberstleutnant zu Hause, hat sich den Kopf mit einem Handtuch verbunden, und alle drei legen ihm Eis auf den Kopf. Plötzlich erscheint die Ordonnanz mit dem Quittungsbuch und dem Befehl: »Die Kronsgelder sind sofort abzugeben, ohne Verzögerung, innerhalb zwei Stunden!« Er unterschrieb – ich habe später selber diese Unterschrift im Buche gesehen –, stand auf, sagte, er gehe die Uniform anziehen, lief in sein Schlafzimmer, nahm sein doppeläufiges Jagdgewehr, lud es mit einer Soldatenpatrone, zog vom rechten Fuß den Stiefel ab, stemmte das Gewehr an die Brust und begann mit dem Fuß den Hahn zu suchen. Agafja aber hegte bereits Argwohn, sie entsann sich meiner damaligen Bitte, schlich sich heran, sah alles zur rechten Zeit: sie stürzte hinein, warf sich von hinten auf ihn, umfaßte ihn, das Gewehr entlud sich nach oben in die Decke und verwundete niemanden. Es liefen die anderen hinzu, faßten ihn, nahmen ihm das Gewehr ab, hielten ihn an den Händen . . . Alles dies erfuhr ich später bis zum Tüpfelchen auf dem i. Ich saß damals zu Hause; es war gegen Abend. Ich wollte eben ausgehen, hatte mich gerade angezogen, frisiert, mein Taschentuch parfümiert und griff schon nach meiner Mütze – als sich plötzlich die Tür öffnet, und vor mir, in meiner Wohnung steht – Katharina Iwanowna.

Seltsamerweise hatte sie niemand auf der Straße bemerkt, als sie zu mir ging, so daß dies in der Stadt auch nie bekannt ward. Ich aber wohnte bei zwei Beamtenwitwen, uralten Frauchen, die auch die Zimmerdienste bei mir verrichteten, es an Ehrerbietung nicht fehlen ließen und in allem auf mich hörten. Auf meinen Befehl schwiegen sie beide später wie eiserne Pfosten. Natürlich begriff ich alles auf der Stelle. Sie kam herein und blickte mir gerade ins Gesicht. Ihre dunklen Augen schauten entschlossen drein, sogar herausfordernd, aber auf den Lippen und um die Lippen liegt – ich sehe es – Unentschlossenheit.

»Mir hat meine Schwester erzählt, daß Sie 4500 Rubel geben werden, wenn ich zu Ihnen komme . . . zu Ihnen ich selber. Ich bin gekommen . . . geben Sie das Geld!« Weiter kam sie nicht, sie keuchte, war sichtlich erschrocken, ihre Stimme versagte, und ihre Mundwinkel und die Linien um ihre Lippen zitterten. – Aleschka, hörst du oder schläfst du?«

»Mitja, ich weiß, daß du die ganze Wahrheit sagen wirst«, sprach Alescha in Erregung.

»Die werde ich auch sagen. Wenn aber die ganze Wahrheit, so höre zu, wie es war, ich schone mich nicht. Mein erster Gedanke war – ein Karamasoffscher. Einst, Bruder, hat mich ein Skorpion gebissen, ich lag daran zwei Wochen im Fieber; nun gerade so, siehst du, merke ich plötzlich, hat mich ein Skorpion ins Herz gebissen. Das ist ein böses Insekt, verstehst du wohl? Ich maß sie mit den Augen! Hast du sie gesehen? Sie ist doch eine Schönheit! Ja, und nicht dadurch war sie damals schön. Schön war sie dadurch, zu dieser Minute, daß sie edel war, ich aber ein Schuft, daß sie auf der Höhe ihrer Großmut und ihres Opfermutes für den Vater stand, ich aber, eine Wanze, im Staube kroch. Und dabei – von mir, der Wanze und dem Schuft – hängt sie jetzt völlig ab, ganz und gar, mit Leib und Seele! Sie ist eingekreist! Ich werde dir ohne Umschweife sagen: dieser Gedanke, der Gedanke des Skorpions, hatte in einem solchen Grade mein Herz erfaßt, daß es fast stillzustehen drohte vor Erwartung. Von einem Kampfe, so schien es, konnte da schon nicht mehr die Rede sein: ebenso zu verfahren, wie es einer Wanze, einer bösen Tarantel zukommt, ohne jedes Mitleid . . . Der Atem stand mir sogar stille, höre: ich wäre ja, das versteht sich, schon am nächsten Tage gekommen, ihre Hand zu erbitten, um dies alles sozusagen auf die edelste Weise zum Abschluß zu bringen, und daß demnach niemand es je gewußt hätte und es hätte wissen können. Denn wenn ich auch ein Mensch von niedrigen Begierden bin, so bin ich doch ein Ehrenmann. Und da plötzlich, in eben dieser Sekunde, flüstert mir irgendwer ins Ohr: ›Ja, siehst du, morgen wird diese da, wenn du zu ihr kommen wirst, deine Hand anzubieten, dich nicht empfangen, vielmehr dem Kutscher den Befehl geben, dich vom Hofe wegzujagen.‹ ›Blamiere mich nur, so würde das heißen, in der ganzen Stadt, ich fürchte dich nicht!‹ Ich schaute auf das junge Mädchen hin – diese meine innere Stimme log mir nicht. Natürlich so, gerade so wird es auch sein! Man wird mich beim Schopf fassen und hinauswerfen – das kann man schon aus dem Gesicht ersehen, das sie eben jetzt macht. Es kochte in mir die Bosheit. Ich wollte den schuftigsten, schweinischsten, einem Handelsmann zukommenden Streich vollführen. Auf sie mit Hohn blicken wollte ich, und gerade während sie jetzt vor mir steht, sie erstarren machen durch den Tonfall, in dem nur ein Handelsmann zu sprechen vermag.

›Es handelt sich doch um viertausend Rubel! Ja, ich muß wohl gescherzt haben, daß Sie solches sagen! Allzu leichtgläubig sind Sie gewesen, gnädiges Fräulein! Zwei Hundert-Rubelscheinchen würde ich am Ende wohl gar noch zu meinem Vergnügen, sogar mit Lust, aus-

geben, aber viertausend Rubel, das ist nicht eine solche Summe, meine Gnädige, die man auf einen solchen Leichtsinn wegwirft! Umsonst haben Sie geruht, sich herzubemühen!

Siehst du, ich hätte dann natürlich alles verloren, sie wäre davongelaufen, dafür wäre es aber teuflisch rachsüchtig herausgekommen, würdig gewesen alles übrigen. Würde ich dann auch, so hätte das bedeutet, das ganze Leben vor Reue brüllen, wenn ich nur jetzt dieses Stückchen ausführe! Glaubst du wohl, niemals hat sich solches bei mir mit irgendeiner zugetragen, nicht mit einem einzigen Weibe, daß ich in einem solchen Momente auf sie mit Haß geblickt hätte – und da, so wahr ich mich bekreuzige: ich blickte auf diese da damals drei oder fünf Sekunden mit fürchterlichem Hasse – mit ganz demselben Hasse, der von der Liebe, der wahnsinnigen Liebe – nur um ein Haar breit entfernt ist. Ich ging zum Fenster, legte die Stirn an die vereiste Glasscheibe, und ich entsinne mich, daß mir vom Eise die Stirn wie von Feuer brannte. Lange hielt ich es nicht aus (beunruhige dich nicht), ich drehte mich um, ging zum Tisch, öffnete die Schublade und nahm ein nicht auf den Namen ausgestellttes fünfprozentiges, auf fünftausend Rubel lautendes Papier heraus (es lag in meinem französischen Wörterbuch). Dann zeigte ich es ihr schweigend, faltete es zusammen, gab es ihr, öffnete ihr selber die Türe nach dem Korridor und, einen Schritt zurücktretend, verneigte ich mich vor ihr in der ehrerbietigsten und vielsagendsten Verbeugung, das kannst du mir glauben. Sie erzitterte am ganzen Leibe, blickte eine Sekunde starr vor sich hin, ward furchtbar bleich wie ein Tischtuch, und plötzlich, ebenfalls ohne ein Wort zu sagen, keineswegs im Affekt, vielmehr in weicher Art, tief und still, verneigte sie sich tiefer und tiefer und fiel mir unmittelbar zu Füßen – mit der Stirn zur Erde, gar nicht wie ein Institutsfräulein, vielmehr auf gut russische Art. Sie sprang auf und lief davon. Als sie wegelaufen war – ich hatte gerade den Degen um –, nahm ich den Säbel heraus und wollte mich dort auf der Stelle durchbohren. Weshalb – ich weiß es nicht, das wäre natürlich eine furchtbare Dummheit gewesen – aber es muß wohl so sein: vor Entzücken. Verstehst du auch, daß man sich bisweilen aus Begeisterung töten kann? Ich aber durchbohrte mich nicht, ich küßte nur meinen Degen und steckte ihn in die Scheide zurück – was du übrigens gar nicht im Gedächtnis zu behalten brauchst. Und ich habe sogar – so scheint es – soeben, als ich von allen diesen Kämpfen berichtete, ein wenig aufgetragen, um mich zu loben. Sei es aber immerhin, laß es nur so sein, und der Teufel hole alle Spione des menschlichen Herzens! Das ist auch mein ganzer früherer ›Vorfall‹ mit der Katharina Iwanowna. Jetzt weiß demnach der Bruder Iwan von ihm, ja, und auch du – und nur ihr beide!«

Dmitri Fjedorowitsch hatte sich vor Aufregung erhoben. Er machte einige Schritte, nahm sein Taschentuch heraus, wischte sich den Schweiß von der Stirne und setzte sich dann wieder nieder, aber nicht auf den Platz, wo er vordem gesessen hatte, vielmehr auf die gegenüberliegende Bank an der anderen Wand, so daß Alescha sich völlig zu ihm umwenden mußte.

5

Die Beichte eines feurigen Herzens. Mit den Fußsohlen nach oben

»Jetzt«, sprach Alescha, »weiß ich die erste Hälfte dieser Angelegenheit.«

»Die erste Hälfte verstehst du jetzt: das ist ein Drama, und es trug sich dort zu. Die zweite Hälfte ist aber ein Trauerspiel, und es wird hier vor sich gehen.«

»Von der zweiten Hälfte verstehe ich bis jetzt noch gar nichts«, sprach Alescha.

»Aber ich? Verstehe ich denn etwas davon?«

»Halt, Dmitri. Da ist noch eine Hauptsache zu sagen. Sprich: du bist doch Bräutigam, Bräutigam auch jetzt noch?«

»Bräutigam ward ich nicht sogleich, vielmehr erst drei Monate nach dem, was sich damals zugetragen hatte. Am Tage darauf sagte ich mir, daß der Zwischenfall nun erschöpft und erledigt sei und eine Fortsetzung nicht erfolgen werde. Zu ihr gehen, um ihre Hand anzuhalten, schien mir eine Niedrigkeit zu sein. Auch ihrerseits ließ sie die ganzen nächsten sechs Wochen, während welcher sie noch in der Stadt wohnte, auch nicht ein Wörtchen von sich hören. Außer freilich in einem Fall: am Tage nach ihrem Besuche huschte zu mir ihr Dienstmädchen herein und übergab mir ohne ein Wort zu sprechen ein Paket. Auf dem Paket ist die richtige Adresse. Ich öffne – es war darin das, was von dem Billett zu 5000 Rubel übriggeblieben war. Es waren ja im ganzen nur 4500 Rubel nötig. Ja, und der Verkauf des 5000-Rubel-Billetts hatte einen Verlust von mehr als 200 Rubel ergeben. Sie sandte mir im ganzen, so scheint es, 260 Rubelchen – ich entsinne mich nicht so recht – und nur das Geld – keinen Zettel, kein Wörtchen . . . keine Erklärung. Ich suchte in dem Paket nach irgendeinem Zeichen mit Bleistift – nichts, gar nichts! Nun, was denn? Ich bummelte einstweilen auf das mir verbliebene Geld derart, daß auch endlich der neue Major sich genötigt sah, mir einen Verweis zu erteilen. Der Oberstleutnant hatte also die Kronsgelder abgeliefert – glücklich und zu aller Staunen, da schon niemand mehr die Gelder bei ihm vollzählig vermutet hatte. Er hatte sie abgeliefert und war dann erkrankt; er legte sich zu Bett, lag drei

Wochen, dann kam plötzlich Gehirnerweichung hinzu, und in fünf Tagen war er tot. Man bestattete ihn mit kriegerischen Ehren; er hatte ja noch nicht seinen Abschied erhalten können. Zehn Tage, nachdem Katharina, ihre Schwester und ihre Tante den Vater beerdigt hatten, verzogen sie nach Moskau. Und da erst, unmittelbar vor der Abreise, am gleichen Tage (ich habe sie nicht gesehen und ihnen nicht das Geleite gegeben), erhalte ich ein winziges kleines Kuvert, ein bläuliches Spitzenpapierchen in dem steht nur eine einzige Zeile mit Bleistift geschrieben: ›Ich werde Ihnen schreiben, warten Sie. K.‹ Das war auch alles.

Ich werde dir jetzt alles andere in zwei Worten erzählen. In Moskau änderten sich ihre Verhältnisse rasch wie der Blitz und unerwartet wie in einem arabischen Märchen. Jene Generalin, ihre nächste Verwandte, verliert auf einmal ihre zwei nächsten Erben, ihre zwei nächsten Nichten – beide sterben in der gleichen Woche an den Pocken. Die tief erschütterte Greisin freute sich nun über Katja wie über ihre leibliche Tochter. Wie auf einen rettenden Engel fiel sie über sie her, und sie änderte sogleich ihr Testament zu ihren Gunsten ab. Das indes für die Zukunft, jetzt gleich aber, gleich in ihre Hände – 80 000 Rubel! ›Das ist dir eine Mitgift, tue damit, was du willst.‹ Ein hysterisches Weib! Ich habe sie später in Moskau beobachtet. Nun siehst du, da bekomme ich auch plötzlich mit der Post 4500 Rubel geschickt. Ich weiß natürlich nicht, was das zu bedeuten hat, und bin sprachlos vor Staunen. Drei Tage später langt auch der versprochene Brief an. Ich trage ihn noch jetzt bei mir. Ich trage ihn immer bei mir, und ich werde sterben mit ihm – willst du, daß ich ihn dir zeige? Lies ihn unbedingt durch: sie bietet sich mir zur Braut an, sie selber bietet sich an: ›Ich liebe Sie, so heißt es da etwa, ›wahnsinnig; mögen Sie mich auch nicht lieben, einerlei, werden Sie nur mein Gatte! Haben Sie keine Furcht, ich werde in nichts Ihnen im Wege sein, ich werde Ihr Möbel sein, der Teppich, auf dem Sie gehen . . . Ich will Sie ewig lieben, ich will Sie vor sich selber retten . . .‹ Alescha, ich bin sogar unwürdig, diese Zeilen mit meinen nichtswürdigen Worten wiederzugeben und in meinem nichtswürdigen Ton, meinem ewig nichtswürdigen Ton, von dem ich mich niemals kurieren konnte! Es hat mich dieser Brief ganz und gar durchdrungen bis heute, und ist er mir etwa jetzt leicht, ist er mir etwa heute leicht? Damals habe ich aber sogleich eine Antwort geschrieben (ich konnte durchaus nicht selber nach Moskau kommen). Mit Tränen schrieb ich ihr. Über eines schäme ich mich ewig: ich erinnerte sie daran, daß sie jetzt reich sei, eine Mitgift habe, ich aber nur ein armer Bummel sei – ich erinnerte an Geld! Ich hätte das für mich behalten sollen, ja es ist mir wider Willen aus der Feder

geflossen. Damals aber schrieb ich auch sogleich nach Moskau dem Iwan und erklärte ihm alles, soweit das brieflich möglich ist (der Brief hatte sechs Seiten), und schickte Iwan zu ihr. Was blickst du denn so, was schaust du mich so an. Nun ja, Iwan hat sich in sie verliebt, ist auch jetzt verliebt, ich weiß das wohl, ich habe da eine Dummheit gemacht nach eurer weltlichen Ansicht; aber vielleicht wird gerade diese Dummheit allein uns alle jetzt erretten! O! Siehst du denn nicht, wie sie ihn verehrt, wie sie ihn achtet! Kann sie denn, wenn sie uns beide vergleicht, einen solchen lieben, wie ich es bin? Ja, und noch nach alledem, was hier vorfiel?«

»Ich bin aber überzeugt, daß sie gerade einen solchen liebt, wie du bist, und nicht einen solchen wie er!«

»Sie liebt ihre Tugend, aber nicht mich«, entrang es sich plötzlich unwillkürlich und fast in bösem Ton dem Dmitri Fjedorowitsch. Er lächelte. Aber schon nach einer Sekunde funkelten seine Augen, er ward ganz rot und schlug derb mit der Faust auf den Tisch.

»Ich schwöre, Alescha«, rief er in furchtbarem und aufrichtigem Zorne auf sich selber, – »glaub mir oder glaub mir nicht – aber so wahr Gott heilig und Christus unser aller Herr ist: wenn ich auch soeben über ihre höchsten Gefühle spottete, so weiß ich doch sehr wohl, daß ich millionenmal nichtiger an Seele bin als sie, und daß diese ihre höchsten Gefühle aufrichtig sind, wie bei einem Engel des Himmels! Darin liegt auch gerade das Tragische, daß ich dies ganz gewiß weiß. Was ist denn daran, wenn der Mensch ein wenig deklamiert? Deklamiere ich denn nicht auch? Und trotzdem bin ich doch aufrichtig, völlig aufrichtig! Was aber den Iwan anbetrifft, so begreife ich ja sehr wohl, mit welchem Fluchen er jetzt auf die Welt blicken muß, ja, und dazu noch bei seinem Verstande! Wem ward denn der Vorzug gegeben? Einem Ungeheuer ward er gegeben, der auch hier noch, obgleich er bereits Bräutigam ist, und trotzdem alle auf ihn hinschauen, sein wüstes Leben nicht aufgeben konnte – und das noch in Anwesenheit der Braut, ja, vor ihren Augen! Und gerade ein solcher wie ich ward vorgezogen, und Iwan ward verschmäht! Aber weswegen denn eigentlich? Eben gerade darum, daß ein Mädchen aus Dankbarkeit ihrem Leben und Schicksal Gewalt antun will! Albernheit! Ich habe Iwan in diesem Sinne niemals irgend etwas gesagt. Iwan, das versteht sich, sprach auch seinerseits hierüber niemals auch nur ein halbes Wörtchen, nicht die leiseste Andeutung; das Schicksal wird sich aber vollenden und der Würdige den ihm zukommenden Platz einnehmen, der Unwürdige hingegen wird sich in die Gasse verstecken auf ewig – in seine schmutzige Gasse, in seine geliebte, ihm zukommende Gasse, und dort wird er in Schmutz und Gestank zugrunde gehen, freiwillig und noch mit

Genuß! Ich habe da irgend etwas gelogen, die Worte habe ich schon alle abgenutzt, ich stelle sie nur noch so aufs Geratewohl hin; aber so, wie ich es bestimmt habe, so soll es auch sein! Ich werde untergehen im Gäßchen, sie aber wird den Iwan heiraten!»

»Bruder, halt ein!« unterbrach ihn wiederum in großer Unruhe Alescha. »Du hast mir da noch immer eines bis jetzt nicht erklärt: du bist doch Bräutigam, du bist doch trotzdem Bräutigam? Wie willst du denn brechen, wenn sie, die Braut, es nicht will?«

»Ich bin der Bräutigam, der förmlich erklärte und eingesegnete; das ging alles in Moskau bei meiner Ankunft vor sich, in Gala, mit Heiligenbildern und in bester Form. Die Generalin segnete uns – und glaubst du wohl, sie beglückwünschte sogar Katja: ›Du hast‹, sprach sie, ›gut gewählt, ich schaue ihn durch und durch!‹ Und was glaubst du wohl: den Iwan hat sie nicht liebgewonnen und auch nicht beglückwünscht. In Moskau habe ich dann mit Katja vielerlei besprochen. Ich habe mich ihr völlig beschrieben, in aller Großmut, mit Genauigkeit und Aufrichtigkeit, alles hörte sie an:

Wie sie lieblich sich verwirrte,
Wie sie traute Worte sprach!

Nun, Worte waren es, und stolze; sie nötigte mir damals das feierliche Versprechen ab, mich zu bessern. Ich gab es! Und jetzt . . .«

»Was denn?«

»Und jetzt habe ich dich gerufen und dich hierhergeschleppt, heute, am heutigen Datum – bedenke das wohl – zu dem Zwecke, gerade dich und wiederum gerade heute – zu Katharina Iwanowna zu senden und . . .«

»Was denn?«

»Ihr zu sagen, daß ich niemals mehr zu ihr kommen werde: er habe, soll das bedeuten, zu grüßen befohlen.«

»Ja, ist denn das möglich?«

»Ja, gerade deshalb sende ich dich ja auch, statt selber zu gehen, gerade weil dies unmöglich ist. Wie würde ich ihr denn selber dies sagen?«

»Ja, wohin wirst du denn gehn?«

»In die Gasse!«

»Das heißt, zu Gruschenka«, rief Alescha voll Kummer aus, indem er die Hände rang. »So hat denn Rakitin in der Tat die Wahrheit gesagt? Ich aber glaubte, du seist nur so zu ihr gegangen, und du habest schon damit aufgehört!«

»Kann denn ein Bräutigam dahin gehen? Ja, ist denn das möglich

und noch dazu bei einer solchen Braut und vor den Augen der Leute? Ich habe doch auch noch Ehre im Leibe! Als ich nur angefangen hatte, zu Gruschenka zu gehen, da hatte ich auch sogleich aufgehört, Bräutigam und anständiger Mensch zu sein. Das begreife ich doch wohl! Was starrst du mich so an? Ja, siehst du wohl, ich bin das erste Mal zu ihr gegangen, um sie durchzuprügeln. Ich erfuhr und weiß es jetzt mit Bestimmtheit, daß dieser Gruschenka durch jenen Stabskapitän, den Bevollmächtigten des Vaters, ein auf mich lautender Wechsel übergeben war, damit sie ihn einklagen solle und es mit mir dann aus sei. Man wollte mich einschüchtern. Ich zog also aus, um Gruschenka durchzuprügeln. Ich hatte sie auch vordem flüchtig gesehen. Sie macht so gerade keinen überwältigenden Eindruck. Von dem alten Kaufmann wußte ich, der dazu noch jetzt krank und entkräftet daniederliegt, aber ihr wohl dennoch einen beträchtlichen Batzen Geld hinterlassen wird. Ich wußte zudem noch, daß sie Geld einzuheimsen liebt, es auch einheimst, auf böse Prozente ausleiht, eine Durchtriebene ist, eine Spitzbübin ohne Mitgefühl. Ich kam, sie zu schlagen, ja, und ich blieb auch bei ihr. Ein Ungewitter schlug los, die Pest kam herbei, ich steckte mich an und bin bis jetzt angesteckt, und ich weiß, daß schon alles aus ist, daß nichts anderes jemals mehr sein wird! Der Kreis der Zeiten ist vollendet. Siehst du, so steht es um mich. Damals aber mußten sich gerade in meiner, eines Bettlers, Tasche dreitausend Rubel befinden! Ich fuhr von hier mit ihr nach Mokroje, das ist fünf und zwanzig Werst von hier; ich habe Zigeuner dahin kommen lassen, Zigeunerinnen, Champagner aufgetrieben, alle Bauern habe ich dort mit Champagner betrunken gemacht, alle Weiber und Mädchen, mit Tausenden habe ich nur so um mich geschmissen: nach drei Tagen war ich blank, »aber stolz wie ein Falke«. Du glaubst wohl, der Falke erreichte irgend etwas? Sogar aus der Ferne hat sie mir nichts gezeigt! Ich sage dir: eine Körperlinie! Gruschenka, die Spitzbübin, hat eine solche einzige Körperlinie, sie hat sich sogar bis auf ihr Füßchen erstreckt, sogar bis auf die kleine Zehe ihres linken Füßchens! Ich sah sie da und küßte sie und weiter aber auch gar nichts – ich schwöre! Sie spricht: »Willst du, so werde ich dich heiraten. Du bist ja ein Bettler. Versprich, daß du mich nicht schlagen und mir alles zu tun erlauben wirst, was ich wünschen werde, dann werde ich vielleicht – dich heiraten!« Und sie lacht, auch jetzt lacht sie.«

Dmitri erhob sich fast mit einer gewissen Wut von seinem Platze, er war plötzlich wie ein Trunkener, seine Augen waren mit Blut unterlaufen.

»Und du willst sie in der Tat heiraten?«

»Wenn sie wünscht, auf der Stelle, wenn sie es nicht wünscht, bleibe

ich auch so; bei ihr auf dem Hofe werde ich Hausknecht sein. Du ... du ... Alescha ...« Er blieb plötzlich vor ihm stehen, faßte ihn an den Schultern und begann ihn heftig zu schütteln. »Ja, weißt du denn, du Unschuldsknabe, daß das alles Fieberphantasie ist, unsinnige Fieberphantasie, denn da steckt ja eine Tragödie dahinter! Erfahre denn, Alexej, daß ich ein niedriger Mensch sein kann, mit niedrigen Leidenschaften, die mich zugrunde richteten; aber ein Dieb, ein Taschendieb, ein Dieblein im Vorzimmer, das kann Dmitri Karamasoff niemals sein! Nun, so erfahre denn jetzt, daß ich ein Dieblein bin, der aus der Tasche und im Vorzimmer stiehlt! Gerade unmittelbar, bevor ich ausging, Gruschenka durchzuprügeln, an ganz demselben Morgen ruft mich Katharina Iwanowna zu sich und bittet mich, in fürchterlicher Heimlichkeit, damit es einstweilen niemand erfahre (weshalb, weiß ich nicht, augenscheinlich hatte sie es so nötig), in die Gouvernementsstadt zu fahren und dort mit der Post der Agafja Iwanowna dreitausend Rubel nach Moskau zu senden; nach der Stadt sollte ich deshalb fahren, damit es hier niemand wissen sollte. Und eben mit diesen dreitausend Rubeln in der Tasche fand ich mich damals bei Gruschenka, mit diesem Gelde fuhren wir auch nach Mokroje. Dann gab ich mir den Anschein, ich sei nach der Stadt geeilt, ich gab ihr aber nicht die Postquittung, sagte vielmehr, ich habe das Geld abgesandt und werde die Quittung bringen, und bis jetzt bringe ich sie nicht, habe es sozusagen vergessen. Jetzt, wie meinst du wohl? Du wirst heute hingehen und ihr sagen: ›Er hat befohlen, Sie zu grüßen!‹ Sie aber wird dich fragen: ›Aber das Geld?‹ Du könntest ihr noch sagen: ›Das ist ein niedriger Wüstling und ein nichtswürdiges Geschöpf mit nicht zu beherrschenden Sinnen! Er hat damals Ihr Geld gar nicht abgeschickt. Er hat es vielmehr ausgegeben, weil er sich nicht zu beherrschen vermochte, wie ein niedriges Vieh!‹ Du könntest aber immerhin hinzufügen: ›Ein Dieb ist er darum doch nicht, da sind Ihre dreitausend Rubel, er schickt sie zurück, senden Sie sie selber der Agafja Iwanowna. Er aber befahl Sie zu grüßen!‹ So aber wird sie plötzlich fragen: ›Wo ist denn das Geld?‹«

»Mitja, du bist unglücklich, ja; aber dennoch nicht so sehr, wie du glaubst. Richte dich nicht zugrunde durch Verzweiflung, richte dich nicht zugrunde!«

»Aber was glaubst du denn? Ich werde mich erschießen, wenn ich die dreitausend Rubel nicht abgeben kann? Darin liegt es ja gerade, daß ich mich eben nicht erschießen werde. Ich habe jetzt nicht die Kraft dazu, später vielleicht, jetzt aber werde ich zu Gruschenka gehen ... Schmelz hin, mein Fett! Bei ihr aber? Ich werde ihr Mann sein, ich werde zu ihrem Gatten erhoben; wenn aber ein Liebhaber

kommen wird, so werde ich ins andere Zimmer gehen. Ich werde ihren Freunden die schmutzigen Galoschen reinigen, den Samowar anfachen und Gänge für sie machen!«

»Katharina Iwanowna wird alles verstehen«, sprach plötzlich feierlich Alescha, »sie wird die ganze Tiefe in allem diesem Kummer erkennen und sich versöhnen. Sie hat den höchsten Verstand, deshalb wird sie selber einsehen, daß man nicht unglücklicher sein kann als du!«

»Sie wird sich nicht mit allem aussöhnen«, lächelte Mitja; »dort Bruder, ist etwas, womit sich kein Weib jemals auszusöhnen vermag. Aber weißt du, was das Beste wäre, was du tun kannst?«

»Was denn?«

»Die dreitausend Rubel ihr zurückgeben.«

»Wo soll man sie aber hernehmen? Höre: ich habe zweitausend, Iwan wird gleichfalls tausend geben, das sind gerade dreitausend; nimm sie und gib sie ihr!«

»Aber wann werden sie eintreffen, deine dreitausend? Du bist zudem auch noch minderjährig; es ist aber unbedingt, unbedingt nötig, daß du sie schon heute begrüßt, mit Geld oder ohne Geld, weil ich es nicht weiter hinzuziehen vermag, die Sache ist auf einem solchen Punkte angelangt. Morgen ist es schon zu spät, zu spät. Ich werde dich zum Vater senden!«

»Zum Vater?«

»Ja, zum Vater, früher noch als zu ihr. Von ihm verlange auch die dreitausend!«

»Er wird sie aber doch nicht geben, Mitja!«

»Er würde sie auch gar nicht geben! Ich weiß, daß er sie nicht geben wird. Weißt du, Alexej, was Verzweiflung ist?«

»Ich weiß es.«

»Höre: Juristisch ist er mir gar nichts mehr schuldig. Alles habe ich von ihm genommen, alles. Ich weiß das. Aber siehst du, moralisch ist er mir schuldig. Ist es so oder nicht? Er ist ja doch von den 28 000 meiner Mutter ausgegangen und hat 100 000 damit zusammengerafft. Mag er mir nur 3000 von den 28 000 geben, nur diese 3000, er würde meine Seele aus der Hölle herauslocken, und das wird ihm für viele Sünden angerechnet werden! Ich aber werde es bei diesen 3000 bewenden lassen, ich gebe dir jetzt mein feierliches Versprechen, und er wird überhaupt nichts mehr von mir hören. Zum letzten Male gebe ich ihm Gelegenheit, Vater zu sein. Sage ihm, daß Gott selber ihm diese Gelegenheit sendet!«

»Mitja, er wird um nichts in der Welt Geld geben!«

»Ich weiß, daß er es nicht geben wird, ich weiß das durchaus, und ganz besonders jetzt. Nicht genug damit, ich weiß auch noch dies: Jetzt

erst, erst dieser Tage, vielleicht überhaupt erst gestern, hat er zum ersten Male als ernsthaft (unterstreiche dies ernsthaft) erfahren, daß Gruschenka tatsächlich vielleicht nicht scherzt und in die Ehe mit mir hüpfen will. Er kennt diesen Charakter, er kennt dies Kätzchen. Nun sollte er wohl auch noch Geld geben, um dies Ereignis zu beschleunigen? Wo er doch selber in sie vernarrt ist? Aber auch damit nicht genug, ich kann dir noch folgendes mitteilen: Ich weiß, daß es schon fünf Tage her sind, da nahm er dreitausend Rubel, wechselte sie in Hundertrubelscheine, packte sie in ein großes Paket, verband es kreuzweise mit rotem Faden und drückte fünf Siegel darauf. Siehst du, wie genau ich das weiß! Auf diesem Paket steht geschrieben: »Meinem Engel, der Gruschenka, wenn sie zu mir kommen will!« Er selbst hat das gekritzelt in der Stille tiefsten Geheimnisses, und niemand weiß, daß bei ihm diés Geld liegt, außer seinem Diener Smerdjakoff, an dessen Verschwiegenheit er glaubt wie an sich selber. Schon den dritten oder vierten Tag erwartet er Gruschenka, hofft er, daß sie kommen werde, um das Paket abzuholen, er ließ sie ja davon wissen, und sie gab ihm zu verstehen: »Vielleicht werde ich kommen!« Siehst du nun: wenn sie den alten Mann besuchen wird, kann ich sie dann etwa noch heiraten? Verstehst du jetzt auch, was es bedeutet, daß ich hier im Verstecke sitze, und auf wen ich da lauere?»

»Auf sie?«

»Auf sie. Bei diesen Frauenzimmern, den Besitzerinnen dieses Hauses, hat Thomas eine Schlafstelle inne. Thomas stammt aus unserer Gegend, hat unter mir gedient. Er dient ihnen; in der Nacht ist er Wächter, am Tage geht er Birkhühner zu schießen, ja, und davon lebt er auch. Bei ihm habe ich mich denn auch festgesetzt; aber weder ihm noch den Hausbesitzerinnen ist das Geheimnis bekannt, das heißt, daß ich hier lauere.«

»Nur Smerdjakoff weiß es?«

»Er allein. Er wird mir auch zu wissen geben, wenn jene da zum Alten kommen wird.«

»Er ist es, der dir vom Paket erzählt hat?«

»Er. Es ist aber tiefstes Geheimnis. Sogar Iwan weiß weder vom Gelde noch sonst von irgend etwas. Der Alte sendet aber den Iwan nach Tschermaschnaja auf zwei bis drei Tage, einen Ausflug zu machen. Es hat sich ein Aufkäufer für den Wald gefunden, der ihn für achtausend Rubel ausholzen will, und da hat der Greis den Iwan gebeten: »Sei du sozusagen mein Gehilfe, reise du selber dahin, so auf zwei bis drei Tage!« Er will das, damit Gruschenka in Iwans Abwesenheit komme.«

»Demnach erwartet er auch heute Gruschenka?«

»Nein, heute wird sie nicht kommen, es sind Anzeichen dafür da. Wahrscheinlich wenigstens wird sie nicht kommen!« schrie plötzlich Mitja. »So nimmt auch Smerdjakoff an. Der Vater säuft jetzt, sitzt zu Tisch mit dem Bruder Iwan. Geh du zu ihm hin, Alexej, verlange von ihm die dreitausend . . .«

»Mitja, mein Bester, was hast du denn?« rief Alexej aus, indem er von seinem Sitz aufsprang und auf Dmitri Fjedorowitsch hinsah, der wie in Verzückung vor sich hinstierte. Einen Augenblick glaubte Alescha, Dmitri sei verrückt geworden.

»Was willst du denn? Ich bin nicht übergeschnappt«, sprach Dmitri Fjedorowitsch, indem er starr und sogar mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich hinblickte. »Ich sende dich doch wohl zum Vater und weiß, was ich spreche: ich glaube demnach an ein Wunder!«

»An ein Wunder?«

»An ein Wunder aus der Hand Gottes. Gott kennt mein Herz. Er sieht meine ganze Verzweiflung. Er erschaut dieses ganze Bild. Er wird doch nicht zulassen, daß etwas Furchtbares vor sich gehe? Alescha, ich glaube an ein Wunder. So geh denn!«

»Ich will gehen. Sprich, wirst du hier warten?«

»Ich werde das. Ich begreife, daß es nicht so rasch getan sein wird, daß man nicht so mir nichts, dir nichts mit der Tür ins Haus fallen kann. Er ist jetzt betrunken. Ich werde warten, sei es auch drei Stunden, auch vier, auch fünf, auch sechs, auch sieben; wisse nur, daß noch heute, wenn es auch um Mitternacht sein sollte, du zur Katharina Iwanowna kommen wirst, mit Geld oder ohne Geld, und sagen wirst: »Er hat, sozusagen, befohlen, Sie zu grüßen!««

»Mitja! Aber plötzlich wird Gruschenka heute kommen . . . und wenn nicht heute, so morgen oder übermorgen?«

»Gruschenka? Ich werde achtgeben, herausstürzen, es verhindern . . .«

»Wenn aber . . .«

»Wenn aber, so wird es eben einen Mord geben. So werde ich es nicht überleben!«

»Wen wirst du denn töten?«

»Den Alten. Sie werde ich nicht töten.«

»Bruder, was sprichst du denn da!«

»Siehst du, ich weiß ja nicht, ich weiß es ja nicht . . . Vielleicht werde ich ihn auch nicht töten, vielleicht werde ich es aber tun. Ich fürchte, er wird mir plötzlich verhaßt werden durch sein Gesicht, gerade in diesem Augenblicke. Ich hasse ja seinen Adamsapfel, seine Nase, seine Augen, sein schamloses Lachen! Ich empfinde persönlichen Ekel vor ihm. Das ist es auch, was ich fürchte. Siehst du, und ich werde mich nicht beherrschen können . . .«

»Ich will gehen, Mitja. Ich glaube, daß Gott, wie er es weiß, es so einrichten wird, daß nichts Entsetzliches vorfällt.«

»Ich aber werde sitzen bleiben und das Wunder erwarten. – Wenn es sich aber nicht vollzieht, dann . . .«

Alescha wandte sich in Gedanken versunken dem Hause seines Vaters zu.

6

Smerdjakoff

Er traf tatsächlich den Vater noch bei der Mittagstafel an. Der Tisch war, wie von jeher üblich, im Saale gedeckt, obgleich sich im Hause ein richtiges Speisezimmer befand. Dieser Saal war das allergrößte Zimmer im ganzen Hause und mit einer gewissen altmodischen Eleganz möbliert. Die Möbel waren uralte, weiß gestrichen und mit verschossenem roten Halbseidenstoff bezogen. Zwischen den Fenstern standen Spiegel in gekünstelten Rahmen von altmodischer Schnitzerei, ebenfalls Weiß mit Gold. An den Wänden, die mit weißen, an vielen Stellen bereits gesprungenen Papiertapeten bedeckt waren, prangten zwei große Porträts: das eine stellte irgendeinen Fürsten dar, der vor dreißig Jahren Generalgouverneur des hiesigen Kreises gewesen war, das andere Bild war das eines gleichfalls längst verstorbenen Bischofs. In der vorderen Ecke des Saales befanden sich einige Heiligenbilder, vor denen des Nachts ein Lämpchen brannte . . . nicht so sehr aus Frömmigkeit, als damit das Zimmer in der Nacht erleuchtet sei. Fjedor Pawlowitsch pflegte sich nämlich sehr spät zu Bett zu legen, erst um drei, vier Uhr morgens. Bis dahin aber ging er gewöhnlich im Zimmer auf und ab oder saß im Sessel und grübelte. Diese Gewohnheit hatte er nach und nach angenommen. Nicht selten übernachtete er ganz allein im Hause, nachdem er die Dienstboten in den Seitenbau entlassen hatte. Meistenteils blieb indes der Diener Smerdjakoff mit ihm zur Nacht, der dann im Vorzimmer auf einer Truhe schlief. Als Alescha eintrat, war das eigentliche Mittagessen bereits beendet, und es ward nur noch Eingemachtes und Kaffee herumgereicht. Fjedor Pawlowitsch liebte es, nach dem Mittagessen Süßigkeiten zu naschen und Kognak dazu zu trinken. Iwan Fjedorowitsch befand sich gleichfalls dort bei Tische und trank ebenfalls Kaffee. Die Diener Grigori und Smerdjakoff standen bei dem Tische. Und Herrschaft wie Diener waren augenscheinlich in außerordentlich angeregter Stimmung. Fjedor Pawlowitsch brüllte laut vor Vergnügen. Alescha vernahm schon aus dem Vorzimmer sein quiekendes, ihm vordem schon bekanntes Lachen und schloß sogleich aus dem Tonfall dieses Gelächters, daß der Vater noch

nicht betrunken sei, sich vielmehr vorerst nur in einer seligen Stimmung befinde.

»Da ist ja auch er, da ist ja auch er!« kreischte Fjedor Pawlowitsch auf, der sich plötzlich schrecklich über Alescha freute. »Komm zu uns, setz dich, willst du Kaffee – das ist ja ein Fastengetränk und ein heißer, vortrefflicher Kaffee! Kognak biete ich dir nicht an, du bist ja ein Faster! Oder willst du etwa? Willst du? Nein! Ich werde dir lieber einen Likör geben, einen vielgerühmten! Smerdjakoff, geh zum Schrank, auf dem zweiten Brett rechts, da sind die Schlüssel. Spute dich!«

Alescha wollte sich auch vom Likör absagen.

»Einerlei, man wird ihn auch so bringen, wenn nicht für dich, so für uns!« sprach Fjedor Pawlowitsch, und sein Antlitz leuchtete. »Ja, warte, hast du denn überhaupt zu Mittag gegessen oder nicht?«

»Ich habe zu Mittag gegessen«, sprach Alescha, der in Wahrheit nur einen Bissen Brot gegessen und ein Glas Kwaß getrunken hatte in der Küche des Klostervorstandes. »Ich werde aber heißen Kaffee mit Vergnügen trinken.«

»Lieber, braver Kerl! Er wird Kaffee trinken! Soll man ihn nicht anwärmen? Nein, er kocht ja noch. Der Kaffee von Smerdjakoff ist nämlich vorzüglich. Was Kaffee, ja auch was Pastete anbetrifft, so ist mein Smerdjakoff da ein Künstler, ja auch noch in Fischsuppe, das muß man zugeben. Komm einmal zur Fischsuppe, laß es uns aber vorher wissen . . . Aber du warte, wart einmal, ich habe dir ja unlängst befohlen, noch heute zu mir überzusiedeln mit Matratze und Kissen! Hast du deine Matratze mitgeschleppt? Hihihi!«

»Nein, ich habe sie nicht mitgeschleppt«, sprach Alescha und lachte gleichfalls.

»Du bist aber vordem doch erschrocken! Bist du nicht gleichwohl erschrocken? Bist du wirklich erschrocken? Ach du, mein Täubchen, ja, siehst du, ich kann dir nun einmal nicht weh tun. Hör, Iwan, ich kann gar nicht sehen, wie er mir so in die Augen blickt und lacht, ich kann das gar nicht ruhig ansehen, mein Herz beginnt mir im Leibe zu lachen über ihn, ich liebe ihn ja! Alescha, komm, ich werde dir den väterlichen Segen erteilen!«

Alescha stand auf, Fjedor Pawlowitsch hatte aber bereits anders beschlossen.

»Nein, nein, ich will dich jetzt nur bekreuzen, siehst du, so, und nun setze dich. Nun, jetzt wirst du dein Vergnügen haben, unser Thema ist gerade wie für dich ausgesucht. Bei uns hat nämlich Bileams Eselin zu reden angefangen, und ja, und wie sie noch redet, wie sie redet!«

Als Bileams Eselin erwies sich der Diener Smerdjakoff. Ein noch

junger Mann, nicht mehr als vierundzwanzig Jahre alt, war er äußerst menschenscheu und schweigsam. Nicht daß er schüchtern gewesen wäre oder sich wegen irgend etwas geschämt hätte, nein – er war im Gegenteil von Charakter hochmütig, und es hatte ganz den Anschein, als ob er alle Menschen verachte. Nun, und damit komme ich auch nicht darüber hinweg, über ihn wenigstens zwei Worte zu sagen. Und gerade jetzt. Erzogen hatten ihn Marpha Ignatjewna und Grigori Wassiljewitsch. Der Knabe aber wuchs heran »ohne jede Dankbarkeit«, wie sich über ihn Grigori ausdrückte, als ein schüchternes Kind, das aus dem Winkel heraus auf die Welt schaute. In seiner Kindheit liebte er es sehr, Katzen aufzuhängen und sie dann mit allen Zeremonien zu begraben. Er zog zu diesem Zweck ein Bettuch über, das ihm das Priestergewand ersetzen sollte, und sang und bewegte irgend etwas über der toten Katze, gleich als ob er den Weihrauchkessel hin und her schwenkte. Das alles leise und in größter Heimlichkeit. Bei dieser Übung überraschte ihn einstmals Grigori und prügelte ihn tüchtig mit der Rute durch. Der Knabe ging in eine Ecke, und mehr als eine Woche verließ er sie nicht und blickte nur scheu aus ihr hervor. »Er liebt uns beide nicht, dieses Ungetüm«, sprach Grigori zu Marpha Ignatjewna. »Ja, und niemanden liebt er.« »Bist du denn überhaupt ein Mensch?« wandte er sich plötzlich unmittelbar an Smerdjakoff. »Du bist gar kein Mensch, du bist hervorgegangen aus Badeschlamm, siehst du, das bist du . . .« Wie sich später herausstellte, vermochte ihm Smerdjakoff niemals diese Worte zu verzeihen. Grigori lehrte ihn lesen und schreiben, und als er gegen zwölf Jahre alt war, unterrichtete er ihn auch in der heiligen Geschichte, indes nur ganz kurze Zeit. Einstmals, bereits in der zweiten oder dritten Stunde, lachte der Knabe plötzlich auf.

»Was ist dir?« fragte Grigori, indem er ihn drohend unter seiner Brille hervor anschaute.

»Nichts weiter. Das Licht schuf also Gott der Herr am ersten Tage, aber Sonne, Mond und alle Sterne erst am vierten Tage. Woher hat denn da das Licht geschienen am ersten Tage?«

Grigori war starr. Der Knabe blickte höhnisch auf seinen Lehrer. Es war sogar in seinem Blicke durchaus etwas Hochmütiges. Grigori hielt nicht an sich: »Siehst du, daher!« schrie er und schlug wütend dem Schüler auf die Backe. Der Knabe nahm die Ohrfeige hin, ohne ein Wort zu entgegnen, verkroch sich aber wiederum auf einige Tage in einen Winkel. Eine Woche später trat bei ihm Fallsucht auf, zum ersten Male in seinem Leben, und verließ ihn dann schon nicht mehr sein ganzes Leben lang. Als Fjedor Pawlowitsch hiervon erfahren hatte, war es, als habe er plötzlich sein ganzes Verhalten zu dem Knaben geändert. Vorher hatte er mit Gleichgültigkeit auf ihn hingesehen,

wenn er ihn auch niemals ausschalt und ihm immer eine Kopeke gab, sooft er ihm begegnete. In wohlwollender Stimmung hatte er wohl auch bisweilen vom Tische dem Knaben etwas Süßes geschickt. Damals aber, als er von des Knaben Krankheit erfahren hatte, begann er ganz entschieden um ihn besorgt zu sein. Er ließ den Doktor kommen und wollte das Kind ausheilen lassen; es erwies sich aber, daß das nicht möglich war. Durchschnittlich traten die Anfälle einmal im Monat auf und in verschiedenen Zwischenräumen. Die Anfälle waren auch von verschiedener Stärke – manchmal ganz leicht, manchmal außerordentlich schwer. Fjedor Pawlowitsch verbot nun dem Grigori aufs strengste, den Knaben körperlich zu züchtigen, und ließ ihn zu sich heraufkommen. Ihn vorderhand in irgend etwas zu unterrichten, hatte er gleichfalls verboten. Einstmals aber – der Knabe war bereits fünfzehn Jahre alt – bemerkte Fjedor Pawlowitsch, daß er in der Nähe des Bücherschranks herumstrich und durch das Glas hindurch die Büchertitel las. Fjedor Pawlowitsch besaß ziemlich viel Bücher, mehr als hundert Bände; niemand hat ihn aber jemals mit einem Buche in der Hand gesehen. Er gab nun sogleich den Bücherschrankschlüssel dem Smerdjakoff: »Nun lies denn, du wirst ein Bibliothekar werden, das ist immerhin besser, als auf dem Hofe herumzustrolchen; setz dich und lies! Siehst du, lies dies Buch da . . .« und Fjedor Pawlowitsch nahm ihm »Die Abende in der Hütte bei Dikanka« heraus.

Der Knabe las das Buch, blieb aber unzufrieden; er lachte kein einziges Mal, machte vielmehr ein böses Gesicht, als er es beendet hatte.

»Nun, ist es denn nicht lustig?« fragte Fjedor Pawlowitsch. Smerdjakoff schwieg.

»Gib Antwort, Schafskopf.«

»Unwahr ist alles, was da geschrieben ist«, brummte lächelnd Smerdjakoff.

»Nun, so geh zum Teufel, du Lakaienseele! Halt, da hast du die ›Allgemeine Geschichte‹ von Smaragdoff, da ist schon alles wahr; lies es!«

Smerdjakoff las aber nicht einmal zehn Seiten aus dem Smaragdoff, es kam ihm langweilig vor. So ward denn der Bücherschrank wiederum verschlossen. Bald danach berichteten Marpha und Grigori dem Fjedor Pawlowitsch, es habe sich bei dem Smerdjakoff ein furchtbarer Ekel ausgebildet: er sitzt bei der Suppe, nimmt seinen Löffel und sucht – sucht in der Suppe, bückt sich, blickt hinein, schöpft mit dem Löffel etwas und hält ihn zum Lichte.

»Wohl ein Tarakan?« fragte etwa Grigori.

»Vielleicht eine Fliege?« bemerkte Marpha.

Der reinliche Jüngling antwortete niemals ein Wort, aber mit dem

Brote, mit dem Fleisch und mit allen anderen Speisen war es ganz dasselbe. Er hebt wohl ein Stückchen an der Gabel zum Lichte hin, blickt auf es, als schaue er durch ein Mikroskop, lange, lange, denkt nach und entschließt sich endlich, das Stückchen in den Mund zu stecken. »Sieh mal an, was für ein verwöhntes Herrensöhnchen sich da entwickelt hat!« brummt dann wohl Grigori. Als Fjedor Pawlowitsch von dieser neuen Eigenschaft des Smerdjakoff vernommen hatte, beschloß er sogleich, er solle Koch werden, und gab ihn nach Moskau in die Lehre. Dort blieb er einige Jahre und kehrte mit stark verändertem Gesichte zurück. Es sah aus, als ob er außergewöhnlich gealtert sei, gar nicht seinen Jahren entsprechend: er hatte Runzeln bekommen, war gelb im Gesicht und begann einem Verschnittenen zu gleichen. Was seinen Charakter anbetrifft, so war der ganz der gleiche wie vordem: Smerdjakoff war immer noch ebenso menschencheu und empfand nicht das geringste Bedürfnis nach irgendwelcher Gesellschaft. Er hatte auch in Moskau immer nur geschwiegen, wie man nachher erfuhr: Moskau hatte ihn, so scheint es, außerordentlich wenig interessiert, so daß er von der Stadt kaum etwas kennengelernt, auf alles andere aber gar nicht einmal achtgegeben hatte. Er war dabei sogar einmal im Theater gewesen, aber schweigend und unzufrieden heimgekehrt. Dafür aber kam er aus Moskau zu uns zurück in guter Kleidung, in reinem Überrock und reiner Wäsche. Er säuberte sehr sorgfältig selber mit der Bürste wenigstens zweimal am Tage seine Kleider, und er liebte es ganz besonders, seine kalbledernen, eleganten Stiefel mit einer gewissen englischen Wichse so zu reinigen, daß sie wie ein Spiegel glänzten. Als Koch bewährte er sich vortrefflich. Fjedor Pawlowitsch setzte ihm denn auch ein Gehalt aus, und dies Geld verwendete Smerdjakoff fast ausschließlich auf Kleider, Pomade, Parfüm und so weiter. Das weibliche Geschlecht verachtete er dabei, so schien es, ebenso wie das männliche, wenigstens verhielt er sich mit ihm zurückhaltend, fast schon unzugänglich. Fjedor Pawlowitsch begann nunmehr auf den Smerdjakoff aus einem etwas anderen Gesichtspunkte aus hinzublicken. Die Sache war nämlich die, daß die epileptischen Anfälle bei Smerdjakoff häufiger wurden, und an solchen Tagen mußte schon Marpha Ignatjewna das Essen bereiten, was dem Fjedor Pawlowitsch durchaus gegen den Strich ging.

»Weshalb sind denn deine Anfälle häufiger geworden?« wandte er sich bisweilen an den neuen Koch, indem er ihm forschend ins Gesicht schaute. »Wenn du wenigstens heiraten würdest! Willst du eine Gattin?«

Smerdjakoff aber erbleichte bloß vor Unwillen bei solchen Reden und gab niemals eine Antwort. Fjedor Pawlowitsch ging dann seines Weges und gab alles weitere Forschen auf. Die Hauptsache für ihn war, daß

er von Smerdjakoffs Ehrlichkeit überzeugt war, und das ein für allemal. Er war sicher, daß Smerdjakoff niemals etwas nehmen, etwas stehlen werde. Einmal kam es vor, daß Fjedor Pawlowitsch in ange-trunkenem Zustande auf seinem eigenen Hofe im Schmutze drei Hundertrubelscheine verlor, die er eben erst erhalten hatte, und daß er sie erst am anderen Tage vermißte. Kaum hatte er sich aber in fliegender Hast daran gemacht, in seinen Taschen nachzusuchen, so sah er auch schon alle drei Hundertrubelscheine auf seinem Tische liegen. Woher? Smerdjakoff hatte sie aufgehoben und noch am Abend dahin gelegt. »Nun, Bruder, solche wie dich habe ich noch nicht gesehen!« war alles, was Fjedor Pawlowitsch sagte, und er schenkte dem Smerdjakoff zehn Rubel. Man muß dabei bemerken, daß er nicht nur von Smerdjakoffs Ehrlichkeit überzeugt war, ihn vielmehr auch aus irgendeinem Grunde geradezu liebte, obgleich der Bursche auf ihn ebenso scheel blickte wie auf alle anderen, und immer schwieg. Selten nur kam es vor, daß er sprach. Wenn es zu dieser Zeit irgend jemandem, der ihn sah, eingefallen wäre, zu fragen, wofür sich denn eigentlich dieser Bursche interessiere und was wohl am häufigsten ihm im Kopfe herumgehe, so wäre es in der Tat unmöglich, darauf eine Antwort zu geben. Dabei blieb Smerdjakoff aber bisweilen, so kam es vor, im Hause selber oder auf dem Hofe oder auch auf der Straße stehen, vertiefte sich in seine Gedanken und stand so, sogar bis zehn Minuten lang. Ein Physiognomiker, der ihn dabei beobachtet hätte, würde sagen: daß es sich dabei weder um Gedanken noch um irgendwelche Überlegungen handle, vielmehr nur um irgendeine innere Betrachtung. Vom Maler Kramskoj stammt ein hervorragendes Gemälde, das den Titel führt: »Der in Betrachtung Versunkene.« Dargestellt ist ein Wald zur Winterszeit, und im Walde auf dem Wege in abgerissenem Mäntelchen und in abgetragenen Bastschuhen steht da mutterseelenallein in tiefster Einsamkeit ein träumendes Bäuerlein: er steht da und hat sich in Gedanken verloren, er denkt aber nicht, er ist im Anschauen von irgend etwas begriffen. Wenn man ihn anstoßen würde, würde er auffahren und auf einen hinschauen, gerade als ob er vom Schläfe erwacht sei, ohne irgend etwas zu begreifen. Freilich würde er sich sogleich auch wieder ermuntern. Würde man ihn aber fragen, worüber er denn nachgedacht habe, als er so dastand, dann würde er sich wahrscheinlich an gar nichts entsinnen können, dafür aber vielleicht in sich den Eindruck verheimlichen, unter dem er sich zur Zeit seiner Betrachtung befunden hatte. Diese Eindrücke sind ihm aber teuer, und er sammelt sie wahrscheinlich unvermerkt und sogar ohne dessen bewußt zu sein – wofür und weshalb, weiß er natürlich gleichfalls nicht. Vielleicht, nachdem er viele Jahre hindurch diese Eindrücke gesammelt hat, läßt er plötzlich alles

im Stich und zieht aus, nach Jerusalem zu pilgern und seine Seele zu retten, oder vielleicht steckt er plötzlich sein Heimatdorf in Brand, oder er tut gar dies und jenes zugleich. Solcher, die ihrer inneren Anschauung leben, gibt es im Volke genug. Zu ihnen gehörte wahrscheinlich auch Smerdjakoff, und wahrscheinlich sammelte auch er seine Eindrücke mit Gier, ohne selber noch zu wissen wozu.

7

Das Wortgefecht

Bileams Eselin hatte aber plötzlich zu sprechen angefangen. Es war ein seltsames Thema angeschlagen worden. Als Grigori des Morgens in der Bude des Kaufmanns Lukjanoff Waren aussuchte, erfuhr er von ihm, daß ein russischer Soldat irgendwo weit an der Grenze bei den Asiaten in Gefangenschaft gefallen sei, und trotzdem die ihn unter Androhung eines qualvollen und unmittelbaren Todes dazu zwingen wollten, dem Christentum zu entsagen und zum Islam überzugehen, sich geweigert habe, seinem Glauben untreu zu werden, Martern auf sich genommen, sich die Haut habe abziehen lassen und gestorben sei, indem er Christus lob und pries. Eine Heldentat, von der gerade in der an diesem Tage erhaltenen Zeitung geschrieben stand. Hiervon sprach denn auch bei Tische Grigori. Fjedor Pawlowitsch liebte es von jeher, nach Beendigung des Mittagmahles bei der süßen Speise zu lachen und zu plaudern, wenn auch nur mit Grigori. Diesmal aber befand er sich in leichter und in angenehmer Weise zur Offenherzigkeit verführender Stimmung. Nachdem er sein Kognakchen getrunken und diesen Bericht vernommen hatte, meinte er, man müsse einen solchen Soldaten sogleich für einen Heiligen erklären und seine abgezogene Haut in irgendein Kloster überführen: »Es wird viel Volk zusammenströmen und viel Geld!« Grigori machte ein böses Gesicht, als er sah, daß Fjedor Pawlowitsch nicht im geringsten gerührt war, vielmehr seiner ewigen Gewohnheit nach zu lästern beginne. Und gerade da lächelte plötzlich Smerdjakoff, der an der Türe stand. Auch vorher schon war Smerdjakoff sehr häufig erlaubt worden, beim Mittagmahl dabei zu sein, das heißt gegen Ende der Mahlzeit. Sobald aber nur Iwan Fjedorowitsch in unsere Stadt gekommen war, begann Smerdjakoff fast regelmäßig beim Mittagessen zu erscheinen.

»Was ist dir denn?« fragte Fjedor Pawlowitsch; er hatte sogleich das Lachen bemerkt und natürlich begriffen, daß es sich auf Grigori beziehe.

»Ich aber denke in bezug hierauf«, begann plötzlich laut und unerwartet Smerdjakoff, »daß, wenn auch die Heldentat dieses löblichen Soldaten eine sehr große ist, so liegt dennoch hinwiederum meiner An-

sicht nach gar keine Sünde darin, wenn man in einem solchen Falle auch zum Beispiel Christi Namen verleugnet und die eigene Taufe, um gerade dadurch sein Leben zu retten für gute Taten, durch die man dann im Laufe der Jahre auch seinen Kleinmut wieder zu sühnen vermag!«

»Wie wird denn das nicht Sünde sein? Du lügst, dafür wirst du ohne Widerrede in die Hölle kommen, und man wird dich dort wie einen Hammel braten!« ergriff Fjedor Pawlowitsch das Wort.

Gerade in diesem Augenblick war Alescha eingetreten. Fjedor Pawlowitsch hatte sich – wir sahen das bereits – furchtbar über Alescha gefreut.

»Das ist gerade auf dein Thema, gerade auf deins!« kicherte er fröhlich und wies Alescha einen Platz an, zuzuhören.

»Was den Hammel anbetrifft, so ist dem nicht so, ja, und nichts wird es dort dafür geben, ja, und es darf auch nichts dafür geben, wenn es in aller Gerechtigkeit zugeht!« bemerkte mit Nachdruck Smerdjakoff.

»Wie ist denn das zu verstehen in aller Gerechtigkeit?« kreischte noch vergnügter Fjedor Pawlowitsch, und er stieß Alescha mit seinem Knie an.

»Ein Schuft ist er, weiter gar nichts«, entrang es sich plötzlich Grigori. Voller Wut blickte er Smerdjakoff gerade in die Augen.

»Was den Schuft anbetrifft, so warten Sie damit ein wenig, Grigori Wassiljewitsch«, gab ruhig und gemessen Smerdjakoff zurück. »Urteilen Sie lieber selber, daß, wenn ich einmal zu den Peinigern der Christenheit in Gefangenschaft gefallen bin und sie von mir verlangen, ich solle dem Namen Gottes fluchen und meine heilige Taufe verleugnen, daß ich dann dazu durchaus ermächtigt bin durch meine eigene Vernunft, denn da wird auch gar keine Sünde dabei sein!«

»Ja, das hast du schon einmal gesagt; umschreibe nicht, gib Beweise!« schrie Fjedor Pawlowitsch.

»Bouillonkocher«, murmelte Grigori verächtlich.

»Was den Bouillonkocher anbetrifft, so warten Sie damit gleichfalls ein wenig, Grigori Wassiljewitsch; urteilen Sie lieber selber, ohne zu schimpfen. Denn kaum werde ich nur den Folterknechten sagen: ›Nein, ich bin kein Christ, und ich verleugne meinen wahrhaftigen Gott!‹ so bin ich auch schon sogleich durch das allerhöchste Gericht Gottes selber ohne irgendwelche Verzögerung und ganz im besonderen verflucht und von der heiligen Kirche ausgestoßen, ganz so, als ob ich irgendein Heide wäre. Und das sogar so, daß in demselben Augenblicke – ich brauche es nicht einmal ausgesprochen zu haben, wenn ich nur die Absicht habe, es auszusprechen – nicht einmal eine Viertelsekunde wird verstreichen, ich verstoßen bin. Ist es so oder nicht, Grigori Wassiljewitsch?«

Er wandte sich mit sichtbarem Vergnügen an Grigori, trotzdem er tatsächlich nur auf die Fragen Fjedor Pawlowitschs antwortete und das selber auch sehr gut wußte, sich aber absichtlich den Anschein gab, als ob Grigori diese Fragen stelle.

»Iwan!« schrie plötzlich Fjedor Pawlowitsch, »neige dein Ohr zu mir hin. Das alles hat er für dich losgelassen, damit du ihn loben sollst. So lobe ihn denn!«

Iwan Fjedorowitsch nahm mit völlig ernstem Gesichte die in ausgelassener Lustigkeit gemachte Mitteilung des Vaters hin.

»Halt, Smerdjakoff, schweig einmal still!« schrie wiederum Fjedor Pawlowitsch. »Iwan, neige dich wiederum zu mir, daß ich dir ins Ohr sprechen kann!«

Iwan Fjedorowitsch neigte sich wiederum dem Vater zu mit dem allerernstesten Gesichte.

»Ich liebe auch dich, wie auch den Alescha. Glaube du nicht, daß ich dich nicht liebe. Willst du Kognak?«

»Schenken Sie nur ein«, und dabei sagte der unentwegte Blick, mit dem Iwan Fjedorowitsch auf den Vater hinsah: »Du selber hast aber jetzt genug hinter die Binde gegossen.« Den Smerdjakoff beobachtete Iwan Fjedorowitsch mit außerordentlichem Interesse.

»Verflucht bist du auch jetzt schon«, explodierte plötzlich Grigori, »und wie wagst du, Halunke, auch noch zu rasonieren, wenn . . .«

»Schimpf nicht, Grigori, schimpf nicht!« unterbrach ihn Fjedor Pawlowitsch.

»Warten Sie ein wenig, Grigori Wassiljewitsch, wenn auch nur ein ganz klein wenig, denn ich habe noch nicht alles zu Ende gesagt: Zu der gleichen Zeit, wenn ich alsogleich von Gott verflucht sein werde, im gleichen, in diesem selben, höchsten Augenblicke bin ich schon einem Heiden gleich geworden. Meine Taufe ward von mir genommen und mir in nichts mehr angerechnet. Ist das wenigstens so?«

»Zieh deinen Schluß, Bruder, und rascher«, hetzte Fjedor Pawlowitsch, der mit Genuß an seinem Gläschen nippte.

»Wenn ich aber schon kein Christ mehr bin, so habe ich demnach auch nicht den Folterknechten gelogen, als sie fragten, ob ich Christ sei oder nicht, denn ich war ja schon von Gott selber meines Christentums entbunden, als ich eben nur daran dachte, und früher noch, als ich noch mein Wort den Folterknechten sagen konnte. Wenn ich aber schon meines Ranges als Gläubiger verlustig erklärt bin, was wäre das denn für eine Gerechtigkeit, wenn man mich dann noch in jener Welt wie einen Christen zur Rechenschaft zöge deswegen, daß ich Christus verleugnet habe, da ich doch schon allein dafür, daß ich daran dachte, ihn

zu verleugnen, und bevor ich noch die Verleugnung aussprach, bereits meiner Taufe enthoben war? Wenn ich aber schon nicht mehr Christ bin, so heißt das doch auch, daß ich Christus nicht zu verleugnen vermag, denn es wird dann ja niemand mehr dasein, von dem ich mich lossagen kann! Wer wird denn wohl, Grigori Wassiljewitsch, einen heidnischen Tataren, sei es auch im Himmel, zur Verantwortung ziehen dafür, daß er nicht als Christ geboren ward, und wer wird ihn dafür strafen, wenn er sich überlegt, daß man doch nicht ein und demselben Stiere zwei Häute abziehen kann! Ja, und wenn Gott selber, er, der All-Erhalter, auch den Tataren zur Rechenschaft ziehen wird, wenn der stirbt, so vermute ich, er wird ihm die allergeringste Strafe auferlegen (da es doch unmöglich sein wird, ihn gar nicht zu strafen). Denn ich sage mir ja, daß der Tatar doch gar nicht daran schuld ist, daß er von heidnischen Eltern als Heide zur Welt kam. Es kann doch nicht Gott, der Herr, dem Tataren Gewalt antun und behaupten, auch er sei ein Christ gewesen? Das würde dann ja bedeuten, daß Gott, der All-Erhalter, eine tatsächliche Unwahrheit spräche! Kann aber Gott, der All-Erhalter des Himmels und der Erde, eine Lüge aussprechen, sei es auch nur in einem einzigen Worte?»

Grigori war starr, und er blickte mit weit aufgerissenen Augen auf den Redner hin; wenn er auch nicht recht verstand, was man da eigentlich behauptete, so war ihm doch irgend etwas von diesem ganzen Gewäsch plötzlich aufgegangen, und er stand da wie jemand, der plötzlich mit der Stirn gegen eine Wand gestoßen ist. Fjedor Pawlowitsch trank sein Gläschen leer und ergoß sich in quiekendem Gelächter. »Aleschka, Aleschka, was ist denn das für ein Zeug? O du Kasuist! Er ist wohl irgendwo bei den Jesuiten gewesen, Iwan. Ach, du stinkender Jesuit! Ja, wer hat dir denn das beigebracht? Aber du lügst nur, Kasuist, du lügst, du lügst, du lügst! Weine nicht, Grigori, wir werden ihn noch in diesem Augenblicke zu Rauch und Asche zerschmettern. Sag mir denn folgendes, Eselin: Mögest du auch vor den Folterknechten im Rechte sein, aber du hast dich ja selber in dir gleichwohl abgesagt von deinem Glauben, und du sagst ja selber, daß du zu dieser selbigen Stunde verflucht seist; wenn du aber schon einmal verflucht bist, wie wird man dich dann nicht schon um dieses Fluches willen in der Hölle über dein Köpfchen streicheln! Was meinst du wohl hierzu, o du mein trefflicher Jesuit?»

»Daran ist kein Zweifel, daß ich selber in mir mich lossagte, aber gleichwohl wäre da keinerlei besondere Sünde, und wenn schon ein Sündchen, so das allerallergewöhnlichste!«

»Du lügst, Verrrrflucher . . .« zischte Grigori.

»Urteilen Sie selber, Grigori Wassiljewitsch«, fuhr gleichmäßig und

gemessen Smerdjakoff fort, seines Sieges gewiß, aber so, als übe er noch Großmut einem geschlagenen Feinde gegenüber. »Urteilen Sie selber, Grigori Wassiljewitsch. Es ist doch in der Schrift gesagt: ›Wenn ihr Glauben hegt, wenn auch nur das allergeringste Körnchen, und wenn ihr dabei diesem Berge sagt, er solle ins Meer wandern, so werde er auch ohne zu zögern auf euren ersten Befehl sogleich ins Meer gehen.« Wie denn, Grigori Wassiljewitsch, wenn ich ein Ungläubiger bin, Sie aber ein solcher Gläubiger, daß Sie mich sogar ununterbrochen schimpfen, so probieren Sie es doch einmal selber, diesem Berge zu sagen: er solle, nicht einmal ins Meer wandern (denn es ist etwas weit von hier bis zum Meere), nein, nur in unser kleines, stinkendes Fließchen, das da hinter unserem Garten fließt – und dann werden Sie selber in demselben Augenblick erkennen, daß sich auch gar nichts von der Stelle bewegen wird, vielmehr alles in früherer Anordnung und Ganzheit beharren wird, wie sehr Sie auch schreien werden. Dies aber bedeutet doch, daß Sie, Grigori Wassiljewitsch, nicht so gläubig sind, wie es sich gehörte, dafür aber die anderen auf jede Weise beschimpfen. Ziehen wir dabei aber auch das in Betracht, daß niemand in unserer Zeit, nicht nur Sie, vielmehr auch entschieden niemand anders, von den allerhöchststehenden Persönlichkeiten an bis zum letzten Bäuerlein, die Berge ins Meer zu stoßen vermag, außer höchstens irgendeinem einzigen Menschen auf der ganzen Erde – wenn es hoch kommt, zwei; ja, aber auch die retten vielleicht irgendwo dort in der ägyptischen Einöde in aller Verborgenheit ihre Seele, so daß man sie überhaupt nicht finden wird . . . Wenn es aber so ist, wenn alle übrigen sich als Ungläubige erweisen, so wird der Herr doch nicht alle diese anderen, das heißt die Bevölkerung der ganzen Erde, außer etwa jenen zwei Einsiedlern, verfluchen und bei seinem so bekannten Mitleid niemandem von ihnen verzeihen? Deshalb aber hoffe auch ich, daß, wenn ich auch einmal gezweifelt habe, mir vergeben sein wird, wenn ich Tränen der Reue vergieße!«

»Halt!« quietschte Fjedor Pawlowitsch auf dem Gipfel seines Vergnügens; »so nimmst du gleichwohl an, daß tatsächlich zwei solche Menschen leben, die Berge zu versetzen imstande sind? Iwan, mach dir ein Merkzeichen, schreib in dein Notizbuch: Der ganze russische Mensch hat sich hier offenbart!«

»Sie haben völlig richtig bemerkt, daß dies ein Charakterzug für das Volk in seinem Glauben ist«, so erklärte sich Iwan Fjedorowitsch einverstanden, und er lächelte zustimmend.

»Du bist einverstanden, das heißt, das ist so, wenn schon du einverstanden bist! Aleschka, das ist doch die Wahrheit? So ist doch ganz und gar der russische Glaube?«

»Nein, Smerdjakoff hat überhaupt keinen russischen Glauben!« sprach ernst und feierlich Alescha.

»Ich spreche nicht von seinem Glauben, ich spreche über diesen Charakterzug, über diese zwei Einsiedler, nur über diesen einen Charakterzug: das ist doch schon ganz russisch, ganz russisch!«

»Ja, dieser Charakterzug ist durchaus ein russischer«, bestätigte Alescha lächelnd.

»Einen Dukaten ist dieses dein Wort wert, Eselin, und ich werde ihn dir heute noch senden; in allem übrigen aber lügst du gleichwohl, lügst du, ja lügst du. Wisse denn, Schafskopf, daß wir alle hier nur aus Leichtsinne nicht gläubig sind, weil wir keine Zeit dazu haben: Einmal haben die Geschäfte die Oberhand gewonnen, zweitens aber hat Gott zu wenig Zeit gegeben. Im ganzen hat er den Tag nur auf vierundzwanzig Stunden festgesetzt, so daß einem nicht einmal Zeit bleibt, sich auszuschlafen, geschweige denn zu bereuen. Du aber hast dort vor den Folterknechten deinen Glauben abgeschworen, als dir überhaupt an gar nichts anderes mehr zu denken blieb als an den Glauben, und als es gerade nötig war, seinen Glauben zu beweisen. Dies, Brüderchen, ist doch wohl zwingend, denke ich?«

»Wohl ist es zwingend; urteilen Sie aber selber, Grigori Wassiljewitsch, daß es dadurch ja auch eine um so erleichterndere Wirkung ausübt, daß es eben zwingend ist. Sehen Sie, wenn ich damals an die wahrhaftige Wahrheit geglaubt hätte, so, wie es sich zu glauben gehört, dann wäre es wirklich sündhaft gewesen, wenn ich nicht für meinen Glauben die Folter auf mich genommen hätte, vielmehr zum heidnischen Glauben Mohammeds übergegangen wäre. Es wäre dann aber auch gar nicht bis zu den Foltern gekommen, denn ich hätte damals in jenem Augenblicke nur diesem Berge zu sagen brauchen: »Bewege dich und erdrücke diesen Folterknecht!« so hätte er sich vorwärts bewegt und ihn im gleichen Augenblick erdrückt wie einen Tarakan. Ich aber wäre meines Weges gegangen, als ob gar nichts vorgefallen sei, lobpreisend und rühmend Gott den Herrn. Wenn ich aber gerade erst in diesem selben Augenblick das alles ausprobiert und schon absichtlich dem Berge zugerufen hätte: »Zermalme diese Folterknechte!« der sie aber nicht zermalmt hätte, wie denn, sagen Sie es doch, hätte ich dann nicht gezweifelt? Ja, und dazu noch in einer solchen schrecklichen Stunde, der tödlichen, der großen Furcht? Schon ohne dies weiß ich, daß ich das Himmelreich in seiner ganzen Fülle nicht erreichen werde (denn es würde sich ja nicht auf meinen Befehl der Berg bewegen, und das heißt doch, daß man dort nicht gar zu großes Zutrauen hegt zu meinem Glauben, und daß mich schon keine allzu große Belohnung in jener Welt erwartet), wozu würde ich dann aber noch obendrein und

schon ohne jeden Nutzen mir die Haut abziehen lassen? Denn wenn Sie mir sogar meine Haut schon bis zur Hälfte vom Rücken abgezogen hätten, so würde sich auch dann noch nicht auf mein Wort oder meinen Ruf dieser Berg fortbewegen. Ja, in einer solchen Minute kann sich nicht nur Zweifel einstellen, nein, man kann sogar aus Furcht aller Denkkraft verlustig gehen, so daß es völlig unmöglich sein wird, auch nur zu überlegen. Wodurch würde ich demnach aber als besonders schuldig hervorgehen, wenn ich, da ich weder in diesem noch in jenem Falle weder Vorteile noch Belohnung voraussehe, wenigstens meine Haut mir erhalte? Deshalb aber hoffe ich immer auf Gottes Gnade, und ich nähere in mir die Hoffnung, daß mir völlig vergeben werden wird . . .«

8

Beim Kognak

Das Wortgefecht war beendet. Seltsamerweise aber verfinsterte sich Fjedor Pawlowitsch, der sich doch so sehr dabei amüsiert hatte, gegen das Ende des Streites plötzlich. Er machte ein verdrießliches Gesicht, goß einen Kognak hinter die Binde – und das war schon ein völlig überflüssiges Gläschen.

»Schert euch zum Teufel, ihr Jesuiten!« schrie er auf einmal die Diener an. »Mach, daß du fortkommst, Smerdjakoff! Den Dukaten, den ich dir heute versprochen habe, sollst du haben, aber nur fort aus meinen Augen! Weine nicht, Grigori, gehe zur Marpha, sie wird dich trösten und schlafen legen . . . Diese Kanailen lassen einem nicht einmal bei Tisch seine Ruhe«, meinte er plötzlich schlecht gelaunt, nachdem sich die Diener auf seinen Befehl sogleich entfernt hatten. »Smerdjakoff kommt jetzt jedesmal während des Mittagessens hierhergekrochen. Du übst eine solche Anziehungskraft auf ihn aus. Wodurch hast du ihm denn solche Zärtlichkeit eingeflößt?« fügte er gegen Iwan Fjedorowitsch gewandt hinzu.

»Durch gar nichts«, antwortete der, »es ist ihm so eingefallen, mir ganz besondere Hochachtung zu erweisen; er ist ein Lakai und ein Sklave. Übrigens Kanonenfutter für den Fortschritt, wenn die Zeit gekommen sein wird!«

»Für den Fortschritt?«

»Es werden andere sein und bessere, es werden aber auch solche sein. Erst werden solche sein und nachher erst bessere.«

»Wann wird denn die Zeit kommen?«

»Es wird eine Rakete losbrennen, ja, und nicht zu Ende brennen, vielleicht. Vorderhand macht es dem Volk nicht gerade besonderen Spaß, solchen Bouillonkochen zuzuhören.«

»Das, das ist es gerade, Bruder, diese Eselin Bileams denkt, ja, und denkt, und der Teufel weiß, bis wohin sie dort in ihren Gedanken schon hingelangt ist!«

»Er sammelt eben Gedanken«, sprach lächelnd Iwan.

»Ich weiß ja natürlich sehr wohl, daß er auch mich nicht leiden mag wie alle anderen, auch dich, wenn es dir auch scheint, als sei es ihm eingefallen, dir Hochachtung zu erweisen. Aleschka gar, Aleschka verachtet er. Er stiehlt aber nun einmal nicht, er klatscht auch nicht. Er schweigt vielmehr. Er trägt aus dem Hause keinen Streit heraus, zudem backt er wunderbare Pasteten, ja, und bei alledem hol ihn der Teufel! Lohnt es sich denn wirklich, über ihn so viele Worte zu machen?«

»Natürlich lohnt es sich nicht.«

»Was aber das anbetrifft, was er dort für sich ausdenkt, so muß man ganz im allgemeinen den russischen Bauern mit Ruten streichen. Ich habe das immer gesagt. Unser Bauer ist ein Betrüger, es lohnt nicht, mit ihm Mitleid zu haben. Und es ist noch gut, daß man ihn bisweilen schindet, auch jetzt noch. Die russische Erde steht nur fest durch die Birke (weil man aus ihr Ruten machen kann). Wird man die Wälder ausrotten, so wird es aus sein mit der russischen Erde! Ich für meine Person bin für die Gescheiten. Die Bauern haben wir aufgehört zu schinden – aus allzu großer Gescheitheit, sie selber aber fahren fort, sich selber zu schinden. Und sie tun gut daran. Mit welchem Maße man mißt, mit dem wird man selber gemessen. Oder wie das dort heißen mag . . . Mit einem Worte: es wird vergolten. Was aber Rußland anbetrifft – so ist das eine einzige Schweinerei. Mein Freund, wenn du wüßtest, wie ich Rußland hasse . . . das heißt nicht Rußland, vielmehr alle diese Laster . . . aber am Ende gar auch Rußland. Alles das ist Schweinerei. Weißt du, was ich liebe? Ich liebe die Witzigkeit.«

»Sie haben wiederum ein Gläschen getrunken! Es wäre genug für Sie!«

»Halt! Ich werde noch eins trinken und noch eins, und dann werde ich aufhören. Nein, halt, du hast mich unterbrochen. In Mokroje frage ich einmal auf der Durchfahrt einen Alten, ja, und der sagt mir: ›Wir‹, spricht er, ›lieben es sehr, mehr als alles, die Mädchen zur Prügelstrafe zu verurteilen, und prügeln lassen wir sie immer von den jungen Burschen. Nachher aber nimmt so ein junger Bursche gerade die, die er heute schlug, morgen zur Braut, so daß dies den Mädchen selber‹, spricht er, ›bei uns sehr verlockend ist, durchgeprügelt zu werden!‹ Was sind das für Marquis de Sade? Aber wie du willst, es ist witzig! Sollten wir nicht auch einmal dahin fahren, um zuzuschauen? Wie meinst du? Aleschka, du errötest? Schäme dich nicht, Kindchen! Schade, daß ich vorhin beim Klostervorstand nicht an der Mittagstafel Platz

nahm und den Mönchen von den Mädchen von Mokroje erzählte. Aleschka, sei nicht böse, daß ich deinen Klostervorstand vorhin gekränkt habe. Mich, Bruder, übermannt das Böse. Wenn freilich Gott ist, wenn er lebt – nun, dann bin ich natürlich schuldig und werde es verantworten; wenn es ihn aber überhaupt nicht gibt, dann gehört's sich, deine Väter noch mehr zu schinden. Es würde dann ja viel zuwenig sein, ihnen die Köpfe abzuschneiden – weil sie die Entwicklung hintanhalteten. Glaubst, du wohl, Iwan, daß das mich in meinen Gefühlen peinigt? Nein, du glaubst das nicht, ich sehe es dir an den Augen an. Du glaubst den Leuten, daß ich überhaupt nichts weiter bin als ein Spaßmacher. Alescha, glaubst du, daß ich nicht nur ein Hanswurst bin?»

»Ich glaube, daß Sie nicht nur ein Hanswurst sind!«

»Und ich glaube dir, daß du das glaubst und aufrichtig sprichst, aufrichtig blickst und aufrichtig sprichst. Aber Iwan, nein! Iwan ist hochmütig . . . Gleichwohl würde ich aber mit deinem Klösterchen ein Ende machen. Man sollte auch diese ganze Mystik, ja, und zu gleicher Zeit auf der ganzen russischen Erde, mit Stumpf und Stiel ausrotten, damit man endgültig alle Dummköpfe zur Vernunft brächte. Wieviel Gold und Silber würde dann aber wohl in den Staatssäckel fließen!«

»Ja, weshalb denn ausrotten?« sprach Iwan.

»Damit die Wahrheit rascher erstrahle – dafür gerade!«

»Ja, aber wenn diese Wahrheit leuchten wird, so wird man doch gerade Sie zu allererst ausrauben und dann auch – ausrotten!«

»Bah! Am Ende hast du aber wirklich recht. Ach, ich Eselin!« rief plötzlich Fjedor Pawlowitsch aus, indem er sich leicht auf die Stirne schlug. »Nun, so möge denn dein Klösterlein stehenbleiben, Aleschka, wenn dem so ist. Wir aber, wir Klugen, wir werden im Warmen sitzen, ja, und uns am Kognak erfreuen. Weißt du wohl, daß zweifellos Gott selber dies absichtlich so eingerichtet haben muß? Iwan, sprich: Ist Gott oder nicht? Warte: sprich die Wahrheit, sprich im Ernste! Was lachst du da wieder?«

»Ich lache nur, weil Sie selber eben erst so darüber witzelten, daß Smerdjakoff glaubte, es gäbe zwei Greise auf der Welt, die Berge versetzen können!«

»Ist das denn dem ähnlich?«

»Sehr!«

»Nun, dann heißt das, daß auch ich ein russischer Mensch bin, daß auch bei mir sich ein russischer Charakterzug findet. Aber auch dich, du Philosoph, kann man gleichfalls ertappen auf deinem Charakterzüglein von ganz derselben Art. Willst du, so werde ich dich dabei ertappen. Wetten wir, daß ich dich morgen schon ertappe! Gleichwohl aber sprich:

Ist Gott oder nicht? Nur im Ernste! Ich muß das jetzt im Ernste wissen.«

»Nein, es ist kein Gott!«

»Alescha, ist Gott?«

»Es ist Gott!«

»Iwan, gibt es aber eine Unsterblichkeit, ich meine irgendeine, wenn auch eine kleine, eine winzige?«

»Es gibt auch keine Unsterblichkeit!«

»Gar keine?«

»Gar keine!«

»Das heißt, ist das ganz und gar nichts oder irgend etwas? Ist doch vielleicht irgend etwas in dieser Art vorhanden? Das wäre doch immerhin nicht Nichts!«

»Es ist ganz und gar nichts vorhanden!«

»Aleschka, gibt es eine Unsterblichkeit?«

»Es gibt sie.«

»Aber Gott und Unsterblichkeit?«

»Sowohl Gott als auch Unsterblichkeit.«

»Hm. Wahrscheinlicher ist es, daß Iwan recht hat. Mein Gott, wenn man nur daran denkt, wieviel Glauben der Mensch offenbarte, wieviel von Kräften jeder Art ganz umsonst auf diesen Traum draufgingen, und das schon so viele tausend Jahre! Wer spottet denn da so des Menschen? Iwan! Zum letzten Male entscheide nun: Gibt es einen Gott oder nicht? Ich frage zum letztenmal.«

»Auch zum letztenmal denn: nein!«

»Wer macht sich denn aber über den Menschen lustig, Iwan?«

»Es muß wohl der Teufel sein«, meinte Iwan Fjedorowitsch lächelnd.

»Gibt es denn einen Teufel?«

»Nein, es gibt auch keinen Teufel.«

»Schade. Der Teufel hol's, was ich nach dem allem mit dem getan hätte, der zuerst Gott ersann! Es wäre viel zuwenig, ihn an einem Espenbaum aufzuhängen.«

»Es würde dann überhaupt keine Zivilisation geben, wenn man nicht Gott erdacht hätte!«

»Sie würde nicht sein? Das heißt ohne Gott?«

»Ja. Und auch Kognak würde es dann nicht geben. Den Kognak muß man Ihnen aber gleichwohl wegnehmen!«

»Halt! Halt! Halt, mein Lieber, noch ein Gläschen. Ich habe den Alescha beleidigt. Du bist mir doch nicht böse, Alexej? Du mein liebes Alexejchen, Alexejchen!«

»Nein, ich zürne nicht. Ich kenne Ihre Gedanken. Ihr Herz ist besser als Ihr Kopf.«

»Mein Herz wäre besser als mein Kopf? Mein Gott, ja, und dazu noch, wer spricht das! Iwan, liebst du den Aleschka?«

»Ich liebe ihn.«

»Liebe ihn nur. (Fjedor Pawlowitsch war auf einmal völlig betrunken geworden.) Höre, Alescha, ich habe heute deinem Greise eine grobe Szene gemacht. Ich befand mich aber in aufgeregtem Zustande. Ist aber dieser Greis nicht witzig? Wie glaubst du wohl, Iwan?«

»Es kann am Ende wohl so sein.«

»Es ist so, es ist so. Er hat etwas von Piron – das heißt, das ist ein Jesuit, das heißt ein russischer. Da er ein edles Wesen ist, so kocht in ihm jener heimliche Unwille darüber, daß man sich verstellen muß . . . sich anstellen, als ob man ein Heiliger wäre.«

»Ja, aber er glaubt doch wohl an Gott!«

»Nicht für eine Kopeke. Hast du denn das nicht gewußt? Er selber sagt es doch allen, das heißt nicht allen, vielmehr nur allen gescheiten Leuten, die zu ihm kommen. Dem Gouverneur Schulz hat er geradezu ins Gesicht gesagt: ›Ich glaube, aber ich weiß nicht was!«

»Ist das möglich?«

»Genau so. Ich verehere ihn aber. Es ist in ihm etwas von Mephistopheles, oder besser aus dem ›Helden unserer Zeit‹ . . . Arbenin, oder wie er dort heißt . . . das heißt, siehst du, er ist ein Wollüstling, er ist so sehr Wollüstling, daß ich auch jetzt noch für meine Tochter fürchten würde, oder für meine Gattin, wenn die zu ihm beichten ginge. Weißt du, wenn er zu erzählen beginnt . . . vor zwei Jahren lud er uns zu sich zum Tee ein, ja, mit Likör (die Damen senden ihm solchen); ja, wie er sich losließ, von früheren Zeiten zu erzählen, da sind wir vor Lachen geradezu geborsten. Besonders wie er eine Kranke heilte. ›Wenn mir die Füße nicht weh täten, so würde ich Ihnen‹, spricht er, ›einen Tanz vortanzen! Aber was für einen?‹ ›Nicht wenig‹, spricht er, ›habe ich in meinem Leben angestellt.‹ Er hat beim Kaufmann Demidoff 60 000 Rubel ergattert.«

»Wie! Gestohlen?«

»Der hat sie zu ihm wie zu einem guten Menschen gebracht: ›Heb sie auf, Bruder, bei mir ist auf morgen Haussuchung angesetzt!‹ Der hat sie denn auch aufgehoben. ›Du hast sie ja‹, spricht er, ›der Kirche gespendet!‹ Ich sage ihm: ›Du bist ein Halunke!‹ ›Nein‹, spricht er, ›ich bin kein Halunke! Ich bin nur breiten Charakters. . . Aber übrigens, das alles gilt ja nicht von dem Greise . . . es ist ja ein ganz anderer. Ich habe mich geirrt und über einen ganz anderen gesprochen . . . und bemerkte es gar nicht! Nun, jetzt noch ein Gläschen und dann genug; nimm die Flasche weg, Iwan, ich log, weshalb hast du mich aber nicht unterbrochen, Iwan . . . und nicht gesagt, daß ich lüge!«

»Ich wußte, daß Sie von selber darauf kommen würden.«

»Du lügst, das hast du aus Bosheit getan, nur aus Bosheit! Du verachtetest mich, du kamst zu mir und verachtetest mich in meinem eigenen Hause.«

»Ich werde auch wieder wegfahren. Der Kognak fängt übrigens an, auf Sie zu wirken!«

»Ich habe dich doch bei Christus und Gott gebeten, nach Tschermaschnaja zu fahren ... auf einen Tag oder zwei. Du aber fährst nicht.«

»Morgen werde ich fahren, wenn Sie darauf bestehen.«

»Du wirst nicht fahren. Du willst hier auf mich achtgeben. Das willst du gerade. Deswegen, böse Seele, willst du auch nicht fahren!«

Der Greis war nicht zu beruhigen. Er war bis zu jener Grenze der Trunkenheit gelangt, wo es manchen Trunkenen, der bis dahin friedlich war, plötzlich unwiderstehlich danach gelüstet, sich zu ereifern und sich zu zeigen.

»Was siehst du mich an? Was machst du für Augen? Deine Augen blicken auf mich, als wollten sie sagen: ›Du bist eine betrunkene Fratze!‹ Verdächtig sind deine Augen, verächtlich blicken deine Augen ... Du bist hierhergekommen mit einer ganz bestimmten Absicht. Siehst du, Alescha blickt auf mich, und seine Augen leuchten. Er verachtet mich nicht, Alescha. Alexej, habe den Iwan nicht lieb!«

»Zürnen Sie dem Bruder nicht, hören Sie doch auf, ihn zu beleidigen«, sprach plötzlich in festem Tone Alescha.

»Nun ... was denn, am Ende gar! Ach, der Kopf tut mir weh. Nimm den Kognak weg, Iwan, zum drittenmal sage ich es.« Er dachte etwas nach und lächelte plötzlich lang und schlau: »Sei nicht böse, Iwan, auf den alten Querkopf, ich weiß, daß du mich nicht liebst. Du brauchst mir aber darum nicht böse zu sein. Es ist auch gar nichts, wofür man mich lieben könnte. Nach Tschermaschnaja wirst du aber fahren, ich selber werde zu dir kommen und ein Gastgeschenk mitbringen. Ich werde dir dort ein kleines Mädchen zeigen, ich habe sie dort längst erspäht. Vorderhand läuft sie noch barfuß. Verabscheue nur nicht die Barfüßigen, verachte sie nicht – es sind Perlen!«

Und er schmatzte sich auf die Hand.

»Für mich« – er ward plötzlich ganz lebhaft, gleich als ob er auf einen Augenblick nüchtern geworden sei, sobald er nur auf sein Lieblingsthema verfallen war – »für mich ... ach, ihr Kinder! Kleine Kinder, kleine Ferkelchen seid ihr ... für mich hat es in meinem ganzen Leben kein häßliches Weib gegeben, das ist so mein Grundsatz! Könnt ihr das verstehen? Ja, wie solltet ihr das denn begreifen: euch fließt ja noch Milch statt Blut in den Adern, ihr seid überhaupt noch gar nicht aus dem Ei gekrochen! Meiner Regel nach kann man in jedem

Weibe etwas, der Teufel hol's, außerordentlich Interessantes finden, was man bei keiner anderen finden wird – man muß nur zu finden verstehen, darin liegt die ganze Sache! Das ist eben ein Talent. Für mich hat es keine häßlichen Weiber gegeben: schon das eine, daß sie Weib ist, schon dies eine ist die Hälfte von allem . . . Ja, wie solltet ihr dies verstehen! Sogar die alten Jungfern, selbst in ihnen findet man bisweilen solche Reize, daß man nur staunen kann über die anderen Dummköpfe, daß sie so etwas alt werden ließen und bis jetzt nicht bemerkten! Eine Barfüßlerin und eine Häßliche muß man zu allererst in Staunen versetzen – das ist es, wie man sich an die heranmachen muß. Hast du das nicht gewußt? Man muß sie in Staunen versetzen, bis sie entzückt sind, betroffen sind, sich schämen, daß sich in einen solchen kleinen Schmutzfink wie sie ein solcher gnädiger Herr verliebte! Es ist in der Tat herrlich eingerichtet, daß es immer Herren und Knechte auf der Welt gibt und geben wird. Denn dann wird es auch immer solche Dielenwäscherinnen geben und immer ihren Herrn. Und das ist auch alles, was nötig ist für das Glück des Lebens. Halt! Hör einmal, Aleschka. Ich habe deine Mutter immer in Staunen versetzt . . . Es kam nur in einer anderen Art heraus. Niemals kam es vor, daß ich sie liebte. Wenn aber das Augenblickchen gekommen ist – dann plötzlich schützte ich mich, sozusagen, förmlich vor ihr aus, auf den Knien rutsche ich, die Füßchen küsse ich ihr und bringe sie immer, immer – ich entsinne mich an das, als ob es heute wäre – zu so einem kleinen Lachen, das gebrochen klang, nicht laut, nervös und von ganz besonderer Art war. Sie allein hatte dies Lachen. Ich weiß, es kam vor, daß so bei ihr immer die Krankheit begann, daß sie schon morgen anfangen wird zu schreien wie eine Besessene, und daß heute dies kleine Lachen durchaus keine Freude bedeutet. Aber wenn das auch nur Selbstbetrug ist, so ist das doch immerhin eine Freude . . . Das ist es, was es bedeutet, wenn man es versteht, seinen kleinen Zug in allem herauszufinden. Einstmals machte Bjeljawski – so hieß da ein hübscher Bursche und reicher Kerl – ihr den Hof und begann zu mir zu Gast zu kommen. Plötzlich, bei mir zu Hause, gibt er mir so ohne weiteres eine Ohrfeige, ja, in ihrer Gegenwart. Wie da sie, sonst ein solches Lämmchen, auf mich losfuhr – ja, ich glaubte, sie wird mich verhauen für diese Ohrfeige: ›Du‹, spricht sie, ›du hast Prügel bekommen! Du hast Prügel bekommen! Er hat dir eine Ohrfeige gegeben! Du‹, spricht sie, ›hast mich ihm verkauft . . . ja, wie hätte er es denn sonst auch gewagt, dir vor mir ins Gesicht zu schlagen! Wage es aber niemals mehr, mir zu nahen, niemals, niemals! Lauf ihm nach und fordere ihn zum Zweikampf!‹ . . . So habe ich sie denn ins Kloster gebracht damals, damit man sie besänftige, die heiligen Väter haben

über ihr Gebete gelesen. Aber ich schwöre dir, hier bei Gott, Alescha, ich habe niemals meine kleine ›Besessene‹ beleidigt. Ein einziges Mal nur, ja, nur ein einziges Mal, noch im ersten Jahre. Sie betete damals schon gar zuviel, besonders die Muttergottestage hielt sie streng inne, und sie jagte mich jedesmal in mein Kabinett zurück, wenn ich ihr dann nahte. Ich denke mir, ich werde ihr diese Mystik schon austreiben! ›Siehst du‹, spreche ich, ›siehst du dies dein Heiligenbild, da ist es, da nehme ich es von der Wand weg. Sieh mal, du hältst es für ein wunder tätiges, ich aber, gib einmal acht, werde sogleich vor dir darauf spucken, und mir wird nichts dafür geschehen!‹ Als sie das sah, mein Gott, ich denke, sie schlägt mich auf der Stelle tot; sie war aber nur aufgesprungen, sie rang die Hände, dann bedeckte sie ihr Gesicht, fing am ganzen Körper an zu zittern und fiel zu Boden . . . So ist sie denn zu Boden gefallen. Alescha, Alescha, was ist dir, was ist dir?«

Der Alte war mit Entsetzen aufgesprungen. Gerade von der Zeit an, als er von Aleschas Mutter zu sprechen begann, hatte sich Alescha allmählich im Gesicht verändert. Er war rot geworden, seine Augen funkelten, seine Lippen zitterten . . . Das betrunkene alte Männchen bespritzte sich aber weiter mit Speichel und hatte gar nichts bemerkt, bis zu eben dieser Minute, als plötzlich mit Alescha etwas sehr Seltsames vorging. Es wiederholte sich nämlich ganz genau das gleiche, was der Alte soeben nur von der »Besessenen« erzählt hatte. Alescha war plötzlich von seinem Stuhle aufgesprungen, und – wie man es von seiner Mutter erzählt hatte – er rang die Hände, bedeckte sein Gesicht mit ihnen, fiel wie hingemäht auf den Stuhl zurück und fing am ganzen Körper zu zittern an, in einem Anfall lautloser Tränen. Seine außergewöhnliche Ähnlichkeit mit der Mutter machte den Greis ganz besonders stutzig.

»Iwan, Iwan, gib ihm rasch Wasser! Das ist ganz so wie sie, ganz genau wie sie, wie damals seine Mutter! Nimm etwas Wasser in den Mund und spritze es auf ihn. So habe ich es damals mit ihr getan. Das kam über ihn wegen seiner Mutter, wegen seiner Mutter . . .« murmelte er dem Iwan zu.

»Ich denke doch, seine Mutter war auch die meine, wie meinen Sie wohl?« explodierte plötzlich mit unbezwinglicher, wütender Verachtung Iwan.

Der Alte erzitterte vor seinem funkelnden Blick. Da aber ereignete sich etwas sehr Seltsames, freilich währte es nur eine Sekunde. Dem Alten war, so scheint es, tatsächlich die Vorstellung abhanden gekommen, daß die Mutter des Alescha auch die Mutter des Iwan war.

»Wie denn deine Mutter?« murmelte er verständnislos. »Weshalb bist du denn so? Von welcher Mutter sprichst du denn? . . . Ja, ist sie

denn ...? Ach, zum Teufel! Ja freilich ist sie auch deine Mutter! Ach, zum Teufel! Nun, dies, Bruder, ist eine Verwechslung, wie mir noch niemals begegnet ist, verzeihe, ich dachte nur, Iwan ... hihihi ...» Er hielt inne. Ein langes, trunkenes, halb idiotisches Lächeln verzog sein Gesicht. Und da, plötzlich, in diesem selben Augenblick, erhob sich im Vorzimmer ein schreckliches Lärmen und Krachen, wütende Rufe erschallten, die Tür ward aufgerissen, und in den Saal hineingestürzt kam – Dmitri Fjedorowitsch. Der Greis flüchtete voll Entsetzen zu Iwan:

»Er wird mich totschiagen, er wird mich totschiagen! Laß es nicht zu, laß es nicht zu!« schrie er immer wieder und hielt sich festgekrallt an den Rockschoßen des Iwan Fjedorowitsch.

9

Die Wollüstlinge

Sogleich hinter dem Dmitri kamen auch Grigori und Smerdjakoff in den Saal hereingelaufen. Sie war es auch, mit denen Dmitri im Vorzimmer gerungen hatte: sie wollten ihn nicht hereinlassen (wie ihnen einige Tage vorher Fjedor Pawlowitsch selber angesagt hatte). Geschickt den Umstand nutzend, daß, als Dmitri Fjedorowitsch in den Saal eingedrungen war, er einen Augenblick stillstand, um sich umzuschauen, lief Grigori um den Tisch herum, schloß beide Flügel der dem Eingang gegenüberliegenden Flügeltüre, die in die inneren Gemächer führte, und stand, die Arme ausgebreitet, vor der Tür, bereit, wie man zu sagen pflegt, bis zum letzten Blutstropfen den Eintritt zu verwehren. Als Dmitri dies gesehen hatte, schrie er nicht, es war vielmehr wie ein Winseln, mit dem er sich auf den Grigori warf.

»Das heißt also, sie ist dort! Man hält sie dort verborgen! Fort, du Schuft!« Er wollte den Grigori von der Türe wegreißen, der stieß ihn aber beiseite. Außer sich vor Wut holte Dmitri aus und schlug mit voller Kraft auf den Grigori ein. Der Alte brach zusammen, als ob er hingemäht wäre. Dmitri sprang über ihn hinweg und schlug die Tür ein. Smerdjakoff blieb im Saale, in der anderen Ecke, bleich und zitternd hatte er sich eng an Iwan Fjedorowitsch angeschmiegt.

»Sie ist hier!« schrie Dmitri Fjedorowitsch. »Ich selber habe soeben gesehen, wie sie sich dem Hause zuwandte, ich habe sie nur nicht einholen können. Wo ist sie? Wo ist sie?« Dieser Ausruf machte auf Fjedor Pawlowitsch einen ganz eigenartigen Eindruck: aller Schrecken war plötzlich von ihm gewichen.

»Haltet ihn! Haltet ihn!« brüllte er und stürzte dem Dmitri Fjedorowitsch nach. Grigori hatte sich währenddessen vom Boden erhoben.

Es war aber, als ob er noch nicht völlig zu sich gekommen wäre. Iwan Fjedorowitsch und Alescha liefen dem Vater nach. Im dritten Zimmer hörte man, wie plötzlich irgend etwas zu Boden fiel, zerschlug und erklimrte: das war eine große gläserne Vase (keine kostbare), die auf einem marmornen Untersatz stand, den Dmitri Fjedorowitsch im Vorbeilaufen umgestoßen hatte.

»Packt ihn!« brüllte der Alte. »Zu Hilfe!«

Iwan Fjedorowitsch und Alescha holten währenddem den Alten ein und brachten ihn mit Gewalt in den Saal zurück.

»Was laufen Sie ihm auch noch nach? Er wird Sie dort auf der Stelle totschiagen!« schrie Iwan Fjedorowitsch wütend den Vater an.

»Wanetschka, Leschetschka, sie ist demnach hier, Gruschenka, Gruschenka ist hier. Er selber sagte, er habe gesehen, wie sie vorbeilief« – keuchte er förmlich. Er hatte diesmal Gruschenka nicht erwartet, und darum brachte ihn die Nachricht, daß sie hier sei, auf einmal aus dem Häuschen. Er zitterte am ganzen Körper. Er war wie von Sinnen.

»Sie haben aber doch selber gesehen, daß sie nicht gekommen ist«, schrie Iwan.

»Aber vielleicht durch diesen Eingang?«

»Der ist ja verschlossen, dieser Eingang, den Schlüssel haben Sie doch selber!«

Dmitri erschien plötzlich wieder im Saale. Er hatte natürlich diesen Eingang verschlossen gefunden, und tatsächlich befand sich auch der Schlüssel der verschlossenen Türe bei Fjedor Pawlowitsch in der Tasche. Die Fenster in allen Zimmern waren gleichfalls geschlossen: demnach konnte Gruschenka von nirgendwoher gekommen und von nirgendwo herausgesprungen sein.

»Haltet ihn fest!« kreischte Fjedor Pawlowitsch, als er nur eben Dmitri wieder erblickt hatte. »Er hat mir dort in meinem Schlafzimmer Geld gestohlen«; er riß sich von Iwan los und stürzte sich wiederum auf Dmitri. Der aber erhob beide Hände, faßte geschwind den Greis an den beiden letzten Haarbüscheln, die sich an seinen Schläfen erhalten hatten, zerrte ihn daran und schlug ihn mit Krachen zu Boden. Er hatte noch Zeit, zwei- oder dreimal dem am Boden Liegenden mit dem Absatz ins Gesicht zu treten. Der Greis ächzte durchdringend. Trotzdem Iwan Fjedorowitsch nicht so kräftig war wie sein Bruder Dmitri, umfaßte er den mit beiden Armen und riß ihn mit aller Kraft von dem Greise fort. Alescha half ihm dabei, so gut er konnte, nachdem er den Dmitri von vorn umfaßt hatte.

»Du bist ja verrückt geworden! Du hast ihn totgeschlagen!« schrie Iwan.

»So gehört es sich ihm auch«, brüllte keuchend Dmitri; »wenn ich ihn

aber nicht totgeschlagen habe, so werde ich noch kommen, um ihn totzuschlagen. Ihr werdet ihn nicht davor bewahren!«

»Dmitri, gehe sogleich von hier weg!« schrie gebieterisch Alescha.

»Alexej, sag du mir, dir allein glaube ich: War sie eben hier oder nicht? Ich selber habe gesehen, wie sie soeben neben der Hecke, auf der Straße, auf diese Seite hinüberschlüpfte. Ich rief ihr zu, sie lief aber davon...«

»Ich schwöre dir, sie war nicht hier, und es hat sie hier überhaupt niemand erwartet!«

»Ich habe sie aber gesehen... demnach ist sie... ich werde sogleich erfahren, wo sie ist... Lebe wohl, Alescha, dem Äsop jetzt über das Geld kein Wort... geh zu Katharina Iwanowna, aber geh sogleich und unbedingt: Ich habe zu grüßen befohlen, zu grüßen befohlen, zu grüßen! Eben zu grüßen und immer wieder zu grüßen... Beschreibe ihr die Szene hier.«

Währenddessen hatten Iwan und Grigori den Greis aufgehoben und auf einen Sessel gesetzt. Sein Gesicht war blutüberströmt, er war aber bei Bewußtsein und hatte gierig hingehorcht auf das, was Dmitri ausrief. Ihm schien es immer noch, daß Gruschenka tatsächlich irgendwo im Hause sei. Dmitri Fjedorowitsch blickte voller Haß auf ihn, als er davonging: »Ich bereue nicht wegen deines Blutes!« rief er aus. »Nimm dich in acht, alter Mann! Bewahre deine Träumerei für dich. Denn ich hege auch welche. Ich selber verfluche dich jetzt und sage mich völlig von dir los!«

Er lief aus dem Zimmer.

»Sie ist hier, sie ist sicherlich hier! Smerdjakoff! Smerdjakoff!« ächzte kaum hörbar der Greis, indem er den Smerdjakoff herbeiwinkte.

»Nein, sie ist nicht hier, Sie verrückter alter Mann!« schrie ihn böse Iwan an. »Nun, er ist in Ohnmacht gefallen! Wasser, ein Handtuch! Rühr dich, Smerdjakoff!«

Smerdjakoff lief nach Wasser. Den Greis hatte man endlich ausgezogen, ins Schlafzimmer gebracht und zu Bette gelegt. Den Kopf hatte man ihm mit einem nassen Handtuch verbunden. Schwach geworden vom Kognak, von den heftigen Erregungen und von den Prügeln, schloß er sogleich, als er nur die Kissen berührte, die Augen und versank in Vergessen. Iwan Fjedorowitsch und Alescha kehrten in den Saal zurück. Smerdjakoff trug die Scherben der zerschlagenen Vase hinaus. Grigori aber stand beim Tische und hielt den Blick finster gesenkt.

»Sollte man dir nicht auch einen nassen Umschlag um den Kopf machen und solltest du dich nicht gleichfalls zu Bett legen?« wandte sich Alescha an den Alten. »Wir werden hier auf ihn achtgeben. Dmitri hat dich ja furchtbar auf den Kopf geschlagen.«

»Er hat sich erdreistet mir gegenüber!« sprach finster und gedehnt Grigori.

»Er hat sich dem Vater gegenüber ›erdreistet‹, und ganz anders wie zu dir!« bemerkte Iwan Fjedorowitsch und verzog seinen Mund.

»Ich habe ihn im Waschtrog gebadet . . . er hat sich mir gegenüber erdreistet«, wiederholte Grigori.

»Der Teufel hol's, wenn ich ihn nicht weggerissen hätte, so hätte er den Vater am Ende gar gleich totgeschlagen. Gehört dazu etwa viel beim Äsop?« murmelte Iwan Fjedorowitsch.

»Gott verhüte es!« schrie Alescha auf.

»Weshalb soll er es denn verhüten?« fuhr immer in dem gleichen Flüsterton Iwan fort, mit wutverzerrtem Gesicht. »Ein Ekel frißt den anderen! Beider Weg führt dahin!«

Alescha fuhr zusammen.

»Es versteht sich, ich werde nicht zulassen, daß der Mord vor sich gehe, wie ich es auch soeben nicht zuließ. Bleib du hier, Alescha. Ich will etwas an die Luft, im Hofe auf und ab gehen. Mir hat der Kopf weh zu tun angefangen.«

Alescha ging ins Schlafzimmer zum Vater und saß am Kopfende des Bettes hinter dem Wandschirm etwa eine Stunde. Plötzlich öffnete der Alte die Augen und blickte lange schweigend auf Alescha, augenscheinlich suchte er sich in seinen Erinnerungen zurechtzufinden. Plötzlich malte sich eine außerordentliche Erregung in seinem Gesichte.

»Alescha«, flüsterte er behutsam, »wo ist Iwan?«

»Auf dem Hofe, ihm tut der Kopf weh, er bewacht uns.«

»Gib mir den Spiegel, er steht dort, gib ihn her.«

Alexej gab ihm einen kleinen, zusammenlegbaren, runden Spiegel, der auf der Kommode stand. Der Greis schaute hinein: seine Nase war ziemlich stark geschwollen, und auf der Stirn, oberhalb der linken Augenbraue, war eine beträchtliche dunkelviolette, blutunterlaufene Stelle.

»Was meint Iwan? Alescha, du mein lieber, du mein einziger Sohn, ich habe Angst vor dem Iwan! Den Iwan fürchte ich mehr als jenen: nur dich allein fürchte ich nicht . . .«

»Haben Sie keine Furcht vor Iwan. Iwan zürnt wohl, er wird Sie aber beschützen!«

»Alescha, aber jener da? Er ist zu Gruschenka gelaufen! Lieber Engel, sag die Wahrheit: War vorhin Gruschenka da oder nicht?«

»Niemand hat sie gesehen. Das ist Betrug. Sie war nicht da!«

»Mitja will sie ja aber heiraten. Er will sie heiraten!«

»Sie wird ihn nicht nehmen!«

»Sie wird ihn nicht nehmen, nicht nehmen, nicht nehmen, sie wird

ihn um keinen Preis nehmen!« Der Greis war förmlich aufgefahren vor Freude. Es war, als hätte man ihm gar nichts Angenehmeres sagen können in diesem Augenblicke. In Entzücken faßte er die Hand des Alescha und preßte sie an sein Herz. Sogar Tränen glänzten in seinen Augen. »Das kleine Heiligenbildchen der Gottesmutter, dasselbe, von dem ich vorhin sprach, nimm es schon, nimm es mit dir. Auch ins Kloster zurückzukehren erlaube ich dir . . . Ich habe vorhin gescherzt, sei nicht böse. Mir tut der Kopf weh, Alescha. Tröste du mein Herz, sei ein Engel, sag die Wahrheit!«

»Sie sprechen da immër noch davon, ob sie da war oder nicht?« fragte voll Kummer Alescha.

»Nein, nein, nein! Ich glaube dir. Aber weißt du was? Geh du selber zur Gruschenka hin oder triff dich mit ihr irgendwo: frage sie so rasch als möglich, sehe es ihr an den Augen ab, zu wem sie will, zu mir oder zu ihm? Wie? Was? Kannst du es, oder kannst du es nicht?!«

»Wenn ich sie sehen werde, werde ich sie fragen«, murmelte Alescha verlegen.

»Nein, sie wird es dir nicht sagen«, unterbrach ihn der Greis; »sie ist eine Mutwillige, sie wird dich zu küssen anfangen und sagen, sie wolle dich heiraten. Nein, sie ist eine Betrügerin, eine Schamlose! Nein, du darfst nicht zu ihr gehen, keinesfalls!«

»Ja, und es wird auch nicht schön sein, Väterchen, ganz und gar nicht schön!«

»Wohin hat er dich vorhin geschickt, als er rief: ›Geh hin‹, bevor er weglief?«

»Zu Katharina Iwanowna hat er mich geschickt . . .«

»Um Geld? Bittet er um Geld?«

»Nein, nicht um Geld.«

»Er hat kein Geld, keinen Pfennig. Höre, Alescha, ich liege die Nacht und überlege, du aber gehe vorderhand. Vielleicht wirst du ihr auch begegnen . . . Nur komm zu mir bestimmt morgen in der Frühe, aber ganz bestimmt. Ich werde dir morgen ein solches Wörtchen sagen . . . Wirst du kommen?«

»Ich werde kommen.«

»Wenn du kommst, gib dir den Anschein, als seist du von selber gekommen, als seist du gekommen, mich zu besuchen. Sag niemand, daß ich dich gerufen habe. Sag Iwan kein Wort.«

»Gut.«

»Leb wohl, Engel. Vorhin bist du für mich eingetreten. In Ewigkeit werde ich es nicht vergessen. Ich werde dir morgen ein Wörtchen sagen . . . ich muß nur noch nachdenken.«

»Wie fühlen Sie sich denn jetzt?«

»Morgen, morgen werde ich aufstehen und umhergehen, völlig gesund, völlig gesund, völlig gesund!«

Als Alescha auf den Hof kam, traf er den Bruder Iwan auf der Bank beim Tore: da saß er und schrieb irgend etwas mit Bleistift in sein Notizbüchlein. Alescha teilte dem Iwan mit, daß der Alte erwacht und bei Bewußtsein sei und ihn entlassen habe, damit er im Kloster nächtige.

»Alescha, es wird mir eine große Freude sein, morgen in der Frühe mit dir zusammenzukommen«, sprach freundlich Iwan, nachdem er sich erhoben hatte; seine Freundlichkeit kam dem Alescha völlig unerwartet.

»Ich werde morgen bei den Chochlakoff sein«, antwortete Alescha. »Bei Katharina Iwanowna werde ich morgen ebenfalls sein, wenn ich sie jetzt nicht antreffen sollte!«

»Jetzt aber gehst du gleichwohl zu Katharina Iwanowna? Das heißt, um grüßen zu lassen, grüßen zu lassen?« sprach plötzlich Iwan lächelnd. Alescha ward verlegen.

»Es scheint, ich habe alles verstanden aus Dmitris Ausrufen vorhin und auch irgend etwas von dem Früheren. Dmitri hat dich wahrscheinlich gebeten, zu ihr hinzugehen und ihr mitzuteilen, daß er . . . nun, mit einem Worte: er lasse sich verabschieden!«

»Bruder! Womit wird diese ganze grauenvolle Geschichte enden zwischen Vater und Dmitri?« rief Alescha aus.

»Man kann es nicht mit Bestimmtheit erraten. Vielleicht mit gar nichts: die Sache wird im Sande verlaufen. Dieses Weib ist eine Bestie. Auf jeden Fall muß man den Alten im Hause halten und den Dmitri nicht ins Haus hineinlassen.«

»Bruder, erlaub mir noch die eine Frage: Hat denn wirklich jeder Mensch ein Recht dazu, in Hinsicht auf alle übrigen Menschen darüber zu entscheiden, wer von ihnen würdig ist zu leben, und wer das nicht mehr verdient?«

»Was hat denn damit die Entscheidung über das Würdigsein zu tun? Diese Frage wird meist in den Herzen der Menschen überhaupt nicht auf Grund von Würdigkeiten entschieden, vielmehr nach ganz anderen, weit natürlicheren Beweggründen. Was aber das Recht anbetrifft: wer hat denn kein Recht dazu, etwas zu wünschen?«

»Doch nicht etwa den Tod eines anderen?«

»Und wenn sogar dessen Tod! Wozu soll man denn vor sich selber lügen, wenn alle Menschen so leben und am Ende auch gar nicht anders leben können. Du fragst das in Hinsicht auf die Worte, die ich vorhin sprach, daß zwei Ekel einander fressen werden? Erlaube, daß ich auch dich in diesem Falle frage: Hältst du auch mich wie den Dmitri für fähig, das Blut des Äsop zu vergießen, ich meine, ihn zu töten?«

»Was sagst du da, Iwan? Das ist mir niemals im Traume eingefallen! Ja, und auch von Dmitri glaube ich nicht . . .«

»Schon dafür danke ich dir«, meinte lächelnd Iwan; »wisse, daß ich ihn immer verteidigen werde. Was aber meine Wünsche anbetrifft, so lasse ich dir im vorliegenden Falle uneingeschränktesten Spielraum. Auf Wiedersehen, morgen! Verdamm mich nicht, und blick nicht auf mich wie auf einen Missetäter«, fügte er lächelnd hinzu.

Sie drückten einander so kräftig die Hände, wie noch niemals vorher. Alescha fühlte wohl, daß der Bruder selber ihm den ersten Schritt entgegenkam und daß er das für irgend etwas tat, zweifellos in irgendeiner Absicht.

10

Beide zusammen

Alescha verließ seines Vaters Haus in einem noch gedrückteren Seelenzustande, als er es vorhin betreten hatte. Sein Geist war wie in Stücke zerrissen und völlig zerstreut, und dabei fühlte er gleichwohl, daß er Furcht davor hege, die einzelnen Eindrücke in Zusammenhang zu bringen und einen allgemeinen Schluß zu ziehen aus allen den qualvollen Widersprüchen, die er an diesem Tage erlebt hatte. Es war da etwas in seiner Seele, das grenzte fast an Verzweiflung, und die hatte niemals Raum gefunden im Herzen des Alescha. Über allem stand, wie ein unverrückbarer Berg, die hauptsächlichste, die verhängnisvolle und nicht zu lösende Frage: Womit wird denn das alles endigen zwischen dem Vater, Dmitri und dieser entsetzlichen Weibe? Jetzt war er schon selber Zeuge. Er selber war ja dabeigewesen, wie sie einer dem anderen gegenüberstanden. Für unglücklich übrigens, für fraglos und in furchtbarer Weise unglücklich vermochte er nur den Bruder Dmitri zu halten: ihn erwartete zweifellos Unheil. Es hatte sich auch erwiesen, daß durch dies alles auch andere Menschen in Mitleidenschaft gezogen waren, und vielleicht mehr noch, als es Alescha vordem scheinen konnte. Es kam da sogar etwas Rätselhaftes zum Vorschein. Der Bruder Iwan war ihm entgegengekommen, und obgleich das lange schon Aleschas Wunsch gewesen war, mußte er sich jetzt selber eingestehen, daß ihn dieser Schritt der Annäherung aus irgendeinem Grunde erschreckt habe. Aber jene Weiber? Es war seltsam. Vorhin noch hatte ihn eine außergewöhnliche Verwirrung erfaßt, als er sich auf den Weg zu Katharina Iwanowna gemacht hatte, nunmehr aber fühlte er nicht die geringste Unruhe: im Gegenteil, er selber eilte zu ihr hin, gleich als ob er bei ihr Aufklärung zu finden hoffe. Und dabei war es doch augenscheinlich jetzt schwieriger noch als vordem, ihr Dmitris Auftrag auszurichten:

die Angelegenheit von den dreitausend Rubeln war ja endgültig entschieden, und Bruder Dmitri, der sich jetzt ehrlos und ohne jede Hoffnung erscheinen mußte, wird natürlich schon nicht mehr aufzuhalten sein in seinem Sinken. Zudem hatte er ihm noch aufgetragen, der Katharina Iwanowna auch Mitteilung zu machen von dem, was sich eben jetzt erst beim Vater zugetragen hatte.

Es war bereits sieben Uhr, und es dämmerte schon, als Alescha bei Katharina Iwanowna eintrat, die ein sehr geräumiges und bequemes Haus auf der »Großen Straße« innehatte. Alescha wußte, daß sie mit zwei Tanten zusammen wohnte; eine von diesen war übrigens nur die Tante von Katharina Iwanownas Schwester Agafja Iwanowna. Das war eben jenes wortlose Geschöpf im Hause ihres Vaters, die mit ihrer Schwester ihr alle möglichen Dienste erwiesen hatte, als sie aus dem Institut dorthin zu ihnen zurückkehrte. Die andere Tante war aber eine sehr korrekte und gewichtige Moskauer Gnädige, wenngleich sie arm war. Man wußte, daß alle beide sich in allem der Katharina Iwanowna unterordneten und bei ihr nur des Anstands wegen wohnten. Katharina Iwanowna ihrerseits ordnete sich bloß der Generalin unter, die krankheitshalber in Moskau verblieben war und der sie jede Woche in zwei ausführlichen Briefen über sich berichten mußte.

Als Alescha in das Vorzimmer trat und das ihm öffnende Dienstmädchen ihn anzumelden bat, wußte man augenscheinlich bereits im Saale von seiner Ankunft. (Vielleicht hatte man ihn kommen sehen.) Alescha hörte ein Geräusch wie von eilenden Frauenschritten und raschelnden Kleidern, es war, als liefen zwei oder drei Frauen. Er wunderte sich darüber, daß seine Ankunft eine solche Aufregung verursachen könnte. Man führte ihn indes sogleich in den Saal. Das war ein großes Zimmer, das reichlich mit eleganten Möbeln ausgestattet war, und durchaus nicht im Geschmacke der Provinz. Es standen da viele Diwans und Couchetten umher, kleine Sofas und kleine und große Tischchen; an den Wänden hingen Gemälde; Vasen und Lampen standen auf den Tischchen. Auch gab es da viele Blumen, und sogar ein Aquarium stand am Fenster. Der Dämmerung wegen war es ein wenig dunkel im Zimmer. Alescha sah, daß auf dem Diwan, auf dem man augenscheinlich gesessen hatte, ein seidener Schal hingeworfen lag, und auf dem Tische vor dem Diwan zwei nicht ausgetrunkene Tassen Schokolade standen, ferner Biskuits, eine Kristallschale mit Rosinen und eine andere mit Konfekt. Irgend jemanden hatte man demnach bewirtet. Alescha erriet, daß er unter Gäste geraten war, und das war ihm unangenehm. In diesem Augenblick ward aber schon die Portiere erhoben, und mit raschen, festen Schritten trat Katharina Iwanowna ein und streckte mit frohem Lächeln Alescha beide Hände entgegen. Gleichzei-

tig brachte auch die Magd zwei brennende Lichter herein und stellte sie auf den Tisch.

»Gott sei Dank! Da sind ja endlich auch Sie! Nur Sie erwarte ich den ganzen Tag und bat Gott darum, daß Sie kommen möchten! Nehmen Sie Platz!«

Die Schönheit der Katharina Iwanowna hatte schon vordem großen Eindruck auf Alescha gemacht, als ihn vor etwa drei Wochen sein Bruder Dmitri zum erstenmal zu ihr mitgenommen hatte, um ihn vorzustellen und mit ihr bekannt zu machen, wie Katharina Iwanowna selber dringend gewünscht hatte. Ein Gespräch war indes bei jener ersten Begegnung zwischen ihnen nicht zustande gekommen: es schien, als ob Katharina Iwanowna, Aleschas große Verlegenheit erratend, ihn habe schonen wollen, wenigstens hatte sie damals die ganze Zeit über ausschließlich mit Dmitri gesprochen. Alescha hatte geschwiegen, aber vieles sehr gut beobachtet. Eindruck hatte auf ihn gemacht die Willenskraft, die stolze Ungezwungenheit und das Selbstbewußtsein des hochmütigen Mädchens. Und das alles war zweifellos. Alescha wußte, daß er nicht übertreibe. Er fand ihre großen, schwarzen, leuchtenden Augen schön und besonders gut passend zu ihrem bleichen, ja sogar etwas weißgelben, ovalen Gesichte. Aber in diesen Augen wie auch in den Linien der reizenden Lippen war etwas, worein sich zwar der Bruder furchtbar verlieben konnte, das man aber vielleicht nicht lange zu lieben imstande war. Alescha hatte fast diesen ganzen Eindruck dem Dmitri ins Gesicht gesagt, als der nach dem Besuche in ihn drang und ihn anflehte, ihm nicht zu verheimlichen, welchen Eindruck seine Braut auf ihn gemacht habe.

»Du wirst mit ihr glücklich sein, aber vielleicht... nicht ruhig glücklich!«

»Das heißt, Bruder: Geschöpfe wie sie bleiben nun einmal so, wie sie sind: das Schicksal macht sie nicht sanfter. So glaubst du also, ich werde sie nicht ewig lieben?«

»Nein; vielleicht wirst du sie ewig lieben, du wirst nur vielleicht mit ihr nicht immer glücklich sein!«

Als Alescha damals diese seine Anschauung vorgebracht hatte, war er errötet und unwillig auf sich selber darüber, daß er aus Nachgiebigkeit gegen den Bruder solche »dumme« Gedanken ausgesprochen habe. Kam ihm doch selber diese Anschauung furchtbar dumm vor, als er ihr nur eben Ausdruck verliehen hatte. Ja, und er schämte sich auch, daß er mit solcher Bestimmtheit über eine Frau ein Urteil gefällt hatte. Mit um so größerem Erstaunen fühlte er jetzt, beim ersten Blick auf die ihm entgegeneilende Katharina Iwanowna, daß er sich damals vielleicht geirrt habe. Diesmal strahlte ihr Gesicht von unverstellter, ein-

facher Güte und geradezu leidenschaftlicher Offenheit. Von dem ganzen früheren Stolze und der Anmaßung, die damals dem Alescha so sehr auffielen, war nichts mehr wahrzunehmen, es sei denn eine kühle, vornehme Energie und ein ganz gewisser klarer, machtvoller Glaube an sich selber. Alescha verstand beim ersten Blick auf sie, bei ihren ersten Worten, daß die ganze Tragik ihrer Lage in Hinsicht auf den von ihr so Geliebten für sie durchaus kein Geheimnis war, daß sie vielmehr vielleicht schon alles wisse, ja, ganz entschieden alles. Und gleichwohl, dessenungeachtet war so viel Licht in ihrem Gesichte, so viel Glaube an die Zukunft! Es kam Alescha plötzlich vor, als habe er ihr damals ernstlich und absichtlich unrecht getan. Er war besiegt und eingenommen von vornherein. Abgesehen von dem allem bemerkte er auch schon aus ihren ersten Worten, daß sie sich in einer ganz besonderen heftigen Erregung befinde, die vielleicht bei ihr etwas sehr Ungewöhnliches war – eine Erregung, die fast sogar aussah wie eine Art von Entzücken.

»Ich habe Sie deshalb so erwartet, weil ich jetzt nur noch von Ihnen die ganze Wahrheit erfahren kann – sonst von niemandem!«

»Ich kam . . .« murmelte Alescha, indem er verlegen ward, »ich . . . er hat mich gesandt . . .«

»Ah! Er hat Sie also gesandt. Nun, so habe ich es auch gleich vorausgeföhlt. Jetzt weiß ich alles, alles!« rief Katharina Iwanowna aus, und ihre Augen funkelten plötzlich. »Warten Sie etwas, Alexej Fjedorowitsch, ich werde Ihnen im voraus sagen, weshalb ich Sie so erwartet habe. Ich weiß ja vielleicht sogar viel mehr als Sie selber; ich bedarf keiner Nachrichten von Ihnen. Das ist es aber, wozu ich Sie nötig habe: ich muß Ihre eigenen letzten Eindrücke von ihm wissen. Sie müssen mir erzählen auf das alleraufrichtigste, ungeschminkteste, sogar schonungsloseste (o seien Sie nur so schonungslos, wie Sie nur sein wollen!): Wie blicken Sie selber gerade jetzt auf ihn hin und und auf seine Lage, nach Ihrem letzten heutigen Beisammensein mit ihm? Das wird vielleicht besser sein, als wenn ich, zu der er ja nicht mehr kommen will, mich persönlich mit ihm auseinandersetzen würde. Haben Sie verstanden, was ich von Ihnen wünsche? Zunächst: mit welchem Auftrag hat er Sie jetzt zu mir gesandt? (Ich wußte es ja, daß er Sie senden werde.) Sprechen Sie einfach, sagen Sie seine allerletzten Worte!«

»Er hieß mich, Sie . . . grüßen und Ihnen zu sagen, daß er niemals mehr kommen werde . . . Sie aber sollte ich grüßen!«

»Grüßen? Hat er gerade so gesagt, sich so gerade ausgedrückt?«

»Ja!«

»Hat er sich vielleicht in der Eile versehentlich geirrt, nicht das Wort gebraucht, das am Platze gewesen wäre?«

»Nein; er befahl mir eben gerade, ich solle Ihnen diese Worte übermitteln: ›er lasse Sie grüßen‹. Dreimal bat er, ich solle nicht vergessen, diese Worte Ihnen zu wiederholen!«

Katharina Iwanowna fuhr auf:

»Helfen Sie mir jetzt, Alexej Fjedorowitsch, jetzt bedarf ich auch Ihrer Hilfe. Ich werde Ihnen mitteilen, was ich denke, und Sie werden mir sagen, ob es wahr oder falsch ist. Hören Sie: Wenn er so ohnehin befahl, mich zu grüßen, ohne das Wort zu unterstreichen, so wäre das alles gewesen . . . dann würde dies das Ende bedeuten! Wenn er aber Ihnen ganz besonders auftrag, nur ja nicht zu vergessen, mir diesen ›Gruß‹ zu übermitteln, so war er demnach in Erregung, vielleicht außer sich? Er hatte einen Entschluß gefaßt und war selber darüber erschrocken! Er verließ mich nicht festen Schrittes, er flog vielmehr wie vom Berge herab. Das Unterstreichen dieses Wortes kann da nur eine Prahlerei bedeuten . . .«

»So ist es, so ist es!« bestätigte Alescha mit Feuer. »Mir selber scheint es jetzt so!«

»Wenn dem aber so ist, so ist er noch nicht zugrunde gegangen! Er ist dann nur in Verzweiflung, und ich vermag ihn immer noch zu retten. Hören Sie: Hat er nicht irgend etwas über Geld mit Ihnen gesprochen, über dreitausend Rubel?«

»Er hat nicht nur davon gesprochen, vielmehr hat dieses vielleicht mehr als alles andere ihn niedergeschmettert. Er meinte, er habe nunmehr seine Ehre verloren, und jetzt sei schon alles eins«, antwortete mit Wärme Alescha, der mit seinem ganzen Herzen fühlte, daß neue Hoffnung in sein Herz ströme, und daß es vielleicht doch noch einen Ausweg und eine Rettung für seinen Bruder gäbe. »Aber wissen Sie denn, was es mit diesem Gelde für eine Bewandnis hat?« fügte er hinzu und verlor wiederum alle Hoffnung.

»Längst weiß ich es und weiß es ganz bestimmt. Ich habe in Moskau telegraphisch angefragt und weiß längst, daß das Geld nicht an seinen Bestimmungsort gekommen ist. Er hat das Geld gar nicht abgeschickt. Ich aber schwieg nur. In der letzten Woche erfuhr ich, wie sehr ihm Geld nötig war und noch nötig ist . . . Ich hatte bei dem allem nur die eine Absicht: er solle wissen, an wen er sich zu wenden habe und wer sein treuester Freund ist. Nein, er will nicht glauben, daß ich sein treuester Freund bin, er trug gar kein Verlangen danach, mich kennenzulernen, er blickt auf mich nur wie auf ein Weib! Mich hat die ganze Woche über die schreckliche Sorge gefoltert: wie soll ich es denn nur anfangen, damit er sich vor mir nicht mehr darüber schäme, daß er die dreitausend Rubel verausgabt hat? Das heißt: er soll sich nur schämen vor allen anderen und vor sich selber, nur vor mir soll er sich nicht

schämen! Gott sagt er doch wohl alles, ohne sich zu schämen. Weshalb aber weiß er bis jetzt noch nicht, wieviel ich für ihn zu ertragen vermag? Weshalb, weshalb kennt er mich nicht? Wie wagt er es denn, mich nicht zu kennen nach alledem, was da war? Ich will ihn retten für immer! Möge er meiner vergessen als seiner Braut! Und da fürchtet er sich noch vor mir wegen seiner Ehre! Vor Ihnen, Alexej Fjedorowitsch, hat er sich doch wieder nicht geschaut, alles einzugestehen; weshalb habe ich denn bis jetzt noch nicht das gleiche verdient?«

Bei den letzten Worten war sie in Weinen ausgebrochen. Tränen entströmten ihren Augen.

»Ich muß Ihnen auch noch erzählen«, sprach Alescha, und auch seine Stimme zitterte, »was sich zwischen ihm und dem Vater zutrug!« Und er erzählte die ganze Szene, erzählte, daß er wegen des Geldes geschickt war, daß jener ins Zimmer stürzte, den Vater durchprügelte und danach noch im besonderen und eindringlich ihm, dem Alescha, eingeschärft habe, zu ihr hinzugehen und sie zu grüßen. – »Und darauf ging er zu jenem Weibe . . .« fügte Alescha leise hinzu.

»Glauben Sie denn, daß ich dies Weib nicht ertragen werde? Glaubt er, daß ich das nicht ertragen werde? Er wird sie aber gar nicht heiraten!« und sie lachte plötzlich nervös auf. »Kann denn wohl ein Karamasoff auf immer in einer solchen Leidenschaft erglühn? Das ist Leidenschaft, aber nicht Liebe, er wird sie nicht heiraten, weil sie ihn nicht nehmen wird . . .« rief Katharina Iwanowna und lächelte dabei wiederum seltsam.

»Er wird sie vielleicht doch heiraten«, murmelte kummervoll Alescha, und er hielt die Augen zu Boden gesenkt.

»Er wird sie nicht heiraten, sage ich Ihnen! Dieses Mädchen – ist ein Engel, wissen Sie das? Wissen Sie das?« rief plötzlich Katharina Iwanowna mit außergewöhnlicher Wärme. »Das ist das allerphantastischste von allen phantastischen Geschöpfen! Ich weiß, wie verführerisch sie ist, ich weiß aber auch, wie gut, fest und edel sie ist. Was sehen Sie mich so an, Alexej Fjedorowitsch? Vielleicht staunen Sie über meine Worte, vielleicht glauben Sie nicht? Agraphenja Alexandrowna, mein Engel!« rief sie plötzlich irgend jemandem zu, indem sie ins andere Zimmer blickte, »kommen Sie zu uns, es ist ein lieber Mensch da, das ist ja Alescha, er weiß alles über unsere Angelegenheiten, zeigen Sie sich ihm!«

»Darauf habe ich auch gerade hinter dem Vorhang gewartet, daß Sie mich rufen werden!« sprach eine zärtliche, sogar ein wenig süßliche Frauenstimme.

Die Portiere ward aufgehoben, und – Gruschenka selber kam lächelnd und froh zum Tisch geschritten. Alescha war es, als ob sich etwas

in ihm umdrehe. Er heftete sich an sie mit seinem Blicke und konnte die Augen nicht von ihr wenden. Da ist sie denn auch, dieses schreckliche Weib – die »Bestie«, wie sie noch vor einer halben Stunde Bruder Iwan genannt hatte, und dabei stand vor ihm, so schien es auf den ersten Blick, das allergewöhnlichste und einfachste Geschöpf, ein gutes, liebes Weib, geben wir zu, ein hübsches Weib, aber so ähnlich allen anderen, allergewöhnlichsten Frauen! Freilich, schön war sie, sehr sogar – eine russische Schönheit, wie sie von so vielen bis zur Leidenschaft geliebt wird. Das war ein ziemlich hochgewachsenes Weib, nur ein wenig kleiner als Katharina Iwanowna (die war aber auch schon von sehr hohem Wuchse), von voller Gestalt, mit weichen, unhörbaren Körperbewegungen, die ebenso bis zu einer gewissen, ganz besonderen Süßlichkeit verzärtelt schienen, wie auch ihre Stimme. Sie hatte nicht wie Katharina Iwanowna einen kräftigen, mutigen Schritt, im Gegenteil: sie ging lautlos, ihre Füße waren überhaupt nicht auf dem Boden zu vernehmen. Weich ließ sie sich auf einen Sessel nieder, weich raschelnd mit ihrem eleganten schwarzen Seidenkleide, indem sie ihren schaumweißen, vollen Hals und ihre breiten Schultern verzärtelt in einen kostbaren schwarzen Wollschal hüllte. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, und ihr Gesicht brachte genau dieses Alter zum Ausdruck. Sie war sehr weiß im Gesicht, mit einem hellrosa Anflug von Wangenröte. Der Umriß ihres Gesichtes war etwas zu rund, und ihr Kinn war sogar ein klein wenig hervorspringend. Sie hatte eine schmale Oberlippe, die ein wenig hervortretende Unterlippe aber schien doppelt so breit und wie geschwollen. Die wunderbarsten, üppigsten, dunkelblonden Haare, die dunklen, an Zobelfell erinnernden Augenbrauen und die entzückenden graublauen Augen mit den langen Wimpern würden unbedingt auch den allergegültigsten und zerstreutesten Menschen, selbst irgendwo in der Masse, auf der Straße, im Getümmel, veranlaßt haben, plötzlich vor diesem Gesichte stehenzubleiben und es lange noch in der Erinnerung zu behalten. Was den Alescha am allermeisten erstaunte in diesem Gesichte, war ein kindlich-aufrichtiger Ausdruck! Ihr Blick war der eines Kindes, das sich über irgend etwas freut: sie kam tatsächlich in freudiger Erregung zu dem Tisch heran, als ob sie sogleich eben etwas erwarte, und das mit der allerkindlichsten, ungeduldigsten und vertrauensvollsten Neugierde. Ihr Blick stimmte die Seele heiter – Alescha fühlte das. Es war auch noch etwas in ihr, wovor er sich nicht Rechenschaft abzulegen vermochte oder das er nicht in Worte zu fassen verstanden hätte, was aber vielleicht auch ihm unbewußt schien: eben wiederum jene Weichheit und Zärtlichkeit der Körperbewegungen, ihre katzenhafte Unhörbarkeit. Und dabei war dies ein kräftiger und üppiger Körper. Unter dem Schal hoben sich breite,

volle Schultern ab und eine hohe, noch völlig jugendliche Brust. Dieser Körper versprach vielleicht die Formen einer Venus von Milo, wenn auch zweifellos jetzt schon in etwas übertriebener Proportion – das fühlte man voraus. Kenner der russischen Frauenschönheit hätten, ohne sich zu irren, voraussagen können, wenn sie auf Gruschenka hinblickten, diese frische und jugendliche Schönheit werde im Alter von dreißig Jahren ihre Harmonie einbüßen und auseinanderfließen. Das Gesicht werde wie aufschwellen, um die Augen herum und auch um die Stirne werden sich außerordentlich rasch kleine Runzelchen einstellen, und die Gesichtsfarbe werde eine grobe, vielleicht eine dunkelviolette werden – mit einem Worte: eine Schönheit für den Augenblick, eine »vorüberfliegende Schönheit«, der man so häufig gerade bei der russischen Frau begegnet. Alescha, versteht sich, dachte nicht daran; wenn er aber auch bezaubert war, so fragte er sich doch mit einer gewissen unangenehmen Empfindung und wie bedauernd: »Weshalb zieht sie denn die Worte so? Weshalb kann sie denn nicht natürlich sprechen?« Sie tat das offenbar, weil sie dies Hinziehen und diese gemacht-süßliche Betonung der Vokale und Laute schön fand. Das war natürlich nur eine schlechte Angewohnheit, ein schlechter Ton, der davon Zeugnis ablegte, daß sie eine geringe Erziehung erhalten und sich von Kindheit an einen vulgären Begriff gebildet hatte von dem, was Anstand sei. Und trotzdem erschien diese Aussprache und Betonung der Worte Alescha wie ein fast unmöglicher Widerspruch zu diesem kindlich-aufrichtigen und freudigen Gesichtsausdruck, diesem stillen, glücklichen Glanz der Augen, wie man ihn eigentlich nur bei ganz kleinen Kindern wahrnimmt. Katharina Iwanowna hieß sie sogleich auf einen Sessel Alescha gegenüber niedersitzen und küßte sie mit Entzücken mehrere Male auf ihre lachenden Lippen. Sie war geradezu verliebt in sie.

»Wir sehen uns zum ersten Male, Alexej Fjedorowitsch«, sprach sie wie trunken; »ich wollte sie kennenlernen, sie sehen, ich wollte zu ihr gehen, sie aber kam auf mein erstes Verlangen zu mir. Ich habe ja auch schon so gewußt, daß wir beide, sie und ich, alles entscheiden werden, alles! So hat es mein Herz herausgeföhlt . . . Man hat mich gebeten, diesen Schritt zu unterlassen, ich habe aber seinen Ausgang vorausgeföhlt und mich nicht geirrt. Gruschenka hat mir alles erklärt, alle ihre Absichten; wie ein guter Engel kam sie hierhergeflogen und brachte Ruhe und Freude . . .!«

»Sie haben mich nicht verachtet, mein liebes würdiges Fräulein«, sprach Gruschenka in gedehnten, singendem Tone, immer mit dem gleichen, lieben, frohen Lächeln.

»Wagen Sie es doch nicht, mir solche Worte zu sagen, Sie Verführerin, Sie Zauberin; Sie sollte ich verabscheuen? Sehen Sie, ich küsse noch

einmal Ihre Unterlippe. Sie ist bei Ihnen wie geschwollen, da haben Sie, damit sie noch mehr schwelle, und noch, und noch . . . Sehen Sie, wie sie lacht, Alexej Fjedorowitsch, das Herz wird einem heiter, wenn man auf diesen Engel hinblickt . . .«

Alescha erröte, und ein leichter, unmerklicher Schauer überflog ihn.

»Sie sind zärtlich zu mir, liebes Fräulein, ich verdiene vielleicht aber gar nicht Ihre Zärtlichkeit!«

»Sie verdienen sie nicht? Sie sollten das nicht verdienen?« rief wiederum mit ganz dem gleichen Feuer Katharina Iwanowna aus. »Wissen Sie denn, Alexej Fjedorowitsch, daß wir ein phantastisches Köpfchen sind, daß wir ein eigenwilliges, aber stolzes, sehr stolzes Herzchen haben? Wir sind dankbar, Alexej Fjedorowitsch, wir sind großmütig, wissen Sie das? Wir waren nur unglücklich. Wir sind allzu rasch bereit, jedes Opfer zu bringen, vielleicht einem Unwürdigen oder einem leichtsinnigen Menschen. Es war da einer, gleichfalls ein Offizier, den haben wir liebgewonnen. Wir haben ihm alles dargebracht. Das war schon längst, vor fünf Jahren; er aber hat uns vergessen, er hat geheiratet. Jetzt ist er Witwer geworden, hat geschrieben, daß er hierherkommen werde – und wissen Sie, daß wir ihn, ihn allein lieben, bis jetzt, bis jetzt noch, und das ganze Leben nur ihn geliebt haben? Er wird kommen, und Gruschenka wird wiederum glücklich sein, alle diese fünf Jahre war sie aber unglücklich. Wer aber wird ihr einen Vorwurf machen, wer kann sich ihrer Gunst rühmen? Einzig dieser lahme Greis, der Kaufmann – er war aber eher unser Vater, unser Freund und Behüter. Er fand uns damals in Verzweiflung, in Sorgen, verlassen von dem, den wir so liebten . . . Sie hat damals ins Wasser gehen wollen, dieser Greis hat sie ja gerettet, er hat sie ja gerettet!«

»Sie verteidigen mich schon allzusehr, liebes Fräulein, Sie haben schon allzu große Eile damit, allzu große Eile in allem . . .« sprach wiederum Gruschenka im gleichen singenden Tone.

»Ich verteidige Sie? Ja, ist es denn an uns, Sie zu verteidigen? Ja, wagen wir es denn, Sie zu verteidigen? Gruschenka, Engel, geben Sie mir Ihr Händchen! Blicken Sie auf dieses volle, kleine, reizende Händchen, Alexej Fjedorowitsch. Sehen Sie es nur an. Es hat mir Glück gebracht und mich auferstehen lassen, und ich werde es sogleich küssen von oben und unten, so, so und so!« Und sie küßte tatsächlich dreimal wie im Rausche das reizende, vielleicht nur allzu volle Händchen der Gruschenka. Während die aber ihr Händchen hinhielt, schaute sie mit nervösem, klangvollem, reizendem Lachen »dem lieben Fräulein« zu, und es war ihr offenbar angenehm, daß man ihr so das Händchen küsse. »Vielleicht ist da schon allzuviel Entzücken?« ging es dem Alescha

durch den Kopf. Er errötete. Sein Herz war die ganze Zeit über so sonderbar unruhig.

»Bringen Sie mich doch nicht in Verlegenheit, liebes Fräulein, dadurch, daß Sie mein Händchen so küssen vor Alexej Fjedorowitsch.«

»Ja, habe ich Sie denn damit in Verlegenheit bringen wollen?« sprach ein wenig erstaunt Katharina Iwanowna. »Ach, meine Liebe, wie schlecht Sie mich verstehen!«

»Ja, auch Sie verstehen mich vielleicht nicht so ganz, liebes Fräulein, ich bin vielleicht viel schlechter, als es Ihnen scheint, ich bin von Herzen schlecht, ich bin eine Mutwillige. Ich habe dem armen Dmitri Fjedorowitsch damals den Kopf verdreht, nur um über ihn zu lachen!«

»Aber Sie sind es ja auch, die ihn rettet! Sie haben Ihr Wort gegeben. Sie werden ihn zur Vernunft bringen. Sie werden ihm eröffnen, daß Sie einen anderen lieben, längst schon, und daß der Ihnen jetzt seine Hand anbietet . . .«

»Ach nein; ich habe Ihnen keineswegs ein solches Wort gegeben. Das alles haben Sie nur selber gesagt. Ich aber habe es Ihnen nicht versprochen!«

»Ich habe Sie demnach nicht so verstanden«, sprach leise und ein ganz klein wenig erblassend Katharina Iwanowna. »Sie haben versprochen . . .«

»O nein, Engel von Fräulein, nichts habe ich Ihnen versprochen«, unterbrach sie leise und gleichmäßig, immer mit demselben heiteren und unschuldigen Ausdruck Gruschenka. »Da sehen Sie es auch gleich, mein würdiges Fräulein, wie häßlich und eigenmächtig ich vor Ihnen bin. Wenn es mich nach etwas gelüstet, so gebe ich dem auch nach. Vorhin habe ich Ihnen vielleicht wirklich irgend etwas versprochen, jetzt eben aber denke ich wiederum: Plötzlich wird er mir von neuem gefallen – ich meine Mitja, einmal hat er mir ja schon sehr gefallen, fast eine ganze Stunde lang. Sehen Sie, vielleicht werde ich gehen, ja und ihm sogleich sagen, er möchte von heute an bei mir bleiben . . . Sehen Sie, so eine Unbeständige bin ich!«

»Vorhin haben Sie gesagt . . . durchaus nicht das . . .« flüsterte kaum hörbar Katharina Iwanowna.

»Ach, vorhin! Ich bin aber so meinem Herzen nach eine Zärtliche, Dumme, ja, und man soll sich nur vorstellen, was er meiner wegen alles ertrug! Plötzlich werde ich nach Hause kommen und mit ihm Mitleid haben – was dann?«

»Ich habe nicht erwartet . . .«

»Ach, Fräulein, wie kommen Sie mir gut und edel vor! Jetzt werden Sie am Ende noch gar auf eine so Dumme, wie ich es bin, böse werden, meines Charakters wegen. Geben Sie mir Ihr liebes Händchen, Engel

von Fräulein«, bat sie zärtlich und nahm mit Ehrerbietung die Hand der Katharina Iwanowna.

»Sehen Sie, liebes Fräulein, jetzt nehme ich Ihr Händchen und küsse es, wie Sie das meinige küßten. Sie haben meine Hand dreimal geküßt, ich müßte die Ihrige dreihundertmal dafür küssen, damit wir quitt wären. Ja, so soll es schon sein! Dann aber, wie Gott es senden wird, vielleicht werde ich Ihre völlige Sklavin sein und nur den einen Wunsch haben, Ihnen in allem sklavisch zu gehorchen. Wie es Gott schon fügen wird, so möge es auch sein, ohne alle Abmachungen und Besprechungen unter uns. Das Händchen aber, das Händchen ist bei Ihnen ein liebes, das Händchen meine ich, Sie, mein liebes Fräulein, meine unvergleichliche, holde Schönheit!«

Leise führte sie diese Hand an ihre Lippen, freilich in der seltsamen Absicht, mit Küssen zu quittieren. Katharina Iwanowna nahm ihre Hand nicht fort: mit schüchterner Hoffnung vernahm sie das letzte, freilich etwas seltsam ausgedrückte Versprechen der Gruschenka, ihr »sklavisch« zu dienen; sie sah ihr gespannt in die Augen, sie sah in diesen Augen immer denselben aufrichtigen, vertrauenden Ausdruck, immer dieselbe klare Heiterkeit . . . »Sie ist vielleicht zu naiv!« sagte sich Katharina Iwanowna, und es leuchtete von Hoffnung auf in ihrem Herzen. Gruschenka hatte indes wie in Entzücken über das »liebe Händchen« es allmählich zu ihren Lippen geführt; aber da hielt sie plötzlich Katharina Iwanownas Hand auf zwei, drei Augenblicke fest, als ob sie über etwas nachdenke.

»Wissen Sie was, Engel von Fräulein?« sprach sie plötzlich, schon mit ihrem allerzärtlichsten und süßlichsten Stimmchen, »wissen Sie was? Ich nehme Ihr Händchen und küsse es nicht, küsse es nicht.« Und sie lachte ein kleines, sehr lustiges Lachen.

»Wie Sie wollen – was ist Ihnen denn?« sprach Katharina Iwanowna und erzitterte plötzlich.

»Aber vergessen Sie es auch nicht, daß Sie mir meine Hand geküßt haben, ich aber nicht die Ihrige.« Etwas funkelte plötzlich in ihren Augen, schon furchtbar eindringlich blickte sie auf Katharina Iwanowna.

»Sie Freche!« murmelte plötzlich Katharina Iwanowna, und als ob sie plötzlich alles begriffen habe, fuhr sie auf und sprang von ihrem Sitze. Ohne sich zu eilen, erhob sich auch Gruschenka.

»So werde ich es denn auch gleich dem Mitja wiedererzählen, wie Sie mir das Händchen geküßt haben, ich es Ihnen aber ganz und gar nicht küßte. Wie wird er da lachen!«

»Schurkin! Machen Sie, daß Sie hinauskommen!«

»Ach, Sie sollten sich schämen, Fräulein! Ach, Sie sollten sich schä-

men, das ist ganz und gar nicht schicklich für Sie, solche Worte in den Mund zu nehmen, liebes Fräulein.«

»Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie verkäufliche Kreatur!« kreischte Katharina Iwanowna; jeder Zug zitterte in ihrem völlig entstellten Gesichte.

»Nun, da bin ich schon eine verkäufliche Kreatur. Sie selber, eine Jungfrau, sind in der Dunkelheit zu Kavalieren hingegangen wegen Geld, Ihre Schönheit brachten Sie zum Verkauf – ich weiß das ja!«

Katharina Iwanowna schrie auf und wollte sich auf Gruschenka stürzen. Alescha hielt sie aber mit aller Kraft zurück.

»Keinen Schritt – kein Wort! Sagen Sie nichts! Antworten Sie gar nicht! Sie wird weggehen, sogleich wird sie weggehen!«

In diesem Augenblicke kamen auf den Schrei der Katharina Iwanowna ihre beiden Verwandten hereingelaufen, und mit ihnen auch das Dienstmädchen. Alle stürzten zu ihr hin.

»Ich werde schon gehen«, sprach Gruschenka, indem sie von dem Diwan die Mantille nahm. »Alescha, mein Lieber, begleite du mich doch!«

»Gehen Sie, gehen Sie rascher!« flehte Alescha, indem er die Hände vor ihr faltete.

»Liebes Alexejcherr, begleite mich, ich werde dir unterwegs ein schönes, schönes Wörtchen sagen! Ich habe ja nur für dich, Alexchen, diese ganze Szene aufgeführt. Begleite mich, mein Täubchen. Nachher wirst du schon zufrieden sein!«

Alescha drehte sich um und rang die Hände. Gruschenka lachte klangvoll auf und lief aus dem Zimmer.

Katharina Iwanowna bekam einen Anfall. Sie schluchzte. Weinkrämpfe benahmen ihr den Atem.

Alle waren um sie herum beschäftigt.

»Ich habe Sie gewarnt«, sprach zu ihr die älteste Tante, »ich habe Sie zurückhalten wollen von diesem Schritte . . . Sie sind zu leidenschaftlich . . . konnte man sich denn zu einem solchen Schritt entschließen! Sie kennen nicht diese Kreaturen. Von der da sagt man noch, sie sei schlechter als alle anderen . . . Nein, Sie sind allzu eigenmächtig!«

»Das ist ein Tiger!« kreischte Katharina Iwanowna. »Weshalb haben Sie mich zurückgehalten, Alexej Fjedorowitsch, ich hätte sie verhauen, verhauen hätte ich sie.«

Sie hatte nicht die Kraft, sich vor Alescha zu beherrschen. Vielleicht wollte sie das aber auch gar nicht. »Man muß sie aufhängen, auf dem Schafott, durch den Henker, vor allem Volke.«

Alescha wich zur Tür zurück.

»Aber mein Gott!« schrie plötzlich Katharina Iwanowna und rang

die Hände; »aber er, er konnte so ehrlos, so unmenschlich sein! Er hat ja demnach dieser Gruschenka von dem erzählt, was damals war, an jenem verhängnisvollen, ewig verfluchten Tage! Sie sind gekommen, Ihre Schönheit zu verkaufen, liebes Fräulein.« Sie weiß es also, Ihr Bruder ist ein ehrloser Schuft, Alexej Fjedorowitsch.«

Alescha wollte irgend etwas entgegnen, er fand aber kein einziges Wort. Das Herz preßte sich ihm so zusammen, daß es ihm weh tat.

»Gehen Sie, Alexej Fjedorowitsch, ich schäme mich – mir ist es fürchterlich zumute. Morgen . . . ich flehe Sie auf den Knien an, kommen Sie morgen. Tadeln Sie nicht, verzeihen Sie, ich weiß nicht, was ich mit mir noch tun werde!«

Alescha ging auf die Straße wie ein Taumelnder. Auch er wollte weinen, wie sie. Plötzlich holte ihn die Magd ein:

»Das Fräulein vergaß, Ihnen dies Brieflein von Frau Chochlakoff zu übergeben, es liegt schon von Mittag an bei ihr.«

Alescha nahm mechanisch das kleine rosa Kuvertchen in Empfang und steckte es, fast ohne sich dessen bewußt zu werden, in die Tasche.

11

Noch ein vernichteter Ruf

Von der Stadt zum Kloster war es kaum mehr als eine Werst. Alescha schritt eilig dahin; der Weg war um diese Stunde einsam. Es war fast schon Nacht geworden, und man konnte kaum mehr auf dreißig Schritte die Gegenstände unterscheiden. Auf halbem Wege kreuzte den Weg ein anderer. An der Kreuzung, unter einem einzelstehenden Weidenbaume, zeigte sich auf einmal eine unbestimmte Gestalt. Kaum war Alescha nahe gekommen, da löste sich diese Gestalt von der Stelle, stürzte auf ihn zu und schrie mit wilder Stimme:

»Den Beutel oder das Leben!«

»Das bist du ja, Mitja!« rief erstaunt Alescha, der gleichwohl heftig zusammengefahren war.

»Hahaha, du hast mich nicht erwartet? Ich dachte mir: wo sollst du ihn erwarten? Bei ihrem Hause? Von dort sind drei Wege, und ich kann dich verpassen. Da dachte ich mir denn aus, hier zu warten, weil du hier unbedingt vorbeigehen mußt. Kein anderer Weg führt ja zum Kloster hin. Nun, jetzt verkündige die Wahrheit: zerdrücke mich wie einen Tarakan . . . Ja, was ist denn mit dir?«

»Nichts, Bruder . . . ich habe mich nur erschreckt. Ach, Dmitri! Vorhin das Blut des Vaters« (Alescha fing an zu weinen, schon längst hatte er weinen wollen, jetzt aber war es ihm plötzlich, als ob irgend etwas in seiner Seele gesprungen sei). »Du hast ihn fast totgeschlagen . . . du

hast ihn verflucht . . . und da eben jetzt hier . . . soeben . . . machst du auch noch Scherze . . . schreist du: den Beutel oder das Leben!«

»Aber ja, wie denn? Das ist wohl ungehörig? Das paßt nicht recht in meine Lage?«

»Ja, nein . . . ich meine nur so . . .«

»Halt einmal! Blick auf die Nacht. Siehst du, was das für eine finstere Nacht ist! Was sind das für Wolken, was für ein Wind hat sich erhoben! Hier hatte ich mich versteckt. Dich erwartete ich, und plötzlich denke ich (da hat Gott zu mir gesprochen): ›Ja, warum denn noch sich plagen, was erwartest du denn noch? Da steht ein Weidenbaum, ein Taschentuch habe ich, auch ein Hemd, sogleich kann man einen Strick drehen . . . zudem habe ich auch noch Hosenträger . . . um schon nicht mehr die Erde zu belasten, nicht mehr sie zu entehren mit meiner niedrigen Gegenwart! Und da höre ich, du kommst – mein Gott! Das war so, als ob irgend etwas plötzlich auf mich zugeflogen komme: Ja, da ist doch ein Mensch, den auch ich liebe, da ist er ja, da ist dieser Mensch, mein liebes Brüderlein, den ich mehr als alles auf der Welt liebe und den ich allein liebe! Und so habe ich dich liebgewonnen, so habe ich dich in dieser Minute geliebt, daß ich dachte: Ich will mich ihm sogleich an den Hals werfen! Und da ist mir denn ein dummer Gedanke gekommen: Ich will ihm Spaß machen, ich will ihn erschrecken. So habe ich denn wie ein Dummkopf geschrien: den Beutel her! Verzeihe den dummen Streich . . . das ist nur Unsinn. Aber auf meiner Seele . . . dazu paßt es . . . Nun ja, zum Teufel, so sprich doch, was war denn da los? Was hat sie gesagt? Zermalme mich, schmetterte mich zu Boden, schone mich nicht! Ist sie in Ekstase geraten?«

»Nein, nicht das . . . das war ganz und gar nicht so, Mitja. Dort . . . ich traf dort soeben alle beide an.«

»Welche beiden?«

»Die Gruschenka bei Katharina Iwanowna.«

Dmitri Fjedorowitsch war starr.

»Unmöglich!« rief er aus. »Du phantasierst! Gruschenka bei ihr?«

Alescha erzählte alles, was ihm begegnet war, von dem Augenblicke an, als er bei Katharina Iwanowna eingetreten war. Er erzählte wohl zehn Minuten lang. Nicht gerade fließend und in schöner Rede, sein Bericht war aber doch klar. Die hauptsächlichsten Worte und Bewegungen erfaßte er wohl und umschrieb die eigenen Empfindungen häufig durch einen einzigen Ausdruck. Bruder Dmitri hörte schweigend zu und blickte geradeaus in furchtbarer Unbeweglichkeit; es war aber dem Alescha klar, daß er schon alles verstanden, den ganzen Vorgang durchdacht hatte. Je weiter indes die Erzählung vorrückte, um so mehr ward sein Gesicht nicht gerade finster, vielmehr drohend. Er verzog die

Brauen, biß die Zähne aufeinander, und sein unbeweglicher Blick ward noch unbeweglicher, noch starrer, noch furchtbarer . . . Um so unerwarteter war es, als plötzlich mit unbegreiflicher Schnelligkeit sein ganzes Gesicht, das bis dahin wütend und drohend geschaut hatte, sich plötzlich veränderte, er nicht mehr die Zähne aufeinanderpreßte und plötzlich in ein unaufhaltbares und durchaus natürliches Lachen ausbrach. Er lachte so sehr, daß er eine Zeitlang gar nicht zu sprechen vermochte.

»So hat sie denn auch nicht das Händchen geküßt! So hat sie es auch nicht geküßt und ist davongelaufen!« schrie er immer wieder in geradezu krankhaftem Entzücken, man hätte auch sagen können, in frechem Entzücken, wenn sein Entzücktsein nicht so unverstellt gewesen wäre. »So hat sie dann geschrien, daß jene ein Tiger sei! Ein Tiger ist sie auch! Sie gehöre aufs Schafott! Ja, ja, es wäre nötig, sie zu henken, sehr nötig. Ich selber bin dieser Meinung. Längst wäre es nötig! Siehst du, Bruder, meinestwegen aufs Schafott! Zuerst muß man aber gesund werden. Ich verstehe die Königin der Frechheit. Sie ist da ganz, ganz hat sie sich in diesem ›Händchen‹ offenbart, die Höllische! Das ist die Königin aller Höllenbewohnerinnen, wie man sie sich nur auf der Welt vorstellen kann. In ihrer Art etwas zum Begeistern! So ist sie denn nach Hause gelaufen? Sogleich werde ich . . . ich werde zu ihr hingehen! Aleschka, sei nicht böse auf mich. Ich bin ja einverstanden damit, daß es viel zuwenig wäre, sie zu erdrosseln.«

»Aber Katharina Iwanowna?« rief bekümmert Alescha.

»Auch die sehe ich vor mir, durch und durch, wie noch niemals, sehe ich sie! Das ist eine wahre Entdeckung aller vier Erdteile, das heißt aller fünf! Was für ein Schritt! Das ist ganz dieselbe Katenka, das Institutsfräulein, die sich nicht fürchtete, zu einem albernen, rohen Offizier zu laufen in der großmütigen Absicht, ihren Vater zu retten, wobei sie riskierte, furchtbar beleidigt zu werden! Das ist ganz ihr Stolz, ihr Bedürfnis, zu wagen, das Schicksal herauszufordern, die Unendlichkeit in die Schranken zu rufen! Du sagst, dieses Tantchen habe sie von diesem Schritte abhalten wollen? Dieses Tantchen, weißt du, ist selber eine äußerst eigenmächtige Person. Das ist ja die leibliche Schwester jener Moskauer Generalin, und sie hat ihre Nase noch höher getragen als die. Aber ihr Mann ward beim Diebstahl von Kronsgeldern ertappt, er verlor alles, sein Gut und alles Vermögen, und da setzte die stolze Gattin plötzlich ihren Ton herab, ja, von da an hat sie ihn auch nicht wieder erhöht. So hat sie denn Katja zurückhalten wollen, die aber hat nicht auf sie gehört. ›Alles‹, so sollte das heißen, ›kann ich besiegen, alles ist unter meiner Macht; wenn ich will, bezaubere ich auch diese Gruschenka‹ – und sie selber hat sich geglaubt, sie selber hat sich blauen Dunst vorgemacht, wer ist denn da schuld? Du glaubst, sie

habe absichtlich dieser Gruschenka zuerst die Hand geküßt in schlauer Berechnung? Nein! Sie hat sich tatsächlich, sie hat sich tatsächlich in Gruschenka verliebt, das heißt nicht eigentlich in Gruschenka, vielmehr in ihren Traum, in ihre Phantasie – deshalb, weil dies ›mein‹ Traum, ›meine‹ Phantasie ist. Täubchen, Alescha, ja, wie bist du denn nur losgekommen von diesen, wie hast du dich denn vor solchen gerettet? Du hast wohl deine Kutte zusammengerafft und bist einfach davongelaufen! Hahaha!«

»Es scheint, Bruder, du hast nicht darauf achtgegeben, wie du selber Katharina Iwanowna beleidigt hast dadurch, daß du der Gruschenka von jenem Tage erzähltest, und die es ihr sogleich ins Gesicht warf: sie selber sei ja insgeheim gegangen, ihre Schönheit Kavalieren zu verkaufen! Bruder, kann man denn jemandem eine größere Beleidigung antun?« Alescha quälte immer mehr der Gedanke, daß sein Bruder geradezu froh sei über die Erniedrigung der Katharina Iwanowna, obwohl dem natürlich nicht so sein konnte.

»Bah!« rief Dmitri Fjedorowitsch aus. Sein Gesicht nahm plötzlich einen furchtbar finsternen Ausdruck an, und er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. Wiewohl Alescha vorhin alles auf einmal erzählt hatte, kam es ihm eben erst zum Bewußtsein, daß er Katharina Iwanowna beleidigte, und die ausgerufen habe: ›Ihr Bruder ist ein ehrloser Schuft!« – »Ja, in der Tat, vielleicht habe ich auch der Gruschenka von jenem verhängnisvollen Tage erzählt, wie Katja sagt. Ja, das ist auch so, es fällt mir ein, ich habe es erzählt. Das war damals in Mokroje: ich war betrunken, die Zigeunerinnen sangen... aber ich habe ja damals geschluchzt, selber geschluchzt, ich lag auf den Knien und flehte und betete zum Bilde der Katharina, und Gruschenka hat das verstanden – sie hat damals alles verstanden, ich erinnere mich sogar, daß sie selber damals weinte. O der Teufel! Ja, hätte es jetzt anders sein können? Damals weinte sie – jetzt aber... den Dolch ins Herz. So ist es nun einmal bei den Weibern.«

Er senkte den Kopf und dachte nach.

»Ja, ich bin ein Schurke. Zweifellos bin ich ein Schurke!« rief er plötzlich mit düsterer Stimme aus. »Einerlei, ob ich weinte oder nicht, einerlei, ich bin ein Schuft! Sag das der Katharina Iwanowna, daß ich diese Benennung annehme, wenn sie das trösten kann. Nun, und genug damit. Leb wohl! Was soll man da noch weiter schwatzen! Da ist nichts Lustiges. Du geh deines Weges, und ich werde den meinigen gehen. Ja, und ich will dich auch gar nicht mehr wiedersehen, bis etwa zur allerletzten Minute. Leb wohl, Alexej!«

Er preßte dem Alescha heftig die Hand, und immer noch den Kopf gesenkt haltend, ging er rasch der Stadt zu – gleich als ob es ihm Mühe

machte, sich loszureißen. Alescha sah ihm nach und konnte nicht glauben, daß Dmitri so plötzlich und für immer davongegangen sei.

»Halt, Alexej, noch ein Bekenntnis, dir allein!« rief plötzlich Dmitri und wandte sich noch einmal zu ihm um. »Sieh auf mich, sieh aufmerksam auf mich hin: siehst du dort, gerade dort – bereitet sich eine furchtbare Schmach vor!« (Bei dem Worte »gerade dort« schlug sich Dmitri Fjedorowitsch mit der Faust auf die Brust, und das mit so seltsamem Ausdruck, als ob diese Schmach gerade dort in seiner Brust ruhe und sich versteckt halte, an irgendeiner Stelle, etwa in einer Tasche oder eingenäht ihm am Halse hinge.) »Du kennst mich nun schon: ein Schuft bin ich, der sich selber als Schuft bekennt! Wisse aber: was ich auch bisher schon tat, jetzt tue oder in Zukunft tun werde – nichts, nichts kann sich vergleichen an Schuftereie mit der Schmach, die ich gerade eben, gerade in dieser Minute, auf meiner Brust trage, siehst du, hier, hier, und die schon anfängt, sich zu regen und ihrer Vollendung entgegenzugehen, und der Einhalt zu gebieten ich völlig Herr bin, die ich unterlassen oder vollbringen kann, habe wohl darauf acht! Nun, so wisse denn: ich werde sie vollbringen, ich werde ihr nicht Einhalt gebieten. Ich habe dir vorhin alles erzählt. Dieses aber habe ich dir nicht erzählt, weil sogar ich dazu keine genügend ehrene Stirn habe. Noch kann ich einhalten: wenn ich einhalte, kann ich morgen immerhin meine verlorene Ehre zur Hälfte zurückerlangen; ich werde aber nicht einhalten, vielmehr den schurkischen Plan ausführen, und sei du im voraus mein Zeuge, daß ich dir dies vor der Tat und mit vollem Bewußtsein sage! Untergang und Finsternis! Zu erklären ist da nichts, zu seiner Zeit wirst du alles erfahren. Die stinkende Gasse und die Teufliche, das ist mein Schicksal! Leb wohl! Bete nicht für mich, es lohnt sich nicht, ja, und es ist überhaupt nicht nötig, überhaupt nicht nötig – ich bedarf dessen gar nicht! Fort!«

Und er entfernte sich plötzlich, und diesmal schon ohne wiederzukehren. Alescha ging zum Kloster. »Wie denn? Wie, werde ich ihn denn niemals wiedersehen? Was sagt er denn da?« so kam es ihm peinigend in den Sinn. »Ja, morgen werde ich ihn unbedingt wiedersehen und ihn ausforschen, absichtlich ihn ausforschen danach, wovon er denn da eigentlich spricht.«

Er umging das Kloster und gelangte durch den Fichtenwald gerade deswegs in die Einsiedelei. Dort öffnete man ihm, obwohl man sonst zu dieser Stunde schon niemanden mehr einzulassen pflegte. Sein Herz erbebte, als er in die Zelle des Greises eintrat: Weshalb, weshalb hatte er sie denn verlassen? Weshalb hatte der Greis ihn in die Welt gesandt? Hier ist Stille, hier ist Heiligtum, dort aber – ist Verwirrung,

ist Finsternis, in der man sich beim ersten Schritte verliert und verirrt . . .

In der Zelle befanden sich der Novize Porphyri und der Mönchspriester Paisi, der den ganzen Tag über, jede Stunde, angegangen kam, um zu erfahren, wie es mit der Gesundheit des Vaters Sosima stehe, dem es, wie Alescha zu seinem Schrecken erfuhr, immer schlechter gegangen war. Sogar die übliche Abendunterhaltung mit der Bruderschaft hatte diesmal nicht stattfinden können. Gewöhnlich gegen Abend, nach dem Gottesdienste, vor dem Schlafengehen, pflegte die Klosterbrüderschaft zur Zelle des Greises herbeizuströmen und ein jeder ihm laut seine heutigen Versündigungen zu beichten: sündhafte Vorstellungen, sündige Gedanken, Versuchungen, auch ihre Steitigkeiten untereinander, wenn solche vorgefallen waren. Einige beichteten auf den Knien liegend. Der Greis sprach von der Sünde los, versöhnte, ermahnte, legte Buße auf, segnete alle und entließ sie. Eben gerade gegen diese brüderlichen »Beichten« hatten sich auch die Gegner des Greisentums erhoben, indem sie sagten, das sei eine Entweihung der Beichte als eines Sakramentes, fast Gotteslästerung, obgleich das etwas ganz anderes war. Man hatte sogar der geistlichen Obrigkeit vorgehalten, solche Beichten könnten nicht nur keinen guten Zweck erreichen, vielmehr nur tatsächlich und vorsätzlich zur Sünde und Versuchung führen. Vielen von den Brüdern falle es schwer, zum Greise zu gehen; sie gingen aber wider Willen, weil eben alle gehen, damit man sie nicht für stolzen und rebellischen Geistes halte. Auch erzählte man, daß einige von der Bruderschaft, wenn sie sich zur abendlichen Beichte begeben, im voraus untereinander auszumachen pflegten: »Ich werde also sagen, ich sei in der Frühe über dich böse geworden, du aber bestätige es!« – nur damit sie etwas zu sagen hätten, um sich aus der Verlegenheit zu helfen. Alescha wußte, daß das tatsächlich bisweilen vorkam. Er wußte sogar, daß es in der Bruderschaft auch solche gäbe, die sehr ungehalten darüber waren, daß dem Brauche nach an die Einsiedler adressierte Briefe von Verwandten zuerst zu dem Greise gebracht wurden, damit der sie entsiegle und früher durchlese als ihre Empfänger. Es geschah dies natürlich in der Annahme, daß dies alles sich frei und aufrichtig vollziehen müsse, von ganzer Seele, im Namen freiwilliger Demut und auf Erlangung des Seelenheiles gerichteter Erbauung. Tatsächlich aber vollzog sich dies, wie es sich erwies, bisweilen ganz im Gegenteil in sehr unaufrichtiger, gemachter und falscher Weise. Die Ältesten und Erfahrensten aus der Bruderschaft bestanden aber auf dem Ihrigen: sie waren der Meinung, daß, wer aufrichtigen Sinnes in diese Mauern trete, um seine Seele zu retten, daß für den alle diese Gehorsamsleistungen und Übungen sich zweifellos

als heilvoll erweisen und ihm großen Nutzen bringen werden; wem es aber schwerfalle und wer murre, der sei im Grunde eigentlich gar kein Mönch und ganz umsonst ins Kloster gekommen, dessen Platz sei in der Welt. Da man aber der Sünde und dem Teufel nicht nur nicht in der Welt, vielmehr auch nicht im »Tempel« entrinne, so habe es auch gar keinen Zweck, Nachsicht zu üben mit der Sünde.

»Er ist schwach geworden. Schlagsucht ist über ihn gekommen«, berichtete flüsternd Vater Paisi Alescha, nachdem er ihn gesegnet hatte. »Es ist sogar schwer, ihn zu erwecken. Freilich ist das auch gar nicht nötig. Auf fünf Minuten erwachte er, bat, der Bruderschaft seinen Segen zu senden und sie zu bitten, nächtliche Gebete für ihn zu sprechen. Morgen früh will er noch einmal das Abendmahl nehmen. Deiner, Alescha, gedachte er, er fragte, ob du fortgegangen seist, und man antwortete ihm, du seiest in der Stadt. »Dafür habe ich ihm auch meinen Segen gegeben: dort ist sein Platz vorderhand, noch nicht hier« – das ist es, was er über dich sprach. Liebevoll und besorgt gedachte er deiner, begreifst du, wessen du gewürdigt warst? Nun, wie hat er es dir denn erklärt, daß vorderhand noch dein Platz in der Welt sei? Das heißt doch, er sieht etwas voraus in deinem Schicksal! Begreife, Alexej, daß, wenn du auch in die Welt zurückkehrst, so doch nur, um gehorsam zu sein deinem Greise, nicht aber zu eitlen Leichtsinn und weltlichen Freuden!«

Vater Paisi ging fort. Daß der Greis von hinnen scheidet, daran gab es für Alescha keinen Zweifel mehr, wenn der Greis auch noch ein oder zwei Tage leben konnte. Alescha gab sich das heilige Versprechen, daß er ungeachtet dessen, daß er versprochen hatte, morgen den Vater, Chochlakoffs, den Bruder und Katharina Iwanowna zu besuchen – morgen überhaupt nicht das Kloster verlassen, vielmehr bei seinem Greise bleiben werde bis zu dessen Ende: sein Herz entbrannte vor Liebe, und er machte sich bittere Vorwürfe, daß er, wenn auch nur auf Augenblicke, dort in der Stadt sogar den hatte vergessen können, den er im Kloster auf dem Totenbette verlassen hatte und den er höher schätzte als alles auf der Welt. Er ging in das kleine Schlafzimmer des Greises, kniete nieder und verneigte sich vor dem Schlafenden bis zur Erde. Der schlief still und unbeweglich. Er atmete kaum, gleichmäßig und fast unmerklich. Sein Gesicht war ruhig.

Ins andere Zimmer zurückgekehrt – in dasselbe, in dem am Morgen der Greis die Gäste empfangen hatte –, zog Alescha nur seine Stiefel aus und legte sich, im übrigen angekleidet, auf den harten und engen ledernen Diwan nieder, auf dem er auch sonst schlief, seit lange, jede Nacht; nur ein Kissen pflegte er sich mitzubringen. Längst schon hatte er es aufgegeben, seine Matratze auszubreiten, von der vorhin sein

Vater gesprochen hatte. Er pflegte nur sein Kutte auszuziehen und sich mit ihr statt einer Decke zu bedecken. Bevor er sich aber zum Schlafen niederlegte, fiel er auf die Knie und betete lange Zeit. In seinem feurigen Gebete flehte er keineswegs zu Gott, ihm seine Verwirrungen zu klären, es düstete ihn vielmehr nur nach jener freudigen Rührung, der früheren Rührung, die immer noch in seine Seele eingekehrt war, wenn er Gott gelobt und gepriesen hatte, worin auch gewöhnlich sein ganzes Gebet vor dem Einschlafen bestand. Diese Freude, die über ihn zu kommen pflegte, brachte dann einen leichten und ruhigen Schlaf mit sich. Als er auch jetzt betete, fühlte er plötzlich in seiner Tasche jenes kleine rosafarbene Kuvert, das ihm die Dienerin der Katharina Iwanowna übergeben hatte, die ihm nachgelaufen war. Er ward betroffen, endete aber sein Gebet. Dann erst öffnete er nach einigem Zögern das Kuvert. In ihm lag ein Briefchen, das dieselbe vierzehnjährige Tochter der Frau Chochlakoff geschrieben hatte, die am Morgen in Gegenwart des Greises so über ihn gelacht hatte.

»Alexej Fjedorowitsch, niemand weiß, daß ich Ihnen schreibe, auch nicht meine Mutter, und ich weiß, daß das nicht schön ist. Ich kann aber nicht weiterleben, wenn ich Ihnen nicht das sagen werde, was in meinem Herzen geboren ward, und das soll eine Zeitlang niemand anders wissen als wir beide. Wie soll ich Ihnen aber das sagen, was ich Ihnen so sagen will? Papier, so sagt man, erröte nicht, ich aber versichere Sie, daß das nicht wahr ist, daß es ganz ebenso errödet, wie auch ich jetzt ganz rot geworden bin. Lieber Alescha, ich liebe Sie, liebe Sie schon von Kind an, von Moskau her, als Sie noch gar nicht ein solcher waren wie jetzt, und ich liebe Sie für das ganze Leben. Sie habe ich auserwählt mit meinem Herzen, um mich mit Ihnen zu vereinigen, und damit wir im Alter gemeinsam unser Leben beschließen. Natürlich unter der Bedingung, daß Sie das Kloster verlassen. Was aber unsere Jahre anbetrifft, so werden wir eben warten, wie es vom Gesetz befohlen ist. Bis zu dieser Zeit werde ich zweifellos unbedingt wieder gesund werden, werde ich gehen und tanzen. Darüber ist gar kein Wort zu verlieren.

Sehen Sie, wie ich alles bedacht habe; eines nur kann ich nicht im voraus wissen: Was werden Sie von mir denken, wenn Sie das lesen werden? Ich lache immer und treibe immer Unsinn, ich habe Sie vorhin erzürnt, ich versichere Sie aber, daß ich soeben, bevor ich die Feder nahm, zum Bilde der Mutter Gottes betete, ja, und auch eben bete ich, und das Weinen ist mir nahe.

Mein Geheimnis ist in Ihren Händen; morgen, wenn Sie kommen werden, weiß ich nicht, wie ich auf Sie blicken soll. Ach, Alexej Fjedorowitsch, was wird sein, wenn ich mich wiederum nicht beherr-

schen kann wie eine Dumme, und lachen werde wie vorhin, als ich auf Sie schaute? Sie werden mich dann ja für eine böse Spötterin halten und meinem Briefe nicht glauben! Darum flehe ich Sie an, wenn Sie Mitleid mit mir haben: schauen Sie mir nicht gerade in die Augen, wenn Sie morgen kommen werden. Denn wenn ich Ihren Augen begegne, werde ich vielleicht, ohne mich halten zu können, plötzlich in Lachen ausbrechen – und dazu würden Sie ja noch in diesem langen Gewande sein. Sogar jetzt schon wird es mir ganz kalt, wenn ich an dies alles denke. Darum, wenn Sie eintreffen, so blicken Sie lieber einige Zeit überhaupt nicht auf mich, vielmehr etwa auf Mama oder nach dem Fenster hin.

So habe ich Ihnen denn einen Liebesbrief geschrieben. Mein Gott, was habe ich getan! Alescha, verachten Sie mich nicht, und wenn ich etwas sehr Schlechtes getan habe und Ihnen Kummer bereitete, so entschuldigen Sie mich. So, jetzt ist das Geheimnis meines vielleicht auf immer vernichteten Rufes in Ihren Händen!

Ich werde heute unbedingt weinen. Bis zum Wiedersehen, zum ›furchtbaren‹ Wiedersehen, Lisa.

PS.: Alescha, kommen Sie nur unbedingt, unbedingt, unbedingt.«

Alescha las mit Staunen, er las zweimal, dachte nach und brach plötzlich in ein leises, lustiges Lachen aus. Er fuhr zusammen. Dieses Lachen erschien ihm sündhaft. Aber schon einen Augenblick später brach er wieder in Lachen aus, ebenso leise und ebenso glücklich. Langsam legte er den Brief ins Kuvert, bekreuzte sich und legte sich nieder. Der Aufruhr seiner Seele hatte sich plötzlich gelegt. »Herr, habe Erbarmen mit ihnen allen, denen von vorhin, behüte sie, die unglücklich sind und vom Sturme bewegt werden, und leite du sie auf den rechten Weg. Bei dir sind die Wege, zu ihnen führe sie und rette sie. Du bist die Liebe. Du wirst allen auch Freude senden«, flüsterte Alescha, bekreuzte sich und sank in ruhigen Schlaf.

ZWEITER THEIL

VIERTES BUCH

Die Risse

1

Vater Therapont

Früh am Morgen, bevor es noch dämmerte, ward Alescha aufgeweckt. Der Greis war erwacht und fühlte sich sehr schwach. Gleichwohl äußerte er den Wunsch, vom Bette aufzustehen und auf einem Sessel zu sitzen. Er war bei voller Besinnung; der Ausdruck seines Gesichtes war, wenn auch sehr erschöpft, so doch klar und fast freudig, und sein Blick war heiter, freundlich und teilnahmsvoll. »Vielleicht werde ich nicht einmal den eben anbrechenden Tag überleben«, sagte er zu Alescha. Dann beehrte er, unverzüglich zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Sein Beichtvater war schon lange Vater Paisi. Nachdem beide Sakramente vollzogen waren, begann die Letzte Ölung. Es versammelten sich die Mönchspriester, die Zelle füllte sich allmählich mit den Bewohnern der Einsiedelei. Währenddessen brach der Tag an. Auch aus dem Kloster begann man herbeizuströmen. Als die Letzte Ölung beendet war, wünschte der Greis sich von allen zu verabschieden, und er küßte einen jeden. Da die Zelle zu eng war, gingen die früher Gekommenen fort und machten immer wieder anderen Platz. Alescha stand neben dem Greise, der sich wiederum auf einen Sessel gesetzt hatte. Er sprach und lehrte, soviel er vermochte, und seine Stimme war, wenn auch schwach, so doch ziemlich fest. »So viele Jahre habe ich euch belehrt, und so viele Jahre habe ich somit laut gesprochen, daß es mir zur Gewohnheit ward, zu sprechen und im Sprechen euch zu lehren, und das bis zu dem Grade, daß es mir fast schon schwerer fallen würde, zu schweigen, als zu sprechen, liebe Väter und Brüder – sogar auch jetzt noch, bei meiner Schwäche«, scherzte er und schaute mit Rührung auf die sich um ihn Drängenden.

Alexej entsann sich in der Folge an ein und das andere von dem, was der Greis damals sagte. Wenn der aber auch vernehmlich sprach

und wenn auch seine Stimme genügend fest klang, so waren doch seine Reden ziemlich zusammenhanglos. Er sprach von vielem, es schien, als wolle er alles sagen, alles noch einmal aussprechen vor der Minute des Todes, alles, was er nicht bis zu Ende gesagt hatte im Leben, und das nicht nur um der einen Belehrung willen, es war vielmehr, als ob ihn danach dürste, seine Freude und sein Entzücken zu teilen mit allen und allem und noch einmal im Leben sein Herz ausströmen zu lassen.

»Liebet einander, ihr Väter«, lehrte der Greis (soweit sich dessen Alescha hinterher entsann). »Liebet das Volk Gottes. Wir sind ja nicht deshalb heiliger als die in der Welt da draußen, weil wir hierherkamen und uns in diesen Mauern einschlossen; ganz im Gegenteil: jeder, der hierherkam, hat ja schon gerade dadurch, daß er hierherkam, für sich erkannt, daß er schlechter sei als alle draußen in der Welt und alles und jedes auf Erden . . . Und je länger dann weiterhin der Mönch in seinen Mauern leben wird, um so schmerzhafter muß er auch dies erkennen. Andernfalls hätte es ja für ihn gar keinen Zweck gehabt, hierherzukommen. Wenn er sich aber bewußt wird, daß er nicht nur schlechter ist als alle in der Welt da draußen, nein, daß er auch schuldig ist vor allen Menschen, für alle und jedes: schuld an allen Sünden der Menschen, soweit sie der Welt zur Last fallen und soweit sie von einzelnen Personen begangen werden, wenn er sich alles dessen bewußt wird, dann erst wird das Ziel unserer Vereinigung erreicht. Wisset ja, ihr Lieben, daß jeder einzelne von uns ganz zweifellos Schuld trägt für alle und alles auf der Erde, und das nicht nur, sofern er Anteil hat an der allgemeinen Schuld der Welt, nein, ein jeder trägt auch unmittelbar für seine Person Schuld für alle Menschen und für jeden Menschen auf der ganzen Erde. Diese Erkenntnis bedeutet die Krone auf dem Wege des Mönches, ja, und überhaupt jedes Menschen auf der ganzen Erde. Denn die Mönche sind ja nicht ganz besondere Menschen, vielmehr nur solche, wie alle Menschen sein sollten. Nur in dieser Erkenntnis wird euer Herz gerührt sein in der Liebe, die grenzenlos ist, alle Welt umspannt und keine Sättigung kennt. Dann wird jeder von euch die Kraft haben, die ganze Welt durch Liebe zu erwerben und durch seine Tränen die Sünden der Welt abzuwaschen. Die eigene Sünde fürchtet aber nicht, wenn nur Reue in euch sein wird, auch wenn ihr sie bekannt habt; nur laßt euch auf kein Feilschen mit Gott ein! Weiter sage ich euch – seid nicht stolz. Seid nicht stolz vor den Geringen, seid auch nicht stolz vor den Großen. Hasset nicht die, welche euch nicht anerkennen, die euch schmähen, schimpfen und verleumden. Hasset nicht die Atheisten, die Falschlehrer, die Materialisten, hasset nicht einmal die Bösen unter ihnen, nicht nur nicht die Guten, denn es sind viele Gute unter ihnen, vor allem in unserer Zeit! Erinnert euch

ihrer im Gebete so: ›Errette alle, Herr, für die niemand da ist zu beten! Errette auch die, die nicht zu dir beten wollen!‹ Und fügt dann gleich auch hinzu: ›Nicht aus meinem Stolze heraus bitte ich darum, Herr, denn auch ich bin nichtswürdig, mehr als alle und jedes . . .‹ Liebet das Volk Gottes, laßt nicht zu, daß Fremdlinge die Herde euch abjagen; denn wenn ihr ja einschlummern werdet in eurer Faulheit und in eurem Stolze, der Ekel hegt, und noch ärger in Gewinnsucht, dann wird man von allen Seiten kommen und euch eure Herde abjagen! Unaufhörlich deutet dem Volke das Evangelium! Treibt nicht Wucher . . . Liebet nicht Silber und Gold, hebt es nicht auf . . . Seid gläubig und haltet das Banner des Glaubens hoch! Hoch erhebt es, das Banner des Glaubens!«

Der Greis sprach übrigens unzusammenhängender, als hier seine Rede wiedergegeben ist, und wie sie später Alescha niederschrieb. Bisweilen hörte er völlig zu reden auf, gleich als sammle er neue Kräfte; er schnappte dann nach Luft, es war aber gleichwohl, als ob er in Verzückung sei. Man lauschte ihm mit Rührung, wenn auch viele sich wunderten über seine Worte und ihnen vieles dunkel vorkam . . . In der Folge entsannen sich alle an diese Worte. Als Alescha einmal auf einen Augenblick die Zelle verlassen mußte, war er betroffen von der allgemeinen Erregung und Erwartung der Brüderschaft, die sich in die Zelle drängte und um sie herum. Die Erwartung war bei einigen fast eine unruhige, bei anderen eine feierliche. Alle erwarteten, daß sogleich etwas Großes vor sich gehen müsse, unmittelbar nach dem Tode des Greises. Wenn nun auch diese Erwartung von einem Gesichtspunkte aus fast eine leichtsinnige genannt werden mußte, so waren in ihr gleichwohl sogar die allerernstesten Greise befangen. Am strengsten blieb das Gesicht des greisen Mönchspriesters Paisi. Alescha hatte sich nur deshalb aus der Zelle entfernt, weil er insgeheim durch einen Mönch herausgerufen war im Auftrage des Rakitin, der aus der Stadt kam und Alescha einen seltsamen Brief von Frau Chochlakoff überbrachte. Die machte dem Alescha eine sehr eigenartige Mitteilung, die zudem ganz außerordentlich zur rechten Zeit erschien: Unter den gläubigen Weibern aus dem einfachen Volke, die gestern gekommen waren, sich vor dem Greise zu verneigen und sich von ihm segnen zu lassen, war nämlich eine alte Frau aus der Stadt gewesen, Prochorowna, die Witwe eines Unteroffiziers. Sie hatte den Greis gefragt, ob es angehe, für ihr Söhnchen Wasenka, der in Dienstangelegenheiten weit nach Sibirien gereist war, nach Irkutsk, und von dem sie schon ein Jahr lang keinerlei Nachricht erhalten hatte, ob es angehe, für ihn wie für einen Toten in der Kirche um Seelenruhe beten zu lassen. Daraufhin hatte ihr der Greis mit Strenge geantwortet, es ihr verboten und eine solche

Art des Erinnerns »der Zauberei ähnlich« genannt. Nachdem er ihr dann aber verziehen hatte, weil sie das nicht gewußt habe, hatte er »gleich als ob er ins Buch der Zukunft geblickt habe« (so drückte sich Frau Chochlakoff in ihrem Briefe aus), die Tröstung hinzugefügt: ihr Sohn Wasja sei zweifellos gesund und werde entweder selber in Kürze herkommen oder einen Brief senden, sie solle nur heimgehen und solches erwarten. »Und wie denn?« fügte in Entzücken Frau Chochlakoff hinzu: »Diese Prophezeiung ist ganz wörtlich in Erfüllung gegangen, und sogar mehr noch als das!« Kaum war nämlich die Greisin nach Hause zurückgekehrt, als man ihr auch schon einen Brief aus Sibirien übergab, der bereits auf sie wartete. Aber nicht genug damit: in diesem Briefe, der von der Reise aus geschrieben war, aus Jekaterinburg, versicherte Wasja seiner Mutter, daß er selber nach Rußland reise, daß er mit einem Beamten zurückkehre und daß er nur drei Wochen später, als sein Mütterchen diesen Brief erhalten werde, »sie zu umarmen hoffe«. Frau Chochlakoff flehte eindringlich und leidenschaftlich den Alescha an, er möge unverzüglich dem Klostervorstand und der Brüderschaft Mitteilung machen von diesem Wunder der Prophezeiung, das sich da wiederum vollzogen habe: »Das muß allen, allen bekannt sein!« rief sie am Schlusse des Briefes aus. Ihr Brief war in Eile geschrieben, in aller Hast, die Aufregung der Schreiberin offenbarte sich in jeder Zeile. Alescha hatte es aber schon nicht mehr nötig, der Brüderschaft Mitteilung zu machen, denn alle wußten es bereits. Als nämlich Rakitin den Mönch zu ihm gesandt hatte, hatte er dem außerdem aufgetragen, »aufs ehrerbietigste auch Seiner Hochwürden dem Vater Paisi mitzuteilen, er, Rakitin, habe ihm eine gewisse Angelegenheit vorzubringen von einer solchen Wichtigkeit, daß er es nicht wage, diese Mitteilung auch nur auf einen Augenblick zu verzögern, für diese seine Dreistigkeit bitte er ihn aber fußfällig um Verzeihung.« Da nun das Mönchlein dem Vater Paisi den Auftrag des Rakitin früher ausgerichtet hatte als Alescha, blieb letzterem nichts anderes übrig, nachdem er das Brieflein gelesen hatte, als es dem Vater Paisi lediglich als Dokument zu übergeben. Und da vermochte sogar dieser rauhe und mißtrauische Mann – stirnrunzelnd hatte er die Nachricht von dem Wunder entgegengenommen – nicht völlig ein gewisses inneres Gefühl zu beherrschen. Seine Augen funkelten, sein Mund verzog sich plötzlich zu einem gewichtigen und vielsagenden Lächeln:

»So werden wir es denn erschauen?« entrang es sich ihm.

»So werden wir es denn noch erschauen, so werden wir es denn erschauen!« wiederholten ringsum die Mönche. Vater Paisi nahm aber gleich wieder eine strenge Miene an und bat alle, wenigstens vorderhand, dies Gerücht niemandem mitzuteilen, »bevor es sich noch weiter

bestätigen wird«. »Denn viel Leichtsinn ist in den Weltlichen, ja, und dieser Zufall könnte auch auf natürliche Weise vor sich gehen!« fügte er vorsichtig hinzu, wie um sein Gewissen zu säubern, freilich ohne fast selber seinem Vorbehalt zu glauben, was auch die Hörer sehr wohl erkannten. Natürlich ward noch in derselben Stunde »das Wunder« dem ganzen Kloster bekannt und sogar vielen Weltlichen, die zum Gottesdienst in das Kloster gekommen waren. Mehr aber als alle, so schien es, war von dem Wunder, das sich soeben vollzogen hatte, das Mönchlein betroffen, das gestern ins Kloster angereist war »vom heiligen Silvester«, aus einem kleinen Kloster, Obdorsk, im fernen Norden. Er hatte sich gestern, als er neben Frau Chochlakoff stand, dem Greise verneigt und, auf die »geheilte« Tochter dieser Dame deutend, ihn gefragt: »Wie erkühnen Sie sich, solche Taten zu tun?«

Er befand sich nämlich jetzt schon in einer gewissen Ratlosigkeit und wußte fast nicht, woran er glauben sollte. Noch gestern gegen Abend hatte er den Kloostervater Therapont besucht in seiner einzeln stehenden Zelle hinter dem Bienenstand, und er war noch immer erschüttert von dieser Begegnung, die auf ihn einen außerordentlichen und ihn mit Furcht erfüllenden Eindruck gemacht hatte. Dieser Greis, Vater Therapont, war derselbe uralte Mönch, ein großer Faster und Schweiger, von dem wir bereits berichteten, er sei ein Gegner des Greises Sosima und vor allem – des Greisentums, das er für eine schädliche und leichtsinnige Neueinrichtung hielt. Dies war ein außerordentlich gefährlicher Gegner, ungeachtet dessen, daß er eben als ein Schweiger fast mit niemandem ein Wort sprach. Gefährlich war er aber hauptsächlich dadurch, daß die Mehrzahl der Brüder genauso empfanden wie er und von den Weltlichen, die ins Kloster kamen, ihn sehr viele für einen großen Gerechten und Eiferer hielten, ungeachtet dessen, daß sie in ihm zweifellos einen Gottesnarren erblickten. Aber gerade sein Gottesnarrentum bestach auch. Zum Greis Sosima ging Vater Therapont niemals. Wenn er auch in der Einsiedelei wohnte, so belästigte man ihn nicht allzusehr mit den dort geltenden Vorschriften, und das wiederum deshalb, weil er sich ganz so benahm wie ein Gottesnarr. Er war fünfundsiebzig Jahre alt, wenn nicht mehr, und er lebte hinter dem Bienenstand der Einsiedelei in der Mauerecke in einer alten hölzernen Zelle, die dem Einsturz nahe und dort schon in den allerältesten Zeiten errichtet war, noch im vorigen Jahrhundert, für einen gleichfalls sehr großen Faster und Schweiger, Vater Johann, der hundertundfünf Jahre alt geworden war und von dessen Taten man sich bis jetzt noch im Kloster und in dessen Umgebung vieles äußerst Seltsame erzählte. Vater Therapont hatte es durchgesetzt, daß man auch ihm endlich erlaubte – es war das vor sieben Jahren ge-

wesen –, sich in derselben kleinen, abgelegenen Zelle anzusiedeln, d. h. einfach in einer Hütte, die aber durchaus einer Kapelle ähnlich sah, denn sie barg außerordentlich viele gestiftete Heiligenbilder mit gleichfalls gestifteten, ewig vor ihnen brennenden Lämpchen: auf sie achtzugeben und sie immer wieder neu zu entzünden, dazu war, wie es schien, Vater Therapont bestellt. Er aß, wie man erzählte (und das war auch so) nur zwei Pfund Brot in drei Tagen, nicht mehr; es brachte ihm das Brot alle drei Tage der Bienenzüchter, der gleichfalls dort bei dem Bienenstand wohnte. Aber sogar mit diesem seiner wartenden Bienenzüchter tauschte Vater Therapont nur selten ein Wörtchen. Diese vier Pfund Brot machten zusammen mit dem allsonntäglichen geweihten Weißbrötchen, das der Klostervorstand regelmäßig dem »Gesegneten« sandte, seine wöchentliche Eßration aus. Seinen Krug füllte man aber täglich mit frischem Wasser. Zur Messe erschien er selten; ihn aufsuchende Verehrer sahen, wie er bisweilen den ganzen Tag im Gebet auf den Knien lag, ohne aufzustehen und ohne um sich zu schauen. Wenn er sich aber auch bisweilen mit ihnen in eine Unterhaltung einließ, so sprach er kurz, zusammenhanglos, sonderbar und fast immer grob. Es kam indes vor – wenn auch äußerst selten –, daß er mit seinen Besuchern gesprächig ward; meistens sprach er aber nur irgendein einziges seltsames Wort, das dem Besucher stets ein großes Rätsel aufgab, und dann sagte er schon nichts mehr zur Erklärung, wie sehr man ihn auch bitten mochte. Den Rang eines Geistlichen besaß er nicht, er war nur ein einfacher Mönch. Es ging das sehr seltsame Gerücht, übrigens nur unter dem allerunaufgeklärtesten Volke, daß Vater Therapont in Verbindung stehe mit himmlischen Geistern und sich nur mit ihnen unterhalte; und deshalb gerade schweige er auch mit den Menschen. Das Mönchlein aus Obdorsk hatte sich nun auf Anweisung des Bienenzüchters, eines gleichfalls sehr schweigsamen und mürrischen Mönches, an den Bienenstöcken vorüber in das Winkelchen begeben, wo die kleine Zelle des Vaters Therapont stand. »Es kann sein, er wird zu sprechen anfangen wie mit einem Fremden, vielleicht wird man aber auch kein Wort aus ihm herausbringen«, sagte ihm der Bienenzüchter im voraus. Das Mönchlein trat, wie er selber später erzählte, mit außerordentlicher Furcht heran. Es war schon eine ziemlich späte Stunde. Vater Therapont saß diesmal bei der Türe seines Zellchens auf einer niedrigen kleinen Bank. Über ihm rauschte sacht eine mächtige alte Ulme. Die abendliche Kühle zog bereits herauf. Das Mönchlein von Obdorsk fiel dem Gottesnarren zu Füßen und bat um seinen Segen.

»Willst du denn, daß ich dir, Mönch, zu Füßen fallen soll?« sprach Vater Therapont. »Steh doch auf!«

Das Mönchlein erhob sich.

»Segnend sei gesegnet! Setz dich neben mich! Von wo hat dich der Wind hergeblasen?«

Was dabei den allergrößten Eindruck auf das arme Mönchlein machte, war, daß Vater Therapont, trotzdem er zweifellos ein großer Fester war und in so hohem Alter stand, noch das Aussehen eines starken, hochgewachsenen Greises hatte: er hielt sich aufrecht, war nicht gebeugt und hatte ein frisches, wenn auch hageres, so doch gesund aussehendes Gesicht. Es war zweifellos, daß er sich noch beträchtliche Kräfte bewahrt hatte. Sein Körperbau war aber geradezu der eines Athleten. Ungeachtet seines so hohen Alters war er sogar nicht einmal völlig weiß: er besaß noch äußerst dichte, früher ganz schwarze Kopf- und Barthaare. Er hatte große, graue, leuchtende Augen, die er außerordentlich aufriß, was sogar auffiel. Er sprach mit starker Betonung auf dem O. Ihn umhüllte ein rotbrauner langer Bauernrock aus grobem »Arrestantentuch«, wie man früher sagte. Umgürtet war er mit einer dicken Kordel. Hals und Brust trug er entblößt. Ein Hemd von allerdickster Leinwand, das schon fast ganz schwarz geworden war und das er monatelang nicht gewechselt hatte, schaute aus seinem Rock hervor. Man erzählte, er trage unter seinem Rocke dreißigpfündige Ketten. An seinen nackten Füßen hatte er fast auseinanderfallende alte Stiefel.

»Aus dem kleinen Kloster von Obdorsk, vom heiligen Silvester, komme ich«, antwortete demütig das Mönchlein, indem es mit seinen flinken, neugierigen, ein wenig erschreckten Äuglein den Einsiedler betrachtete.

»Ich war bei deinem Silvester. Ich habe dort gelebt. Ist er gesund, dein Silvester?« – Das Mönchlein stockte. – »Unvernünftige Leute seid ihr! Wie haltet ihr es mit dem Fasten?«

»Unser Tisch ist nach alter Einsiedlerart so bestellt: Während der großen Fasten gibt es am Montag, Mittwoch und Freitag überhaupt kein Mittagsmahl. Am Dienstag und Donnerstag gibt es für die Bruderschaft Weißbrot, Honigbrei, Brombeeren oder Sauerkraut, ja, und auch Haferbrei. Am Sonntag gibt es Weißkohlsuppe, Nudeln mit Erbsenbrei, Grütze mit Hanfsaft, alles mit Öl. In der Karwoche aber vom Montag an bis Samstagabend, sechs Tage also, gibt es nur Wasser mit Brot und überhaupt ungekochte Speise, aber auch das nur mit großer Enthaltensamkeit; wenn es möglich ist, soll man überhaupt nicht jeden Tag Speise zu sich nehmen, wie es ja auch gesagt ist von der ersten Fastenwoche. Am Karfreitag gibt es gar nichts zu essen, und ebenso müssen wir am Karsamstag fasten bis zur dritten Stunde, und dann dürfen wir nur wenig mit Wasser angeweichtes Brot essen und eine

Tasse Wein trinken. Am Gründonnerstag essen wir gekochte Speise ohne Öl und trinken etwas Wein, manche aber auch gar nichts. Denn die Kirchenversammlung in Laodike bestimmt doch so über den Gründonnerstag: »Denn es ist nicht würdig, am Donnerstag der letzten Woche der großen Fasten sich vom Fasten entbinden zu lassen und so die ganze große Fastenzeit zu entweihen!« So wird es bei uns gehalten. Was ist das aber im Vergleich mit Ihnen, großer Vater!« – fand das Mönchlein den Mut hinzufügen – »denn Sie nähren sich ja das ganze Jahr hindurch und sogar am heiligen Osterfeste nur von Brot und Wasser, und was wir an Brot für zwei Tage benötigen, das reicht Ihnen für die ganze Woche! In Wahrheit wunderbar ist diese Ihre große Enthaltbarkeit!«

»Aber Pfifferlinge?« fragte plötzlich Vater Therapont, wobei er den Buchstaben G fast wie Ch aussprach.

»Pfifferlinge?« fragte erstaunt das Mönchlein.

»Ja gerade. Ich gehe von ihrem Mahle weg, habe es überhaupt nicht nötig, wenn ich auch nur in den Wald gehe, und nähre mich dort von Pfifferlingen oder von Beeren; sie aber können nicht von ihrem Brote lassen, sie sind also wohl dem Teufel verbunden. Heutzutage sagen die Heidnischen, so zu fasten habe keinen Sinn. Hochmütig und heidnisch ist aber solches Urteil!«

»Ach ja, das ist so«, seufzte das Mönchlein.

»Hast du aber die Teufel bei ihnen gesehen?« fragte Vater Therapont.

»Bei wem denn?« erkundigte sich schüchtern das Mönchlein.

»Zum Klostervorstand bin ich Pfingsten vergangenen Jahres gegangen, seitdem nicht mehr. Ich sah, bei dem einen sitzt er auf der Brust, verbirgt sich unter der Kutte, nur die Hörner sind zu sehen, bei einem anderen schaut er aus der Tasche heraus, seine Augen bewegen sich unruhig; vor mir hat er Furcht; bei wieder einem anderen hat er sich im Bauche angesiedelt, in seinem allerunreinsten Teile, bei noch einem anderen hängt er am Halse, hat sich dort festgeklammert, und so trägt ihn der mit sich herum und sieht ihn gar nicht!«

»Sie . . . sehen Sie denn . . .?« erkundigte sich das Mönchlein.

»Ich sage doch, ich sehe es, ich schaue durch und durch. Als ich aufstand, um vom Klostervorstand fortzugehen, sehe ich – einer hat sich vor mir hinter der Türe versteckt –, so groß war er wie ein ausgewachsener Mann, nderthalb Meter hoch oder mehr, sein Schwanz ist dick, dunkelbraun, lang, ja, mit dem Ende seines Schwanzes war er in die Türspalte geraten; ich aber nicht dumm, schlage die Türe plötzlich zu, und so habe ich ihm auch den Schwanz eingeklemmt. Wie er winselt und sich losreißen will! Ich aber schlage das Kreuz über ihm, ja,

dreimal – bekreuzte ich ihn. Dort ist er denn auch verreckt wie eine zerdrückte Spinne. Jetzt muß er wohl verwest sein in jener Ecke, er stinkt wohl, sie aber sehen es nicht und riechen es nicht. Ein Jahr schon gehe ich nicht mehr hin. Dir allein erzähle ich das alles, weil du ein Fremdling bist.«

»Furchtbar sind Ihre Worte! Wie aber, großer und gesegneter Vater«, erkühnte sich mehr und mehr das Mönchlein, »ist es wahr, es geht von Euch das große ruhmvolle Gerücht, sogar bis zu weit, weit entfernten Ländern, daß Sie in ununterbrochener Verbindung stehen mit dem Heiligen Geiste?«

»Er fliegt herab. Es kommt vor!«

»Wie fliegt er herab? In welcher Gestalt denn?«

»Als ein Vogel.«

»Der Heilige Geist in Gestalt einer Taube?«

»Das ist der Heilige Geist, das ist aber der Heiliggeist. Der letztere ist ein anderer, der kann auch als ein anderer Vogel sich herablassen: bald als Schwalbe, bald als Stieglitz, bald aber auch als Meise!«

»Wie unterscheiden Sie ihn aber von einer Meise?«

»Er spricht.«

»Wie spricht er denn? In welcher Sprache?«

»In der menschlichen.«

»Aber was sagt er Ihnen denn?«

»So hat er heute gerade mir kundgetan, daß ein Dummkopf mich besuchen und dummes Zeug fragen werde. Vieles, Mönch, willst du wissen!«

»Furchtbar sind Ihre Worte, gesegnetster und heiligster Vater!« sprach das Mönchlein und schüttelte sein Haupt. In seinen eingeschüch-terten Augen war übrigens auch Ungläubigkeit wahrzunehmen.

»Siehst du wohl diesen Baum?« fragte nach einigem Schweigen Vater Therapont.

»Ich sehe ihn, gesegnetster Vater!«

»Deiner Meinung nach ist das eine Ulme; ich sehe da ein ganz anderes Bild.«

»Was für eines denn?« sprach das Mönchlein und schwieg in Erwartung.

»Es erscheint in der Nacht. Siehst du diese beiden Zweige? In der Nacht aber streckt dort Christus nach mir die Hand aus und sucht mich mit diesen Armen, ich sehe es deutlich und erzittere. Das ist fürchterlich! O fürchterlich!«

»Was ist denn da fürchterlich, wenn es Christus selber ist?«

»Er wird mich aber erfassen und zum Himmel heben!«

»Bei lebendigem Leibe?«

»Aber im Geiste und Ruhm des Elias. Hast du von ihm gehört? Wie? Er wird mich umfassen und entführen . . .«

Obleich das Mönchlein von Obdorsk nach diesem Gespräche sogar in ziemlich beträchtlicher Ratlosigkeit in die ihm angewiesene kleine Zelle zurückgekehrt war, bei einem von der Bruderschaft, so neigte sein Herz zweifellos dennoch mehr zum Vater Therapont als zum Vater Sosima. Das Mönchlein von Obdorsk war vor allem fürs Fasten, und es erschien ihm nicht wunderbar, daß ein so großer Faster wie Vater Therapont auch »Wunderbares erschau«. Freilich hatte es den Anschein, als ob seine Worte albern seien; aber Gott allein weiß ja, was in diesen Worten beschlossen sein könnte, und dabei kommen bei manchen Gottesnarren noch ganz andere Worte und Taten vor. Er war dabei von Herzen und mit Freuden bereit, an den eingeklemmten Teufelsschwanz nicht nur im symbolischen, vielmehr in ganz wörtlichem Sinne zu glauben. Außerdem hegte er schon vordem, bevor er noch in das Kloster kam, große Vorurteile gegenüber dem »Greisentrum«, das er bis dahin nur vom Hörensagen kannte und das er nach dem Beispiele vieler anderer für eine schädliche Neuerung hielt. Obleich er erst einen Tag im Kloster weilte, hatte er bereits das heimliche Murren einiger leichtsinniger und mit dem »Greisentrum« nicht einverständener Brüder wahrgenommen. Zudem war er noch von Haus aus ein hin und her huschendes, flinkes Mönchlein mit einer großen Neugier für alles. Das ist es auch, weshalb ihn die »große« Nachricht von dem neuen »Wunder«, das der Greis Sosima vollbracht habe, in außerordentliche Ratlosigkeit versetzte. Alescha entsann sich in der Folge, daß unter den Mönchen, die sich zum Greise und um seine Zelle herum drängten, das überall in allen Gruppen umherhuschende Figürchen des Gastes aus Obdorsk immer wieder vor ihm aufgetaucht war, wie er auf alles hinhorchte und alle ausfragte. Damals freilich schenkte er ihm wenig Beachtung, und erst später entsann er sich an dies alles . . . Ja, und nicht danach stand ihm der Kopf: der Greis Sosima, den von neuem Müdigkeit überkommen und der sich wiederum zu Bette gelegt hatte, entsann sich plötzlich seiner, als er schon im Einschlafen war, und verlangte ihn zu sich. Alescha kam sogleich herbeigelaufen. Bei dem Greise befanden sich damals nur Vater Paisi, Vater Mönchspriester Joseph, ja, und der Novize Porphyri. Der Greis öffnete die ermatteten Augen, blickte eindringlich auf Alescha hin, und plötzlich fragte er ihn:

»Erwarten dich etwa die Deinen, mein Söhnchen?«

Alescha wußte nicht, was er antworten sollte.

»Bedürfen sie deiner nicht? Hast du irgend jemandem versprochen, heute zu kommen?«

»Ich habe es versprochen . . . dem Vater . . . den Brüdern . . . auch anderen . . .«

»Siehst du wohl? Geh unbedingt! Sei nicht traurig. Wisse, daß ich nicht sterben werde, bevor ich nicht in deinem Beisein mein letztes Wort auf Erden gesprochen habe. Dir werde ich dies Wort sagen, mein Söhnchen, dir hinterlasse ich es auch. Dir, mein liebes Söhnchen, denn du liebst mich. Jetzt aber gehe vorerst zu denen, denen du es versprochen hast!«

Alescha gehorchte ohne Zögern, wenn es ihm auch schwerfiel, wegzugehen. Aber das Versprechen, daß er des Greises letztes Wort auf Erden hören werde, und die Hauptsache, daß es so gut wie ihm, dem Alescha, hinterlassen sei, erfüllten seine Seele mit Entzücken. Er beeilte sich, um möglichst rasch alles in der Stadt zu Ende zu führen und dann zurückzukehren. Dabei gab ihm auch Vater Paisi ein Wort auf den Weg mit, das auf ihn einen sehr starken und unerwarteten Eindruck machte. Das war, als sie schon beide die Zelle des Greises verlassen hatten.

»Sei eingedenk, Jüngling, unentwegt« (so begann geradeswegs und ohne jedes Vorwort Vater Paisi), »daß die weltliche Wissenschaft, die namentlich im vergangenen Jahrhundert zu einer gewaltigen Macht geworden ist, alles, was uns Himmlisches in den heiligen Büchern hinterlassen ist, erforschte und daß nach schonungsloser Analyse die Gelehrten dieser Welt aus dem ganzen früheren Heiligtum entschieden auch gar nichts übrigließen. Sie untersuchten es aber im einzelnen und übersahen dabei das Ganze, und es ist sogar staunenswert, bis zu welcher Blindheit, während doch das Ganze unerschütterlich vor ihren Augen steht wie auch vordem und ›die Hölle es nicht überwindet‹. Hat denn dieses Ganze nicht neunzehn Jahrhunderte lang gelebt, lebt es denn nicht auch jetzt noch in den Bewegungen der einzelnen Seelen und in den Bewegungen der Volksmassen? Sogar in den Bewegungen der Seelen dieser selbigen Atheisten, die es völlig niederreißen wollten, lebt es wie früher unerschütterlich! Denn auch die, die sich vom Christentum lossagten und sich dagegen erheben, sind selber ihrem Wesen nach Ebenbilder desselben Jesus Christus und sind das auch geblieben. Denn bis jetzt war weder ihre Weisheit noch das Feuer ihres Herzens imstande, ein anderes, höheres Vorbild dem Menschen und seiner Würde zu geben als das Vorbild, das von alters her von Christus gewiesen war. Was aber darüber hinaus versucht ward, das erwies sich einzig und allein als eine Mißgeburt. Sei dessen im besonderen eingedenk, Jüngling, denn dir ist es von deinem Greise, der nunmehr die Erde verläßt, bestimmt worden, ›in die Welt‹ zu gehen. Vielleicht wirst du im Angedenken an diesen großen Tag auch nicht

meine Worte vergessen, die ich dir sagte als ein herzliches Geleitwort, denn du bist noch jung, schwer sind die Verführungen der Welt, und es steht nicht in deiner Kraft, sie zu ertragen. Nun, so geh denn deines Weges, du Waise!«

Mit diesen Worten hatte ihn Vater Paisi gesegnet. Als Alescha das Kloster verließ und alle diese so unerwarteten Reden überdachte, begriff er plötzlich, daß ihm in diesem strengen Mönche, der bis dahin ihm gegenüber so kurz angebunden war, ein neuer Freund erstehe und ein neuer Gewissensführer, der ihn von Herzen liebe – und es war ganz so, als ob Vater Sosima sterbend ihn dem Paisi anvertraut habe. »Vielleicht ist das aber auch ganz offen unter ihnen ausgemacht worden!« dachte plötzlich Alescha. Des Mönches unerwartete gelehrte Ausführungen, die er soeben angehört hatte, gerade sie, und nicht irgend etwas anderes, gaben nur Zeugnis von dem feurigen Herzen des Vaters Paisi. Er beeilte sich bereits, möglichst rasch den jungen Geist zum Kampfe mit den Versuchungen auszurüsten und die junge Seele, deren Obhut ihm anvertraut war, mit einer Schutzwehr zu umgeben, wie er sie fester sich auch selber nicht vorzustellen vermochte.

2

Beim Vater

Zu allererst ging Alescha zu seinem Vater. Unterwegs erinnerte er sich daran, daß sein Vater gestern sehr darauf bestanden hatte, er, Alescha, solle bei ihm eintreten, ohne daß Bruder Iwan es bemerke. »Weshalb denn nur?« kam es dem Alescha jetzt plötzlich in den Sinn. »Wenn der Vater irgend etwas mir allein und insgeheim sagen will, weshalb soll ich dann aber unbemerkt zu ihm kommen? Augenscheinlich wollte er gestern in seiner Aufregung noch etwas anderes sagen, ja, und er kam dann nicht dazu«, entschied er. Dessenungeachtet war er sehr froh, als die ihm öffnende Marpha Ignatjewna (es erwies sich, daß Grigori erkrankt war und im Seitenbau zu Bette lag) ihm auf seine Frage mitteilte, Iwan Fjedorowitsch sei schon vor zwei Stunden von Hause fortgegangen. »Aber das Väterchen?«

»Ist aufgestanden und trinkt Kaffee«, antwortete ihm Marpha Ignatjewna in einem seltsam trockenen Tone.

Alescha trat ein. Der Greis saß allein am Tische, in Hausschuhen und in einem alten Überzieher, und sah zu seiner Unterhaltung, indes ohne große Aufmerksamkeit, irgendwelche alte Rechnungen durch. Er war ganz allein im ganzen Hause (Smerdjakoff war ebenfalls ausgegangen, um die Einkäufe zum Mittagessen zu besorgen). Aber es waren nicht die Rechnungen, die ihn beschäftigten. Wenn er auch früh am Morgen

aufgestanden war und forsch aufzutreten sich bemühte, so sah er doch müde und schwach aus. Seine Stirn, auf der sich in der Nacht dunkelviolette, blutunterlaufene Stellen von gewaltigem Umfange gebildet hatten, war mit einem roten Tuch umwunden. Auch seine Nase war während der Nacht heftig angeschwollen, und auch auf ihr waren einige blutunterlaufene Stellen hervorgetreten, die zwar nicht sehr groß waren, aber entschieden dem ganzen Gesicht einen bösen und gereizten Ausdruck verliehen. Der Greis wußte das selber und blickte nicht allzu freundlich auf den eintretenden Alescha.

»Der Kaffee ist kalt«, fuhr er ihn rauh an, »ich biete ihn dir gar nicht an. Ich selber, Bruder, sitze heute nur bei einer Fischsuppe, einer solchen, wie sie zur Fastenzeit üblich ist, und lade niemanden ein. Weshalb hast du dich herbeibemüht?«

»Um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen«, sprach Alescha.

»Ja. Und außerdem habe ich dir gestern selber befohlen, hierherzukommen. Alles das ist aber Unsinn. Ganz umsonst hast du geruht, dich zu beunruhigen. Ich habe übrigens auch gewußt, da du sogleich dich heranschleppen wirst...«

Er sprach das in der allerübelwollendsten Stimmung. Währenddessen hatte er sich von seinem Sitz erhoben und beschaute bekümmert im Spiegel seine Nase (vielleicht schon zum vierzigsten Male an diesem Morgen). Auch begann er, sein rotes Tuch etwas ordentlicher um die Stirn zu binden.

»Ein rotes Tuch macht sich besser, in einem weißen sieht man nach Krankenhaus aus!« bemerkte er vielsagend. »Nun, was geht dort bei dir vor? Was macht dein Greis?«

»Es steht sehr schlecht um ihn, er wird vielleicht heute noch sterben«, antwortete Alescha. Der Vater aber hörte nicht einmal auf ihn. Ja, und er hatte auch seine Frage sogleich wieder vergessen.

»Iwan ist ausgegangen«, sprach er plötzlich. »Er bemüht sich mit aller Kraft, dem Mitka die Braut abspenstig zu machen, deshalb lebt er auch hier«, fügte er boshaft hinzu, verzog seinen Mund zu einem Grinsen und blickte auf Alescha.

»Er hat Ihnen das doch nicht selber gesagt?« fragte Alescha.

»Ja, längst schon hat er es mir gesagt. Wie glaubst du wohl? Es ist mehr als drei Wochen her, daß er es gesagt hat. Ist nicht auch er hierhergekommen, um mich insgeheim beiseite zu schaffen? Zu irgendeinem Zwecke ist er doch wohl gekommen?«

»Was sagen Sie da! Weshalb sprechen Sie so?« fragte Alescha und geriet in furchtbare Aufregung.

»Um Geld bittet er nicht, das ist freilich wahr, er wird aber auch keinen roten Heller von mir erhalten. Ich, mein sehr lieber Alexej Fje-

dorowitsch, habe die Absicht, solange als möglich auf der Welt zu sein, das möge euch bekannt sein, und deshalb ist mir jede Kopeke nötig, und je länger ich leben werde, um so nötiger wird sie mir sein«, fuhr er fort, indem er im Zimmer auf und ab ging, von einer Ecke in die andere, und die Hände in den Taschen seines weiten, fettigen, gelb-leinenen Sommermantels verborgen hielt. »Jetzt bin ich vorerst gleichwohl noch ein Mann, nicht mehr als fünfzig Jahre alt, ich will aber noch zwanzig Jahre für einen Mann gelten; denn wenn ich erst ein Greis sein werde – werde ich ekelhaft sein, dann werden »sie« nicht um meiner selbst willen zu mir kommen, nun, und dann werden mir auch die Gelderchen nötig sein. So sammle ich denn auch jetzt immer mehr Geld, ja, immer mehr, und einzig und allein für mich selber; Ihnen, mein lieber Sohn Alexej Fjedorowitsch, möge das bekannt sein, weil ich nämlich in meiner Unzucht bis zu Ende leben will, das möge Ihnen bekannt sein! In Unzucht zu leben ist süßer als ohne sie. Alle schelten sie, aber trotzdem leben alle in ihr, nur tun das alle anderen insgeheim, ich aber ganz offen. Aber gerade wegen dieser meiner Aufrichtigkeit sind auch alle Unzüchtigen über mich hergefallen. In dein Paradies, Alexej Fjedorowitsch, will ich aber gar nicht, das möge dir bekannt sein, ja, und für einen anständigen Menschen paßt es sich auch gar nicht, in dein Paradies einzugehen, selbst wenn es wirklich vorhanden sein sollte. Meiner Ansicht nach bin ich dann einfach eingeschlafen und werde nicht mehr aufwachen, und es ist gar nichts da. Erinnert euch dann meiner, wenn ihr wollt; wenn ihr aber nicht wollt, so möge euch auch der Teufel holen! Das ist meine Philosophie. Gestern hat Iwan hier schön gesprochen, wenn wir auch alle betrunken waren. Iwan ist ein Prahlhans, ja, und er ist auch gar nicht so gelehrt, ja, und er besitzt auch gar keine besondere Bildung, er schweigt ja nur und lacht über dich, indem er schweigt – nur damit kommt er weiter!«

Alescha hörte ihm zu und schwieg.

»Weshalb spricht er nicht mit mir? Wenn er aber spricht, so macht er Grimassen; ein Schuft ist dein Iwan! Ich aber werde Gruschenka sogleich heiraten, wenn ich es nur will. Denn wenn man Geld hat, so braucht man bloß zu wollen, Alexej Fjedorowitsch, und alles wird so sein. Dieser Iwan fürchtet aber gerade dies und gibt acht auf mich, daß ich sie nicht heiraten soll, und deshalb hetzt er auch den Mitka, er solle die Gruschenka heiraten. Auf diese Weise will er einerseits mich der Gruschka fernhalten (als ob ich ihm Geld hinterlassen werde, auch wenn ich die Gruschenka nicht heirate), andererseits aber, wenn Mitka die Gruschenka heiratet, so wird sich Iwan Mitkas reiche Braut für sich nehmen, das ist es, worauf er es abgesehen hat! Ein Schuft ist dein Iwan!«

»Wie reizbar Sie sind! Das ist von gestern! Sie sollten sich zu Bett legen!« sprach Alescha.

»Siehst du, du sagst dies«, bemerkte plötzlich der Greis, als ob dies ihm nur eben zum ersten Male in den Kopf gekommen wäre. »Du sagst dies, und ich zürne dir gar nicht; wohl aber hätte ich Iwan gezürnt, wenn er mir ganz das gleiche gesagt hätte. Nur mit dir allein hatte ich Augenblicke, wo ich gut war, sonst bin ich aber ein ganz böser Mensch.«

»Sie sind nicht böse, Sie sind nur verdorben!« sprach lächelnd Alescha.

»Höre! Ich hatte den Räuber Mitka heute arretieren lassen wollen, ja, und auch jetzt weiß ich noch nicht, wie ich beschließen werde. Natürlich, in der jetzigen Zeit ist es Mode, Vater und Mutter für eine abgetane Sache zu halten, es scheint aber, dem Gesetze nach ist es auch zu unserer Zeit nicht erlaubt, greise Väter an den Haaren zu ziehen und sie, wenn sie auf dem Boden liegen, mit dem Absatz in die Fresse zu treten, und dazu in ihrem eigenen Hause, ja, und dann noch zu prahlen, man werde wiederkommen und seinem Väterchen völlig den Gar aus machen – und das alles vor Zeugen. Wenn ich wollte, könnte ich ihm Unannehmlichkeiten bereiten und ihn sogleich festnehmen lassen für das, was er getan hat.«

»So wollen Sie ihn also nicht verklagen? Nicht?«

»Iwan hat mich davon abgebracht. Ich würde nun zwar auf Iwan spucken, ich weiß aber selber eine Sache . . .«

Und er beugte sich zum Ohre des Alescha hinab und fuhr in vertraulichem Halbgeflüster fort:

»Wenn ich ihn arretieren lasse, den Schurken, und sie erfährt, daß ich ihn arretieren ließ, so wird sie sogleich zu ihm hinlaufen. Wenn sie aber heute erfahren wird, daß er mich, einen schwachen Greis, halbtot schlug, so wird sie am Ende noch gar ihm den Laufpaß geben, ja, und mich besuchen kommen . . . Siehst du, einen solchen Charakter haben wir nun einmal, um alles zum Trotz zu tun. Ich kenne sie durch und durch! Wie aber, wirst du nicht ein Kognakchen trinken? Nimm wenigstens kalten Kaffee, ja, und ich werde dir ein Viertelgläschen hineingießen, das ist gut, mein Bruder, für den Geschmack.«

»Nein, das ist nicht nötig, ich danke Ihnen. Dieses Brot hier werde ich dagegen mit mir nehmen, wenn Sie es mir geben«, sprach Alescha, nahm ein Dreikopekenweißbrötchen und steckte es in die Tasche seiner Kutte. »Aber auch Sie sollten nicht Kognak trinken«, riet er vorsichtig und schaute dem Alten gerade ins Gesicht.

»Du hast recht, er regt nur auf und gibt nicht Ruhe. Aber nur ein einziges Gläschen . . . Ich werde ihn ja aus dem Schränkchen . . .«

Er öffnete mit dem Schlüssel das »Schränkchen«, schloß es dann wieder und steckte den Schlüssel ein.

»Und damit genug, von einem Gläschen werde ich doch wohl nicht verrecken.«

»Sie sind ja jetzt auch gütiger geworden«, sprach lächelnd Alescha.

»Hm . . . Dich liebe ich auch ohne Kognak, mit den Schuften bin ich aber gleichfalls ein Schuft. Wanka fährt nicht nach Tschermaschnaja – weshalb? Er muß ausspionieren, ob ich etwa der Gruschenka viel geben werde, wenn sie kömmen wird. Alle sind sie Schufte! Ja, Iwan erkenne ich überhaupt nicht an, ich kenne ihn ja gar nicht. Woher ist er denn nur zu einem solchen geworden? Das ist ja ganz und gar nicht unsere Seele. Und gerade ihm sollte ich etwas hinterlassen? Ja, und ich werde überhaupt kein Testament hinterlassen, das sollte euch bekannt sein. Mitka aber werde ich zerdrücken wie einen Tarakan. Ich zertrete ja die schwarzen Tarakane des Nachts mit meinem Pantoffel: das knackt nur so, wenn ich auf sie trete. Knacken wird auch dein Mitka. ›Dein‹ Mitka, denn du liebst ihn. Ja, du liebst ihn, ich aber bin nicht in Furcht darum, daß du ihn liebst. Würde ihn aber Iwan lieben, so würde ich deswegen für mich selber fürchten. Iwan liebt aber niemanden. Iwan ist nicht der Unsrige. Leute, die so sind wie Iwan, dies, Bruder, sind nicht unsere Leute, das ist Staub, der sich erhob . . . Der Wind wird aber blasen und der Staub verschwinden . . . Gestern war mir eine Dummheit in den Kopf gekommen, als ich dir befahl, heute zu kommen; ich hatte durch dich erfahren wollen betreffs Mitka: wenn ich ihm tausend und noch einmal tausend Rubel jetzt abzählen würde, würde er, ein Bettler und Schurke, sich bereit erklären, sich völlig von hier wegzubegeben, auf fünf Jahre oder besser noch auf fünfunddreißig, ja, und ohne Gruschenka und schon völlig ihr entsagen; wie?«

»Ich . . . ich werde ihn fragen . . .« murmelte Alescha; »wenn im ganzen dreitausend, dann wird er vielleicht . . .«

»Du lügst! Jetzt braucht man ihn nicht mehr zu fragen, jetzt ist nichts mehr nötig! Ich habe es mir überlegt. Diese Dummheit ist mir gestern in meiner Torheit in den Kopf gekrochen. Nichts werde ich geben, ganz und gar nichts, ich brauche selber meine Gelderchen . . .« fiel der Greis dem Alescha ins Wort; »auch ohne dies werde ich ihn wie einen Tarakan zerdrücken. Sage ihm nichts, sonst wird er sich noch Hoffnungen machen. Ja, und auch du hast gar nichts bei mir zu schaffen, so gehe denn. Wird aber wohl diese Braut, Katharina Iwanowna, die er die ganze Zeit über so sorgfältig vor mir verbirgt, ihn heiraten oder nicht? Du bist gestern zu ihr gegangen, scheint es?«

»Sie will ihn um nichts in der Welt aufgeben.«

»Siehst du, gerade solche Kerle lieben diese zärtlichen Fräuleins, die Bummler und Schufte! Dreck sind, ich sage es dir, diese bleichen Fräuleins, das ist die ganze Sache . . . Nun, wenn ich seine Jugend hätte und

mein damaliges Gesicht (denn ich sah besser aus als er mit achtundzwanzig Jahren), dann hätte ich genauso wie er den Sieg davongetragen. Er ist eine Kanaille. Gruschenka aber wird er gleichwohl nicht erhalten, er wird sie nicht erhalten . . . In den Schmutz werde ich ihn treten!«

Er war von neuem in Wut geraten bei den letzten Worten. »Gehe auch du, du hast nichts bei mir zu tun heute!« Mit diesen barschen Worten entließ er den Alescha.

Alescha ging auf ihn zu, um sich zu verabschieden, und küßte ihn auf die Schulter.

»Weshalb tust du das?« fragte der Alte ein wenig betroffen. »Wir werden uns ja noch wiedersehen. Oder glaubst du etwa, wir werden uns nicht mehr wiedersehen?«

»Ganz und gar nicht, ich tat das nur so unversehens!«

»Ja, und auch ich dachte mir nichts dabei, ich habe nur so . . .« und der Greis blickte ihn an. »Höre, höre du!« schrie er ihm nach, »komm bald einmal wieder und zur Fischsuppe, ich werde Fischsuppe kochen lassen, eine ganz besondere, keine solche wie heute, komm unbedingt! Ja, morgen, hörst du, komme morgen!«

Kaum war aber Alescha weggegangen, da ging er wieder zum Schränkchen und goß noch ein halbes Gläschen hinter die Binde.

»Mehr nehme ich nicht«, murmelte er ächzend. Er schloß den Schrank, steckte den Schlüssel in die Tasche, ging dann in sein Schlafgemach, ließ sich kraftlos auf sein Bett fallen und entschlummerte augenblicklich.

3

Er hat sich mit Schülern eingelassen

»Gott sei Dank, daß er mich nicht wegen Gruschenka gefragt hat«, dachte seinerseits Alescha, als er den Vater verlassen hatte und sich dem Hause der Frau Chochlakoff zuwandte; »denn dann hätte ich ihm am Ende noch gar von der gestrigen Begegnung mit Gruschenka erzählen müssen.« Alescha fühlte mit Schmerz, daß während der Nacht die Kämpfenden neue Kräfte gesammelt und ihre Herzen mit dem anbrechenden Tage von neuem sich versteinert hatten: »Der Vater ist erregt und böse, er hat sich etwas ausgedacht und beharrt bei dem. Wie steht es aber mit Dmitri? Der hat gleichfalls in der Nacht neue Kräfte gesammelt und ist ebenfalls, so muß es wohl sein, gereizt und böse und hat sich natürlich gleichfalls irgend etwas ausgedacht . . . Oh, unbedingt muß man es heute noch fertigbringen, ihn ausfindig zu machen, was es auch koste.«

Alescha kam aber nicht lange dazu, nachzudenken: er hatte plötzlich unterwegs eine Begegnung, die zwar nicht von großer Wichtigkeit zu sein schien, gleichwohl aber auf ihn einen starken Eindruck machte. Als er nämlich eben den Platz überschritten hatte und in eine Gasse eingebogen war, um auf die Michailoffsche Straße zu gelangen, die der »Großen Straße« parallel läuft und nur durch einen kleinen Graben von ihr getrennt ist (unsere ganze Stadt ist von Gräben durchzogen), erblickte er unten vor einer kleinen Brücke eine kleine Schar von Schulkindern, alles kleine Knaben von neun bis zwölf Jahren, nicht älter. Sie gingen aus der Schule nach Hause, einige mit ihren kleinen Ranzen auf dem Rücken, andere trugen Ledermappen an Riemen um die Schulter, einige waren im Anzug, andere im Überzieher, einige aber auch in hohen Stiefeln mit Falten an den Stiefelschäften, wie ja kleine Knaben, die von wohlhabenden Eltern verwöhnt werden, einherzustolzieren lieben. Die ganze Gruppe verhandelte lebhaft über irgend etwas und beriet sich, wie es schien. Alescha brachte es niemals fertig, anteillos an Kindern vorüberzugehen, auch in Moskau war das so mit ihm gewesen, und wenn er auch die ungefähr dreijährigen Kinder am meisten liebte, so erregten doch auch die zehn- bis elfjährigen Schüler sein Wohlgefallen. Und deshalb, wie bekümmert er auch war, überkam ihn doch plötzlich die Lust, zu ihnen hinzugehen und ein Gespräch mit ihnen zu beginnen. Als er herantrat, schaute er in ihre erregten roten Gesichter und sah plötzlich, daß alle Knaben einen Stein in den Händen hielten, manche sogar zwei. Jenseit des Grabens aber, etwa dreißig Schritte von der Gruppe entfernt, stand am Zaune noch ein Knabe, ebenfalls ein Schüler und mit einer Mappe an der Seite, seinem Wuchs nach nicht mehr als zehn Jahre alt oder vielleicht sogar jünger – ein bleiches, kränkliches Kind mit funkelnden schwarzen Augen. Er beobachtete aufmerksam und forschend die Gruppe der sechs Schüler, die augenscheinlich seine Kameraden waren, gleichzeitig mit ihm soeben die Schule verlassen hatten, mit denen er aber ganz offenbar in Feindschaft war. Alescha ging hinzu, wandte sich an einen blondlockigen, rotwangigen Knaben in schwarzer Jacke, sah ihm in die Augen und bemerkte: »Als ich gerade eine solche Mappe trug wie du, hatte man sie bei uns auf der rechten Seite, um mit der rechten Hand sie sogleich erreichen zu können; bei dir aber hängt die Mappe auf der linken Seite, es muß dir recht unbequem sein, sie zu erreichen.«

Alescha hatte ohne jede vorher bedachte Schlaueit geradeswegs mit dieser sachlichen Bemerkung begonnen, und dabei kann ein Erwachsener gar nicht anders beginnen, wenn er sogleich das Vertrauen eines Kindes gewinnen will, und besonders einer ganzen Gruppe von Kindern. Man muß nämlich ernsthaft beginnen und so, daß man völlig auf

gleichem Fuße mit ihnen steht. Alescha hatte dies instinktiv begriffen.

»Er ist ja ein Linkshändiger«, antwortete sogleich ein anderer Knabe, ein forsch und gesund aussehender von elf Jahren. Die fünf anderen Knaben richteten ihre Augen auf Alescha.

»Er wirft auch die Steine mit der linken Hand«, bemerkte ein dritter Knabe. Gerade in diesem Augenblick flog aber ein Stein in die Gruppe und streifte nur leicht den linkshändigen Knaben, obgleich er geschickt und energisch geschmissen war. Geworfen hatte ihn aber der Knabe jenseit des Grabens.

»Auf ihn! Versetz ihm eins, Smuroff!« schrien alle. Smuroff (der Linkshändige) ließ aber auch so schon nicht lange auf sich warten und zahlte sogleich heim. Er warf einen Stein auf den Knaben jenseit des Grabens, aber ohne Erfolg: der Stein schlug auf die Erde. Der Knabe, der auf der andern Seite des Grabens stand, warf noch einen Stein in die Gruppe, diesmal aber geradeswegs auf den Alescha, und traf ihn ziemlich schmerzhaft an die Schulter. Der Knabe jenseits des Grabens hatte sich bereits vorher die ganze Tasche mit Steinen angefüllt. Das war auf dreißig Schritte zu sehen an den wie aufgeblähten Taschen seines Mantels.

»Da hat er auf Sie gezielt, auf Sie, er hat absichtlich auf Sie gezielt. Sie sind doch Karamasoff? Karamasoff?« schrien lachend die Knaben. »Nun, jetzt alle zugleich auf ihn: Feuer!«

Und sechs Steine flogen gleichzeitig aus der Gruppe. Einer traf den Knaben an den Kopf, der Knabe fiel hin, sprang aber sogleich wieder auf und begann von neuem mit Wut auf die Gruppe mit Steinen zu werfen. Von beiden Seiten erhob sich ein ununterbrochenes Kreuzfeuer; es erwies sich dabei, daß auch viele aus der Gruppe Steine in ihren Taschen vorrätig hatten.

»Was macht ihr denn da! Schämt ihr euch nicht? Sechs auf einen! Ja, ihr werdet ihn noch totschiagen!« schrie Alescha.

Er sprang schnell vor und stellte sich den fliegenden Steinen entgegen, um mit seiner Person den Knaben jenseit des Grabens zu decken. Drei oder vier hörten sogleich auf zu werfen.

»Er selber hat angefangen!« schrie ein Knabe in rotem Hemde mit erregter Kinderstimme. »Er ist ein Schuft, er hat vorhin in der Klasse den Krasotkin mit einem Taschenmesser gestochen. Blut ist geflossen. Krasotkin wollte ihn nur nicht angeben, man muß ihn aber verprügeln!«

»Wofür denn? Wahrscheinlich neckt ihr ihn doch?«

»Da hat er Ihnen wiederum einen Stein in den Rücken geschmissen. Er kennt Sie!« schrien die Kinder. »Er wirft jetzt auf Sie, nicht auf uns. Nun, wiederum alle auf ihn! Triff ihn, Smuroff!«

Und abermals begann das Kreuzfeuer, und dieses Mal war es sehr bösartig. Den Knaben jenseits des Grabens traf ein Stein vor die Brust, er schrie auf, brach in Weinen aus und lief die Anhöhe hinauf nach der Michailoff'schen Straße. In der Gruppe erklang Hohngelächter. »Aha, er hat den Mut verloren und ist davongelaufen, der Jammerkerl!«

»Sie wissen noch gar nicht, Karamasoff, wie niederträchtig er ist, ihn totzuschlagen ist viel zu wenig«, wiederholte der Knabe in der Jacke, augenscheinlich der Älteste von ihnen, mit funkelnden Augen.

»Was ist das denn für einer?« fragte Alescha; »hat er etwa beim Lehrer den Angeber gemacht?«

Die Knaben sahen einander an, als ob ihnen das komisch vorkäme.

»Wohin gehen Sie? In die Michailoff'sche Straße?« fuhr derselbe Knabe fort. »So werden Sie ihn einholen . . . Dort, sehen Sie, ist er stehengeblieben, er wartet und blickt auf Sie.«

»Auf Sie blickt er, auf Sie blickt er!« wiederholten die Knaben.

»So fragen Sie ihn denn, ob er einen zerzausten Badebast¹ liebt. Hören Sie, so fragen Sie ihn auch!«

Es erschallte ein allgemeines Gelächter. Alescha blickte auf sie und sie auf ihn.

»Gehen Sie nicht, er wird Sie verwunden!« schrie warnend Smuroff.

»Ich werde ihn nicht wegen des Badebastes fragen, weil ihr ihn wahrscheinlich damit irgendwie aufzieht; ich werde aber von ihm erfahren, weshalb ihr ihn so haßt!«

»Erfahren Sie es nur, erfahren Sie es doch!« lachten die Knaben.

Alescha überschritt das Brückchen und ging die Anhöhe hinauf am Zaun vorüber gerade auf den geächteten Knaben zu.

»Geben Sie acht!« riefen ihm die andern warnend zu. »Er hat keine Angst vor Ihnen, er wird Sie plötzlich meuchlings stechen, wie den Krasotkin . . .«

Der Knabe erwartete den Alescha, ohne sich von seinem Platze zu bewegen. Als Alescha ganz nahe herangekommen war, sah er vor sich ein nicht mehr als neun Jahre altes Kind, eines von den Schwachen und Kleingewachsenen, mit einem bleichen und hageren, länglichen Gesichtchen, mit großen, dunklen Augen, die böse auf ihn blickten. Geleidet war der Knabe in ein ziemlich abgetragenes altes Mäntelchen, aus dem er herausgewachsen war, so daß er mißgestaltet erschien. Seine nackten Arme hingen aus den Ärmeln heraus. Auf dem rechten Knie der Hose war ein großer Fleck, und der rechte Stiefel hatte vorn, an der Spitze, wo die große Zehe ist, ein großes Loch, und es war zu sehen, daß es stark mit Tinte beschmiert war. Die beiden wie aufgeblähten Taschen seines Mantels waren mit Steinen gefüllt. Alescha blieb zwei

¹ In Rußland werden anstatt Waschlappen Bastbündel verwendet.

Schritte vor ihm stehen und blickte ihn fragend an. Da der Knabe so gleich an den Augen des Alescha erraten hatte, daß er ihn nicht schlagen wolle, hatte er Mut bekommen und begann sogar selber zu sprechen:

»Ich bin nur einer, sie aber sind sechs . . . Ich allein werde sie aber alle verhauen . . .« sagte er plötzlich, und seine Augen funkelten.

»Ein Stein muß Sie sehr schmerzhaft getroffen haben!« bemerkte Alescha.

»Ich habe aber den Smuroff an den Kopf getroffen!« rief der Knabe.

»Die haben mir dort gesagt, daß Sie mich kennen und auf mich wegen irgend etwas einen Stein geworfen haben?« fragte Alescha.

Der Knabe schaute finster auf ihn.

»Ich kenne Sie nicht. Kennen Sie mich denn?« fragte wiederum Alescha.

»Lassen Sie mich in Ruh!« schrie plötzlich erregt der Knabe, ohne sich indes selber vom Platze zu bewegen, gleich als ob er irgend etwas erwarte, und wiederum funkelten seine Äuglein.

»Schön. Ich werde gehen«, sprach Alescha; »ich kenne Sie aber gar nicht und will Sie nicht necken. Sie haben mir gesagt, wie man Sie neckt, ich will Sie aber nicht necken. Leben Sie wohl!«

»Mönch in langen Hosen!« schrie der Knabe, indem er mit immer dem gleichen bösen und herausforderndem Blick Alescha nachblickte, ja und übrigens eine Verteidigungsstellung annahm, da er wohl darauf rechnete, Alescha werde sich jetzt schon unbedingt auf ihn werfen. Alescha schritt aber nicht auf ihn zu, blickte ihn nur an und ging weiter. Er hatte aber noch keine drei Schritte gemacht, als ihm der Knabe den größten Stein, den er in der Tasche hatte, in den Rücken warf, daß es weh tat.

»Sie kommen also von hinten? Sie haben demnach recht, wenn sie von Ihnen sagen, daß Sie aus dem Hinterhalt überfallen.« Mit diesen Worten wandte sich Alescha um. Diesmal aber warf der Knabe wiederum mit Wut einen Stein auf ihn und zielte schon ihm gerade ins Gesicht. Alescha vermochte indes noch rechtzeitig auszuweichen, und der Stein traf ihn nur am Ellenbogen.

»Wie! Schämen Sie sich denn gar nicht! Was habe ich Ihnen denn getan?« rief Alescha.

Der Knabe erwartete schweigend und erregt nur das eine, daß Alescha sich jetzt unbedingt auf ihn werfen werde. Er war wütend geworden wie ein böses Tier: Er sprang von seinem Platze und warf sich selber auf Alescha, und der vermochte sich kaum zu rühren, als der zornige Knabe bereits den Kopf bückte, mit beiden Händen Aleschas linke Hand erfaßte und ihn schmerzhaft in den Mittelfinger biß. Er sog sich förmlich in ihn fest und ließ ihn wohl zehn Sekunden lang nicht los.

Alescha schrie vor Schmerzen auf und zog mit aller Kraft seinen Finger weg. Endlich ließ ihn der Knabe los und sprang in seine frühere Stellung zurück. Der Finger war schmerzhaft durchbissen, gerade beim Nagel, tief bis zum Knochen; das Blut floß nur so. Alescha nahm sein Taschentuch heraus und verband die verwundete Hand fest. Dazu brauchte er fast eine Minute. Der Knabe stand diese ganze Zeit über da und wartete. Endlich erhob Alescha auf ihn seinen stillen Blick.

»Nun gut«, sprach er, »sehen Sie, wie schmerzhaft Sie mich gebissen haben, nun, und das ist wohl jetzt genug, nicht wahr? Jetzt sagen Sie mir aber, was ich Ihnen denn getan habe!«

Der Knabe blickte erstaunt auf ihn.

»Wenn ich Sie auch ganz und gar nicht kenne und Sie zum ersten Male sehe«, fuhr immer ebenso ruhig Alescha fort, »kann es doch nicht sein, daß ich Ihnen nichts tat – Sie hätten mir nicht so weh getan um nichts und wieder nichts. Werden Sie mir denn jetzt sagen, was ich Ihnen tat und worin ich vor Ihnen schuldig bin?«

Statt zu antworten, fing der Knabe plötzlich laut zu weinen an und lief schnell von Alescha weg. Alescha ging ihm leise auf die Michailoff'sche Straße nach und sah lange noch, wie in der Ferne der Knabe lief, ohne seinen Schritt zu mäßigen, ohne sich umzublicken und wahrscheinlich noch immer so laut vor sich hinweinend. Alescha beschloß, wann er nur Zeit finden werde, ihn unbedingt aufzusuchen und dieses Rätsel zu lösen, das ihn außerordentlich erregt hatte. Jetzt aber hatte er dazu keine Zeit.

4

Bei den Chochlakoffs

Bald war er bei dem Hause der Frau Chochlakoff angelangt, das ihr selber gehörte. Es war zweistöckig, von schmuckem Ansehen und eines der besten Häuser in unserem Städtchen. Wenn auch Frau Chochlakoff meistens in einem anderen Gouvernement wohnte, wo ihr Gut lag, oder in Moskau, wo sie ein eigenes Haus hatte, so besaß sie aber auch in unserem Städtchen ein Haus, das ihr von ihren Vätern und Großvätern zugefallen war. Ja, und auch das Gut, das ihr in unserem Kreise gehörte, war das allergrößte von ihren drei Gütern, und dabei war sie bisher nur äußerst selten in unser Gouvernement gekommen. Sie lief dem Alescha bereits ins Vorzimmer entgegen.

»Haben Sie, haben Sie den Brief über das neue Wunder erhalten?« fragte sie in nervöser Hast.

»Ja, ich habe ihn erhalten!«

»Haben Sie ihn verbreitet, haben Sie ihn allen gezeigt? Er hat ja zur Mutter den Sohn zurückkehren lassen!«

»Er wird heute sterben«, sprach Alescha.

»Ich habe es gehört, ich weiß es, oh, wie ich mit Ihnen zu sprechen wünsche! Mit Ihnen oder mit irgendwem sonst über dies alles. Nein, mit Ihnen! Mit Ihnen! Und wie tut es mir leid, daß ich ihn auf keine Weise sehen kann! Die ganze Stadt ist in Erregung, alle sind in Erwartung. Jetzt aber . . . wissen Sie, daß Katharina Iwanowna eben bei uns zu Besuch ist?«

»Ach, das trifft sich ja glücklich!« rief Alescha aus. »So werde ich sie denn bei Ihnen sehen, sie hat mir ja gestern gesagt, ich solle unbedingt heute zu ihr kommen.«

»Ich weiß alles, ich weiß alles. Ich habe bis in alle Einzelheiten alles erfahren, was sich gestern bei ihr zugetragen hat . . . und über alle diese Scheußlichkeiten mit dieser . . . Kreatur. Das ist tragisch, und ich an ihrer Stelle – ich weiß nicht, was ich an ihrer Stelle getan hätte! Aber auch Ihr Bruder, dieser Ihr Dmitri Fjedorowitsch, was ist das für einer, o mein Gott! Alexej Fjedorowitsch, ich verliere völlig den Faden. Stellen Sie sich vor: dort sitzt jetzt Ihr Bruder, das heißt nicht jener, nicht der Schreckliche von gestern, vielmehr der andere, Iwan Fjedorowitsch, sitzt dort und spricht mit ihr: ihre Unterhaltung ist eine feierliche . . . Und wenn Sie es mir glauben würden, was soeben zwischen ihnen vorgeht – das ist entsetzlich, das ist, ich sage Ihnen, ein Reiß! Das ist ein furchtbares Märchen, dem man um nichts in der Welt glauben möchte. Sie richten einander zugrunde, und niemand weiß wofür, sie selber nur wissen es, und haben wohl selber daran ihren Genuß. Ich habe Sie erwartet! Ich, das ist die Hauptsache, kann dies nicht ruhig mit ansehen. Ich werde Ihnen sogleich alles erzählen, vorerst aber etwas anderes, und das ist schon das Allerwichtigste – ach! Ich habe ja ganz vergessen, daß dies das Allerwichtigste ist. Sagen Sie nur, weshalb hat denn Lisa einen hysterischen Anfall? Kaum hatte sie gehört, daß Sie gekommen sind, so hat sie auch sogleich einen hysterischen Anfall bekommen!«

»Mutter, Sie selber sind jetzt hysterisch, nicht ich!« flüsterte plötzlich durch die Türspalte das Stimmchen der Lisa aus dem Nebenzimmer. Die Türspalte war nur ganz klein, und das Stimmchen erklang stokkend, ganz genauso, wie wenn man furchtbar lachen möchte, sich aber aus allen Kräften beherrscht. Alescha bemerkte sogleich diesen kleinen Türspalt, und wahrscheinlich blickte durch ihn Lisa auf ihn von ihrem Liegestuhl aus; das aber konnte er nicht entscheiden.

»Es wäre nicht wunderlich, Lisa, durchaus nicht wunderlich wäre es, wenn auch ich infolge deiner Launen einen hysterischen Anfall bekommen würde. Übrigens ist sie aber so krank, Alexej Fjedorowitsch, sie war diese ganze Nacht so krank, sie hatte Fieber, sie stöhnte! Ich habe mit Mühe den Morgen erwartet und den Doktor Herzenstube. Er sagt,

er vermöge da gar nichts zu begreifen, und man müsse abwarten. Dieser Herzenstube kommt immer und sagt, er könne gar nichts begreifen. Als Sie aber nur zum Hause geschritten kamen, schrie sie auf, bekam ihren Anfall und bat, man möchte sie in ihr früheres Zimmer hinüberbringen . . .«

»Mutter, ich habe ja gar nicht gewußt, daß er kommt, ich wollte gar nicht seinetwegen in dieses Zimmer gebracht werden.«

»Das ist schon nicht die Wahrheit, Lisa; zu dir kam Julia hingelaufen, dir zu sagen, daß Alexej Fjedorowitsch kommt, sie hat für dich ausgespäht.«

»Mein liebes Täubchen, Mutter, das ist furchtbar wenig geistreich von Ihnen. Wenn Sie es aber wieder gutmachen und sogleich etwas sehr Gescheites sagen wollen, so sagen Sie, liebe Mutter, dem geehrten Herrn Alexej Fjedorowitsch, der eben gekommen ist, er habe schon dadurch allein bewiesen, daß er über keinen Geist verfügt, weil er sich entschlossen hat, gerade heute zu uns zu kommen nach dem, was gestern war, und ungeachtet dessen, daß man über ihn lache.«

»Lisa, du erlaubst dir schon allzuviel, und ich versichere dich, daß ich endlich zu Maßnahmen der Strenge meine Zuflucht nehmen werde. Wer lacht denn über ihn? Ich bin so froh, daß er gekommen ist, er ist mir nötig, völlig unentbehrlich. Ach, Alexej Fjedorowitsch, ich bin außerordentlich unglücklich!«

»Ja, was ist denn mit dir, Mutter, mein Täubchen?«

»Ach, das sind deine Launen, Lisa, deine Unbeständigkeit, deine Krankheit, diese furchtbare Fiebernacht, dieser furchtbare und ewige Herzenstube, der ewige, ewige, ewige! Und endlich alles, alles . . . Und dann sogar dies Wunder! Oh, wie hat mich dieses Wunder betroffen, wie hat es mich erschüttert, lieber Alexej Fjedorowitsch! Und hier diese Tragödie jetzt im Gastzimmer, die ich nicht mit ansehen kann; ich kann es nicht, ich erkläre es Ihnen im voraus, daß ich es nicht kann. Eine Komödie, vielleicht gar keine Tragödie! Sagen Sie, wird der Greis Sosima noch bis morgen leben, wird er leben? O mein Gott! Was geht mit mir vor! Ich schliesse alle Augenblicke die Augen und sehe, daß alles Unsinn ist, alles nur Unsinn!«

»Ich möchte Sie gar sehr bitten«, unterbrach sie plötzlich Alescha, »mir irgendeinen sauberen Lappen zu geben, um meinen Finger zu verbinden. Ich habe ihn stark verletzt, und er tut mir jetzt qualvoll weh.«

Alescha entblöste seinen gebissenen Finger. Das Taschentuch war über und über mit Blut besudelt. Frau Chochlakoff schrie auf und wandte die Augen ab.

»O mein Gott, was für eine Wunde! Das ist ja entsetzlich!«

Als aber Lisa durch den Spalt nur eben Aleschas Finger erblickt hatte, öffnete sie sogleich sperrweit die Türe.

»Kommen Sie nur, kommen Sie hierher zu mir!« schrie sie energisch und gebieterisch; »diesmal geht es schon ohne alle Dummheiten ab! O mein Gott, was haben Sie denn die ganze Zeit geschwiegen? Er hätte ja verbluten können, Mutter! Wo haben Sie das her? Wie haben Sie das nur angestellt? Vor allem Wasser, Wasser! Man muß die Wunde auswaschen, sie einfach in kaltes Wasser halten, damit der Schmerz nachläßt, man muß sie in Wasser halten, immer in Wasser halten . . . Rasch, rasch, Wasser, Mutter, in die Spülschale! Ja, nur rasch!« rief sie nervös. Sie war ganz erschrocken; die Wunde des Alescha hatte auf sie einen furchtbaren Eindruck gemacht.

»Soll man nicht nach Herzenstube schicken?« rief Frau Chochlakoff laut aus.

»Mutter, Sie wollen mich wohl töten! Ihr Herzenstube wird kommen und sagen, er könne gar nicht begreifen. Wasser, Wasser, Mutter! Gehen Sie um Gottes willen selber und schicken Sie schnell Julia her, die dort irgendwo steckengeblieben ist und niemals rasch kommen kann! Ja, aber rasch, Mutter, sonst werde ich sterben!«

»Das ist doch nur eine Kleinigkeit!« rief Alescha aus, der über ihren Schrecken selber erschreckt war.

Julia kam mit Wasser herbeigelaufen. Alescha hielt den Finger ins Wasser.

»Mutter, bringen Sie um Gottes willen Scharpie und jene ätzende, trübe Flüssigkeit für Schnittwunden – nun, wie nennt man sie nur? Wir haben solche, wir haben sie, wir haben sie . . . Mutter, Sie selber wissen, wo das Fläschchen steht, in Ihrem Schlazimmer im Schränkchen rechts, da ist eine große Flasche und auch Scharpie . . .«

»Sogleich werde ich alles bringen, Lisa, schrei nur nicht so und beruhige dich! Siehst du, wie standhaft Alexej Fjedorowitsch sein Unglück erträgt! Wo konnten Sie sich aber auch nur so furchtbar verwunden, Alexej Fjedorowitsch?«

Frau Chochlakoff ging rasch hinaus. Lisa hatte nur darauf gewartet.

»Zu allererst antworten Sie mir auf die Frage«, sprach sie rasch zu Alescha, »wo haben Sie geruht, sich derart zu verwunden? Dann aber werde ich mit Ihnen schon von etwas ganz anderem sprechen. Nun?«

Alescha, der instinktiv fühlte, daß für sie die Zeit bis zur Rückkehr der Mutter wertvoll sei, erzählte ihr eilig, indem er viel ausließ und abkürzte, aber trotzdem genau und klar von seiner rätselhaften Begegnung mit dem Schulknaben. Lisa hörte ihm zu und rang die Hände.

»Nein! Konnten Sie sich denn, konnten Sie sich wirklich, und dazu noch in diesem Gewande, mit kleinen Jungen einlassen!« schrie sie vol-

ler Wut, gleich als ob ihr irgendein Recht über ihn zustehe. »Ja, Sie selber sind nach diesem Vorfall ein Junge, der kleinste Junge, den es nur geben kann! Bringen Sie indes unbedingt etwas in Erfahrung über diesen abscheulichen Bengel, und erzählen Sie mir dann alles, weil da irgendein Geheimnis dahintersteckt. Jetzt das zweite – vorher aber eine Frage: Können Sie, Alexej Fjedorowitsch, ungeachtet der Schmerzen, die Sie erleiden, von völligen Nichtigkeiten sprechen, aber vernünftig sprechen?«

»Ich kann das durchaus, ja, und einen solchen Schmerz fühle ich jetzt auch gar nicht mehr!«

»Das kommt daher, daß Ihr Finger im Wasser ist. Man muß das Wasser sogleich wechseln, weil es rasch warm wird. Julia, bringe sofort ein Stück Eis aus dem Keller und noch eine Spülschale mit Wasser! Nun, jetzt ist sie fortgegangen, und ich komme zur Sache. Augenblicklich, lieber Alexej Ejedorowitsch, geruhen Sie mir den Brief zurückzugeben, den ich Ihnen gestern geschickt habe, augenblicklich, weil sogleich Mütterchen kommt, ich aber will nicht . . .«

»Ich habe den Brief nicht bei mir.«

»Das ist nicht wahr. Sie haben ihn bei sich. Ich habe auch gewußt, daß Sie so antworten werden. Sie haben ihn in dieser Tasche. Ich habe diesen dummen Scherz so sehr die ganze Nacht über bereut. Geben Sie mir den Brief sogleich zurück, geben Sie ihn!«

»Er ist dort geblieben.«

»Sie können mich aber doch nicht für ein kleines Mädchen halten, für ein ganz, ganz kleines Mädchen nach diesem Brief, der einen so dummen Scherz enthielt! Ich bitte Sie um Verzeihung wegen dieses dummen Späßes, den Brief aber bringen Sie mir unbedingt. Wenn Sie ihn schon tatsächlich nicht bei sich haben, so bringen Sie ihn gleichwohl heute noch, unbedingt, unbedingt!«

»Heute ist das ganz unmöglich, weil ich ins Kloster gehen und zwei, drei, vielleicht auch vier Tage nicht zu Ihnen kommen werde, weil der Greis Sosima . . .«

»Vier Tage! Was ist das für ein Unsinn! Hören Sie: haben Sie sehr über mich gelacht?«

»Ich habe ganz und gar nicht über Sie gelacht.«

»Weshalb denn?«

»Weil ich durchaus allem Glauben schenkte.«

»Sie beleidigen mich!«

»Nicht im geringsten. Als ich es nur durchgelesen hatte, so dachte ich mir sogleich, daß alles auch so sein wird, weil ich, sobald der Greis Sosima sterben wird, das Kloster werde verlassen müssen. Dann werde

ich meine Studien weiterführen und das Examen machen, und wenn die gesetzliche Zeit kommen wird, werden wir auch heiraten. Ich werde Sie liebhaben. Wenn ich auch noch niemals Gelegenheit fand, darüber nachzudenken, so habe ich mir doch überlegt, daß ich keine bessere Frau finden werde als Sie, und der Greis befiehlt mir ja, zu heiraten!«

»Ja, aber ich bin doch eine Mißgestalt, man fährt mich ja im Rollstuhl!« sprach Lisa. Sie lächelte dabei, und ihre Wangen wurden rot.

»Ich selber werde Sie im Rollstuhl fahren, ich bin aber überzeugt, daß Sie bis dahin genesen werden.«

»Sie sind wohl verrückt!« sprach nervös Lisa. »Aus einem solchen Scherz haben Sie plötzlich einen solchen Unsinn abgeleitet! Ach, da ist auch Mütterchen, vielleicht sehr zur rechten Zeit. – Mutter, wie Sie immer lange wegbleiben, kann man das denn! Und da bringt auch schon Julia das Eis.«

»Ach, Lisa, schrei doch nicht so, das ist die Hauptsache – schrei doch nicht so. Dieses Schreien macht mich ganz . . . Was kann ich denn machen, wenn du selber die Scharpie auf einen anderen Platz verlegt hast . . . Ich habe gesucht, gesucht . . . Ich habe den Argwohn, daß du dies absichtlich tatest.«

»Ich konnte aber doch gar nicht wissen, daß er mit durchgebissenem Finger kommen wird, sonst hätte ich es vielleicht tatsächlich absichtlich getan. Mein Engel, Mutter, Sie fangen an, außerordentlich geistreiche Dinge zu erzählen!«

»Mögen sie geistreich sein, aber was sind das für Empfindungen in Hinsicht auf den Finger von Alexej Fjedorowitsch und alles andere? Ach, mein lieber Alexej Fjedorowitsch, mich töten ja keine Einzelheiten, nicht irgendein Herzenstube, vielleicht mehr alles zusammen; alles im ganzen genommen, das ist es, was ich nicht ertragen kann!«

»Genug, Mutter, genug von Herzenstube«, lachte vergnügt Lisa. »Geben Sie mir rasch Scharpie, Mutter, und Wasser! Das ist einfach Bleiwasser, Alexej Fjedorowitsch, mir ist jetzt die Benennung eingefallen, das ist ein treffliches Wasser, um Umschläge zu machen. Stellen Sie sich vor, Mutter, er hat sich unterwegs mit Gassenbuben auf eine Schlägerei eingelassen, und das ist der Biß eines kleinen Buben. Nun, ist er nicht selber ein Kleiner, ist er nicht selber ein ganz kleiner Kerl, und kann er nach alledem heiraten? Denn, stellen Sie sich nur vor: Er will heiraten, Mutter. Stellen Sie sich einmal vor, er sei verheiratet, ist das nicht zum Lachen, ist das nicht furchtbar?«

Und Lisa lachte immerzu ihr kleines nervöses Lachen, wobei sie listig auf Alescha hinblickte.

»Nun, wenn er heiraten will, und aus welchem Grunde, das geht

dich schon gar nichts an . . . Dabei ist dieser Knabe vielleicht toll geworden.«

»Ach, Mutter! Gibt es denn überhaupt tolle Knaben?«

»Weshalb soll es denn keine solchen geben, Lisa! Als ob ich eine Dummheit gesagt hätte! Ihren Knaben hat ein toller Hund gebissen, und er wird selber toll, und da beißt er denn wiederum den ersten besten. Was für einen schönen Verband hat sie Ihnen gemacht, Alexej Fjedorowitsch, ich hätte das niemals so fertiggebracht. Fühlen Sie jetzt noch Schmerzen?«

»Jetzt nur sehr geringe.«

»Haben Sie denn keine Scheu vorm Wasser?« fragte Lisa.

»Nun, genug, Lisa, ich habe vielleicht in der Tat sehr unüberlegt das von dem tollen Hunde gesprochen, du hast aber schon sogleich deinen Schluß daraus gezogen. Kaum hatte übrigens Katharina Iwanowna erfahren, daß Sie gekommen sind, Alexej Fjedorowitsch, als sie auch schon sogleich zu mir ins Zimmer gestürzt kam. Sie dürstet geradezu nach Ihnen, sie dürstet.«

»Ach, Mutter, gehen Sie allein zu ihr, er kann eben noch nicht kommen, er leidet zu sehr.«

»Ich leide ganz und gar nicht, ich kann sehr wohl zu ihr gehen«, sprach Alescha.

»Wie! Sie gehen weg? So sind Sie also? So sind Sie!«

»Wie denn? Sobald ich dort fertig bin, werde ich wiederkommen, und wir können wieder miteinander plaudern, soviel es Ihnen gefällig sein wird. Es verlangt mich aber sehr danach, möglichst bald Katharina Iwanowna zu sehen, denn ich möchte schon sehr, so schnell als möglich, heute ins Kloster zurückkehren.«

»Mutter, nehmen Sie ihn und führen Sie ihn rasch hinaus. Alexej Fjedorowitsch, bemühen Sie sich nicht mehr, zu mir zu kommen, wenn Sie von der Katharina Iwanowna zurückkehren, gehen Sie vielmehr geradeswegs in Ihr Kloster, dahin ist auch Ihr Weg! Ich aber möchte schlafen, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen!«

»Ach, Lisa, das sind nur wieder deine Narrheiten! Wenn du aber nur tatsächlich einschlafen würdest!« rief Frau Chochlakoff aus.

»Ich weiß nicht, wieso . . . Ich werde noch drei Minuten bleiben, sogar fünf . . .« murmelte Alescha.

»Sogar fünf! Ja, führen Sie ihn nur rascher fort, das ist ein Unge-
tüm.«

»Lisa, du bist verrückt geworden! Gehen wir, Alexej Fjedorowitsch, sie ist heute schon gar zu launisch, ich fürchte, sie zu erregen. Oh, seine Last hat man mit einem nervösen Frauenzimmer, Alexej Fjedorowitsch! Sie hat aber vielleicht tatsächlich schlafen wollen, als Sie bei ihr waren.

Wie haben Sie ihr denn so rasch Schlaf gemacht, und wie ist das gut!«

»Ach, Mutter, wie lieb Sie da eben gesprochen, ich küsse Sie dafür, Mütterchen!«

»Und ich dich gleichfalls, Lisa. Hören Sie, Alexej Fjedorowitsch«, sprach geheimnisvoll und gewichtig im raschen Geflüster Frau Chochlakoff, indem sie sich mit Alescha entfernte, »ich will Sie nicht beeinflussen und den Vorhang hier nicht heben, Sie aber werden eintreten und selber alles sehen, was da vorgeht – das ist furchtbar, das ist die allerfurchtbarste Komödie: sie liebt Ihren Bruder Iwan Fjedorowitsch und redet sich mit aller Kraft ein, sie liebe Ihren Bruder Dmitri Fjedorowitsch. Das ist entsetzlich! Ich will mit Ihnen zugleich eintreten und, wenn man mich nicht hinausjagen wird, das Ende abwarten.«

5

Der Riß im Gastzimmer

Im Gastzimmer hatte indes die Unterhaltung bereits ihr Ende gefunden. Katharina Iwanowna war in großer Erregung, wenn sie auch entschlossen aussah. In dem Augenblick, als Alescha mit Frau Chochlakoff eintrat, stand gerade Iwan Fjedorowitsch auf, um sich zu verabschieden. Sein Gesicht war etwas bleich, und Alescha blickte in Unruhe auf ihn hin. Das lag daran, daß dort einer der Zweifel Aleschas seine Lösung fand, ein ihn mit Unruhe erfüllendes Rätsel, das ihn seit einiger Zeit bereits quälte. Schon seit mehr als einem Monat hatte man ihm mehrmals und von verschiedener Seite her zu verstehen gegeben, sein Bruder, Iwan, liebe Katharina Iwanowna, und die Hauptsache, er habe tatsächlich die Absicht, sie dem Mitja »abspenstig zu machen«. Bis zur allerletzten Zeit schien das Alescha eine Ungeheuerlichkeit zu sein, wenn es ihn auch gar sehr beunruhigte. Er liebte seine beiden Brüder und fürchtete solche Nebenbuhlerschaft unter ihnen. Dabei hatte ihm plötzlich gestern Dmitri Fjedorowitsch selber geradezu ins Gesicht gesagt, er sei sogar froh darüber, daß sein Bruder Iwan sein Nebenbuhler sei, und das werde ihm, Dmitri, in vieler Hinsicht von Nutzen sein. »Wozu aber von Nutzen? Gruschenka zu heiraten?« Solches hielt aber Alescha für die letzte Verzweiflungstat. Abgesehen von dem allem hatte Alescha bis zum gestrigen Tage unbedingt geglaubt, Katharina Iwanowna liebe selber bis zu leidenschaftlichem Trotze den Bruder Dmitri – er hatte das freilich bloß bis zum gestrigen Tage geglaubt. Überdies war es ihm aus irgendeinem Grunde immer so vorgekommen, als könne sie einen Menschen wie Iwan gar nicht lieben, als liebe sie vielmehr den Bruder Dmitri und gerade deshalb, weil er ein solcher ist, ungeachtet aller Ungeheuerlichkeit einer derartigen Liebe. Gestern

aber, bei der Szene mit Gruschenka, war ihm plötzlich etwas ganz anderes aufgegangen. Das Wort »Riß«, das eben erst Frau Chochlakoff ausgesprochen hatte, hatte ihn fast erbeben gemacht, weil er gerade in der vergangenen Nacht, als er gegen Morgengrauen im Halbschlaf lag, plötzlich (wahrscheinlich zur Antwort auf ein Traumgesicht) ausgerufen hatte: »Ein Riß, ein Riß!« Es hatte ihm aber die ganze Nacht hindurch von der gestrigen Szene bei Katharina Iwanowna geträumt. Und da versichert jetzt plötzlich Frau Chochlakoff ganz offen und mit Hartnäckigkeit, Katharina Iwanowna liebe seinen Bruder Iwan, und sie betrüge sich nur selber absichtlich irgendeines Spieles wegen, aus »einem inneren Risse« heraus, und sie quäle sich selber mit ihrer falschen Liebe zu Dmitri, wie um einer Dankespflicht zu genügen – und das erschütterte Alescha: »Ja, vielleicht ist tatsächlich die volle Wahrheit gerade in diesem Worte!« Welches ist aber in solchem Falle die Lage des Iwan?

Alescha fühlte aus einem gewissen Instinkt heraus, daß ein Charakter wie Katharina Iwanowna herrschen müsse; zu herrschen würde sie aber nur imstande sein über einen Menschen wie Dmitri, keineswegs aber über einen solchen wie Iwan. Denn nur Dmitri könnte sich einmal (geben wir zu: nicht allzubald) endlich ihr fügen »zu seinem eigenen Glücke« (und das hatte sogar Alescha gewünscht), nicht aber Iwan. Iwan würde sich nicht vor ihr demütigen können, ja, und eine solche Demut würde ihm auch gar kein Glück gewähren. Alescha hatte sich schon einen solchen Begriff von Iwan gebildet. Und alle diese Zweifel und Vorstellungen flogen ihm zu und flimmerten vor seinem Geiste in dem Augenblick, als er jetzt das Gastzimmer betrat. Es blitzte ihm plötzlich auch noch, ohne daß er sich dagegen wehren konnte, der Gedanke auf: »Wie aber, wenn sie niemanden liebt, weder diesen noch jenen?« Ich bemerke, daß sich Alescha solcher Gedanken geradezu schämte und sich ihretwegen Vorwürfe machte, wenn sie ihm kamen, und das war im letzten Monat der Fall. »Nun, was verstehe ich denn von der Liebe und den Frauen, und wie kann ich denn solche Schlüsse ziehen?« dachte er jedesmal, indem er sich Vorwürfe machte nach jedem derartigen Einfall oder Erraten. Dabei konnte er aber gar nicht anders denken. Er verstand instinktiv, daß zum Beispiel jetzt in dem Schicksal seiner Brüder diese Nebenbuhlerschaft schon eine allzu wichtige Frage sei und schon allzuviel von ihr abhinge. »Ein Ekel wird den anderen fressen«, hatte noch gestern Bruder Iwan in Erregung ausgerufen in bezug auf den Vater und Dmitri. Demnach ist also Dmitri in seinen Augen ein Ekel, und das vielleicht lange schon? Vielleicht schon seit der Zeit, als Bruder Iwan eben erst Katharina Iwanowna kennengelernt hatte? Diese Worte hatten sich natürlich gestern dem

Bruder Iwan wider Willen entrungen – dadurch waren sie aber um so bedeutungsvoller. Wenn dem aber so ist, was kann da für ein Frieden herrschen? Nicht neu sind demnach (ganz im Gegenteil!) die Anlässe zu Haß und Feindschaft in ihrer Familie? Aber die Hauptsache: Mit wem soll denn er, Alescha, mitempfinden? Und was soll man einem jeden von ihnen wünschen? Er liebt sie beide. Was soll er aber einem jeden von ihnen wünschen inmitten solcher furchtbaren Widersprüche? In diesem Wirrwarr konnte man sich völlig verlieren, und dabei vermochte das Herz Aleschas keine Ungewißheit zu ertragen, weil der Charakter seiner Liebe stets ein tätiger war. In Passivität zu lieben, dazu war er außerstande: Wenn er jemanden liebgewonnen hatte, machte er sich auch sogleich daran, ihm zu helfen. Dafür mußte man sich aber ein Ziel setzen, mußte man bestimmt wissen, was für einen jeden von ihnen gut und nützlich ist, und wenn man sich dann einmal überzeugt hatte von der Richtigkeit des Zieles, so ist es selbstverständlich, daß man einem jeden von ihnen auch hilft. Statt eines festen Zieles war aber in allem nur Unklarheit und Verwirrung! »Da ist ein Riß!« war eben jetzt ausgesprochen worden. Was aber vermochte er zu begreifen, wenn auch sogar nur in diesem Risse? Schon das erste Wort in dieser ganzen Wirrnis versteht er nicht!

Als Katharina Iwanowna Alescha erblickt hatte, sprach sie rasch und freudig zu Iwan Fjedorowitsch, der schon aufgestanden war, um fortzugehen:

»Auf einen Augenblick noch! Bleiben Sie noch eine Minute! Ich möchte die Meinung gerade dieses Menschen hier vernehmen, dem ich mit meinem ganzen Wesen vertraue. Katharina Ossipowna, bleiben auch Sie hier!« fügte sie hinzu, indem sie sich an Frau Chochlakoff wandte. Sie hieß Alescha an ihrer Seite Platz nehmen. Frau Chochlakoff setzte sich ihr gegenüber neben Iwan Fjedorowitsch.

»Hier sind nun alle meine Freunde vereinigt, alle, die ich auf der Welt habe! Ihr, meine lieben Freunde«, begann sie feurig mit einer Stimme, in der aufrichtige Tränen des Leidens zitterten – und Aleschas Herz wandte sich ihr sofort wiederum zu –, »Sie, Alexej Fjedorowitsch, waren gestern Zeuge jenes . . . Entsetzlichen und sahen, wie ich mich benahm. Sie haben das nicht gesehen, Iwan Fjedorowitsch, er aber hat es gesehen. Was er gestern von mir gedacht hat, weiß ich nicht, ich weiß nur eines: daß, wenn sich ganz das gleiche heute wiederholen würde, auch ich sofort wieder die gleichen Gefühle offenbaren würde wie gestern – dieselben Gefühle, dieselben Worte, dieselben Bewegungen. Sie entsinnen sich meiner Bewegungen, Alexej Fjedorowitsch, Sie selber hielten mich zurück bei einer von ihnen . . . (bei diesen Worten erröte sie, und ihre Augen funkelten). Ich erkläre Ihnen nun, Alexej Fjedorowitsch,

witsch, daß mich gar nichts aussöhnen kann! Hören Sie, Alexej Fjedorowitsch, ich weiß sogar nicht, ob ich ›ihn‹ jetzt noch liebe. Er schien mir ›bemitleidenswert‹, und das ist ein schlechtes Zeugnis von Liebe. Wenn ich ihn lieben würde, wenn ich fortfahren würde ihn zu lieben, so würde ich ihn vielleicht jetzt nicht bemitleiden, vielmehr im Gegenteil ihn hassen . . .«

Ihre Stimme bebte, und kleine Tränen blitzten an ihren Wimpern. Alescha fuhr innerlich zusammen. »Dies Mädchen ist gerecht und aufrichtig«, dachte er, »und . . . und sie liebt den Dmitri nicht mehr!«

»Das ist so, ganz so!« schrie fast Frau Chochlakoff.

»Warten Sie, liebe Katharina Ossipowna, ich habe noch nicht die Hauptsache gesagt, ich habe noch nicht gesagt, welchen endgültigen Entschluß ich in dieser Nacht faßte. Ich fühle, daß vielleicht dieser Entschluß furchtbar ist – für mich; ich fühle aber im voraus, daß ich ihn schon um nichts in der Welt ändern werde, um nichts in der Welt, mein ganzes Leben lang, und so wird es auch sein. Mein lieber, mein guter, mein ständiger, großmütiger Berater und tiefer Herzenskündiger und mein einziger Freund, den ich auf Erden habe, Iwan Fjedorowitsch, gibt mir in allem recht und lobt meinen Entschluß. Er kennt ihn.«

»Ja, ich halte ihn für richtig«, sprach mit leiser, aber fester Stimme Iwan Fjedorowitsch.

»Ich bedaure aber, daß auch Alescha – ach, Alexej Fjedorowitsch, verzeihen Sie, daß ich Sie einfach Alescha nannte! – ich wünsche, daß auch Alexej Fjedorowitsch mir sage, und zwar gerade jetzt in Gegenwart meiner beiden Freunde, ob ich recht habe oder nicht? Ich habe das instinktive Vorgefühl, daß Sie, Alescha, mein lieber Bruder (denn Sie sind mein lieber Bruder)«, sprach sie wiederum in Begeisterung, und sie nahm seine kalte Hand in ihre heißen Hände – »ich fühle voraus, daß Ihre Entscheidung, Ihr Gutheißsen mir ungeachtet aller meiner Kümmernisse Frieden geben wird, weil ich mich nach Ihren Worten beruhigen und mich demütigen werde – ich fühle das voraus!«

»Ich weiß nicht, worüber Sie mich fragen werden«, sprach Alescha, und er errötete, »ich weiß nur, daß ich Sie liebe und Ihnen in diesem Augenblick mehr Glück wünsche als mir selber . . . Ich verstehe aber ja gar nichts von diesen Dingen . . .« beeilte er sich plötzlich aus irgendeinem Grunde zuzufügen.

»In diesen Dingen, Alexej Fjedorowitsch, in diesen Dingen ist jetzt die Hauptsache – die Ehre und die Pflicht, und ich weiß nicht, was sonst noch, aber irgend etwas Höheres, etwas, was vielleicht noch höher ist als selbst die Pflicht. Mir kündet mein Herz von diesem unbezwinglichen Gefühl, und es reißt mich widerstandslos mit sich fort. Das Ganze läßt sich übrigens in zwei Worten aussprechen. Ich habe mich

entschlossen: Wenn er sogar jene . . . Kreatur heiraten wird«, begann sie feierlich, »der ich niemals, niemals zu verzeihen vermag, so werde ich ihn gleichwohl nicht aufgeben! Von nun an werde ich ihn schon niemals, niemals aufgeben!« sprach sie, und das war wie der Ausbruch einer blassen, gequälten Begeisterung. »Das heißt nicht, daß ich ihm nachlaufen, ihm jeden Augenblick unter die Augen kommen und ihn quälen werde – o nein! Ich werde in eine andere Stadt ziehen, wohin Sie wollen, aber mein ganzes Leben, mein ganzes Leben hindurch werde ich unermüdlich auf ihn achtgeben. Wenn er aber mit jener unglücklich werden wird, und das wird zweifellos sofort der Fall sein, dann möge er nur zu mir kommen, und er wird einen Freund, eine Schwester finden . . . Natürlich nur eine Schwester, und das so für immer, er wird sich aber endlich davon überzeugen, daß das eine Schwester ist – tatsächlich seine Schwester, die ihn liebt und ihm das ganze Leben zum Opfer gebracht hat. Ich werde dies durchsetzen, ich bestehe darauf, daß er endlich mich kennenlernen und mir alles mitteilen soll, ohne sich zu schämen!« rief sie wie in Ekstase aus. »Ich werde sein Gott sein, zu dem er beten wird, und das wenigstens ist er mir schuldig für seinen Verrat und für das, was ich durch ihn gestern erleiden mußte. Und möge er sein ganzes Leben hindurch sehen, daß ich mein ganzes Leben ihm und meinem ihm einmal gegebenen Worte treu sein werde, ungeachtet dessen, daß er treulos war und mich verriet. Ich werde . . . ich werde nur zu einem Mittel werden für sein Glück (oder wie soll man das ausdrücken?), zu einem Instrument, zu einer Maschine für sein Glück, und das fürs ganze Leben, fürs ganze Leben, und er soll dessen gewiß sein sein ganzes Leben lang! Das ist mein fester Entschluß! Iwan Fjedorowitsch gibt mir im höchsten Maße recht!«

Sie war außer Atem. Sie wollte vielleicht viel würdiger, geschickter und natürlicher ihre Gedanken ausdrücken, es kam aber zu eilig und gar zu nüchtern heraus. Vieles war jugendlicher Mangel an Beherrschung, vieles erklärte sich nur durch die Aufregung von gestern, durch das Bedürfnis, sich zu brüsten, das fühlte sie selber. Es war auch, als ob sich ihr Gesicht plötzlich verfinstert habe, der Ausdruck ihrer Augen ward geradezu unschön. Alescha hatte das alles sofort bemerkt, und in seinem Herzen regte sich Mitgefühl. Aber da gerade machte auch Bruder Iwan noch eine Bemerkung.

»Ich habe nur folgendem Gedanken Ausdruck gegeben«, sprach er. »Bei jeder anderen wäre das alles verstellt und gequält herausgekommen, bei Ihnen aber – nicht. Eine andere würde unrecht haben, Sie aber haben recht. Ich weiß nicht, wie ich das begründen soll, ich sehe aber, daß Sie aufrichtig sind im höchsten Maße, und deshalb sind Sie auch im Recht.«

»Das ist aber doch nur in dieser Minute . . . Was bedeutet aber diese Minute? Alles in allem nur die gestrige Beleidigung – das ist es, was diese Minute bedeutet!« sprach plötzlich Frau Chochlakoff. Sie hatte nicht an sich halten können. Offenbar hatte sie nicht gewünscht, sich einzumischen, sie hatte sich aber nicht beherrschen können und hatte da plötzlich einem sehr richtigen Gedanken Ausdruck verliehen.

»So ist es, so ist es!« unterbrach sie Iwan mit einer gewissen plötzlichen Heftigkeit und augenscheinlich ärgerlich darüber, daß man ihn unterbrochen hatte. »So ist es! Bei jeder anderen wäre aber diese Minute nur der gestrige Eindruck und nur eine Minute, bei dem Charakter von Katharina Iwanowna dagegen wird diese Minute ihr ganzes Leben lang dauern. Was für andere nur ein Versprechen ist, ist für sie eine ewige, schwere, vielleicht unangenehme, aber nie aussetzende Pflicht. Und sie wird sich nähren von dem Gefühle dieser erfüllten Pflicht! Ihr Leben, Katharina Iwanowna, wird jetzt verlaufen in qualvoller Anschauung Ihrer eigenen Gefühle, Ihres eigenen Tuns und Ihres eigenen Kammers. In der Folge wird aber dieses Leiden milder werden, und Ihr Leben wird sich schon wandeln in die süße Anschauung eines ein für allemal verwirklichten festen und stolzen Gedankens, der tatsächlich in seiner Art ein stolzer ist, in jedem Falle einer Verzweiflung entspringt, aber einer, die Sie überwunden haben, und dies Bewußtsein wird Ihnen endlich die allervollste Befriedigung gewähren und Sie mit allem übrigen aussöhnen!«

Er sprach das in entschiedenem Tone, in einer gewissen Erbitterung, augenscheinlich absichtlich und vielleicht sogar ohne seine Absicht verhüllen zu wollen, das heißt, daß er dies so absichtlich und im Hohne sagte.

»O mein Gott, wie ist das alles nicht so!« rief wiederum Frau Chochlakoff aus.

»Alexej Fjedorowitsch, werden Sie denn nicht Ihre Ansicht sagen? Ich empfinde bis zur Qual das Bedürfnis, zu wissen, was Sie mir sagen werden!« rief Katharina Iwanowna und brach plötzlich in Tränen aus. Alescha erhob sich vom Diwan.

»Das ist nichts, gar nichts!« fuhr sie weinend fort, »das kommt von der Aufregung, von der heutigen Nacht. Aber neben zwei solchen Freunden, wie Sie und Ihr Bruder, fühle ich mich noch stark . . . weil ich weiß . . . Sie beide werden mich niemals verlassen.«

»Leider muß ich aber wohl morgen schon nach Moskau verreisen und Sie auf lange verlassen . . . Und das ist leider unabänderlich . . .« sprach plötzlich Iwan Fjedorowitsch.

»Morgen nach Moskau!« rief Katharina Iwanowna, und ihr ganzes Gesicht verzog sich plötzlich; »aber, aber, mein Gott, wie trifft sich

das gut!« rief sie, ihre Stimme war in einem Augenblick eine ganz andere geworden, und in einem Augenblick hatte sie ihre Tränen verschleudert, so daß auch keine Spur von ihnen geblieben war. In einem Augenblick ging nämlich in ihr eine erstaunliche Wandlung vor, die Alescha außerordentlich wunderte: an Stelle eines armen, gekränkten Mädchens, das noch eben in einem Ausbruch ihres Gefühles geweint hatte, offenbarte sich plötzlich ein Weib, das völlig ihrer selber Herr und sogar aus irgendeinem Grunde außerordentlich zufrieden war, gleich als ob sie sich plötzlich über etwas gefreut habe.

»Oh, nicht das trifft sich glücklich, daß ich Sie verliere, natürlich nicht das«, sprach sie plötzlich mit dem lieblichen Lächeln der Weltkame, und es war, als wollte sie den Eindruck ihrer soeben gesprochenen Worte mildern; »nein, ein solcher Freund wie Sie kann das nicht glauben. Ich bin im Gegenteil allzu unglücklich, daß ich Sie missen muß« (sie stürzte plötzlich ungestüm zu Iwan Fjedorowitsch hin, faßte seine beiden Hände und drückte sie in warmem Gefühle) »– nein, was sich vielmehr gut trifft, ist das, daß Sie selber jetzt persönlich imstande sein werden, in Moskau meinem Tantchen und Agascha meine ganze Lage zu schildern, das ganze Entsetzliche meiner jetzigen Lage, wobei Sie durchaus aufrichtig sein können mit Agascha und mein liebes Tantchen schonen werden, wie Sie selber das so gut verstehen. Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie unglücklich ich gestern und heute morgen war, da ich gar nicht wußte, wie ich ihnen diesen entsetzlichen Brief schreiben soll . . . denn in einem Briefe kann man dies durchaus nicht wiedergeben . . . Jetzt wird es mir aber leicht sein, zu schreiben, weil Sie persönlich dort bei ihnen sein und ihnen alles erklären werden. Oh, wie bin ich froh! Ich bin aber nur darüber froh, glauben Sie mir dies wiederum, Sie selber sind mir natürlich unersetzlich . . . Sogleich will ich nach Hause gehen und den Brief schreiben!« schloß sie plötzlich und tat sogar schon einen Schritt, um aus dem Zimmer zu eilen.

»Aber Alescha? Aber die Meinung des Alexej Fjedorowitsch, die es Sie so unbedingt zu hören verlangte?« rief Frau Chochlakoff. Ein kleiner spöttischer und boshafter Unterton klang aus ihren Worten.

»Ich habe das durchaus nicht vergessen«, sprach Katharina Iwanowna und blieb plötzlich stehen; »weshalb sind Sie aber so feindlich zu mir in einem solchen Augenblick?« fügte sie mit bitterem, heißem Vorwurf hinzu. »Was ich gesagt habe, dabei bleibe ich auch. Ich bedarf unbedingt seiner Meinung, nicht genug: Ich bedarf seiner Entscheidung! Was er sagen wird, das soll auch geschehen – sehen Sie, Alexej Fjedorowitsch, bis zu welchem Grade mich ganz im Gegenteil nach Ihren Worten dürstet. Alexej Fjedorowitsch . . . Was ist Ihnen denn?«

»Ich habe niemals geglaubt, ich kann mir das gar nicht vorstellen!« rief plötzlich Alescha voll Kummer aus.

»Was denn? Was denn?«

»Er wird nach Moskau reisen, Sie aber rufen aus, Sie seien froh – das haben Sie absichtlich ausgerufen. Danach aber begannen Sie sogleich zu erklären, daß Sie nicht darüber froh sind, daß es Ihnen vielmehr leid ist, daß . . . Sie einen Freund verlieren – aber auch das haben Sie absichtlich gespielt . . . wie auf dem Theater, wie in der Komödie haben Sie gespielt!«

»Auf dem Theater? . . . Was ist denn das?« rief Katharina Iwanowna in tiefem Staunen aus, indem sie förmlich auffuhr und die Stirn runzelte.

»Ja, wie sehr Sie ihm auch versichern, daß es Ihnen um ihn als um einen Freund leid tut, so führen Sie ihm aber gleichwohl vor Augen, daß das Glück für Sie darin liegt, daß er abreist . . .« sprach fast schon völlig außer Atem Alescha. Er stand hinter dem Tisch und setzte sich nicht.

»Wovon sprechen Sie, ich verstehe nicht . . .«

»Ja, und ich selber weiß nicht . . . Mir ist es, als ob mich plötzlich eine Erleuchtung überkommen habe . . . Ich weiß, daß es nicht schön ist, daß ich dies sage, gleichwohl werde ich aber alles sagen«, fuhr Alescha mit derselben zitternden und sich überschlagenden Stimme fort. »Meine Erleuchtung besteht darin, daß Sie meinen Bruder Dmitri vielleicht überhaupt nicht lieben . . . von Anfang an. Ja, und auch Dmitri liebt Sie vielleicht überhaupt nicht . . . von Anfang an . . . achtet Sie nur . . . Ich weiß freilich nicht, wie ich dies alles jetzt zu sagen wage, aber es muß doch wohl irgendwer die Wahrheit sagen . . . weil hier niemand die Wahrheit sagen will . . .«

»Was für eine Wahrheit denn?« schrie Katharina Iwanowna, und etwas Hysterisches war in ihrer Stimme.

»Sehen Sie, diese Wahrheit«, lallte Alescha, und es war, als flöge er vom Dache herunter. »Rufen Sie sogleich den Dmitri – ich werde ihn schon finden – und möge er nur hierherkommen und Sie an der Hand fassen, und dann den Bruder Iwan an der Hand fassen und Ihre Hände vereinigen. Denn Sie quälen den Iwan nur deshalb, weil Sie ihn lieben . . . Sie quälen ihn deshalb, weil Sie den Dmitri zwiespältigen Herzens lieben . . . nicht wirklich lieben . . . nur weil Sie sich das so eingeredet haben . . .«

Alescha hielt inne und schwieg.

»Sie . . . Sie . . . Sie sind ein kleiner Gottesnarr, das sind Sie!« schnitt ihm plötzlich Katharina Iwanowna das Wort ab. Ihr Gesicht war schon ganz weiß geworden, und sie verzog ihre Lippen im Zorne. Iwan

Fjedorowitsch aber brach plötzlich in Lachen aus und erhob sich. Er hielt seinen Hut in den Händen.

»Du hast dich geirrt, mein guter Alescha«, sprach er mit einem Gesichtsausdruck, den Alescha noch niemals an ihm wahrgenommen hatte – mit dem Ausdruck einer ganz jugendlichen Aufrichtigkeit und eines heftigen, nicht zu beherrschenden Dranges nach Offenheit: »Niemand hat mich Katharina Iwanowna geliebt! Sie wußte aber die ganze Zeit über, daß ich sie liebe, wenn ich ihr auch niemals ein Wörtchen von meiner Liebe sprach – sie wußte es, aber sie liebte mich nicht. Ein Freund war ich ihr gleichfalls niemals, keinen einzigen Tag: ein stolzes Weib, wie sie ist, bedurfte nicht meiner Freundschaft. Sie hielt mich bei sich, um ununterbrochen Rache zu nehmen. Sie rächte sich an mir für alle Beleidigungen, die sie beständig und zu jeder Minute diese ganze Zeit über von Dmitri zu ertragen hatte, für alle Beleidigungen von ihrer ersten Begegnung mit ihm an . . . weil sie auch ihre allererste Begegnung mit Dmitri immer noch als eine Beleidigung empfindet. Siehst du, so ist ihr Herz! Ich habe die ganze Zeit über nichts anderes getan als ihr zuzuhören, wenn sie von ihrer Liebe zu ihm sprach. Ich werde jetzt gehen, Katharina Iwanowna; wissen Sie aber, daß Sie tatsächlich nur ihn lieben! Und um so heftiger, je mehr er Sie beleidigt! Sehen Sie, das ist auch Ihr Riß. Sie lieben ihn eben, wie er nun einmal ist, als einen Menschen, der Sie beleidigt, lieben Sie ihn. Wenn er sich aber gebessert hätte, so würden Sie sofort aufhören, sich um ihn zu kümmern, und würden überhaupt aufhören, ihn zu lieben. Sie haben ihn aber nötig, um ununterbrochen Ihre eigene tätige Treue vor Augen zu haben und ihm Treulosigkeit vorwerfen zu können. Und das alles kommt aus Ihrem Stolze! . . . Ich bin zu jung und habe Sie zu heftig geliebt. Ich weiß, daß ich Ihnen das nicht sagen sollte und daß es viel würdiger für mich wäre, wenn ich Sie einfach verlassen würde; es wäre das auch nicht so beleidigend für Sie. Ich ziehe aber ja weit weg und werde niemals wiederkommen. Das ist ja für immer . . . Ich will nicht sitzen neben einem Riß . . . Übrigens verstehe ich schon nicht mehr das auszudrücken, ich habe alles gesagt . . . Leben Sie wohl, Katharina Iwanowna, Sie haben keinen Grund, mir zu zürnen, weil ich hundertmal mehr bestraft bin als Sie: bestraft schon durch das eine, daß ich Sie niemals mehr sehen werde. Leben Sie wohl! Es ist nicht nötig, daß Sie mir Ihre Hand geben. Sie haben mich allzusehr mit Bewußtsein gequält, als daß ich Ihnen in diesem Augenblicke verzeihen könnte. Später werde ich verzeihen, jetzt aber brauche ich Ihre Hand nicht!«

»Den Dank, Dame, begehre ich nicht!« fügte er mit einem erzwungenen Lächeln hinzu (wodurch er übrigens völlig unerwarteterweise bewies, daß er Schiller gelesen hatte bis zum Auswendigwissen, was

vordem Alescha nicht geglaubt hatte). Er ging aus dem Zimmer, ohne sich sogar von der Hausfrau, Frau Chochlakoff, zu verabschieden. Alescha rang die Hände.

»Iwan!« rief er ihm wie verloren nach. »Kehr um, Iwan! Nein, nein, jetzt wird er schon um keinen Preis mehr umkehren!« fügte er hinzu, wiederum in kummervoller Erleuchtung. »Aber daran bin ja ich schuld, ich habe angefangen! Iwan sprach im Zorne, nicht schön sprach er, nicht gerecht, und im Zorne . . . Er muß wieder hierherkommen, er muß zurückkommen, zurückkommen . . .« rief Alescha, als ob er von Sinnen sei.

Katharina Iwanowna ging plötzlich ins andere Zimmer.

»Sie haben gar nichts angerichtet, Sie haben vortrefflich gehandelt, wie ein Engel«, flüsterte rasch und begeistert Frau Chochlakoff dem betrübten Alescha zu. »Ich werde alles daransetzen, daß Iwan nicht abreist . . .«

Freude strahlte auf ihrem Gesichte zum größten Kummer Aleschas; aber Katharina Iwanowna war plötzlich zurückgekehrt. In ihren Händen trug sie zwei Hundertrubelscheine.

»Ich habe eine große Bitte an Sie, Alexej Fjedorowitsch«, begann sie, wobei sie sich geradewegs an Alescha wandte, mit scheinbar so ruhiger und gleichmäßiger Stimme, als ob sich soeben auch tatsächlich gar nichts zugetragen hätte. »Eine Woche, ja, so scheint es, eine Woche ist es her – da beging Dmitri Fjedorowitsch eine hitzige und ungerechte Tat, eine sehr häßliche. Da ist ein unschöner Ort, ein Wirtshaus. In ihm traf er jenen verabschiedeten Offizier, jenen Stabskapitän, den Ihr Väterchen zu irgendwelchen Geschäften zu verwenden pflegte. Da Dmitri Fjedorowitsch aus irgendeinem Grunde auf diesen Stabskapitän wütend war, faßte er ihn am Barte, führte ihn in dieser erniedrigenden Lage auf die Straße und zerzte ihn auch noch auf der Straße lange an seinem Barte umher, und man erzählt, ein Knabe, ein Sohn dieses Stabskapitäns, der die Schule hier besucht, ein kleines Kind noch, habe das gesehen, sei immer nebenhergelaufen, habe laut geweint und für den Vater gefleht und sei auf alle zugestürzt und habe sie gebeten, dem Vater zu helfen, alle aber hätten nur gelacht. Verzeihen Sie, Alexej Fjedorowitsch, ich kann mich nicht ohne Unwillen an diese seine schmähhliche Tat erinnern . . . eine von den Taten, zu denen sich nur Dmitri Fjedorowitsch allein entschließen kann in seinem Zorne . . . und in seinen Leidenschaften! Ich kann das sogar nicht einmal erzählen, ich bin außerstande dazu. Ich irre mich in den Worten. Ich habe mich nun über diesen Beleidigten erkundigt und erfahren, daß er sehr arm ist. Sein Name ist Snjegireff. Er hat irgend etwas angestellt, als er diente, man hat ihn entlassen – ich kann Ihnen das nicht erzählen –, und jetzt ist er mit

seiner Familie, mit seiner unglücklichen Familie von kranken Kindern und einer, wie es scheint, geisteskranken Gattin in furchtbare Armut verfallen. Er ist schon längst hier in der Stadt, er hat auch irgendeine Beschäftigung, war irgendwo Schreiber, und jetzt zahlt man ihm plötzlich nicht. Ich habe dabei an Sie gedacht . . . das heißt, ich glaube – ich weiß nicht, es ist mir so, als ob ich den Faden verliere –, sehen Sie, ich wollte Sie bitten, mein guter Alexej Fjedorowitsch, zu ihm hinzugehen, einen Vorwand zu suchen, um bei ihm einzutreten, das heißt zu diesem Stabskapitän – o mein Gott, ich bin ja ganz wirr – und in delikater, vorsichtiger Weise – ebenso, wie Sie allein das zu tun verstehen –« (Alescha ward plötzlich rot) »ihm diese Unterstützung zu übergeben, diese zweihundert Rubel. Er wird sie wahrscheinlich annehmen . . . Oder etwa nicht? Sehen Sie, das soll ja keine Bezahlung sein dafür, daß er nicht klagen soll (es scheint ja, er hatte die Absicht zu klagen), vielmehr nur Teilnahme zum Ausdruck bringen, den Wunsch, ihm zu helfen; von mir, von mir, von der Braut des Dmitri Fjedorowitsch, nicht aber von ihm selber . . . Mit einem Worte: Sie werden das schon fertigbringen . . . Ich wäre selber gegangen, Sie aber verstehen das besser als ich. Er lebt in der Seestraße im Hause der Kleinbürgerin Kalmükoff . . . Um Gottes willen, Alexej Fjedorowitsch, tun Sie mir den Gefallen . . . jetzt aber . . . jetzt bin ich etwas müde geworden. Auf Wiedersehen!«

Sie hatte sich plötzlich so rasch umgedreht und war so hastig hinter der Portiere verschwunden, daß Alescha kein Wort zu sagen vermochte – er wollte aber mit ihr sprechen. Es verlangte ihn danach, sie um Verzeihung zu bitten, sich zu beschuldigen – kurz und gut irgend etwas zu sagen, denn sein Herz war zum Springen voll, und er wollte entschieden nicht vorher das Zimmer verlassen. Frau Chochlakoff faßte ihn aber am Arm und führte ihn selber hinaus. Im Vorzimmer hielt sie ihn wiederum auf, wie vorhin schon.

»Sie ist zwar stolz, sie kämpft mit sich selber, sie ist aber gut, vortrefflich und großmütig!« rief halb flüsternd Frau Chochlakoff aus; »oh, wie ich sie liebe, besonders manchmal, und wie ich jetzt wiederum mich über alles, alles freue! Lieber Alexej Fjedorowitsch, Sie wissen ja noch gar nicht alles: So hören Sie denn, daß wir alle, alle – ich, ihre beiden Tanten –, nun alle, sogar Lisa, schon einen ganzen Monat nur das eine wünschen und darum beten, daß sie ihrem Liebling Dmitri Fjedorowitsch, der nichts von ihr wissen will und sie gar nicht liebt, den Laufpaß geben und den Iwan Fjedorowitsch heiraten möchte: einen gebildeten und vortrefflichen jungen Menschen, der sie mehr liebt als alles auf der Welt. Wir haben hier ja eine förmliche Verschwörung angezettelt, und ich reise sogar vielleicht nur aus diesem Grunde nicht ab . . .«

»Sie hat aber ja geweint, sie ward wiederum beleidigt!« rief Alescha aus.

»Glauben Sie nicht den Tränen einer Frau, Alexej Fjedorowitsch – ich bin immer gegen die Frauen in solchem Falle, ich bin für die Männer!«

»Mama, Sie verderben ihn ja und richten ihn zugrunde!« ertönte das dünne Stimmchen der Lisa von der Türe her.

»Nein, das alles habe ich allein verursacht, ich bin furchtbar schuldig!« wiederholte der untröstliche Alescha in einem Anfall qualvoller Reue wegen seines Vorgehens von vorhin, und er verbarg sogar vor Scham sein Gesicht in beiden Händen.

»Im Gegenteil, Sie haben gehandelt wie ein Engel, wie ein Engel; ich bin bereit, Ihnen das tausendmal zu wiederholen.«

»Mutter, worin hat er denn gehandelt wie ein Engel?« vernahm man wiederum die Stimme der Lisa.

»Mir war plötzlich aus irgendeinem Grunde die Vorstellung gekommen, als ich auf das alles hinblickte«, fuhr Alescha fort, als ob er die Bemerkung der Lisa gar nicht gehört hätte, »daß sie den Iwan liebt, und da habe ich denn diese Dummheit ausgesprochen . . . und was wird jetzt sein?«

»Ja, mit wem? mit wem?« rief Lisa aus; »Mutter, Sie wollen mich augenscheinlich töten. Ich frage Sie – und Sie antworten mir gar nicht!«

In diesem Augenblick kam das Dienstmädchen hereingelaufen. »Der Katharina Iwanowna ist es schlecht . . . sie weint . . . ein hysterischer Anfall, sie schlägt um sich.«

»Was ist denn das?« schrie Lisa mit schon erregter Stimme. »Mutter, einen hysterischen Anfall werde ich haben, nicht aber sie.«

»Lisa, um Gottes willen, schreie nicht, töte mich nicht! Du bist noch so jung, daß du durchaus noch nicht alles zu wissen brauchst, was die Erwachsenen wissen. Ich werde schon zu dir kommen und dir alles erzählen, was man dir erzählen kann. O mein Gott! Ich komme! Ich komme . . . Ein hysterischer Anfall? Das ist ein gutes Zeichen, Alexej Fjedorowitsch, das ist ausgezeichnet, daß sie einen hysterischen Anfall hat. So ist es auch gerade nötig! Ich bin in solchen Fällen stets gegen die Frauen, gegen alle diese hysterischen Anfälle und Tränen! Julia, lauf und sage ihr, daß ich zu ihr fliege. Daß aber Iwan Fjedorowitsch so davongegangen ist, daran ist sie selber schuld. Er wird aber gar nicht abreisen. Lisa, schrei nicht, um Gottes willen! Ach ja, du schreist gar nicht, ich bin es ja, die schreit. Verzeih deinem Mütterchen, ich bin aber entzückt, entzückt, entzückt! Haben Sie übrigens bemerkt, Alexej Fjedorowitsch, wie jung, wie jung Iwan Fjedorowitsch vorhin aussah, als er das alles aussprach und dann ging? Ich dachte, er ist so ein Ge-

lehrter, so ein Akademiker, und da erweist er sich plötzlich so feurig, offen und jugendlich, ja unerfahren und jugendlich, und das kam alles so schön, so schön heraus, gerade wie bei Ihnen . . . Und dieses deutsche Verschen sprach er nun gradeso wie Sie! Ich laufe aber schon, ich laufe! Alexej Fjedorowitsch, beeilen Sie sich, diesen Auftrag rasch auszurichten, und kehren Sie dann möglichst bald zu uns zurück! Lisa, hast du nichts nötig? Um Gottes willen, halte Alexej Fjedorowitsch keine Minute auf, er wird sogleich zu dir zurückkehren!«

Frau Chochlakoff eilte endlich weg. Bevor Alescha wegging, wollte er noch die Türe zu Lisa öffnen.

»Um keinen Preis!« schrie Lisa, »jetzt schon um keinen Preis! Sprechen Sie so durch die Türe! Wofür sind Sie denn ein Engel geworden? Ich will auch nur dies eine wissen.«

»Wegen einer furchtbaren Dummheit, Lisa. Leben Sie wohl!«

»Wagen Sie es nicht, so davonzulaufen!« wollte Lisa rufen.

»Lisa, ich habe einen ernstlichen Kummer. Ich werde sogleich wiederkommen, aber ich habe einen großen, großen Kummer!«

Und er lief aus dem Hause.

6

Der Riß in der Hütte

Er hatte tatsächlich einen ernstlichen Kummer, einen solchen, wie er bis jetzt nur selten erfahren hatte. Er war losgefahren und hatte eine Dummheit gemacht – und in welcher Angelegenheit! In Dingen der Liebe! »Aber was verstehe ich denn davon? Was vermag ich in solchen Angelegenheiten zu enträtseln?« wiederholte er sich zum hundertsten Male, indem er rot ward. »Ach, die Scham ist da gar nichts, die Scham ist nur die Strafe, die mir gebührt; das Verhängnisvolle liegt vielmehr darin, daß ich jetzt zweifellos die Veranlassung neuen Unglücks sein werde . . . Der Greis hatte mich freilich ausgesandt, um zu versöhnen und zu vereinigen. Vereinigt man aber so?« Da fiel es ihm plötzlich wieder ein, wie er »die Hände hatte vereinigen wollen«, und er schämte sich wiederum furchtbar. »Wenn ich nun auch das alles in voller Aufrichtigkeit tat, so muß ich doch in Zukunft gescheiter sein!« schloß er plötzlich und lächelte nicht einmal über seinen Schluß.

Der Auftrag der Katharina Iwanowna war in der Seestraße auszurichten, sein Bruder Dmitri wohnte aber gerade auf dem Wege dahin, nicht weit von ihr, in einer Seitengasse. Alescha beschloß, auf jeden Fall zuvor zu ihm zu gehen und dann erst zum Stabskapitän, wenn er auch voraus fühlte, daß er den Bruder nicht zu Hause finden werde. Er hegte dabei den Argwohn, daß der Bruder jetzt vielleicht absichtlich

sich vor ihm verstecken werde; es war aber um jeden Preis nötig, ihn ausfindig zu machen. Währenddessen ging die Zeit hin. Der Gedanke an den von dieser Erde scheidenden Greis hatte Alescha dabei keine Minute, ja keine Sekunde verlassen, von der Stunde an, als er aus dem Kloster fortgegangen war.

Es war da übrigens etwas in dem Auftrage der Katharina Iwanowna, was auch sein außerordentliches Interesse erregt hatte. Als nämlich Katharina Iwanowna von dem kleinen Knaben sprach, dem Schüler, dem Sohne jenes Stabskapitäns, der laut weinend neben dem Vater hergelaufen sei – da war Alescha sofort der Gedanke gekommen, daß dies wahrscheinlich jener Schulknabe sei, der ihn in den Finger gebissen hatte, als er, Alescha, ihn zum zweiten Male gefragt hatte, wodurch er ihn denn beleidigt habe. Jetzt war Alescha schon fest davon überzeugt, ohne selber noch zu wissen weshalb. Dadurch, daß er sich so abseits liegenden Vorstellungen hingab, fand er sein Gleichmaß wieder, und er beschloß, nicht mehr an das Unheil zu denken, das er soeben angerichtet hatte, sich nicht mehr mit Reue zu quälen, vielmehr ruhig seine Angelegenheiten zu verrichten: was kommen muß, das werde ja auch so schon kommen! Bei diesem Gedanken hatte er endgültig seinen guten Mut wiedergefunden. Als er in die Gasse zum Bruder Dmitri einbog und Hunger verspürte, nahm er übrigens auch das Brötchen, das er beim Vater eingesteckt hatte, aus der Tasche, und aß es unterwegs. Das vermehrte seine Kräfte.

Es erwies sich, daß Dmitri nicht zu Hause war. Die Besitzer des Häuschens – ein alter Tischler, sein Sohn und seine greise Gattin – blickten sogar mit großem Mißtrauen auf Alescha. »Schon den dritten Tag nächtigt er nicht zu Hause, vielleicht ist er irgendwo hingefahren«, antwortete der Greis auf die dringlichen Fragen Aleschas. Alescha begriff, daß der Greis so sprach, wie ihm eingeschärft worden war. Auf seine Frage: »Ist er nicht etwa bei Gruschenka, oder verbirgt er sich nicht wiederum beim Thomas?« (Alescha legte absichtlich solche Offenheit an den Tag) blickten alle Hausleute sogar förmlich erschreckt auf ihn. »Sie lieben ihn also, sie halten ihm die Stange!« dachte Alescha; »das ist schön!«

Endlich hatte er in der Seestraße das Haus der Kleinbürgerin Kalmükoff ausfindig gemacht, ein hinfalliges Häuschen, das sich ganz auf eine Seite neigte, nur drei Fenster nach der Straße zu und einen schmutzigen Hof hatte, in dessen Mitte einsam eine Kuh stand. Der Eingang führte vom Hofe aus in einen Vorraum. Zur Linken vom Vorraum aus wohnte die greise Hauswirtin mit ihrer gleichfalls greisen Tochter, beide waren – so schien es – taub. Auf Aleschas mehrmals wiederholte Frage betreffs des Stabskapitäns stieß ihn förmlich eine von ihnen, die end-

lich begriffen hatte, daß man nach den Einwohnern frage, mit dem Finger durch den Vorraum, indem sie auf die Tür der »guten« Stube zeigte. Das Quartier des Stabskapitäns erwies sich tatsächlich nur als eine einfache Hütte. Alescha wollte schon mit der Hand den eisernen Griff erfassen, um die Türe zu öffnen, als ihn plötzlich die außergewöhnliche Stille hinter der Tür betroffen machte. Er wußte indes aus den Worten der Katharina Iwanowna, daß der Stabskapitän Familie hatte. »Entweder schlafen sie alle, oder vielleicht haben sie gehört, daß ich gekommen bin, und warten, bis ich öffne; es wird besser sein, ich werde erst bei ihnen anklopfen!« – und er klopfte. Eine Antwort erfolgte aber nicht sogleich, vielmehr erst etwa zehn Sekunden später.

»Wer ist da?« schrie irgendwer mit einer lauten und gemacht zornigen Stimme.

Alescha öffnete darauf die Türe und überschritt die Schwelle. Er befand sich in einer Hütte, die zwar ziemlich geräumig, aber außerordentlich vollgepfropft war sowohl mit Menschen wie mit allerlei Hausgerät. Links stand ein großer »russischer« Ofen¹. Von diesem Ofen war zum linken Fenster durch das ganze Zimmer eine Schnur gespannt, auf der verschiedene Lumpen hingen. An beiden Wänden, zur Linken und zur Rechten, befand sich je ein mit einer gestrickten Decke bedecktes Bett. Auf einem von ihnen, zur Linken, war ein kleiner Berg aus vier mit Sitz überzogenen Kissen aufgerichtet, eines kleiner als das andere. Auf dem anderen Bette zur Rechten war nur ein einziges sehr kleines Kissen zu sehen. Ferner war in der vorderen Ecke ein kleiner Raum mit einem Vorhang oder Bettuch abgetrennt, das ebenfalls über einer Schnur hing, die quer über die Ecke gespannt war. Hinter diesem Vorhang war von der Seite her ein drittes auf einer Bank und einem an sie herangestellten Stuhle aufgelegtes Bett zu sehen. Ein einfacher, hölzerner, viereckiger bäurischer Tisch nahm den Platz von der Ecke vorne bis zum mittleren Fenster ein. Alle drei Fenster, jedes mit vier kleinen, grünen, mit Schimmel bedeckten Scheiben, waren sehr trüb und dicht verschlossen, so daß es im Zimmer außerordentlich dumpf war und nicht ganz hell. Auf dem Tische stand eine Pfanne mit Überbleibseln von Ochsenaugen; ferner war da ein angebissener Brotbrocken zu sehen und eine Halbliterflasche mit schwachen Überresten des selig machenden Trankes (Schnaps). Neben dem Bette links saß auf einem Stuhle eine Frau, die wie eine Dame aussah und ein Kattunkleid anhatte. Sie war sehr hager und gelb im Gesicht; außerordentlich eingefallene Wangen verrieten auf den ersten Blick ihren krankhaften Zustand. Mehr als alles andere aber ergriff Alescha der Blick der armen Dame – ein Blick, der außerordentlich fragend und gleichzeitig furcht-

¹ Ähnlich unserem Bäckerofen.

bar hochmütig war. Und bis zu dem Augenblicke, daß die Dame selber zu sprechen begann, d. h. die ganze Zeit über, während Alescha mit dem Hausherrn sich unterhielt, ließ sie mit demselben hochmütigen und fragenden Blick ihre großen grauen Augen von einem der Redenden zum anderen wandern. Neben dieser Dame beim linken Fenster stand ein junges Mädchen mit einem ziemlich unschönen Gesicht, mit rötlichen spärlichen Haaren, arm, wenn auch sehr sauber gekleidet. Sie blickte mit Ekel auf den eintretenden Alescha. Zur Rechten, ebenfalls beim Bette, saß noch ein weibliches Wesen. Das war ein Mitleid erregendes Geschöpf, ebenfalls ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, aber bucklig und gelähmt; wie man Alescha später sagte, waren ihre Beine »dürr« geworden. Ihre Krücken standen neben ihr in der Ecke, zwischen dem Bett und der Wand. Die auffallend schönen und guten Augen des armen Mädchens blickten mit ruhiger Sanftmut auf Alescha. An dem Tische saß, seine Eierspeise essend, ein Herr von fünfundvierzig Jahren, von nicht hohem Wuchse, hager, von schwächlichem Körperbau, mit rötlichen Haaren und mit einem ebenfalls rötlichen spärlichen Bärtchen, das sehr an einen zerzausten Badebast erinnerte. (Dieser Vergleich und besonders das Wort »Badebast« kamen aus irgendeinem Grunde Alescha auf den ersten Blick in den Sinn, er erinnerte sich dessen später.) Augenscheinlich hatte dieser selbe Herr auch vorhin nach der Türe zu geschrien: »Wer ist denn da?« Sonst war ja kein Mann mehr im Zimmer. Als aber Alescha eintrat, riß er sich förmlich von der Bank los, auf der er am Tische gesessen hatte, und indem er sich eilig mit einer durchlöcherten Serviette den Mund wischte, flog er förmlich auf Alescha zu.

»Ein Mönch bittet für sein Kloster, er hat gewußt, zu wem man gehen muß!« sprach währenddem das in der linken Ecke stehende junge Mädchen. Der Herr aber, der auf Alescha zulief, drehte sich sofort auf dem Absatz nach ihr um und antwortete mit einer erregten und stockenden Stimme:

»Nein, Warwara Nikolajewna, das ist nicht das, Sie haben es nicht erraten! Erlauben Sie meinerseits zu fragen«, wandte er sich plötzlich wiederum an Alescha, »was Sie dazu veranlaßt, diese »Tiefen« aufzusuchen?«

Alescha blickte aufmerksam auf ihn, er sah diesen Menschen zum ersten Male. Es war in ihm etwas Eckiges, Hastendes und Reizbares. Obgleich er augenscheinlich eben getrunken hatte, war er nicht betrunken. Sein Gesicht brachte äußerste Frechheit zum Ausdruck und gleichzeitig – und das war seltsam – sichtliche Feigheit. Er sah aus wie ein Mensch, der sich lange untergeordnet und geduldet hatte, und sich nun plötzlich zeigen will. Oder noch besser: wie ein Mensch, der einen

furchtbar gern schlagen möchte, dabei aber selber furchtbare Angst hat, daß man ihn schlagen könnte. In seinen Reden und in dem Klang seiner ziemlich durchdringenden Stimme war ein gewisser närrischer Humor, bald ein böser, bald ein schüchterner, der dabei den Ton nicht aushält und abbricht. Die Frage über die »Tiefen« tat er, indem er am ganzen Körper erbebt, die Augen aufriß und derart geradeswegs auf Alescha zusprang, daß der unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Gekleidet war der Herr in einen dunklen, sehr schäbigen, baumwollenen Mantel, der geflickt und voller Flecken war. Seine Hosen waren außerordentlich hell, wie sie längst niemand mehr trägt, kariert und aus einem sehr dünnen Stoff. Sie waren unten zusammengeknüllt und ballten sich deshalb oben zusammen, gleich als ob er aus ihnen herausgewachsen wäre wie ein kleiner Knabe.

»Ich bin . . . Alexej Karamasoff . . .« begann Alescha.

»Ich kann mir dies sehr gut vorstellen«, schnitt ihm sogleich der Herr das Wort ab, wobei er zu verstehen gab, daß ihm auch ohnedies bekannt sei, wer Alescha ist. »Ich meinerseits bin der Stabskapitän Snjegireff; gleichwohl ist es mir aber wünschenswert, zu erfahren, was Sie eigentlich veranlaßte . . .«

»Ja, ich bin nur so hergekommen. Eigentlich wollte ich Ihnen von mir aus ein Wort sagen . . . Wenn Sie nur erlauben . . .«

»In diesem Falle – hier ist ein Stuhl, geruhen Sie Platz zu nehmen. So hat man früher in den Komödien gesprochen ›Geruhen Sie Platz zu nehmen‹.« Er faßte in rascher Bewegung einen Stuhl, einen einfachen, bäuerlichen, ganz aus Holz und mit nichts bezogen, und stellte ihn fast in die Mitte des Zimmers; dann nahm er einen ebensolchen Stuhl für sich und setzte sich Alescha wie vordem gerade gegenüber, jedoch so, daß ihre Knie sich fast berührten.

»Nikolai Iljitsch Snjegireff, ehemals Stabskapitän der russischen Infanterie, wenn auch durch seine Laster entehrt, so doch gleichwohl Stabskapitän. Eher sollte man sagen Slowojersoff¹, denn erst in der zweiten Hälfte seines Lebens begann er die Buchstaben S = ›Jer‹ zu sprechen. Man lernt das erst in der Erniedrigung.«

»Das ist wirklich so«, sprach lächelnd Alescha – »nur fragt es sich, wird das unabsichtlich erworben oder absichtlich?«

»Gott weiß es, unabsichtlich niemals. Mein ganzes Leben habe ich nicht so gesprochen, plötzlich bin ich gefallen, stand auf, und jetzt spreche ich mit ›Jer‹. Das vollzieht sich durch höhere Gewalt. Ich sehe, daß Sie sich für zeitgenössische Fragen interessieren. Wodurch ver-

¹ »S = Jer - Sprecher.« Diese Buchstaben pflegt der Dienende jedem Worte beizufügen, d. h. ausgesprochen wird bloß das S, der Buchstabe »Jer« bedeutet bloß, daß das S hart gesprochen wird.

mochte ich indes soviel Neugier zu erregen? Denn ich lebe doch in einer Umgebung, in der es eigentlich ganz unmöglich ist, Gäste zu empfangen.«

»Ich kam ... in dieser selben Angelegenheit ...«

»In dieser selben Angelegenheit?« unterbrach ihn ungeduldig der Stabskapitän.

»Ja, aus Anlaß jener Ihrer Begegnung mit meinem Bruder Dmitri Fjedorowitsch«, antwortete sofort Alescha – und das war ungeschickt.

»Um was für eine Begegnung handelt es sich denn da? Doch nicht um jene selbe? Das heißt hinsichtlich des ›Badebastes‹, des ›Badebastes?« Und er rückte plötzlich auf seinem Stuhle so vor, daß er jetzt schon tatsächlich an die Knie Aleschas anstieß. Seine Lippen preßten sich in einer ganz eigenartigen Weise gleichsam zu einem Schnürchen zusammen.

»Was ist denn das mit dem ›Badebast?« murmelte Alescha.

»Er ist ja gekommen, Vater, um sich bei dir über mich zu beklagen!« rief das dem Alescha bereits wohlbekannte Stimmchen des Knaben hinter dem Vorhang aus der Ecke hervor. »Ich habe ihn ja vorhin in den Finger gebissen!« Der Vorhang ward zur Seite gezogen, und Alescha erblickte seinen kleinen Feind in der Ecke unter den Heiligenbildern auf einem Bettchen, das auf eine Bank und einen Stuhl aufgelegt war. Der Knabe lag und war bedeckt mit seinem Mäntelchen und dazu noch mit einer alten kleinen Steppdecke. Er war augenscheinlich krank und nach seinen brennenden Augen zu schließen in fieberhaftem Zustande. Er blickte jetzt furchtlos, nicht so wie vorhin, auf Alescha. »Zu Hause«, so sollte das ausdrücken, »wirst du mich schon nicht anpacken.«

»Wer hat da wem in den Finger gebissen?« und der Stabskapitän sprang von seinem Stuhle auf. »Hat er Sie etwa in den Finger gebissen?«

»Ja, er. Vorhin auf der Straße hat er mit anderen Buben Steinwürfe gewechselt; sie warfen zu sechs auf ihn, er aber war ganz allein. Ich kam auf ihn zu, und da warf er mit einem Stein auf mich und dann noch einen mir an den Kopf. Ich fragte ihn, was ich ihm denn getan habe? Da warf er sich plötzlich auf mich und biß mich schmerzhaft in den Finger, ich weiß nicht weshalb.«

»Sofort werde ich ihn durchprügeln. Noch in diesem Augenblick werde ich ihn durchprügeln!« – und der Stabskapitän war schon völlig von seinem Stuhle aufgesprungen.

»Ich beklage mich aber ja gar nicht, ich habe doch nur erzählt. Ich will ja gar nicht, daß Sie ihn schlagen! Ja, und er ist auch jetzt krank, so scheint es ...«

»Sie haben wirklich geglaubt, ich werde ihn durchhauen? Sie haben geglaubt, ich werde den Iljuschetschka nehmen, ja sogleich, und ihn vor Ihnen zu Ihrer vollen Befriedigung durchprügeln? Haben Sie es denn damit so eilig?« sprach der Stabskapitän, nachdem er sich plötzlich Alescha zugewandt hatte, mit einer Miene, als wolle er sich auf ihn stürzen. »Ich bedaure, mein Herr, daß man Sie in den Finger biß. Sie wollen aber wohl nicht, daß ich eher, als daß ich den Iljuschetschka durchprügle, damit Ihnen gebührende Genugtuung gegeben werde, jetzt gleich vor Ihren Augen mit diesem selben Messer hier meine vier Finger abhaue? Vier Finger, denke ich, wird Ihnen genug sein zur Befriedigung Ihres Rachedurstes! Den fünften werden Sie wohl nicht verlangen!« Er hielt plötzlich inne, und es war, als sei er außer Atem. Jeder Zug in seinem Gesicht bebte, und dabei blickte er außerordentlich herausfordernd auf Alescha. Er war wie außer sich.

»Es scheint mir, jetzt habe ich alles verstanden«, antwortete still und kummervoll Alescha, indem er ruhig sitzen blieb. »Das heißt demnach: Ihr Knabe ist ein guter Junge, er liebt seinen Vater und warf sich auf mich, weil ich der Bruder Ihres Beleidigers bin . . . Das verstehe ich jetzt«, wiederholte er und versank in Gedanken. »Aber mein Bruder Dmitri Fjedorowitsch bereut ja selber seine Tat, ich weiß das, und wenn es ihm nun möglich sein wird, zu Ihnen zu kommen oder, was am allerbesten wäre, mit Ihnen an demselben Orte wieder zusammenzutreffen, so wird er Sie vor allen um Verzeihung bitten . . . wenn Sie es wünschen werden.«

»Das heißt: Er hat mir den Bart ausgerissen und mich darauf um Verzeihung gebeten . . . Alles, so soll das wohl dann heißen, habe ich beigelegt und Genugtuung gegeben, so etwa?«

»O nein, im Gegenteil, er wird alles tun, was zu verlangen Ihnen belieben wird und wie es Ihnen belieben wird.«

»Das heißt, wenn ich Seine Erlaucht bitten werde, er möge vor mir auf den Knien liegen in diesem selben Wirtshaus – ›Zur Hauptstadt‹ heißt es, und es steht auf dem ›Platze‹ –, so wird er das tun?«

»Ja, er wird sogar auf die Knie fallen!«

»Sie haben mich durch und durch getroffen, Sie haben mich zu Tränen gerührt und durch und durch getroffen. Allzu geneigt bin ich ja, die Großmut Ihres Bruders zu empfinden. Erlauben Sie mir jetzt, die Vorstellung zu beenden: meine Familie, meine zwei Töchter und mein Sohn – mein Wurf. Wenn ich sterben werde, wer wird sie dann lieben? Solange ich aber lebe, wer wird mich, ein solches Ekel, lieben außer ihnen? Das ist etwas Großes, was Gott da für einen jeden Menschen in meiner Lage bereithält. Denn es ist doch nötig, daß auch einen Menschen meiner Art wenigstens irgendwer liebhat . . .«

»Ja, das ist durchaus richtig!« rief Alescha aus.

»So hören Sie doch endlich auf, den Hanswurst zu spielen. Irgend- ein Dummkopf kommt zu Besuch, und Sie benehmen sich gleich, daß es eine Schmach ist!« rief unerwartet das Mädchen beim Fenster, indem es sich mit dem Ausdruck des Ekels und der Verachtung an den Vater wandte.

»Warten Sie ein wenig, Warwara Nikolajewna, erlauben Sie die Richtung beizubehalten!« schrie der Vater, und wenn auch sein Ton befehlend klang, so blickte er gleichwohl sehr zustimmend auf sie.

»Das ist bei uns schon ein solcher Charakter«, wandte er sich wiederum an Alescha.

»Und nichts war in der ganzen Schöpfung,
Das seines Herzens Beifall fand.«

»Das heißt, man müßte eigentlich sagen: Ihres Herzens. Jetzt aber erlauben Sie auch, daß ich Sie meiner Gemahlin vorstelle: Das ist Arina Petrowna, eine gelähmte Dame von dreiundvierzig Jahren; die Füße gehen noch, ja, aber sehr wenig. Sie ist von den einfachen Leuten. Arina Petrowna, glätten Sie Ihre Gesichtszüge. Das ist Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. So erheben Sie sich doch, Alexej Fjedorowitsch« – und er faßte ihn am Arme und erhob ihn plötzlich von seinem Sitz mit einer Kraft, die man ihm gar nicht zugetraut hätte. »Sie werden einer Dame vorgestellt, da muß man doch aufstehen! Nicht jener Karamasoff, Mütterchen, der . . . hm . . . und so weiter, vielmehr sein Bruder, der von frommen Tugenden strahlt. Erlauben Sie, Arina Petrowna, erlauben Sie, Mütterchen, erlauben Sie, daß ich Ihnen vorher die Händchen küsse.«

Und er küßte ehrerbietig, fast zärtlich sogar, der Gattin die Hand. Das junge Mädchen am Fenster drehte unwillig der Szene den Rücken. Das hochmütig fragende Gesicht der Gattin brachte aber plötzlich eine außerordentliche Freundlichkeit zum Ausdruck.

»Guten Tag; nehmen Sie Platz, Herr Tschernomasoff«, sprach sie.

»Karamasoff, Mütterchen, Karamasoff! – wir gehören zu den einfachen Leuten!« flüsterte er von neuem Alescha zu.

»Nun, Karamasoff, oder wie Sie sonst heißen, ich aber sage immer Tschernomasoff . . . Setzen Sie sich doch, und weshalb hat er Sie denn genötigt aufzustehen? Er sagt, ich sei eine Dame ohne Füße.« (So heißt wörtlich übersetzt der russische Ausdruck für gelähmt.) »Füße habe ich wohl, sie sind aber geschwollen wie Eimer, sonst bin ich aber ganz vertrocknet. Früher, da war ich einmal voll und kräftig, doch jetzt ist es ganz so, als ob ich eine Stecknadel verschluckt hätte.«

»Wir sind von den Einfachen, von den Einfachen«, flüsterte der Kapitän wiederum Alescha zu.

»Vater, ach Vater!« rief plötzlich das bucklige Mädchen, das bis dahin schweigend auf seinem Stuhle gesessen hatte, und sie bedeckte plötzlich die Augen mit ihrem Taschentuch.

»Hanswurst!« platzte das Mädchen am Fenster heraus.

»Sehen Sie, was es bei uns für Neuigkeiten gibt«, sprach die Mutter; sie streckte die Hand aus und deutete auf ihre Tochter, »es ist gerade so, als ob Wolken ziehen, die Wolken werden aber vorüberziehen, und wiederum wird unsere alte Musik erklingen. Früher, als wir noch beim Militär waren, kamen zu uns viele solche Gäste. Ich, Väterchen, sage das ohne jede Beziehung auf Sie. Wer jemanden liebt, der möge ihn auch lieben. Die Frau des Diakons pflegte damals zu kommen und sprach: »Alexander Alexandrowitsch ist ein Mensch von vortrefflicher Seele, Nastasja Petrowna aber«, spricht sie, »das ist ein Auswurf der Hölle!« »Nein«, antworte ich, »das hängt davon ab, wer wen vergöttert. Du aber bist zwar ein kleiner Haufen, aber ein stinkender.« »Dich aber«, spricht sie, »muß man in Gehorsam halten!« »Ach du«, sage ich ihr, »du rostiger Degen, nun, wen zu belehren bist du denn hergekommen?« »Ich«, spricht sie, »lasse frische Luft in mein Zimmer, du aber nicht!« »Du frage aber«, antworte ich ihr, »alle Herren Offiziere, ob die Luft bei mir unrein ist oder bei einer anderen!« Und so ist mir dies von dieser selben Zeit an so in der Seele haften geblieben, daß ich unlängst gerade hier sitze wie jetzt und sehe, jener selbe General ist eingetreten, der in der Osterwoche hierherkam: »Wie«, sage ich ihm, »Euer Exzellenz, kann denn eine vornehme Dame frische Luft in ihre Zimmer einlassen?« – »Ja«, antwortete er, »man müßte bei Ihnen ein Fenster oder die Türe öffnen, weil gerade bei Ihnen die Luft nicht frisch ist! Nun, und so sind sie alle. Aber was geht sie denn meine Luft an? Von Leichen riecht es noch schlechter.« »Ich«, spreche ich, »werde Ihre Luft nicht verderben, mir vielmehr Stiefel bestellen und weggehen!« Väterchen, Täubchen, scheltet nicht eure leibliche Mutter. Nikolai Iljitsch, Väterchen, bin ich dir nicht gefällig gewesen? Ich habe ja, siehst du, was Iljuschetschka liebt, wenn er aus der Schule kommt. Gestern hat er ein Äpfelchen gebracht. Verzeihen Sie, Väterchen, verzeiht, ihr Tantchen, der leiblichen Mutter, verzeiht mir, die ich völlig allein bin! Warum ist euch aber auch meine Luft widerlich geworden!«

Und die arme Verrückte brach plötzlich in Schluchzen aus, und die Tränen flossen ihr nur so. Der Stabskapitän sprang sogleich zu ihr hin.

»Mütterchen, Mütterchen, Täubchen, genug, genug! Nicht verlassen bist du, alle lieben dich ja, alle vergöttern dich!« Und er begann ihr wiederum beide Hände zu küssen und ihr mit der flachen Hand zärtlich das Gesicht zu streicheln; er ergriff dann eine Serviette und wischte ihr rasch die Tränen ab. Alescha schien es sogar, daß ihm selber Tränen

in den Augen standen. »Nun, haben Sie gesehen? Haben Sie gehört?« Und er wandte sich plötzlich wie wütend zu Alescha um, indem er mit der Hand auf die arme Schwachsinnige wies.

»Ich sehe und höre«, murmelte Alescha.

»Vater, Vater, willst du denn wirklich mit ihm ... Laß ihn doch laufen, Vater!« schrie plötzlich der Knabe, indem er sich in seinem Bettchen aufrichtete und mit brennenden Augen auf den Vater hinblickte.

»Ja, hören Sie doch endlich auf, den Hanswurst zu spielen und Ihre dummen Mätzchen zu zeigen, die niemals zu irgend etwas führen!« schrie schon völlig außer sich und immer noch aus der gleichen Ecke Warwara Nikolajewna, und sie stampfte sogar mit dem Fuße auf.

»Durchaus mit Recht geruhen Sie diesmal außer sich zu geraten, Warwara Nikolajewna, und ich werde Ihnen rasch Genugtuung geben. Nun, Alexej Fjedorowitsch, setzen Sie jetzt Ihr Hütchen auf, und ich werde meine Mütze hier nehmen – und laßt uns gehen. Ich muß Ihnen ein ernstes Wörtchen sagen, nur außerhalb dieser Mauern. Hier die Jungfrau, die dort sitzt, das ist meine Tochter, Nina Nikolajewna, ich vergaß sie Ihnen vorzustellen – ein Engel Gottes in Menschengestalt ... der zu den Sterblichen herabgefliegen ist ... wenn Sie das nur verstehen können ...«

»Er selber zittert ja gerade so, als ob ihn Krämpfe befallen hätten«, fuhr in ihrem Unwillen Warwara Nikolajewna fort.

»Die aber, die eben aus Unwillen über mich mit dem Füßchen stampft und mich vorhin als einen Hanswurst entlarvt hat – das ist ebenfalls ein Engel Gottes in Menschengestalt, und sie hat mich mit Recht gescholten. Gehen wir denn, Alexej Fjedorowitsch, man muß zu Ende kommen.«

Und er ergriff Alescha am Arme und führte ihn aus dem Zimmer heraus gerade auf die Straße.

7

Und in der frischen Luft

»Die Luft ist rein, bei mir zu Hause aber ist sie, offen gesagt, nicht frisch, sogar in allen möglichen Bedeutungen. Gehen Sie, mein Herr, langsam, gar sehr möchte ich Ihr Interesse erregen.«

»Auch ich selber habe ein außerordentliches Anliegen an Sie«, bemerkte Alescha, »und ich weiß nur nicht, wie ich damit beginnen soll.«

»Wie hätte ich denn nicht wissen sollen, daß Sie ein Anliegen an mich haben? Ohne ein solches würden Sie doch niemals zu mir hineingeschaut haben ... Oder sind Sie tatsächlich nur gekommen, um sich

über den Knaben zu beklagen? Was übrigens den anbetrifft, so konnte ich Ihnen dort nicht alles erklären, hier aber will ich Ihnen jetzt die ganze Szene beschreiben. Sehen Sie, dieser ›Badebast‹ da war dichter, noch vor einer Woche – ich spreche von meinem Bärtchen. Gerade dies Bärtchen benannte man ja ›Badebast‹, die Schulknaben vor allem. Nun, da zieht mich denn damals Ihr Bruder Dmitri Fjedorowitsch an meinem Barte, um nichts und wieder nichts hatte er Händel angefangen; ich aber kam ihm gerade unter die Hände, er zog mich aus dem Wirtshaus heraus auf die Straße, und da kommen gerade die Schulknaben aus der Schule und mit ihnen Iljuscha. Als er mich in diesem Aufzuge erschaut hatte, stürzte er zu mir hin: ›Vater‹, schreit er, ›Vater!‹ Er klammert sich an mich, er umfaßt mich, er will mich befreien, er ruft meinem Beleidiger zu: ›Lassen Sie ihn doch los, lassen Sie ihn doch los!‹ so schreit er, ja gerade so: ›Verzeihen Sie ihm doch!‹ Mit seinen kleinen Händchen erfaßt er auch ihn, ja, und diese Hand, diese selbe Hand küßt er ihm . . . Ich entsinne mich, was er in diesem Augenblicke für ein Gesichtchen hatte, ich habe das nicht vergessen und werde es niemals vergessen!«

»Ich schwöre«, rief Alescha aus, »mein Bruder wird Ihnen auf die alleraufrichtigste, auf die allervollständigste Weise seine Reue ausdrücken, wenn es sein müßte, sogar auf den Knien und auf demselben ›Platze‹ . . . Ich werde ihn dazu zwingen, sonst ist er nicht mehr mein Bruder.«

»Aha, das ist also vorerst nur geplant! Das geht also nicht unmittelbar von ihm aus, das stammt vielmehr nur aus dem Edelmut Ihres feurigen Herzens. Das hätten Sie gleich sagen sollen! Nun, wenn dem schon so ist, dann erlauben Sie mir auch, von dem vornehmen Sinn Ihres Bruders als Ritter und Offizier zu Ende zu reden, denn er hat ja solchen damals zum Ausdruck gebracht: Er hatte eben aufgehört, mich am Barte zu ziehen, er ließ mich frei: ›Du‹, spricht er, ›bist Offizier, und ich ebenfalls; wenn du einen Sekundanten finden kannst, einen anständigen Menschen, so sende ihn mir – ich werde dir Genugthuung geben, wenn du auch nur ein Schuft bist!‹ Das hat er gesagt. In Wahrheit ein ritterlicher Geist! Ich entfernte mich damals mit Iljuscha, dies Familienbild hat sich aber für ewig der Seele des Iljuscha eingepägt. Nein, wo sollen wir Adligen bleiben! Ja, und urteilen Sie nur selber, Sie geruhten ja eben bei mir zu Hause zu sein – was haben Sie denn da gesehen? Drei Damen sitzen da, eine gelähmt und schwachsinnig, die andere gelähmt und bucklig, und die dritte nicht gelähmt, ja, und schon allzu gescheit, eine Besucherin der Frauenkurse; es zieht sie von neuem nach Petersburg, um dort an den Ufern der Newa die Rechte der russischen Frau zu erfechten. Von Iljuscha spreche ich nicht,

er ist erst neun Jahre alt, mutterseelenallein, denn wenn ich sterbe – was wird dann mit allen diesen Armen werden, ich frage Sie nur dies eine? Wenn dem aber so ist, und ich ihn trotzdem zum Zweikampf herausfordere, und wenn er mich dann sogleich töten wird, nun, was wird dann sein? Was wird dann aus ihnen allen werden? Noch schlimmer als das, wenn er mich nicht tötet, mich vielmehr zum Krüppel macht; zu arbeiten wird dann unmöglich sein, der Mund aber wird gleichwohl bleiben! Wer wird ihn dann aber füttern, meinen Mund, und wer wird dann sie alle füttern? Oder soll man etwa den Iljuscha täglich statt zur Schule zum Betteln schicken? Sehen Sie, das bedeutet es für mich, ihn zum Zweikampf zu fordern: ein dummes Wort und weiter auch gar nichts.«

»Er wird Sie um Verzeihung bitten, ja er wird mitten auf dem ›Platze‹ Ihnen zu Füßen fallen!« schrie wiederum Alescha, und seine Augen blitzten.

»Ich wollte ihn verklagen«, fuhr der Stabskapitän fort; »schlagen Sie aber nur unser Strafgesetzbuch auf: werde ich wohl eine große Genugtuung von meinem Beleidiger erhalten für meine persönliche Beleidigung? Und da ruft mich auch plötzlich Agraphena Alexandrowna zu sich und spricht: ›Wage nur gar nicht daran zu denken! Wenn du ihn verklagst, werde ich es dahin bringen, daß die ganze Welt erfährt, daß er dich schlug für deine eigene Gaunerei, und dann wird man dich selber vor Gericht schleifen!‹ Aber Gott allein weiß, von wem diese Gaunerei ausging und auf wessen Befehl ich als untergeordneter Angestellter handelte – im Auftrag von ihr selber und von Fjedor Pawlowitsch. ›Aber zudem noch‹, fügte sie hinzu, ›werde ich dich für immer wegjagen, und du wirst hinfort nichts mehr bei mir verdienen. Meinem Kaufmann werde ich es gleichfalls sagen (sie nennt ihn so, den bewußten alten Mann), und dann wird auch der dich fortjagen!‹ Und da denke ich: Wenn auch schon der Kaufmann mich wegjagen wird, was dann? Bei wem werde ich dann Geld verdienen können? Denn die beiden sind mir ja allein geblieben, da Ihr Väterchen Fjedor Pawlowitsch mir nicht nur sein Vertrauen entzog (aus einem nicht hierher gehörenden Grunde), mich vielmehr seinerseits auf Grund meiner Quittungsscheine vor Gericht schleppen will. Aus allen diesen Gründen bin ich auch still geworden; und Sie haben ja diese Tiefen gesehen. Jetzt erlauben Sie mir aber zu fragen: Hat er Sie vorhin schmerzhaft in den Finger gebissen, der Iljuscha, meine ich? Zu Hause, vor ihm, konnte ich mich nicht entschließen, hier auf Einzelheiten einzugehen.«

»Ja, sehr schmerzhaft, und er war sehr aufgereggt. Er rächte sich an mir als einem Karamasoff für Sie, das ist mir jetzt völlig klar. Wenn

Sie aber gesehen hätten, wie er mit seinen Schulkameraden Steinwürfe austauschte! Das ist äußerst gefährlich: die können ihn ja töten, sie sind Kinder, noch dumme Jungen, der Stein aber fliegt und kann ihm den Kopf zerschmettern!«

»Ja, und es hat ihn bereits heute ein Steinwurf getroffen, nicht auf den Kopf, aber auf die Brust, oberhalb des Herzens, ein blauer Fleck ist da; er kam nach Hause, weinte, stöhnte, und da ist er auch krank geworden.«

»Wissen Sie aber auch, er selber fällt ja zuerst über alle her, er ist Ihretwegen bössartig geworden; man erzählt, er habe vorhin einen Knaben, Krasotkin, mit dem Federmesser in die Seite gestochen . . .«

»Ich habe auch davon gehört, das ist gefährlich: Krasotkin ist ein hiesiger Beamter, es werden da vielleicht noch Unannehmlichkeiten herauskommen . . .«

»Ich würde Ihnen raten«, fuhr Alescha mit Eifer fort, »ihn eine Zeitlang überhaupt nicht zur Schule zu schicken, bevor er sich nicht beruhigt hat, und auch diese Wut wird sich ja in ihm legen!«

»Ja, es ist Wut«, fiel ihm der Stabskapitän ins Wort, »es ist tatsächlich Wut! In einem so kleinen Geschöpfe eine so große Wut! Sie wissen ja nicht alles. Erlauben Sie mir, Ihnen das alles im Zusammenhang zu erzählen. Die Sache ist die, daß seit jenem Vorfall alle Kinder in der Schule ihn ›Badebast‹ zu necken pflegen. Schulkinder sind nun einmal ein mitleidloses Gesindel! Sie begannen ihn zu necken, und es erwachte in Iljuscha der adlige Geist. Ein gewöhnlicher Knabe, ein schwacher Sohn – der hätte sich gefügt und hätte sich seines Vaters zu schämen begonnen. Der aber trat ganz allein allen entgegen für seinen Vater! Für seinen Vater und für die Wahrheit, für die Gerechtigkeit! Denn was er damals meinte, als er Ihrem Bruder die Hand küßte und ausrief: ›Verzeihen Sie dem Väterchen! Verzeihen Sie doch dem Väterchen!‹ – das weiß nur Gott allein, ja, und ich. Und so erkennen denn auch unsere Kinderchen – das heißt nicht Ihre, vielmehr unsere: die Kinderchen der verachteten, aber wohlgeborenen Armen – die Gerechtigkeit auf Erden schon im Alter von neun Jahren! Den Reichen aber, woher sollte denen diese Erkenntnis kommen? Die dringen ihr ganzes Leben nicht bis zu einer solchen Tiefe. Mein Iljuscha aber hat in der Minute damals auf dem ›Platze‹, als er Ihrem Bruder die Hände küßte, in dieser selben Minute auch die ganze Wahrheit erfaßt! Es kam über ihn jene Wahrheit, und sie hat ihn auf ewig niedergeschmettert!« sprach leidenschaftlich und wiederum wie außer sich der Stabskapitän, und er schlug sich dabei mit seiner rechten Faust in seine linke Handfläche, gleich als wolle er versinnbildchen, wie seinen Iljuscha die Wahrheit

niedergeschmettert habe. »Diesen selben Tag befiel ihn ein Fieber, die Nacht hindurch phantasierte er. Jenen ganzen Tag über sprach er wenig mit mir, schwieg sogar völlig, ich habe nur bemerkt: er schaut, er blickt auf mich aus dem Winkel hervor, er kommt immer näher zum Fenster und macht, als ob er seine Aufgaben lerne, ich aber sehe sehr wohl, daß er nicht seine Aufgaben im Kopfe hat. Am anderen Tag betrank ich mich aus Kummer und kann mich deshalb nicht mehr an vieles entsinnen – ein-sündiger Mensch, der ich bin. Das Mütterchen hatte da gleichfalls zu weinen angefangen – das Mütterchen aber liebe ich nämlich sehr –, nun, aus Kummer habe ich auch gesoffen, für mein letztes Geld. Sie, mein Herz, verachten mich deshalb nicht; bei uns in Rußland sind die Betrunkenen die besten Menschen von der Welt. Die allerbesten Menschen sind bei uns gerade die, die am meisten trinken. Ich liege also und dachte an diesem Tage nicht allzusehr an den Iljuscha, aber gerade an diesem Tage haben die Knaben ihn verhöhnt vom frühen Morgen an: »Badebast!« schrien sie ihm zu, »deinen Vater hat man am Barte aus dem Wirtshaus herausgezogen, und du bist nebenhergelaufen und hast um Verzeihung gebeten!« Am dritten Tage kam er wiederum aus der Schule, ich blicke ihn an; er hat keine Farbe mehr im Gesicht, er ist ganz bleich geworden. »Was ist dir?« sprach ich. Er schweigt. Nun, zu Hause konnte man sich auch nicht darüber unterhalten; denn sonst mischen sich gleich das Mütterchen und die Mädchen ein. Die Mädchen hatten zudem noch alles erfahren, sogar schon am ersten Tage. Warwara Nikolajewna begann bereits zu brummen: »Hanswürste! Bajazzos! Kann denn bei euch etwas vernünftig zugehen?« – »Das ist wirklich so«, spreche ich, »Warwara Nikolajewna, kann denn bei uns etwas vernünftig zugehen?« Damit bin ich denn auch an diesem Tage noch so davongekommen. Und da, am Abend, nahm ich auch den Knaben zum Spaziergang mit. Sie müssen nämlich wissen, daß wir beide auch vordem jeden Abend einen Spaziergang machten, gerade denselben Weg pflegten wir zu gehen, auf dem wir eben jetzt gehen, von unserem Hause an bis zu jenem großen Steine, der dort auf der Straße bei der Hecke ganz allein liegt und wo die städtische Weide beginnt: es ist ein einsamer und angenehmer Ort. Ich gehe also mit dem Iljuscha und halte sein Händchen in meiner Hand wie gewöhnlich, winzig ist bei ihm das Händchen, die Fingerchen sind schmal, kalt – er leidet ja an der Brust. »Vater«, spricht er, »Vater!« »Was denn?« sage ich, und ich sehe, die Äuglein funkeln ihm. »Vater, wie hat er dich damals nur...!« »Was soll man tun, Iljuscha«, sagte ich. »Versöhne dich nicht mit ihm, versöhne dich nicht! Die Knaben in der Schule erzählen, er habe dir dafür zehn Rubel gegeben.« »Nein«, sage ich, »Iljuscha, ich werde jetzt von ihm um nichts in der Welt Geld annehmen!« Da ist er

am ganzen Körper erbebt, hat meine Hand in seine beiden Händchen genommen und küßt sie wieder und wieder. ›Vater‹, spricht er, ›Vater, fordere ihn doch zum Zweikampf, in der Schule necken Sie mich damit, du seist ein Feigling und werdest ihn nicht zum Zweikampf fordern, wohl aber zehn Rubel von ihm annehmen!‹ ›Zum Zweikampf kann ich ihn nicht fordern, Iljuscha‹, antwortete ich und setzte ihm in wenigen Worten alles das auseinander, was ich auch Ihnen soeben darüber sagte. Er hörte mir zu. ›Vater‹, spricht er, ›Vater, versöhne dich gleichwohl nicht, ich werde heranwachsen, ihn selber zum Zweikampf fordern und ihn töten!‹ Und seine Äuglein funkeln und flammen. Nun, bei alledem bin ich doch sein Vater, und es war nötig, ihm ein Wort der Gerechtigkeit zu sagen. ›Sündhaft ist es‹, sage ich ihm, ›zu töten, sei es auch im Zweikampf.‹ ›Vater‹, spricht er, ›Vater, ich werde ihn niederwerfen, wenn ich groß sein werde, ich werde ihm seinen Säbel mit meinem Degen aus der Hand schlagen, ich werde mich auf ihn werfen, ich werde ihn zu Boden schlagen, ich werde auf ihn mit dem Säbel ausholen und ihm sagen: Ich könnte dich in diesem Augenblicke töten, ich verzeihe dir aber, da hast du es!‹ Sehen Sie, sehen Sie, mein Herr, was für ein Prozeß in seinem Köpfchen vor sich gegangen ist in diesen zwei Tagen: da hat er Tag und Nacht gerade nur an diese eine Rache mit dem Säbel gedacht und des Nachts wohl nur hiervon phantasiert. Er begann mir aus der Schule nach Hause zu kommen in schmerzhaft verprügeltem Zustande. Das habe ich erst vorgestern alles erfahren, und Sie haben recht: Ich werde ihn schon nicht mehr in diese Schule schicken. Ich erfahre, daß er allein gegen die ganze Klasse geht und alle selber herausfordert, selber böse wird, daß sein Herz sich in ihm entflamte – da erschrak ich damals für ihn. Wiederum gehen wir spazieren. ›Vater‹, fragt er, ›Vater, die Reichen sind doch die Allermächtigsten auf der Erde?‹ ›Ja‹, sage ich, ›Iljuscha, niemand ist mächtiger auf der Welt als der Reiche!‹ ›Vater‹, spricht er, ›ich werde reich werden, ich werde Offizier werden, ich werde alle Feinde schlagen, mich wird der Zar belohnen, ich werde hierherkommen, und dann wird es niemand wagen!‹ Er verstummte auf einen Augenblick, ja, und dann spricht er, und seine Lippen zittern ihm immer noch wie vordem. ›Vater‹, sagt er, ›was ist das für eine häßliche Stadt, die unsrige!!‹ ›Ja‹, spreche ich, ›Iljuscha, nicht gar schön ist unsere Stadt.‹ ›Vater, laß uns in eine andere Stadt übersiedeln, in eine schöne Stadt‹, sagt er, ›wo man von uns nichts weiß.‹ ›Wir werden übersiedeln‹, spreche ich, ›wir werden übersiedeln, ich sammle ja nur dazu Geld.‹ Ich freute mich, daß ich Gelegenheit hatte, ihn von seinen trüben Gedanken abzulenken, und wir beide begannen uns auszumalen, wie wir in eine andere Stadt übersiedeln, uns ein Pferdchen, ja, und ein Wägelchen kaufen werden. ›Das Mütterchen

und die Schwesterchen werden wir in dem Wagen Platz nehmen lassen und sie warm zudecken, wir selber aber werden zur Seite gehen; bisweilen werde ich auch dich einsteigen lassen, ich aber werde nebenbei gehen, denn man muß sein Pferdchen schonen, nicht alle können wir uns in den Wagen setzen, und so werden wir uns denn auf den Weg machen!« Er war darüber ganz entzückt, vor allem, daß es sein Pferdchen sein werde und er selber kutschieren werde. Es ist ja bekannt, daß der russische Knabe so schon zur Welt kommt, zusammen mit seinem Pferdchen! Wir plauderten lange. »Gott sei Dank«, denke ich, »ich habe ihn abgelenkt, getröstet!« Das war vorgestern abend. Gestern aber offenbarte sich schon ganz etwas anderes. Wiederum ging er am Morgen in diese Schule, finster kehrte er heim, schon sehr finster. Am Abend nahm ich ihn an der Hand und führte ihn spazieren; er schweigt, spricht kein Wort. Da erhob sich ein Wind, die Sonne verfinsterte sich, es war wie im Herbst, ja, und es dämmerte bereits. Wir gehen, und uns beiden ist es traurig zumute. »Nun, mein Junge, wie werden wir denn«, spreche ich, »uns mit dir auf den Weg machen!« – ich dachte ihn auf das gestrige Gespräch zu bringen. Er schweigt aber, nur seine Fingerchen fühle ich in meiner Hand zittern. »Ach«, denke ich, »das ist schlecht, da ist wieder etwas vorgefallen . . .« Wir gingen gerade wie jetzt, bis zu diesem selben Stein, ich setze mich auf diesen Stein. Am Himmel aber steigen immer neue Drachen, brummen und knattern, wohl dreißig Drachen sieht man. Es ist ja jetzt die Drachenzzeit. »Siehst du«, spreche ich, »Iljuscha, es wäre auch für uns an der Zeit, den Drachen vom vorigen Jahre steigen zu lassen. Ich werde ihn ausbessern, wo hast du ihn nur hingetan?« Er schweigt, mein Knabe, und blickt weg, er hat sich zur Seite gewandt. Da aber heult plötzlich der Wind, Staub flog auf . . . Er warf sich auf einmal ganz auf mich, umschlang mit seinen dünnen Ärmchen meinen Hals und preßte mich an sich. Sie wissen ja, daß, wenn auch die Kinderchen bisweilen stolz und schweigsam sind, ja, und die Tränen lange in sich zurückdrängen, und die dann plötzlich hervorbrechen in der Minute eines großen Kummers, daß das dann gar nicht mehr so ist, als flößen ihre Tränen, sie sprudeln vielmehr geradezu hervor wie Quellen. Mit solchen warmen Tränenspritzern hat er denn auch plötzlich mein ganzes Gesicht benetzt. Er schluchzte wie im Krampfe, er bebte ganz, drückte mich an sich, und ich sitze auf dem Stein. »Väterchen«, schreit er immer wieder, »Väterchen, liebes Väterchen, wie hat er dich erniedrigt!« Da brach ich dann gleichfalls in Tränen aus. Wir sitzen, hielten uns umschlungen und sind vom Schluchzen erschütterter. »Väterchen«, spricht er, »Väterchen!« »Iljuscha«, sage ich ihm, »Iljuschetschka«. Niemand hat uns damals gesehen, Gott allein hat es gesehen und wird es wohl in meine Tafeln eintragen. Sagen Sie Ihrem

Brüderchen Dank dafür, Alexej Fjedorowitsch. Nein, ich werde meinen Knaben nicht zu Ihrer Befriedigung durchhauen!«

Er hatte wiederum geendet und mit seiner bösen und närrischen Wendung von vorhin. Alescha aber fühlte gleichwohl, daß er schon zu ihm Vertrauen gefaßt habe und daß, wäre an seiner Stelle ein anderer gewesen, dieser Mensch mit ihm nicht so geplaudert und ihm nicht das mitgeteilt hätte, was er ihm soeben erzählt hatte. Das gab Alescha Mut, wenn auch seine Seele vor verhaltenen Tränen zitterte.

»Ach, wie möchte ich mich mit Ihrem Sohne aussöhnen!« rief er aus.
»Wenn Sie das fertigbrächten!«

»So ist es gerade«, murmelte der Stabskapitän.

»Jetzt aber nicht davon, ganz und gar nicht davon! Hören Sie«, fuhr Alescha fort. »Hören Sie! Ich habe einen Auftrag an Sie: Mein Bruder, dieser Dmitri, hat auch seine Braut beleidigt, ein sehr edles Fräulein, von der Sie wahrscheinlich bereits gehört haben. Ich habe das Recht, von ihrer Beleidigung zu sprechen, ich bin sogar dazu verpflichtet, weil sie, als sie von Ihrer Beleidigung erfuhr und von Ihrer ganzen unglücklichen Lage, mir sogleich auftrag . . . erst vorhin . . . Ihnen diese Unterstützung von ihr zu bringen . . . aber nur von ihr allein, keineswegs von Dmitri, der sie zudem im Stich gelassen hat, und auch nicht von mir, seinem Bruder, von niemandem sonst als von ihr, nur von ihr allein! Sie fleht Sie an, diese Unterstützung anzunehmen . . . Sie sind beide beleidigt von einem und demselben Menschen . . . Sie erinnerte sich Ihrer erst dann, als sie von ihm eine ebensolche Beleidigung erfahren hatte (was den Stärkegrad anbelangt) wie Sie von ihm. Das heißt also: Die Schwester will dem Bruder helfen . . . Sie hat gerade mir aufgetragen, Sie zu überreden, von ihr wie von einer Schwester diese zweihundert Rubel hier anzunehmen, weil sie weiß, daß Sie in Not sind. Niemand wird davon erfahren, keinerlei falsches Gerede kann darüber entstehen. Hier sind diese zweihundert Rubel, und ich beschwöre Sie – Sie müssen sie annehmen, sonst – sonst müssen ja wohl alle Menschen einander feind sein auf der Welt. Es gibt aber doch auch Brüder auf der Welt. Sie haben eine edle Seele . . . Sie müssen dies annehmen, Sie müssen!«

Und Alescha hielt ihm zwei neue, regenbogenfarbene Hundertrubelscheine hin. Er und der Stabskapitän standen dabei gerade bei dem großen Stein an der Hecke, und niemand war ringsherum. Die Scheine übten, so schien es, auf den Stabskapitän einen furchtbaren Eindruck: er erbehte anfangs, aber wohl nur vor Staunen. Nichts dergleichen hatte er je geahnt, und einen solchen Ausgang hatte er ganz und gar nicht erwartet. Hilfe von irgendwem, ja, und noch eine so beträchtliche, daran hatte er nicht einmal im Traume gedacht. Er nahm die Scheine,

und fast eine Minute war er außerstande zu antworten, etwas ganz Neues malte sich in seinem Gesichte.

»Das ist für mich, für mich, so viel Geld, zweihundert Rubel! Mein Gott, ich habe schon viele Jahre nicht so viel Geld zusammen gesehen. Mein Gott! Und sie sagt, daß sie mir eine Schwester ist . . . und das im Ernste, im Ernst!«

»Ich schwöre Ihnen, daß alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe!« rief Alescha aus. Der Stabskapitän ward ganz rot. »Hören Sie, mein Täubchen, hören Sie: wenn ich es auch annehmen werde, so werde ich doch kein Schuft sein? Das heißt in Ihren Augen, Alexej Fjedorowitsch, werde ich darum doch nicht, werde ich darum doch nicht ein Schuft sein? Nun, Alexej Fjedorowitsch, hören Sie, hören Sie«, fuhr er in ununterbrochener Hast fort, indem er Alescha mit beiden Händen festhielt, »Sie überreden mich ja, das Geld anzunehmen, damit, daß eine Schwester es sendet; aber in Ihrem Innern, bei sich selbst, fühlen Sie da keine Verachtung für mich, wenn ich es annehmen werde, oder . . .?«

»Nicht doch! Nein! Ich schwöre Ihnen bei meiner Seele Heil, daß dem nicht so ist. Und niemand wird jemals erfahren, nur wir wissen es: ich, Sie, ja sie, und noch eine Dame, ihre große Freundin . . .«

»Was geht mich die Dame an? Hören Sie, Alexej Fjedorowitsch, hören Sie, jetzt ist ja schon eine solche Minute gekommen, daß man alles anhören muß, denn Sie können ja gar nicht verstehen, was für mich jetzt diese zweihundert Rubel bedeuten können!« fuhr der arme Teufel fort, der immer mehr in ein nicht zu beherrschendes, fast wildes Entzücken geriet. Er war wie benommen, er sprach dabei außerordentlich eilig und hastig, gleich als ob er fürchte, man werde ihn nicht aussprechen lassen. »Ganz abgesehen davon, daß das in Ehren erworben wurde, das heißt daß es mir geschenkt ward von einer so geachteten und heiligen ›Schwester‹, wissen Sie denn auch, daß ich jetzt imstande bin, das Mütterchen und Ninotschka – jenen meinen buckligen Engel – mein Töchterchen, zu kurieren? Es kam ja unlängst Doktor Herzensstube zu mir und untersuchte sie beide – aus reiner Herzensgüte – eine ganze Stunde: ›Ich begreife‹, spricht er, ›gar nichts. Indessen ein Mineralwasser, das in der hiesigen Apotheke zu haben ist (er schrieb es auf), wird ihr zweifellos Nutzen bringen‹, ja, und er hat ihr auch Fußbäder aus einem Arzneimittel verschrieben. Das Mineralwasser kostet aber dreißig Kopeken der Krug, und man muß dabei vielleicht vierzig Krüge austrinken. So nahm ich denn das Rezept und legte es auf das Eckbrett unter die Heiligenbilder, ja, und da liegt es auch jetzt noch. Der Ninotschka hat er aber verordnet, in irgendeiner Lösung zu baden, in solchem heißen Wasser, ja, täglich morgens und abends. Wie wäre es uns aber möglich, eine solche Kur auszuführen, bei uns, in unseren vier

Wänden, ohne Dienstboten, ohne Hilfe, ohne Badewanne und ohne Wasser? Ninotschka leidet aber immer an Rheumatismus, ich habe Ihnen das noch nicht erzählt. Des Nachts hat sie nagende Schmerzen an ihrer ganzen rechten Seite, sie quält sich, und glauben Sie: Dieser Engel Gottes tut sich Gewalt an, um nur nicht unsere Ruhe zu stören: sie stöhnt nicht einmal, um uns nur nicht aufzuwecken. Wir essen aber, was gerade da ist, was wir nur erlangen können, und da nimmt sie denn stets das allerschlechtesten Stück, ein solches, wie man es nur den Hunden hinwerfen kann. »Ich bin nicht wert«, so soll das heißen, »dieses Brockens, ich nehme ihn euch, ich bin euch ja nur zur Last!« Das ist es, was ihr Engelsblick ausdrücken will. Wir bedienen sie, und das ist ihr peinlich: »Ich verdiene das gar nicht, ich bin ein wertloser Krüppel, ein nutzloser!« Aber sie sollte das nicht wert sein! Wo sie doch für uns alle durch ihre engelhaftige Sanftmut bei Gott bittet! Ohne sie, ohne ihr stilles Wort würde bei uns ja die Hölle sein; sogar die Warja, auch die hat sie milder gestimmt. Aber auch die Warwara Nikolajewna dürfen Sie nicht verdammen, auch sie ist ein Engel, auch sie ist eine Beleidigte. Sie kam zu uns im Sommer, sie hatte gerade sechzehn Rubel bei sich, sie hatte sie durch Stundengeben zusammengeschart und zurückgelegt für die Rückreise, um im September, das heißt gerade jetzt, für dies Geld nach Petersburg zurückzukehren. Wir aber nahmen diese Gelderchen und verlebten sie – und jetzt hat sie gar kein Geld, um zurückzufahren. Sehen Sie, so ist es. Ja, und es ist auch so ganz unmöglich, daß sie zurückkehrt, weil sie für uns wie ein Zuchthäusler arbeiten muß, wir haben sie ja wie einen Karrengaul angespannt und gesattelt, für alle sorgt sie, sie flickt, wäscht, putzt, fegt und legt Mütterchen ins Bett. Mütterchen ist aber eine Launische, Mütterchen ist eine Flennerin, Mütterchen ist ja eine Verrückte! So kann ich ja jetzt für diese zweihundert Rubel eine Magd annehmen. Verstehen Sie, Alexej Fjedorowitsch, ich kann mich an die Heilung dieser lieben Wesen machen. Ich werde meine Studentin nach Petersburg fahren lassen, ich werde Fleisch kaufen, eine neue Kost einführen. Mein Gott, das ist doch wohl nur ein Traum!«

Alescha war furchtbar froh, daß er so viel Glück bereitet hatte, und daß der arme Teufel sich einverstanden erklärt hatte, sich beglücken zu lassen.

»Warten Sie, Alexej Fjedorowitsch, warten Sie einmal!« Der Stabskapitän hatte sie wiederum an einen neuen Traum geklammert, der ihm plötzlich gekommen war, und wiederum ergoß er sich in begeistertem raschen Geschwätz. »Sie wissen ja, daß Iljuscha und ich am Ende noch gar und auf der Stelle unseren Traum ausführen: wir kaufen ein Pferdchen und ein Wägelchen, ja, ein braunes Pferdchen – er bat, daß es unbedingt ein braunes sein solle –, ja, und wir machen uns dann auf

den Weg, wie wir vorgestern uns ausmalten. Ich kenne im K . . . schen Gouvernement einen Advokaten, einen Freund von mir von Kindheit an, der hat mich durch einen zuverlässigen Menschen wissen lassen, er werde mir, wenn ich zu ihm komme, in seiner Kanzlei die Stelle eines Kanzleivorstandes geben, und vielleicht, wer kennt ihn denn, wird er das auch tun. Nun, so werde ich auch Mütterchen in den Wagen heben und Ninotschka neben sie, den Iljuschetschka aber werde ich auf den Bock setzen zum Kutschieren, ich selber aber werde zu Fuß gehen, und mit allen werde ich übersiedeln . . . Mein Gott, ja, wenn ich nur noch eine kleine ausgeliehene und verlorene Summe zurückerhalten könnte, wird es vielleicht sogar noch dafür ausreichen!»

»Es wird ausreichen, es wird ausreichen!« rief Alescha aus. »Katharina Iwanowna wird Ihnen noch mehr schicken, soviel Sie wollen, und wissen Sie, auch ich habe ja Geld, nehmen Sie nur, soviel Sie nötig haben, wie von einem Bruder, wie von einem Freunde, später werden Sie es dann zurückgeben . . . Sie werden ja reich werden, Sie werden ja reich werden. Und wissen Sie, Sie hätten sich niemals etwas Besseres ausdenken können, als eben gerade in ein anderes Gouvernement umzuziehen! Hierin ist allein Rettung für Sie und vor allem Rettung für Ihren Sohn, und wissen Sie, je rascher, um so besser, noch bevor der Winter anbricht, noch vor Beginn der Kälte, und Sie werden uns von dort aus schreiben, und wir werden Brüder bleiben . . . Nein, das ist kein Traum.«

Alescha hätte ihn umarmen mögen, so zufrieden war er. Als er aber auf ihn hinsah, blieb er plötzlich stehen. Der Stabskapitän stand da und streckte Hals und Lippen vor, sein Gesicht war ganz bleich geworden, es hatte einen ekstatischen Ausdruck angenommen, und er bewegte seine Lippen, gleich als ob er etwas sagen wollte. Töne gab er indes nicht von sich, er bewegte nur immer die Lippen, und das war unheimlich.

»Was ist Ihnen?« und Alescha erbebt plötzlich, ohne zu wissen, weshalb.

»Alexej Fjedorowitsch . . . Ich . . . Sie . . .« murmelte in abgerissenen Worten der Stabskapitän, indem er seltsam wild ihm gerade ins Gesicht schaute mit dem Ausdruck eines, der entschlossen ist, vom »Berg hinabzufliegen«, und zu gleicher Zeit verzog er die Lippen wie zu einem Lächeln. »Ich . . . Sie . . . wollen Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt sogleich ein Kunststückchen vormache?« flüsterte er plötzlich in einem hastigen, aber in entschiedenem Tone gehaltenen Geflüster, seine Rede stockte schon nicht mehr.

»Was für ein Kunststück denn?«

»Das Kunststückchen, der Hokusfokus ist der«, sprach immer noch

flüsternd der Stabskapitän; sein Mund hatte sich ganz nach links gezogen, sein linkes Auge kniff er zu, und unverwandt blickte er auf Alescha, als habe er sich an ihm festgesogen.

»Ja, was ist denn mit Ihnen? Was für ein Kunststück?« schrie Alescha, schon ganz erschreckt.

»Das ist es, sehen Sie nur hin!« kreischte plötzlich der Stabskapitän.

Und er wies ihm die beiden regenbogenfarbenen Scheine, die er die ganze Zeit über, im Verlaufe des ganzen Gespräches, beide zusammen an einem Zipfel zwischen dem großen und Zeigefinger der rechten Hand gehalten hatte, und plötzlich faßte er sie voller Wut, zerknitterte sie und preßte sie fest in der Faust der rechten Hand.

»Haben Sie es gesehen? Haben Sie es gesehen?« krächte er Alescha an, bleich und außer sich, und plötzlich erhob er seine Faust und warf mit aller Kraft die beiden zerknitterten Geldscheine in den Sand. »Haben Sie es gesehen?« krächte er wiederum, indem er mit dem Finger auf sie wies. »Nun, so sehen Sie denn!«

Und plötzlich erhob er den rechten Fuß und begann in wildem Zorne die Geldscheine mit dem Absatz zu zertreten, wobei er bei jedem Auftreten seines Fußes schrie und keuchte.

»Da haben Sie Ihr Geld! Da haben Sie Ihr Geld! Da haben Sie Ihr Geld!« Und er sprang plötzlich zurück und richtete sich kerzengerade vor Alescha auf. Seine ganze Gestalt brachte unaussprechlichen Stolz zum Ausdruck.

»Hinterbringen Sie denen, die Sie gesandt haben, daß der ›Badebast‹ seine Ehre nicht verkauft!« rief er aus, indem er die Hand in die Luft ausstreckte. Darauf kehrte er rasch um und begann davonzulaufen; er war aber noch keine fünf Schritte entfernt, als er sich wieder umdrehte und plötzlich Alescha einen Handkuß zuwarf.

Wiederum war er keine fünf Schritte gelaufen, da drehte er sich nochmals, nunmehr schon zum letztenmal um, diesmal indes ohne höhnisch zu lachen, sein Gesicht erbebte vielmehr nur so vor Schluchzen. Mit weinerlicher Stimme schrie er stockend, keuchend und hastig:

»Aber was hätte ich denn meinem Jungen gesagt, wenn ich von Ihnen Geld für unsere Schande angenommen hätte?« Und nach diesen Worten stürzte er davon, diesmal schon ohne sich umzuwenden. Alescha sah ihm nach in unaussprechlichem Gram. Oh, er hatte begriffen, daß der Stabskapitän bis zum allerletzten Augenblicke selber nicht gewußt hatte, daß er die Geldscheine zerdrücken und wegwerfen werde. Der Laufende drehte sich kein einziges Mal mehr um, und Alescha wußte auch, daß er sich nicht mehr umwenden werde. Ihm nachlaufen und rufen wollte er nicht, er wußte, weshalb. Als aber jener außer Gesichtswerte war, hob Alescha beide Scheine auf. Sie waren nur sehr zusam-

mengeknüllt, platt gedrückt und in den Sand getreten, aber völlig unversehrt, und sie knitterten sogar noch wie neue, als Alescha sie auseinandernahm und glättete. Dann faltete er sie zusammen, steckte sie in die Tasche und ging zu Katharina Iwanowna, um ihr den Erfolg seines Auftrags mitzuteilen.

FÜNFTES BUCH

Für und wider

1

Das Verlöbniß

Frau Chochlakoff empfing wiederum als erste Alescha. Sie war in Eile. Etwas Wichtiges hatte sich zugetragen: Der hysterische Anfall der Katharina Iwanowna hatte mit einer Ohnmacht geendet, dann war eine furchtbare Schwäche über sie gekommen, sie hatte sich hingelegt, die Augen geschlossen und zu phantasieren begonnen. Jetzt sei Fieber aufgetreten, man habe nach Herzenstube geschickt und auch nach den Tanten. Die Tanten seien schon hier, Herzenstube aber sei noch nicht gekommen. Alle säßen in ihrem Zimmer und warteten. Irgendeine Krankheit werde zum Vorschein kommen, die Kranke sei ja besinnungslos. »Wie aber, wenn es Nervenfieber geben wird?«

Indem sie dies ausrief, sah Frau Chochlakoff aufrichtig erschreckt aus: »Das ist schon ernsthaft, ernsthaft!« fügte sie zu jedem Worte hinzu, gleich als ob alles, was sich vordem mit Katharina Iwanowna zugetragen hatte, nicht ernsthaft gewesen wäre. Alescha hörte sie mit Bekümmernis an; er wollte ihr auch seine Ereignisse auseinandersetzen, sie unterbrach ihn aber schon bei den ersten Worten; sie habe keine Zeit. Sie bat ihn, bei Lisa zu sitzen und sie dort zu erwarten.

»Lisa, mein sehr lieber Alexej Fjedorowitsch«, flüsterte sie ihm fast ins Ohr, »Lisa hat mich soeben in Staunen versetzt, mich aber auch gerührt, und deshalb verzeiht ihr mein Herz alles. Stellen Sie sich nur vor: Kaum waren Sie weggegangen, als sie plötzlich aufrichtig zu bereuen begann, daß sie sich, wie sie behauptet, gestern und heute über Sie lustig gemacht habe. Sie habe sich ja aber gar nicht lustig gemacht, sie habe nur gescherzt. So im Ernst bereute sie aber, fast bis zu Tränen, daß ich mich wunderte. Noch niemals hat sie im Ernst bereut, wenn sie über mich gelacht hatte, vielmehr immer nur im Scherze. Sie wissen aber, daß sie jeden Augenblick über mich lacht. Jetzt ist es ihr aber auf einmal ernst damit, jetzt ist alles bei ihr im Ernste herausgekommen. Sie schätzt Ihre Meinung außerordentlich, Alexej Fjedorowitsch, und wenn Sie es können, so zürnen Sie ihr nicht und tragen Sie ihr nichts nach. Ich selber habe auch nur immer Nachsicht mit ihr, weil sie eine so kluge Kleine ist. Werden Sie es glauben? Sie hat soeben gesagt, daß Sie

der Freund ihrer Kinderjahre waren, »im Ernste der allerbeste Freund meiner Kindheit« – stellen Sie sich das einmal vor, was das bedeutet, »der allerbeste Freund« –, aber ich, was bin ich ihr denn? Sie hat in Hinsicht hierauf außerordentlich ernsthafte Gefühle und sogar Erinnerungen, aber am eigenartigsten sind bei ihr doch diese Phrasen und kleinen Wortspiele, diese so äußerst unerwarteten Wortspiele: man erwartet sie gar nicht, und da sind sie plötzlich da. So zum Beispiel unlängst über eine Fichte: Es stand in unserem Garten, während ihrer ersten Kindheit, eine Fichte, vielleicht steht sie auch jetzt noch dort, so daß man gar nicht in der Form der Vergangenheit zu sprechen braucht. Die Fichten sind ja nicht Menschen: sie bleiben lange unverändert, Alexej Fjedorowitsch. »Mutter«, spricht sie einmal, »ich entsinne mich an diese Fichte wie aus einem Traume heraus¹ – das muß sie wohl etwas anders ausgedrückt haben, da habe ich wohl etwas verwechselt, so wie ich das sage, ist es ein dummes Wort, sie hat mir aber aus diesem Anlaß etwas so Originelles gesagt, daß ich es entschieden nicht wiederzugeben vermag. Ja, und ich habe es auch schon vergessen. Nun, auf Wiedersehen! Ich bin sehr erschüttert und werde wahrscheinlich verrückt werden. Ach, Alexej Fjedorowitsch, ich bin ja schon zweimal im Leben gestört gewesen, und man hat mich ausgeheilt. Gehen Sie nun zu Lisa! Machen Sie ihr wieder Mut, wie Sie das immer so ausgezeichnet fertigbringen. – Lisa!« rief sie, indem sie zur Türe hinging, »ich bringe dir da den Alexej Fjedorowitsch, den du so beleidigt hast, und er zürnt dir nicht im geringsten, ich versichere es dir, er ist im Gegenteil erstaunt, daß du so etwas glauben konntest!«

»Danke, Mutter! Treten Sie ein, Alexej Fjedorowitsch!«

Alescha trat ein. Lisa sah in einiger Verlegenheit auf ihn und errötete plötzlich über und über. Augenscheinlich schämte sie sich über irgend etwas, und wie das immer in solchen Fällen zu sein pflegt, begann sie in aller Eile von völlig Nebensächlichem zu plaudern, gleich als ob sie sich in diesem Augenblicke nur für dies Nebensächliche interessiere.

»Die Mutter hat mir soeben erst die ganze Geschichte von jenen zweihundert Rubeln mitgeteilt und von jenem Auftrag für Sie an diesen armen Offizier; sie hat mir diese ganze schreckliche Geschichte erzählt, wie man ihn beleidigt hat, und wissen Sie, obwohl Mama sehr wenig gut zu erzählen pflegt – sie überspringt stets die Hauptsache –, hörte ich ihr aufmerksam zu und weinte. Was denn? Wie denn? Haben Sie das Geld abgeliefert, und wie steht es jetzt mit diesem Unglücklichen . . .?«

»Das ist ja gerade die Sache, daß ich es nicht ablieferte, und das ist

¹ Ein im Deutschen nicht wiederzugebendes Wortspiel: sosna – die Fichte, so sna – aus einem Traume heraus.

eine ganze Geschichte!« antwortete Alescha, der seinerseits sich den Anschein gab, als sei er mehr als über alles andere darüber bekümmert, daß er das Geld nicht abgegeben habe, und dabei bemerkte Lisa sehr gut, daß auch er zur Seite blickte und gleichfalls ganz offenbar sich Mühe gab, von Nebensächlichem zu reden. Alescha setzte sich an den Tisch und begann zu erzählen; indes schon nach den ersten Worten verlor er völlig seine Befangenheit und riß seinerseits auch Lisa mit sich fort. Er sprach unter dem Einflusse eines heftigen Gefühles und des außerordentlichen Eindruckes von vorhin; und es glückte ihm, gut und anschaulich zu erzählen. Auch vordem schon, in Moskau, als Lisa noch ein Kind war, hatte er es geliebt, zu ihr zu gehen und ihr bald von dem zu erzählen, was ihm erst begegnet war, oder was er gelesen hatte, bald von seiner eigenen verflossenen Kindheit. Bisweilen gaben sich sogar beide gemeinsam ihren Träumen hin und erdichteten dann gemeinsam ganze Erzählungen, meistens freilich lustige, solche, über die man lachen konnte. Jetzt aber war es gerade so, als ob sie sich beide plötzlich in die frühere Moskauer Zeit zurückversetzt fühlten, die erst zwei Jahre zurücklag. Lisa war außerordentlich ergriffen von seiner Erzählung, Alescha hatte es verstanden, mit warmem Gefühle ihr ein Bild von Iljuschetschka zu geben. Als er aber in allen Einzelheiten die Szene beendet hatte, wie jener unglückliche Mensch das Geld mit Füßen trat, da rang Lisa die Hände, ohne daß sie ihr Gefühl zu beherrschen vermochte.

»So haben Sie denn das Geld nicht abgegeben! So haben Sie ihn denn auch so fortlaufen lassen! Mein Gott, ja, wären Sie ihm wenigstens selber nachgelaufen und hätten Sie ihn eingeholt . . .«

»Nein, Lisa, es ist schon besser, daß ich ihm nicht nachlief«, sprach Alescha, stand auf und ging bekümmert im Zimmer auf und ab.

»Wie denn besser? Wodurch denn besser? Jetzt sind die dort ohne Brot und werden zugrunde gehen.«

»Sie werden nicht zugrunde gehen, weil ihnen diese zweihundert Rubel gleichwohl nicht entgehen. Er wird sie trotz alledem morgen annehmen. Morgen wird er sie schon ganz bestimmt annehmen«, sprach Alescha, indem er in Gedanken versunken auf und ab schritt. »Sehen Sie, Lisa«, fuhr er fort, indem er vor ihr stehen blieb. »Ich selber habe da einen Fehler begangen, aber gerade dieser Fehler wird zum Besten ausschlagen.«

»Was denn für einen Fehler? Und weshalb wird er denn zum Besten ausschlagen?«

»Deshalb gerade, weil das ein furchtsamer Mensch ist und schwach von Charakter. Er ist ein so gequälter, aber von Herzen guter Mensch.

Ich denke jetzt ja immerzu: Weshalb ist er sich denn plötzlich so be-

leidigt vorgekommen und hat das Geld mit Füßen getreten? Denn ich versichere Sie, er hat bis zum letzten Augenblick nicht gewußt, daß er das Geld mit Füßen treten werde. Und da scheint es mir denn, daß er sich über mancherlei beleidigt fühlte . . . ja, und das konnte auch gar nicht anders sein in seiner Lage . . . Erstens nahm er sich schon das übel, daß er sich allzusehr in meiner Gegenwart über das Geld gefreut hatte und dies vor mir nicht einmal verbarg. Wenn er sich nicht so sehr gefreut hätte, wenn er dies wenigstens nicht so gezeigt hätte, wenn er es so gemacht hätte wie alle anderen, wenn sie Geld annehmen, das heißt, wenn er Gesichter geschnitten hätte, nun, dann hätte er es noch hinnehmen und das Geld annehmen können. Aber da hat er sich schon allzusehr aufrichtig gefreut, und das gerade nimmt man sich übel. Ach, Lisa, er ist ein rechtlicher und guter Mensch, und gerade darin beruht auch das ganze Verhängnis in solchen Fällen! Er hatte die ganze Zeit, bis er dann zu schreien anfing, eine so schwache, so geschwächte Stimme, und er sprach so in Eile und hatte die ganze Zeit über ein so seltsames Lachen, er weinte schon fast, so sehr war er in Entzücken . . . von seinen Töchtern sprach er . . . und von der Stelle, die man ihm in einer anderen Stadt geben werde . . . Und kaum hatte er mir sein Herz ausgeschüttet, da begann er sich auch schon darüber zu schämen, daß er mir so seine ganze Seele offenbart hatte. Und da hat er denn auch sogleich mich zu hassen begonnen. Er gehört ja zu jenen furchtbar verschämten Armen. Vor allem hat er sich aber wohl das übel genommen, daß er mich allzu rasch für seinen Freund gehalten und allzu rasch sich mir hingegeben hatte; vorher hatte er sich förmlich auf mich gestürzt, hatte mich einschüchtern wollen, und da – sobald er nur das Geld gesehen hatte, hatte er mich zu umarmen begonnen, er hat mich ja umarmt, immerzu hat er mich mit seinen Händen berührt. So, gerade in dieser Weise, mußte er diese ganze Erniedrigung empfinden, und da habe ich denn jenen Fehler begangen und einen sehr gewichtigen: Ich habe ihm nämlich plötzlich gesagt, wenn das Geld nicht dazu ausreichen werde, um in eine andere Stadt überzusiedeln, dann werde man ihm noch welches geben, und auch ich selber würde ihm dann von meinem Gelde geben, soviel er nur wünschen werde. Gerade das hatte ihn aber plötzlich stutzig gemacht. Weshalb, so fragte er sich wohl, habe denn auch ich mich dazu gedrängt, ihm zu helfen? Wissen Sie, Lisa, das ist furchtbar schwer zu ertragen für einen beleidigten Menschen, wenn alle auf ihn wie seine Wohltäter zu blicken beginnen . . . ich habe das gehört, der Greis hat mir das gesagt. Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll, ich habe aber auch selber das oft gesehen. Ja, und auch ich selber empfinde genauso. Die Hauptsache ist doch, daß, wenn er auch bis zum allerletzten Augenblicke nicht wußte, daß er die Scheine mit

Füßen treten werde, er das gleichwohl vorausfühlte, und das ist schon zweifellos. Deshalb war auch sein Entzücken ein so unbändiges, weil er das vorausfühlte . . . Und wenn darum das alles auch so häßlich ist, so führt es gleichwohl zum Besten. Ich glaube sogar, daß es zum Allerbesten hinführt, wie es gar nichts Besseres für ihn geben könnte!«

»Weshalb könnte es denn nichts Besseres geben?« rief Lisa und blickte mit großem Erstaunen auf Alescha.

»Deshalb, Lisa, weil, wenn er dieses Geld nicht mit Füßen getreten, es vielmehr angenommen hätte, er kaum eine Stunde später zu Hause in Weinen ausgebrochen wäre über seine Erniedrigung – das wäre schon zweifellos so gekommen. Er hätte geweint und wäre am Ende gar morgen beim ersten Tagesgrauen zu mir gekommen und hätte mir vielleicht die Scheine hingeworfen und auf sie getreten wie vorhin. Jetzt aber ist er furchtbar stolz und triumphierend davongegangen, wenn er auch weiß, daß er sich zugrunde richtete. Demnach scheint aber schon nichts leichter, als ihn zu veranlassen, diese zweihundert Rubel nicht später als morgen anzunehmen, weil er ja schon seine Ehre bewiesen hat, das Geld wegwarf und mit Füßen darauf trat . . . Er konnte doch nicht wissen, als er das tat, daß ich es ihm morgen wiederum bringen werde. Und dabei ist ihm das Geld furchtbar nötig! Wenn er auch jetzt stolz ist, so wird er gleichwohl sogar heute noch daran denken, welcher Hilfe er verlustig ging. In der Nacht wird er noch mehr darüber nachdenken, er wird davon träumen, und morgen früh wird er am Ende noch gar bereit sein, zu mir zu laufen und um Verzeihung zu bitten. Ich aber werde dann gerade bei ihm vorsprechen: ›Sehen Sie, so wird das heißen, ›Sie sind ein stolzer Mann, Sie haben das bewiesen, nun, jetzt aber nehmen Sie das Geld und verzeihen Sie uns!‹ Und dann wird er es auch annehmen!«

Alescha hatte wie hingerissen ausgerufen: »Und dann wird er es auch annehmen!« Lisa klatschte in die Hände.

»Ach, das ist wirklich so, das habe ich plötzlich furchtbar gut verstanden! Ach, Alescha, woher wissen Sie denn dies alles? So jung ist er noch, und schon weiß er, was in der Seele vorgeht! . . . Ich hätte das niemals ausgedacht . . .«

»Die Hauptsache ist jetzt, daß man ihn davon überzeugen muß, daß er mit uns allen auf gleichem Fuße steht, ungeachtet dessen, daß er von uns Geld annimmt«, fuhr in seiner Begeisterung Alescha fort – »und nicht bloß auf gleichem Fuße, nein! sogar auf höherem Fuße!«

»Auf höherem Fuße? Das ist ausgezeichnet, Alexej Fjedorowitsch; aber sprechen Sie nur weiter, sprechen Sie nur!«

»Das heißt, ich habe mich nicht so ausgedrückt, wie es sein sollte . . . hinsichtlich des höheren Fußes, aber das tut nichts, weil . . .«

»Ach, nichts, nichts hat das natürlich zu sagen! Verzeihen Sie, Alescha, mein Lieber. Wissen Sie, ich habe Sie bis dahin nicht eigentlich geachtet . . . das heißt, ich habe Sie wohl geachtet, ja, aber nur »auf gleichem Fuße«, jetzt aber werde ich Sie »auf höherem Fuße« achten . . . Lieber, seien Sie nicht böse, daß ich Witze mache –«, verbesserte sie sich sogleich mit heftigem Gefühl, »ich bin so eine Lächerliche und so eine Kleine, Sie aber, Sie! . . . Hören Sie, Alexej Fjedorowitsch, ist da nicht in dieser unserer ganzen Überlegung, das heißt in Ihrer . . . nein, schon lieber in unserer . . . liegt da eigentlich nichts von Verachtung gegen ihn, gegen diesen Unglücklichen . . . darin nämlich, daß wir jetzt so seine Seele enträtseln, wie von oben herab, wie? Liegt nichts Verächtliches darin, daß wir jetzt mit solcher Bestimmtheit entschieden haben, daß er das Geld annehmen werde, wie?«

»Nein, Lisa, da ist nichts von Verachtung«, antwortete Alescha mit Festigkeit, und es war, als sei er bereits vorbereitet auf diese Frage; »ich habe schon selber darüber nachgedacht, als ich hierherschritt. Urteilen Sie selbst, was da schon für eine Verachtung drin liegt, wenn wir ja genauso sind wie er, wenn alle genauso sind wie er. Denn auch wir sind ja so wie er, durchaus nicht besser. Wenn wir aber auch besser wären, so würden wir gleichwohl genauso sein wie er an seiner Stelle. Ich weiß nicht, wie Sie denken, Lisa, ich denke aber, was mich betrifft, daß ich in vielem eine kleinliche Seele habe. Er dagegen hat keine kleinliche Seele, im Gegenteil, er hat eine äußerst delikate Seele . . . Nein, Lisa, da ist auch keinerlei Verachtung gegen ihn! Wissen Sie, Lisa, mein Greis sprach einstmal: »Mit den Menschen muß man im allgemeinen wie mit Kindern umgehen, mit manchem aber auch wie mit Kranken in den Krankenhäusern.««

»Ach, Alexej Fjedorowitsch, ach, mein Täubchen, wollen wir doch mit den Menschen wie mit Kranken umgehen.«

»Einverstanden, Lisa, ich bin bereit, nur bin ich selber noch nicht völlig vorbereitet; ich bin bisweilen sehr ungeduldig, und dann habe ich wiederum gar keine Augen. Bei Ihnen ist das eine andere Sache!«

»Ach, ich glaube das nicht! Alexej Fjedorowitsch, wie bin ich glücklich!«

»Wie schön, daß Sie dies sagen, Lisa.«

»Alexej Fjedorowitsch, Sie sind erstaunlich gut, manchmal scheint es mir, als ob Sie ein Pedant seien; wenn man aber näher zusieht, sind Sie durchaus kein Pedant. Gehen Sie übrigens, schauen Sie zur Tür, öffnen Sie sie leise und sehen Sie, ob nicht Mütterchen da horcht«, sprach plötzlich Lisa in nervösem hastigem Geflüster.

Alescha ging, machte die Tür ein wenig auf und berichtete, daß niemand da horche.

»Kommen Sie hierher, Alexej Fjedorowitsch«, fuhr Lisa fort, indem sie immer mehr errötete. »Geben Sie mir Ihre Hand! So! Hören Sie, ich muß Ihnen ein großes Geständnis machen: Den gestrigen Brief habe ich Ihnen nicht im Scherze, vielmehr durchaus im Ernst geschrieben . . .« Und sie bedeckte ihre Augen mit der Hand. Augenscheinlich war es ihr sehr peinlich, dieses Bekenntnis zu machen. Plötzlich erfaßte sie Aleschas Hand und küßte sie eilig dreimal.

»Ach, Lisa, das ist aber schön!« rief Alescha froh aus; »ich war indes völlig überzeugt, daß Sie ihn im Ernste geschrieben haben.«

»Sie waren davon überzeugt? Sieh einmal an!« und sie führte plötzlich seine Hand von sich fort, ohne sie indessen loszulassen, sie ward dabei furchtbar rot, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen. »Ich habe ihm die Hand geküßt, und er sagt, das ist schön so!« Sie hatte ihm aber zu Unrecht diesen Vorwurf gemacht: auch Alescha war in großer Bestürzung.

»Ich möchte Ihnen stets gefallen, Lisa, ich weiß nur nicht, wie ich das anfangen soll«, murmelte er ebenfalls errötend vor sich hin.

»Alescha, mein Lieber, Sie sind kalt und dabei dreist. Sehen Sie das ein? Er geruhte mich zu seiner Gattin zu erwählen, und damit hat er sich beruhigt! Er war schon überzeugt davon, daß ich im Ernste geschrieben habe! Wie ist das? Das ist aber doch eine Frechheit – das ist es!«

»Ja, ist es denn so schlimm, daß ich diese Überzeugung hatte?« und Alescha brach plötzlich in Lachen aus.

»Ach, Alescha, im Gegenteil! Das ist furchtbar gut so!« und Lisa blickte zärtlich und glücklich auf ihn. Alescha stand immer noch und hielt seine Hand in der ihrigen. Plötzlich beugte er sich nieder und küßte sie gerade auf die Lippen.

»Was ist denn das noch? Was ist denn mit Ihnen!« rief Lisa aus. Alescha war ganz verlegen geworden.

»Nun, verzeihen Sie, wenn es nicht so . . . Ich habe es vielleicht furchtbar dumm gemacht . . . Sie sagten aber, ich sei kalt, und da nahm ich Sie und küßte Sie. Nur sehe ich jetzt, daß es dumm herauskam . . .«

Lisa lachte und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. »Und dazu noch in diesem Mönchsgewand« entrang es sich ihr unter Lachen. Plötzlich hörte sie aber auf zu lachen und ward ganz ernst, fast streng.

»Nein! Alescha, wir werden noch warten mit Küssen, weil wir das beide noch nicht verstehen und uns noch sehr lange zu warten bleibt«, schloß sie plötzlich. »Sagen Sie lieber, weshalb erwählen Sie mich, eine so Dumme, eine so kranke kleine Dumme, Sie, ein so Gescheiter, der so zu denken versteht, und der alles bemerkt? Ach, Alescha, ich bin furchtbar glücklich, weil ich Ihrer durchaus nicht wert bin!«

»Warten Sie ein wenig, Lisa. Ich werde dieser Tage völlig das Kloster verlassen. Wenn man aber in die Welt geht, muß man heiraten, das weiß ich wohl. So hat auch ›er‹ mir befohlen. Wen werde ich dann aber lieber nehmen als Sie . . . und wer wird mich nehmen außer Ihnen? Ich habe das bereits bedacht: Erstens kennen Sie mich von Kindheit an, zweitens aber haben Sie sehr viel solcher Fähigkeiten, die mir durchaus abgehen. Bei Ihnen ist die Seele heiterer als bei mir; Sie sind vor allem aber unschuldiger als ich, denn ich habe schon an vieles, an vieles gerührt. Ach, Sie wissen ja nicht, was das bedeutet, auch ich bin ja doch ein Karamasoff! Was liegt denn daran, daß Sie lachen und scherzen, und auch über mich? Im Gegenteil, Sie lachen und scherzen, und ich freue mich so daran . . . Sie lachen dabei wie ein kleines Mädchen, für sich in Ihrem Innern aber denken Sie wie eine Märtyrerin!«

»Wie eine Märtyrerin? Wie ist denn das zu verstehen?«

»Ja, Lisa, gerade Ihre Frage von vorhin: ›Ist nicht in uns Verachtung gegen diesen Unglücklichen, weil wir so eine Seele zergliedern?‹ – das ist die Frage eines Märtyrers . . . Sehen Sie, ich kann das nicht so recht ausdrücken, bei wem aber solche Fragen zum Vorschein kommen, der ist selber imstande zu leiden. Im Sessel sitzend müssen Sie jetzt schon vieles überdacht haben . . .«

»Alescha, geben Sie mir Ihre Hand; was nehmen Sie sie mir fort?« murmelte Lisa mit einem vor Glück schwach gewordenen, gleichsam versiegenden Stimmchen. »Hören Sie, Alescha, wie werden Sie sich kleiden, wenn Sie aus dem Kloster austreten? Was für einen Anzug werden Sie anziehen? Lachen Sie nicht, und seien Sie nicht böse! Das ist sehr, sehr wichtig für mich.«

»An den Anzug, Lisa, habe ich noch nicht gedacht, was für einen Sie aber wollen, den werde ich auch anziehen.«

»Ich will, daß Sie eine dunkelblaue Sammetjacke tragen sollen, eine weiße Pikeeweste und einen weichen, grauen Hut . . . Sagen Sie, haben Sie denn vorhin geglaubt, daß ich Sie nicht liebe, als ich meinen gestrigen Brief verleugnete?«

»Nein, ich habe es nicht geglaubt!«

»Oh, Sie unausstehlicher Mensch, Sie Unverbesserlicher!«

»Sehen Sie, ich wußte, daß Sie mich – so scheint es – lieben; ich gab mir aber den Anschein, als glaubte ich Ihnen, daß Sie mich nicht lieben, damit es Ihnen . . . angenehmer wäre!«

»Das ist noch schlechter! Und schlechter und besser als alles andere! Alescha, ich liebe Sie furchtbar! Ich habe vorhin, als Sie kommen sollten, mir gesagt: Ich werde ihm den gestrigen Brief abverlangen, und wenn er ihn ruhig herausnimmt und abgibt (wie man das auch immer von ihm so erwarten kann), so bedeutet das, daß er mich über-

haupt nicht liebt, ja, gar nichts empfindet, und einfach ein dummer und unwürdiger Junge ist, ich aber dann verloren bin. Sie haben aber den Brief in der Zelle zurückgelassen, und das hat mir Mut gemacht. Ist es nicht so? Haben Sie nicht nur deshalb den Brief in der Zelle gelassen, weil Sie vorausfühlten, daß ich ihn zurückverlangen werde, nur um ihn nicht abgeben zu müssen? Ist es so? Es ist doch so!«

»Ach, Lisa, ganz und gar nicht so! Dieser Brief ist ja auch jetzt bei mir, und vorhin war er es auch, hier in dieser Tasche, da ist er.«

Alescha nahm lachend den Brief heraus und zeigte ihn ihr von weitem. »Nur werde ich ihn Ihnen nicht abgeben, ich werde ihn nicht aus den Händen lassen.«

»Wie? So haben Sie denn vorhin gelogen? Sie, ein Mönch, haben gelogen?«

»Am Ende habe ich gar gelogen!« – und auch Alescha lachte. »Um Ihnen den Brief nicht abgeben zu müssen, habe ich gelogen. Er ist mir ja sehr wertvoll!« fügte er plötzlich mit starker Empfindung hinzu und errötete wiederum. »Und das schon für immer, und ich werde ihn niemandem jemals abgeben!«

Lisa blickte in Begeisterung auf ihn.

»Alescha«, flüsterte sie wiederum, »sehen Sie bei der Türe nach, ob nicht Mütterchen da horcht!«

»Gut, Lisa, ich werde nachsehen; ist es aber nicht besser, lieber nicht nachzusehen, wie? Weshalb denn Ihre Mutter einer solchen Niedrigkeit für fähig halten?«

»Wie denn einer Niedrigkeit? Welcher Niedrigkeit denn: Wenn sie an der Türe auf ihre Tochter horcht, so ist das doch ihr Recht, keineswegs aber eine Niedrigkeit!« fuhr Lisa auf. »Seien Sie überzeugt, Alexej Fjedorowitsch, daß, wenn ich selber Mutter sein werde und ich eine solche Tochter haben werde, wie ich es bin, ich dann unbedingt an den Türen horchen werde!«

»Wirklich, Lisa? Das ist nicht schön!«

»Ach, mein Gott, was ist denn da für eine Niedrigkeit dabei? Wenn sie auf irgendein gewöhnliches Gesellschaftsgeschwätz lauschen würde, so wäre das Niedrigkeit. Hier aber hat sich ja ihre leibliche Tochter mit einem jungen Manne eingeschlossen . . . Hören Sie, Alescha, wissen Sie, ich werde auch auf Sie achtgeben, wenn wir uns nur erst verlobt haben; und wissen Sie auch noch, daß ich alle Ihre Briefe entsiegeln und alles lesen werde! Darauf seien Sie schon im voraus aufmerksam gemacht!«

»Ja, freilich, wenn dem so ist . . .« murmelte Alescha, »nur ist das nicht schön . . .«

»Ach, Alescha, welche Verachtung! Alescha, mein Lieber, wir wol-

len uns nicht streiten gleich von Anfang an – ich will Ihnen lieber die ganze Wahrheit sagen! Es ist natürlich sehr schlecht, an den Türen zu horchen, und natürlich bin ich es, die nurecht hat, und Sie haben recht. Ich werde aber gleichwohl an den Türen horchen.«

»Tun Sie es nur. Sie werden bei mir nichts dergleichen ausspionieren!« lachte Alescha.

»Alescha, werden Sie sich mir aber auch unterordnen? Das muß man ja im voraus entscheiden!«

»Mit großem Vergnügen, Lisa, und unbedingt werde ich mich Ihnen unterordnen, nur nicht in dem, was am allerwichtigsten ist. Wenn Sie darin mit mir nicht einverstanden sein werden, so werde ich gleichwohl tun, was mir die Pflicht gebietet.«

»So gehört es sich auch. So wissen Sie denn, daß auch ich, ungeachtet dessen, was ich eben sagte, nicht nur bereit bin, mich in dem, was am allerwichtigsten ist, Ihnen zu fügen, vielmehr auch in allem Ihnen nachgeben werde und Ihnen hierauf jetzt schon einen Eid leiste – in allem und für das ganze Leben!« rief Lisa mit Feuer aus. »Und ich werde dabei glücklich sein, glücklich! Nicht genug damit, schwöre ich Ihnen dazu noch, daß ich niemals hinter Ihnen herhorchen werde, kein einziges Mal und niemals, und daß ich auch keinen einzigen Brief von Ihnen durchlesen werde! Denn Sie sind im Recht, ich bin im Unrecht, und wenn ich auch furchtbare Lust haben werde zu spionieren! ich weiß das, so werde ich das aber gleichwohl nicht tun, weil Sie das für unedel halten! Sie sind jetzt meine Vorsehung! . . . Hören Sie übrigens, Alexej Fjedorowitsch, weshalb sind Sie denn so niedergeschlagen alle diese Tage, auch gestern und heute? Ich weiß, daß Sie Unannehmlichkeiten haben und allerlei Mißgeschick, ich sehe aber, daß Sie außerdem noch einen besonderen Kummer haben, vielleicht einen geheimen, wie?«

»Ja, Lisa, es ist da auch ein geheimer Kummer«, sprach betrübt Alescha. »Ich sehe, da Sie mich lieben, weil Sie das erraten haben.«

»Was ist das denn für ein Kummer? Worüber? Kann man es aussprechen?« sprach mit schüchternem Flehen Lisa.

»Später werde ich es sagen, Lisa . . . später . . .« und Alescha ward verlegen – »jetzt wird es wohl noch unverständlich sein. Ja, und ich selber bin am Ende auch nicht imstande, es auszusprechen.«

»Ich weiß, daß außerdem Ihre Brüder Sie quälen, und Ihr Vater?«

»Ja, auch die Brüder!« sprach Alescha wie in Gedanken versunken.

»Ihren Brüder Iwan Fjedorowitsch liebe ich nicht«, bemerkte plötzlich Lisa.

Alescha nahm diese Bemerkung mit einer gewissen Verwunderung entgegen, er ging aber nicht auf sie ein.

»Meine Brüder richten sich selber zugrunde«, fuhr er fort, »der

Vater gleichfalls. Und sie richten damit auch gleichzeitig andere zugrunde. Da wirkt die nach der Erde ziehende Karamasoffsche Kraft, wie sich unlängst Vater Paisi ausdrückte – die nach der Erde ziehende und wütende und rohe . . . Ob sogar der Geist Gottes über dieser Kraft schwebt – auch das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich selber auch ein Karamasoff bin . . . Ich bin ein Mönch. Ein Mönch? Bin ich ein Mönch, Lisa? Sie haben doch eben diese Minute es selber irgendwie betont, daß ich ein Mönch bin?«

»Ja, ich habe es gesagt!«

»Ich aber glaube vielleicht gar nicht einmal an Gott!«

»Sie glauben nicht? Was ist mit Ihnen?« sprach leise und vorsichtig Lisa. Alescha aber antwortete nicht. Es lag da in diesen gar zu plötzlichen Worten etwas, was allzu geheimnisvoll war, und vielleicht allzu subjektiv, und dabei ihm selber nicht einmal klar. Daß es ihn aber quälte, das war schon zweifellos.

»Und gerade jetzt, bei alledem, scheidet auch noch mein Freund von hinnen; der beste Mensch auf der Welt verläßt diese Erde! Wenn Sie nur wüßten, wenn Sie nur wüßten, Lisa, wie ich mich eins fühle, wie ich seelisch vereint bin mit diesem Menschen! Und da werde ich allein bleiben . . . Ich werde aber zu Ihnen kommen, Lisa . . . Von nun an werden wir gemeinsam . . .«

»Ja, gemeinsam, gemeinsam! Von nun an immer gemeinsam für das ganze Leben! Hören Sie, küssen Sie mich, ich erlaube es!«

Alescha küßte sie.

»Und jetzt gehen Sie! Christus sei mit Ihnen!« und sie bekreuzte ihn. »Gehen Sie rasch zu ihm, solange er noch am Leben ist. Ich sehe ein, daß es grausam war, daß ich Sie aufhielt. Ich werde heute für ihn und für Sie beten! Alescha, wir werden glücklich sein! Werden wir glücklich sein, werden wir es?«

«Es scheint, wir werden es sein, Lisa!«

Als Alescha Lisa verlassen hatte, hielt er es nicht für angemessen, zu Frau Chochlakoff zu gehen, und wollte sich, ohne sich von ihr zu verabschieden, aus dem Hause entfernen. Kaum hatte er aber die Türe geöffnet und sich zur Treppe gewandt, da stand plötzlich wie aus dem Boden hervorgezaubert Frau Chochlakoff in Person vor ihm. Bei ihrem ersten Blick erriet Alescha, daß sie ihn dort absichtlich erwartet hatte.

»Alexej Fjedorowitsch, das ist ja furchtbar! Das alles sind doch Kindereien und Unsinn! Ich hoffe, Sie denken nicht daran, sich einzubilden . . . Dummheiten sind das, Dummheiten!« So fiel sie über ihn her.

»Sagen Sie dies nur ihr nicht«, sprach Alescha, »sonst wird sie sich aufregen, und das ist ihr jetzt schädlich!«

»Ich vernehme das vernünftige Wort eines vernünftigen jungen Mannes. Soll ich das so verstehen, daß Sie selber nur deshalb sich mit ihr einverstanden erklärten, weil Sie aus Mitleid mit ihrem krankhaften Zustande sie nicht durch Widerspruch erregen wollten?«

»O nein, keineswegs! Ich sprach durchaus im Ernste mit ihr«, bekannte Alescha mit Festigkeit.

»Ernst ist da unmöglich! undenkbar! Und dann werde ich auch erstens Sie jetzt kein einziges Mal mehr empfangen, und zweitens werde ich wegfahren und Lisa mit mir nehmen, wissen Sie das!«

»Ja, und weshalb denn?« sprach Alescha. »Damit hat es ja sowieso noch lange Wege, vielleicht anderthalb Jahre wird man noch warten müssen!«

»Ach, Alexej Fjedorowitsch, das ist natürlich richtig, und in anderthalb Jahren werden Sie sich noch tausendmal mit ihr verzanken und von ihr weggehen. Ich bin aber so unglücklich, so unglücklich! Mögen das alles auch Nichtigkeiten sein, mich aber hat es nun einmal niedergeschlagen! Jetzt bin ich wie Famusoff in der letzten Szene (des klassischen Lustspiels »Das Unglück, Geist zu haben« von Gribojedoff). Sie sind Tschazky, sie Sophie, und stellen Sie sich nur vor, ich bin ja absichtlich hierhergelaufen, um Ihnen zu begegnen, und auch dort hat sich alles Verhängnisvolle auf der Treppe zugetragen. Ich habe alles gehört, ich habe kaum an mich halten können. Da also liegt die Erklärung für die Schauer dieser ganzen Nacht und aller hysterischen Anfälle von vorhin! Dem Töchterchen die Liebe, der Mutter aber den Tod! Leg dich nur ins Grab! Jetzt das Zweite und Allerwichtigste: was ist das mit einem Briefe, den sie Ihnen geschrieben hat; zeigen Sie ihn mir auf der Stelle, auf der Stelle!«

»Nein, das ist nicht nötig. Sagen Sie, wie steht es mit der Gesundheit der Katharina Iwanowna? Das muß ich durchaus wissen!«

»Sie liegt immer noch und phantasiert, sie hat ihr Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Ihre Tantchen sind hier und rufen nur Ach und Weh! und zeigen, daß sie »höher stehen« als ich. Herzenstube ist gekommen und hat einen solchen Schrecken bekommen, daß ich nicht wußte, was ich mit ihm tun sollte und womit ich ihn retten könne; ich wollte sogar nach einem Arzt schicken. Man hat ihn in meinem Wagen nach Hause gebracht. Und plötzlich, um allem die Krone aufzusetzen, noch Sie mit diesem Briefe! Freilich, mit dem allem hat es noch anderthalb Jahre Zeit. Im Namen aber von allem Großen und Heiligen, im Namen Ihres sterbenden Greises, zeigen Sie mir diesen Brief, Alexej Fjedorowitsch, mir, der Mutter. Wenn Sie wollen, so halten Sie ihn in Ihren Fingern, und ich will ihn aus Ihren Händen lesen.«

»Nein, ich werde ihn nicht zeigen, Katharina Ossipowna, und wenn

sie es auch erlaubt hätte, würde ich ihn nicht zeigen. Ich werde aber morgen kommen und, wenn Sie es wünschen, mit Ihnen über vielerlei sprechen. Jetzt aber – leben Sie wohl!«

Und Alescha lief die Treppe hinab auf die Straße.

2

Smerdjakoff mit der Gitarre

Ja, und er hatte auch keine Zeit zu verlieren. Ihm war ein Gedanke gekommen, schon als er von Lisa Abschied nahm. Der Gedanke daran, wie er auf die allerschlaueste Weise sogleich seinen Bruder Dmitri festkriegen könne, der sich offenbar vor ihm versteckt hielt. Es war schon nicht mehr früh, bereits die dritte Stunde nachmittags. Von ganzem Herzen zog es Alescha ins Kloster, zu seinem »großen« Sterbenden; aber doch war sein Bedürfnis, den Bruder zu sehen, mächtiger als alles andere: In seinem Geiste wuchs ja mit jeder Stunde die Überzeugung, daß eine furchtbare Katastrophe unausweichlich sei und schon bereit, sich zu vollziehen. Worin freilich diese Katastrophe bestand, und was er in diesem Augenblicke seinem Bruder sagen möchte, das hätte er vielleicht selber nicht mit Bestimmtheit anzugeben gewußt. »Möge auch mein Wohltäter ohne mich sterben, ich werde mir wenigstens nicht mein ganzes Leben hindurch vorzuwerfen haben, daß ich vielleicht hätte retten können und nicht rettete, daß ich vorüberging und mich beeilte, ›in mein Haus‹ zu kommen. Wenn ich aber so handle, handle ich nach seinem ausdrücklichen Gebote.«

Sein Plan bestand darin, den Bruder Dmitri unversehens zu überraschen, und zwar wie gestern über jene Hecke zu klettern, in jenen Garten zu gehen und sich in jener Laube festzusetzen. Wenn Dmitri aber auch dort nicht sein werde, wolle er sich, ohne sich weder Thomas noch den Hausleuten zu zeigen, in der Laube verstecken und dort warten, sei es auch bis zum Abend. Wenn Dmitri wie vordem auf das Kommen der Gruschenka lauere, so sei es durchaus möglich, daß er auch wieder in die Laube kommen wird . . . Alescha dachte übrigens nicht allzusehr über die Einzelheiten seines Planes nach, er beschloß ihn indes auszuführen, auch wenn er dann heute nicht mehr ins Kloster zurückkehren könne.

Alles verlief ohne jedes Hindernis: Er kletterte über die Hecke fast an derselben Stelle wie gestern und fand sich, ohne gesehen zu werden, bis zur Laube hin. Er wollte nicht, daß man ihn bemerke; sowohl die Hauswirtin wie auch Thomas könnten ja auf seiten des Bruders stehen und seinen Befehlen gehorchen und ihn demnach entweder nicht in den Garten hineinlassen oder den Bruder rechtzeitig davon benachrichtigen,

daß man ihn suche und nach ihm frage. In der Laube war niemand. Alescha setzte sich auf seinen gestrigen Platz und begann zu warten. Er schaute sich in der Laube um: Sie schien ihm aus irgendeinem Grunde bei weitem verfallener noch als gestern, diesmal erschien sie ihm ganz armselig. Der Tag war übrigens ebenso klar wie der gestrige. Auf dem grünen Tische war ein kreisrunder Abdruck von dem gestrigen Kognakgläschen, dessen Inhalt demnach wohl verschüttet sein mußte. Nichtige und zu der ihn beschäftigenden Angelegenheit in keinerlei Beziehung stehende Gedanken krochen ihm in den Kopf, wie das stets so zu sein pflegt in der Zeit langweiligen Wartens. So fragte er sich zum Beispiel: weshalb er sich denn, als er jetzt eben hierherkam, ganz genau auf denselben Platz gesetzt habe, auf dem er gestern saß, und nicht auf einen anderen? Endlich ward es ihm sehr traurig zumute, wohl infolge der aufregenden Ungewißheit. Er hatte aber noch keine Viertelstunde dort gesessen, als plötzlich irgendwo in der Nähe der Akkord einer Gitarre erklang. Zwanzig Schritte von ihm entfernt, nicht mehr, irgendwo im Gebüsch saß schon jemand oder hatte sich eben erst hingesetzt. Alescha blitzte plötzlich die Erinnerung auf, daß, als er gestern abend die Laube verlassen hatte, er vor sich links beim Gartenzaun eine alte grüne Bank unter dem Gesträuche gleichsam hervorschimmern gesehen hatte. Auf ihr hatten demnach jetzt Unbekannte Platz genommen. Wer aber? Ein Mann sang plötzlich mit süßlicher Fistelstimme ein Couplet, wobei er sich auf der Gitarre begleitete:

Mit unbezwinglicher Macht
Zieht es zur Liebsten mich hin,
Hab Erbarmen, Herr,
Mit ihr und mir,
Mit ihr und mir,
Mit ihr und mir!

Der Unbekannte hielt inne; es war der Tenor eines Dieners, und auch die Art zu singen war die eines Dieners. Eine andere Stimme, diesmal schon die einer Frau, sprach plötzlich freundlich und wie schüchtern, freilich mit großer Geziertheit:

»Was kommen Sie denn solange nicht zu uns, Paul Fjedorowitsch, was verachten Sie uns denn immerzu?«

»Das hat nichts zu bedeuten«, antwortete eine Männerstimme, wenn auch höflich, so doch mit energischer und fester Würde. Augenscheinlich hatte der Mann das Übergewicht, und das Weib begann eben erst ihr Spiel zu treiben. »Die Mannsperson – das ist, so scheint es, Smerdjakoff«, dachte Alescha, »wenigstens der Stimme nach, die Dame aber ist jedenfalls die Tochter der Besitzerin dieses Häuschens, die aus Moskau

hierherkam, ein Kleid mit einer Schleppe trägt und zu Marpha Ignatjewna zu gehen pflegt, um Suppe zu holen.«

»Furchtbar liebe ich jeden Reim, wenn er wohltönend ist«, fuhr die weibliche Stimme fort. »Was singen Sie denn nicht mehr?«

Die Stimme begann von neuem:

Die Krone des Zaren gäbe ich hin,
 Wär meine Geliebte gesund,
 Hab Erbarmen, Herr,
 Mit ihr und mir,
 Mit ihr und mir,
 Mit ihr und mir!

»Das vorige Mal kam es noch besser heraus«, bemerkte die Frauenstimme. »Sie sangen von der Krone: ›Wäre meine kleine Geliebte gesund‹. Das kam so zärtlich heraus! Sie haben das wahrscheinlich heute vergessen!«

»Verse sind nur dummes Zeug!« fiel ihr Smerdjakoff ins Wort.

»Ach nein, ich liebe Verschen sehr.«

»Was die Verse anbetrifft, so sind sie ganz und gar Unsinn. Urteilen Sie selber! Wer in aller Welt spricht denn in Reimen? Und wenn wir alle in Reimen sprechen würden, sei es auch sogar auf Befehl der Obrigkeit, würden wir uns dann wohl viel erzählen können? Verse sind keine ernsthafte Sache, Marja Kondratjewna!«

»Wie sind Sie in allem so gescheit! Wie haben Sie das so völlig durchdacht!« sprach die weibliche Stimme, und sie ward immer schmeichelnder.

»Ich würde auch dies noch nicht wissen, ich würde auch dies noch nicht einmal wissen, wenn nicht mein Los von meiner frühesten Kindheit an ein solches gewesen wäre. Ich würde im Duell mit der Pistole den erschießen, der mir sagen würde, ich sei ein Schuft, weil ich ohne Vater von einer ›Stinkenden‹ geboren ward – wenn man mir das nicht schon in Moskau unter die Nase gerieben hätte, es ist dahin durchgesickert, von hier aus, dank Grigori Wassiljewitsch. Grigori Wassiljewitsch wirft mir vor, ich habe mich gegen meine Geburt empört: ›Du hast ihr den Mutterleib zerrissen!‹ Möge es auch so sein, ich hätte aber auch erlaubt, mich zu töten, noch im Mutterleibe, um nur überhaupt nicht zur Welt zu kommen! Auf dem Markt sagte man, und auch Ihr Mütterchen hat sich veranlaßt gesehen, mir dies in ihrer großen Unzartheit zu erzählen, daß meine Mutter einen Weichselzopf gehabt habe und nur ›we-enig‹ über zwei Arschin groß gewesen sei. Weshalb aber nur ›we-enig‹, wenn man einfach sagen kann ›wenig‹, wie alle Leute sagen? Sie wollte es ›mit Tränen‹ aussprechen, das ist

aber sozusagen eine bäurische Träne, und bäurisch sind auch ihre Gefühle. Kann aber denn ein russischer Bauer überhaupt ein Gefühl haben im Vergleich mit einem gebildeten Menschen? Wegen seiner Unbildung kann er gar kein Gefühl haben! Wenn ich nur hörte, wie man sagt »ein we-enig«, und das kam öfters vor, hätte ich geradezu mit dem Kopfe gegen die Wand rennen mögen. Und das von frühester Jugend an! Ich hasse ganz Rußland, Marja Kondratjewna!«

»Wenn Sie ein kleiner Fähnrich wären beim Militär oder ein junges Husarchen, würden Sie nicht so sprechen, Sie würden vielmehr den Säbel ziehen und ganz Rußland verteidigen!«

»Ich möchte nicht nur kein Husarensoldätchen sein, Marja Kondratjewna, ich wünsche im Gegenteil, daß alle Soldaten ausgerottet würden!«

»Wenn aber der Feind kommt, wer wird uns dann verteidigen?«

»Das ist überhaupt nicht nötig. Im Jahre 1812 fand gegen Rußland der große Anmarsch des französischen Kaisers Napoleon des Ersten statt, des Vaters des jetzigen, und es wäre gut gewesen, wenn uns damals diese selben Franzosen unterjocht hätten: eine kluge Nation hätte eine sehr dumme unterworfen und sie sich angegliedert. Es wären dann sogar ganz andere Ordnungen bei uns!«

»Ja, als ob sie dort bei sich so schon besser wären als die unsrigen! Ich für meine Person gebe manches Fantchen von den unsrigen nicht für drei junge, waschechte Engländer!« sprach zärtlich Marja Kondratjewna, und es mußte wohl so sein, daß sie in diesem Augenblick ihre Worte mit dem allerschmachtendsten Augenaufschlag begleitete.

»Das kommt darauf an, wer wen vergöttert.«

»Sie sind aber auch selber wie ein Ausländer, genauso wie der allervornehmste Ausländer, das sage ich Ihnen schon, indem ich mich schäme.«

»Wenn Sie es wissen wollen, so sind, was liederliches Leben anbelangt, die dort und alle Unsrigen einander gleich. Alle sind sie Schufte, nur mit dem Unterschied, daß der Ausländer in Lackstiefeln einhergeht, unser Schuft aber in seiner Armut stinkt und darin nichts Schlechtes findet. Das russische Volk muß man mit Ruten streichen, wie gestern Fjedor Pawlowitsch mit Recht sagte, wenn er auch sonst ein verrückter Kerl ist und ebenso alle seine Kinder!«

»Sie selber sagten ja von Iwan Fjedorowitsch, daß Sie ihn achten!«

»Er hat aber von mir geäußert, ich sei ein stinkender Lakai. Er meint, ich sei imstande, an einem Aufruhr teilzunehmen; darin irrt er aber. Hätte ich eine solche Summe in meiner Tasche wie er, so wäre ich auch längst nicht mehr hier. Dmitri Fjedorowitsch aber ist schlechter noch als jeder Lakai, sowohl was seine Aufführung und seinen

Verstand als auch seine Armut anbetrifft, und gar nichts versteht er, womit er sich sein Brot verdienen könnte; er ist aber trotzdem von allen geachtet. Ich, nehmen wir einmal an, bin nur ein Bouillonkocher, ich kann aber, wenn mir das Glück hold ist, in Moskau, auf der Petrowka, ein Café-Restaurant eröffnen. Denn ich bereite den Kaffee auf besondere Art, und niemand von denen in Moskau, außer den Ausländern, kann den Kaffee auf so besondere Weise bereiten. Dmitri Fjedorowitsch ist nur ein Lump; würde er aber auch den allerersten Grafensohn zum Duell fordern, so wird er sich mit ihm schlagen. Wodurch ist er aber besser als ich? Denn er ist ja ungleich dümmer als ich. Soviel Geld hat er ohne jeden Sinn und Verstand durchgebracht!«

»Im Duell ist es, so glaube ich, sehr schön!« bemerkte plötzlich Marja Kondratjewna.

»Wodurch denn?«

»Es ist so grausig und tapfer, besonders wenn junge Offizierchen mit Pistolen in den Händen einer auf den anderen schießen wegen irgendeiner Dame. Das ist einfach ein Bildchen! Ach, wenn man doch die Mädchen zuschauen ließe, ich möchte furchtbar gerne zuschauen!«

»Schön ist es nur, wenn man selber zielt; wenn man aber gerade auf unseren Rüssel zielt, so ist das dann schon das allerdümmste Gefühl! Sie würden davonlaufen, Marja Kondratjewna!«

»Würden Sie denn davonlaufen?«

Smerdjakoff würdigte sie keiner Antwort. Nach einem minutenlangen Schweigen erklang wiederum ein Akkord, und die Fistelstimme sang das letzte Couplet:

»Wie sehr du dich auch quälst,
 Ich werde dich verlassen,
 Mich meines Lebens freun
 Und in die Hauptstadt ziehn.
 Ich werd nicht Trübsal blasen,
 Ich werd nicht Trübsal blasen.
 Ich denk ja gar nicht dran.«

Da ereignete sich etwas Unerwartetes: Alescha nieste plötzlich. Auf der Bank verstummte man augenblicklich. Alescha stand auf und ging zu den Plaudernden hin. Das war tatsächlich Smerdjakoff, herausgeputzt, pomadisiert, fast mit gebrannten Haaren und in Lackstiefeln. Die Gitarre lag auf der Bank. Die Dame aber war Marja Kondratjewna, das Töchterchen der Hauswirtin. Sie hatte ein hellblaues Kleid an mit einer zwei Meter langen Schleppe; das Mädchen war noch jung und wäre nicht unschön gewesen, wenn sie nicht ein schon

gar zu rundes Gesicht und furchtbare Sommersprossen gehabt hätte.

»Wird mein Bruder Dmitri bald zurückkehren?« sprach Alescha so ruhig als möglich.

Smerdjakoff erhob sich sogleich von der Bank; auch Marja Kondratjewna stand auf.

»Weshalb könnte ich denn über Dmitri Fjedorowitsch Auskunft geben? Etwas anderes wäre es, wenn ich sein Wächter wäre«, antwortete leise, gemessen und verächtlich Smerdjakoff.

»Ja, ich habe ja nur einfach gefragt, ob Sie es nicht vielleicht zufällig wissen«, erklärte Alescha.

»Nichts weiß ich über seinen Aufenthalt, ja, und ich will auch nichts davon wissen!«

»Mein Bruder hat mir aber gesagt, daß gerade Sie ihm von allem Kunde geben, was im Hause bei uns vor sich geht, und daß sie ihm versprochen haben, ihn wissen zu lassen, wann Agraphena Alexandrowna kommen wird.«

Smerdjakoff richtete langsam und ohne jede Unruhe seine Augen auf ihn.

»Sie aber, wie geruhten Sie denn diesmal hier hereinzukommen, da doch das Tor hier schon seit einer Stunde verschlossen ist?« fragte er, indem er unentwegt auf Alescha hinblickte.

»Ich bin von der Gasse aus über den Zaun gestiegen und direkt in die Laube gegangen. – Sie, so hoffe ich, werden mir das verzeihen«, wandte er sich an Marja Kondratjewna, »ich hatte es nötig, den Bruder möglichst rasch anzutreffen.«

»Ach, können wir denn über Sie böse sein!« sprach Marja Kondratjewna in singendem Tone, sie war geschmeichelt durch Aleschas Entschuldigung – »da ja auch Dmitri Fjedorowitsch häufig auf diese Art in die Laube kommt, wir wissen das gar nicht, er aber sitzt schon längst dort.«

»Ich suche ihn eben in heißem Bemühen, ich möchte ihn sehr gerne sehen oder von Ihnen erfahren, wo er sich eben aufhält. Glauben Sie mir, daß es sich um eine für ihn selber äußerst wichtige Angelegenheit handelt.«

»Er pflegt uns das nicht zu sagen«, lispelte Marja Kondratjewna.

»Wenn ich auch nur aus Bekanntschaft hierhergekommen bin«, begann von neuem Smerdjakoff, »er hat mich aber auch hier unmenschlich belästigt durch sein unaufhörliches Fragen, über den gnädigen Herrn. ›Wie‹, fragte er wohl immer wieder, ›wie ist es denn bei ihm? Wer geht bei ihm ein und aus?‹ Und ob ich ihm auch sonst was mitzuteilen habe. Zweimal hat er mir sogar mit dem Tode gedroht!«

»Wie denn mit dem Tode?« fragte Alescha erstaunt.

»Macht das denn ihm etwas aus, bei seinem Charakter? Sie geruhten sich ja selber davon zu überzeugen! ›Wenn‹, so spricht er, ›mir die Agraphena Alexandrowna entschüpft, und sie hier übernachtet, so wirst du zuerst dein Leben lassen müssen!‹ Ich fürchte ihn gar sehr, und wenn ich das nicht noch mehr fürchten würde, so müßte ich der städtischen Behörde Anzeige machen über ihn. Gott allein weiß, was da noch herauskommen kann!«

»Vorhin hat er ihm noch gesagt: ›Ich werde dich im Mörser zerreiben!‹« fügte Marja Kondratjewna hinzu.

»Nun, wenn ›im Mörser‹, so ist das vielleicht nur eine Redensart . . .« bemerkte Alescha. »Wenn ich ihn aber jetzt gleich treffen könnte, so könnte ich ihm auch darüber etwas sagen . . .«

»Das ist es, was ich allein mitteilen kann«, sprach plötzlich Smerdjakoff, als ob er nachgedacht hätte; »ich bin zwar hier nur als Nachbar und alter Bekannter, und weshalb sollte ich denn nicht hierherkommen? Andererseits hat mich aber Iwan Fjedorowitsch heute bei Tagesanbruch zu ihm in seine Wohnung, in der Seestraße, geschickt ohne einen Brief, mit dem Auftrag, Dmitri Fjedorowitsch möchte unbedingt in das hiesige Wirtshaus auf dem ›Platze‹ kommen, damit sie zusammen zur Mittag speisen könnten. Ich ging auch, traf aber Dmitri Fjedorowitsch nicht in seiner Wohnung; es war aber erst acht Uhr. ›Er ist dagewesen‹, sagte man mir, ›ja, er ist aber eben ausgegangen‹ – das sind die Worte seiner Hausleute. Es ist gerade so, als ob sie sich untereinander verschworen hätten. Jetzt aber, zu dieser selben Minute, sitzt er vielleicht in diesem Wirtshause mit seinem Bruder Iwan Fjedorowitsch, da er nicht nach Hause zum Mittagessen kam, Fjedor Pawlowitsch vielmehr vor einer Stunde allein zu Mittag aß und sich jetzt schlafen legte. Ich bitte Sie indes aufs dringlichste, daß Sie ihm von mir und dem, was ich Ihnen eben mitteilte, nichts sagen, denn er wird mich um nichts und wieder nichts totschiagen.«

»Bruder Iwan hat also Dmitri heute ins Gasthaus bestellt?« fragte rasch noch einmal Alescha.

»Ja, das ist genau so.«

»In das Gasthaus ›Zur Hauptstadt‹ auf dem ›Platze‹?«

»Eben in dieses.«

»Das ist sehr möglich!« rief Alescha in großer Erregung. »Ich danke Ihnen, Smerdjakoff, das ist eine wichtige Mitteilung, sogleich werde ich hingehen.«

»Verraten Sie mich nur nicht!« rief ihm Smerdjakoff nach.

»O nein, ich werde wie zufällig in das Wirtshaus kommen, seien Sie ganz ruhig.«

»Wohin gehen Sie denn? Ich werde Ihnen die Pforte öffnen«, rief hastig Marja Kondratjewna.

»Nein, hier ist es näher, ich werde wiederum über die Hecke steigen.«

Die Nachricht hatte den Alescha furchtbar erschüttert. Er eilte zu dem Gasthaus. In das Wirtshaus einzutreten ziemte sich nicht in seiner Tracht, sich aber am Eingang zu erkundigen und seinen Bruder heraufrufen zu lassen, das war möglich. Er war aber nur eben zum Gasthaus herangekommen, als sich plötzlich ein Fenster öffnete, und Bruder Iwan selber ihm zurief:

»Alescha, kannst du sogleich hierher zu mir kommen oder nicht? Du wirst mir einen großen Gefallen tun!«

»Ich kann es sehr wohl, ich weiß nur nicht, wie ich das in meiner Tracht tun soll!«

»Ich bin gerade in einem besonderen Zimmer. Gehe zum Eingang, ich werde dir entgegenlaufen.«

Eine Minute später saß Alescha neben seinem Bruder. Iwan war allein und aß zu Mittag.

3

Die Brüder lernen einander kennen

Iwan befand sich indessen keineswegs in einem besonderen Zimmer. Das war nur ein Platz am Fenster, der mit Wandschirmen vom übrigen Raume abgesondert war. Gleichwohl konnte man die dahinter Sitzenden vom Zimmer aus nicht sehen. Es war dies das Eingangszimmer, und es hatte ein Büfett an der Seitenwand. Durch dies Zimmer huschten alle Augenblicke die den Gästen Aufwartenden. Es saß da nur ein einziger Gast, ein altes Männchen, ein pensionierter Offizier, und trank in einem Winkel seinen Tee. Dafür ging in den übrigen Räumen des Gasthauses das ganz übliche Wirtshauslärm vor sich; man hörte lautes Herbeirufen der Kellner, Öffnen von Bierflaschen, Aufklopfen von Billardkugeln, das Brummen des Orchestrions. Alescha wußte, daß Iwan fast niemals in dies Gasthaus ging und überhaupt kein Freund von Wirtshäusern war; demnach befindet er sich gerade nur deshalb hier, dachte er, um wie abgemacht mit dem Bruder Dmitri zusammenzutreffen. Indes war aber Bruder Dmitri gar nicht dort.

»Ich werde dir Fischsuppe oder irgend etwas anderes bestellen, du lebst doch wohl nicht von Tee allein!« rief Iwan aus, der augenscheinlich furchtbar zufrieden war, daß er Alescha hierhergelockt hatte. Er selber hatte bereits sein Mittagessen beendet und trank eben Tee.

»Fischsuppe laß mir geben, dann aber auch Tee, ich bin ganz ausgehungert«, sprach fröhlich Alescha.

»Aber Eingemachtes aus Kirschen? Hier ist welches. Erinnerst du dich, wie du, als du noch klein warst, bei den Poljenoffs die eingemachten Kirschen besonders liebtest?«

»Du hast wirklich noch daran gedacht? Gib auch eingemachte Kirschen, ich mag sie auch jetzt noch.«

Iwan läutete dem Kellner und bestellte Fischsuppe, Tee und Eingemachtes.

»Ich entsinne mich an alles, Alescha, ich entsinne mich deiner bis zu deinem elften Jahre – ich stand damals im fünfzehnten. Fünfzehn und elf ist aber ein solcher Unterschied, daß Knaben in diesen Jahren niemals Kameraden sind. Ich weiß nicht einmal, ob ich dich liebte. Als ich nach Moskau verzog, habe ich in den ersten Jahren sogar überhaupt nicht an dich gedacht. Als du dann selber nach Moskau verschlagen wurdest, haben wir uns nur einmal, scheint es, irgendwo getroffen. Hier aber lebe ich nun schon den vierten Monat, und bis jetzt haben wir miteinander noch kein Wort gesprochen. Morgen werde ich abreisen, und ich dachte eben erst, während ich hier saß: Könnte ich ihn doch irgendwo wiedersehen, um von ihm Abschied zu nehmen – und da gehst du auch vorüber.«

»Hat es dich denn sehr danach verlangt, mich zu sehen?«

»Gar sehr, ich möchte ein für allemal mit dir bekannt werden und dich mit mir bekannt machen, ja, und damit auch von dir Abschied nehmen. Meines Erachtens ist es am allerbesten, einen kennenzulernen, unmittelbar bevor man von ihm Abschied nehmen muß. Ich sah wohl, wie du auf mich hinblicktest alle diese drei Monate, in deinen Augen lag etwas wie eine ununterbrochene Erwartung, und siehst du, das gerade kann ich nicht ausstehen, deshalb kam ich dir auch nicht entgegen. Aber ganz zum Schlusse habe ich dich doch achten gelernt: fest, so schien es mir, steht dieser Mensch. Habe acht darauf, wenn ich auch jetzt lache, ich dennoch durchaus im Ernste spreche! Du stehst fest? Wie? Ich liebe solche bestimmten Menschen, worauf sie auch immer sich gründen mögen, und wenn sie auch so kleine Knaben sind wie du. Dein erwartender Blick ward mir mit der Zeit gar nicht mehr lästig, im Gegenteil, ich gewann ihn schließlich sogar lieb. Auch du, so scheint es, liebst mich aus irgendeinem Grunde, Alescha?«

»Ich liebe dich, Iwan. Bruder Dmitri spricht von dir: Iwan – schweigt wie das Grab! Ich spreche von dir: Iwan – ist ein Rätsel. Du bist auch jetzt noch für mich ein Rätsel, freilich, für einiges in dir habe ich bereits einen Sinn gefunden, wenn auch erst am heutigen Morgen.«

»Um was handelt es sich denn da?« fragte Iwan lächelnd.

»Wirst du nicht böse werden?« fragte seinerseits Alescha.

»Nun?«

»Das habe ich nämlich erraten, daß du genauso ein junger Mensch bist wie auch alle anderen jungen Leute von dreiundzwanzig Jahren, genauso ein junger, sehr junger, frischer und famoser Knabe, nun, kurz und gut, ein Gelbschnabel! Wie? Habe ich dich nicht gar zu sehr beleidigt?«

»Im Gegenteil, du machst mich staunen dadurch, daß unsere Gedanken sich begegneten!« rief heiter und mit Feuer Iwan. »Glaubst du wohl, auch ich sagte mir selber immer wieder nach unserer Begegnung bei ihr von vorhin, daß ich ein dreiundzwanzigjähriger Gelbschnabel bin – und da hast du jetzt plötzlich gerade das erraten und beginnst gerade damit. Ich saß soeben hier, und weißt du, was ich mir sagte: Wenn ich auch nicht mehr an das Leben glaube, wenn ich auch eingestehe, daß ich mich täuschte in dem Weibe, das mir teuer war, wenn ich mir auch eingestehe, daß ich mich täuschte, wenn ich an die innere Ordnung der Dinge glaubte, wenn ich sogar jetzt davon überzeugt bin, daß im Gegenteil alles ein einziges unordentliches, verfluchtes und vielleicht von Dämonen beherrschtes Chaos ist, wenn mich auch alle Schrecken menschlicher Enttäuschung erschüttern – so will ich aber gleichwohl leben, und wenn ich schon zu diesem Becher hingelangt bin, so werde ich mich nicht von ihm losreißen, bevor ich ihn nicht völlig bewältigt habe! Übrigens werde ich wahrscheinlich, wenn ich gegen dreißig Jahre alt bin, den Becher wegwerfen, wenn ich ihn dann auch noch nicht geleert habe, und ich werde dann weggehen . . . ich weiß nicht wohin. Bis ich aber dreißig Jahre alt sein werde, wird – das weiß ich bestimmt – meine Jugend alles überwinden – jede Enttäuschung, jeden Widerwillen gegen das Leben! Oftmals habe ich mich schon gefragt: Gibt es wohl in der Welt eine solche Enttäuschung, daß sie in mir jenen fanatischen und vielleicht unanständigen Lebensdurst überwinden könnte? Und ich entschied stets, daß es nichts Derartiges gibt, das heißt wiederum: bis ich dreißig Jahre alt sein werde, dann aber werde ich schon selber nicht mehr wollen, so scheint es mir wenigstens. Diesen Lebensdurst nennen einige schwindsüchtige, rotznäsige Moralisten öfters gemein, besonders die Dichter. Es ist dieser Zug zum Teil ein Karamasoffscher, das ist wahr, der Lebensdurst nämlich; in dir sitzt er übrigens ungeachtet alles anderen zweifellos auch; weshalb soll er aber gemein sein? Kräfte, die nach der Mitte zustreben, gibt es noch furchtbar viel auf unserem Planeten, Alescha! Es verlangt einen zu leben, und ich lebe, wenn auch entgegen aller Logik. Mag ich ja auch nicht glauben an die innere Ordnung der Dinge! Teuer sind sie mir darum doch die kleinen klebrigen Blättchen,

die sich im Frühling entfalten, teuer ist mir der blaue Himmel, teuer ist mir dieser oder jener Mensch, den man bisweilen, glaubst du es wohl, sogar liebgewinnt, man weiß selber nicht wofür; teuer ist mir endlich diese oder jene Menschentat, an die ich vielleicht schon längst nicht mehr glaube, die ich aber gleichwohl aus alter Erinnerung mit dem Herzen verehere. – Da hat man dir denn auch die Fischsuppe gebracht. Guten Appetit! Die Fischsuppe ist vortrefflich, man versteht sie hier zuzubereiten. Ich will nach Europa reisen, Alescha, gleich von hier aus werde ich dahin fahren; und ich weiß dabei, daß ich nur zu einem Kirchhof hinfahre, aber zu dem aller-, allerteuersten Kirchhofe. Das ist er! Teure Tote liegen dort begraben, jeder Grabstein über ihnen gibt Kunde von einem feurigen Leben, das dahinschwand, von so einem leidenschaftlichen Glauben des Verstorbenen an seine Tat, an seine Wahrheit, an seinen Kampf und an seine Wissenschaft, daß, ich weiß das im voraus, ich auf die Erde fallen, diese Grabsteine küssen und über ihnen weinen werde – und dabei werde ich gleichwohl mit meinem ganzen Wesen überzeugt sein, daß das alles längst schon ein Friedhof ist und weiter auch gar nichts. Und nicht aus Verzweiflung werde ich weinen, vielmehr einfach deshalb, weil ich glücklich sein werde, wenn ich diese Tränen weine. An der eigenen Rührung werde ich mich berauschen! Die kleinen klebrigen Frühlingsblättchen, den blauen Himmel liebe ich! Das ist es! Da spielt der Verstand gar nicht mit, auch nicht die Logik, da liebt man mit seinen Eingeweiden, da liebt man mit seinem Leibe, da liebt man die eigenen ersten Jugendkräfte... Verstehst du etwas von dem Unsinn, den ich da spreche, Alescha, oder nicht?»

Und Iwan brach plötzlich in Lachen aus.

»Allzu gut verstehe ich, Iwan: Mit den Eingeweiden und dem Leibe verlangt es einen zu lieben – das hast du sehr gut gesagt, und ich bin furchtbar froh darüber, daß es dich so zu lieben verlangt!« rief Alescha aus. »Ich glaube, alle sollten zu allererst auf der Welt das Leben liebgewinnen.«

»Soll man das Leben mehr lieben, als es Sinn hat?«

»Unbedingt: liebgewinnen soll man es vor aller Logik, wie du sagst, unbedingt muß es früher sein als alle Logik, und dann erst wird man auch seinen Sinn erfassen. Das ist es, was mir längst schon ahnt. Die Hälfte deiner Tat ist getan, Iwan, und erreicht: Du liebst es ja, zu leben. Jetzt mußt du dich nur noch bemühen, die zweite Hälfte zu vollbringen, dann bist du gerettet.«

»Da rettetest du mich bereits, und ich bin doch vielleicht noch gar nicht zugrunde gegangen! Worin aber besteht aber diese deine zweite Hälfte?«

»Darin, daß man deine Toten aufwecken muß. Denn sie sind ja vielleicht niemals gestorben. – Nun, jetzt lasse mir Tee bringen. Ich bin froh, daß wir plaudern, Iwan.«

»Du bist, ich sehe es, in einer gewissen Begeisterung. Furchtbar liebe ich solche Glaubensbekenntnisse gerade von solchen – Klosternovizen. Ein fester Mensch bist du, Alescha. Ist es übrigens wahr, daß du das Kloster verlassen willst?«

»Es ist wahr. Mein Greis sendet mich in die Welt.«

»Wir werden uns demnächst in der Welt wiedersehen, wir werden einander noch begegnen bis zu meinem dreißigsten Jahre, wo ich beginnen werde, mich von diesem Becher loszureißen. Unser Vater, siehst du, will sich ja von seinem Becher nicht losreißen bis zu siebzig Jahren, ja, er träumt davon, bis zu achtzig Jahren: Er selber hat es gesagt, und das ist bei ihm eine zu ernste Sache, wenn er auch sonst ein Spaßmacher ist. Er gründet sein Leben auf seiner Wollust und gleichfalls wie auf einem Fels – wenn man sich auch am Ende nach dreißig Jahren auf gar nichts anderes mehr gründen kann, außer darauf. Bis zu achtzig Jahren ist aber gemein, lieber bis dreißig: Man kann dann immer noch einen ›Schimmer von Edelmut‹ bewahren, wenn man sich nämlich blauen Dunst vormacht. Hast du übrigens heute Dmitri gesehen?«

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen, ich habe aber Smerdjakoff gesehen . . .« Und Alescha erzählte dem Bruder in Eile, aber alles ausführlich, von seiner Begegnung mit Smerdjakoff. Iwan begann plötzlich äußerst besorgt hinzuhören, nach einem und dem anderen fragte er sogar noch ein zweites Mal.

»Er bat mich, ich möchte Dmitri nur nichts von dem wiedersagen, was er über ihn gesagt hat«, fügte Alescha bei.

Iwan machte ein ernstes Gesicht und verfiel in Nachdenken.

»Du bist so ernst geworden wegen Smerdjakoff?« fragte Alescha.

»Ja, seinetwegen. Zum Teufel mit ihm! Dmitri hätte ich wirklich sehen wollen, jetzt ist es aber nicht mehr nötig . . .« sprach Iwan, offenbar mit Unlust.

»Reist du in der Tat so bald ab, Bruder?«

»Ja!«

»Wie aber mit Dmitri und dem Vater? Womit wird das denn bei ihnen enden?« entfuhr es dem Alescha in Unruhe.

»Da kommst du wieder mit allen deinen Langweiligkeiten! Ja, was habe ich denn damit zu schaffen? Soll ich etwa meinem Bruder Dmitri ein Hüter sein?« so fuhr Iwan in seiner Erregung los; plötzlich aber lächelte er mit einer gewissen Bitterkeit. »Geradeso antwortete doch wohl Kain Gott, als der ihn nach seinem ermordeten Bruder fragte?

Ist es nicht so? Vielleicht denkst du daran in diesem Augenblick? Aber der Teufel hol's, ich kann doch nicht tatsächlich dort bei ihnen als Wächter bleiben? Ich habe meine Angelegenheiten zu Ende geführt und werde nunmehr fahren. Du glaubst doch nicht etwa, daß ich auf Dmitri eifersüchtig bin, daß ich alle diese drei Monate ihm seine ›Schönheit‹ Katharina Iwanowna abspenstig machen wollte? Ach der Teufel! Ich hatte meine Angelegenheiten! Jetzt habe ich sie zu Ende geführt und werde abziehen. Meine Angelegenheiten habe ich übrigens vorhin erst zu Ende geführt, du warst Zeuge!«

»Du meinst, vorhin bei Katharina Iwanowna?«

»Ja, bei ihr, und ganz auf einmal habe ich mich frei gemacht. Und was geht mich dabei Dmitri an? Dmitri ist hier gar nicht beteiligt! Ich hatte nur meine eigenen Angelegenheiten mit Katharina Iwanowna. Du weißt ja selber, daß ganz im Gegenteil Dmitri sich so benahm, als ob er sich mit mir verabredet hätte. Ich habe ihn ja ganz und gar nicht darum gebeten, er hat sie vielmehr ganz von selber mir feierlich angetragen und uns seinen Segen gegeben. Das alles sieht nach Hohn aus! Nein, Alescha, nein, wenn du nur wüßtest, wie erleichtert ich mich jetzt fühle! Ich habe eben hier gegessen und zu Mittag gespeist, und glaubst du es wohl, ich wollte Champagner bestellen, um meine erste Freiheitsstunde zu feiern . . . Uff! Fast ein halbes Jahr – und plötzlich habe ich alles auf einmal abgeschüttelt! Habe ich etwa gestern auch nur gehnt, daß, wenn ich es nur wünschen werde, es mich auch gar nichts kostet, damit ein Ende zu machen?«

»Du sprichst von deiner Liebe, Iwan?«

»Von meiner Liebe, wenn du so willst; ja, ich verliebte mich in ein Fräulein, in ein Institutsfräulein. Ich quälte mich mit ihr, und sie quälte mich . . . Ich saß bei ihr. . . und plötzlich ist alles davongeflogen. Vorhin sprach ich in aufrichtigem Gefühlsdrange, als ich aber hinausging, da lachte ich auch schon – glaubst du das? Nein, ich spreche im buchstäblichen Sinne!«

»Du sprichst das auch jetzt in so lustigem Tone«, bemerkte Alescha, und er schaute in Iwans Gesicht, das sich in der Tat plötzlich aufhellte hatte.

»Ja, woher hätte ich denn wissen sollen, daß ich sie überhaupt gar nicht liebe! Ha, ha! Und da hat es sich auf einmal erwiesen, daß ich sie nicht liebe! Aber wie hat sie mir gefallen! Wie hat sie mir sogar noch vorhin gefallen, als ich meine Rede hielt! Und weißt du, auch jetzt noch gefällt sie mir furchtbar! – Und dabei: wie leicht ist es, sie zu verlassen! Du glaubst wohl, ich prahle?«

»Nein. Nur war das vielleicht gar nicht Liebe.«

»Alescha«, lachte Iwan, »laß dich nicht auf Erörterungen über die

Liebe ein! Das kommt dir nicht zu. Vorhin, ja vorhin, da bist du nur so losgefahren. Ach! Ich habe vergessen, dich noch dafür zu küssen . . . Wie hat sie mich aber auch gepeinigt! In Wahrheit habe ich bei einem »Risse« gegessen. Ach! Sie wußte, daß ich sie liebe. Sie liebte mich, nicht aber Dmitri«, erklärte heiter Iwan, »Dmitri ist nur ihr Riß. Alles, was ich ihr vorhin sagte, ist lauterste Wahrheit. Die Sache liegt nur darin, und das ist das Allerwichtigste, daß sie vielleicht fünfzehn oder zwanzig Jahre braucht, um herauszubringen, daß sie Dmitri überhaupt nicht liebt, vielmehr nur mich, den sie peinigt. Ja, und am Ende wird sie gar niemals dahinterkommen, ungeachtet sogar der Lehre, die sie heute empfing. Nun, und es ist auch besser so: Ich stand auf und empfahl mich auf immer. Was ist übrigens jetzt mit ihr? Was ist dort vorgefallen, als ich weggegangen war?«

Alescha erzählte ihm von dem hysterischen Anfall, und daß sie, so scheint es, auch jetzt noch ohne Besinnung sei und irre rede.

»Lügst da nicht die Chochlakoff?«

»Es scheint, nein!«

»Man muß sich erkundigen. An einem hysterischen Anfall ist übrigens noch niemand gestorben. Ja, und möge sie auch einen hysterischen Anfall haben, Gott gab der Frau die hysterischen Anfälle in seiner Liebe! Ich aber werde überhaupt nicht mehr dahin gehen. Wozu soll man denn wiederum dahin kriechen?«

»Du hast ihr übrigens vorhin gesagt, sie habe dich niemals geliebt.«

»Das habe ich absichtlich getan, Alescha; ich will übrigens doch Champagner bestellen, laßt uns auf meine Freiheit trinken! Nein, wenn du wüßtest, wie froh ich bin.«

»Nein, Bruder, wir werden besser nicht Champagner trinken – zudem ist mir, ich weiß nicht wie traurig zumute.«

»Ja, dir ist es schon längst traurig zumute, ich sehe das wohl.«

»So wirst du denn unbedingt morgen früh abreisen?«

»In der Frühe? Ich habe nicht gesagt in der Frühe . . . Es kann übrigens auch in der Frühe sein. Glaubst du, ich habe ja heute einzig und allein deshalb hier zu Mittag gegessen, um nicht mit dem Vater essen zu müssen, so sehr ist er mir widerlich geworden. Wenn es auf ihn allein ankäme, wäre ich ja längst schon abgereist. Aber was beunruhigst du dich denn so darüber, daß ich abreise? Wir haben ja bis zu meiner Abreise noch Gott weiß wieviel Zeit. Eine ganze Ewigkeit von Zeit, eine Unsterblichkeit.«

»Wenn du morgen abreist, was für eine Ewigkeit denn?«

»Was geht das uns beide an?« lachte Iwan; »das Unsrige werden wir gleichwohl zu Ende reden, das Unsrige dessentwegen wir hierhergekommen sind. Was blickst du denn so erstaunt auf mich? Antworte:

Wozu sind wir hier zusammengetroffen? Um von meiner Liebe zu Katharina Iwanowna zu sprechen, von dem Vater und von Dmitri? Von dem Ausland? Von der mißlichen Lage Rußlands? Vom Kaiser Napoleon? Wohl deshalb etwa?»

»Nein, nicht deshalb!«

»Du selber weißt demnach wohl, wofür! Anderen mag nach anderem der Sinn stehen: wir Gelbschnäbel aber, wir müssen zuallererst ewige Fragen lösen, das ist unsere Sorge. Das ganze junge Rußland verhandelt jetzt nur noch über ewige Fragen. – Gerade jetzt, wo die Greise sich plötzlich mit praktischen Fragen zu beschäftigen begannen. Weswegen hast du denn alle diese drei Monate über so in Erwartung auf mich geblickt? Doch nur um mich zu fragen: »Woran glaubst du, oder glaubst du überhaupt an nichts mehr?« Siehst du, darauf nur zielten Ihre Blicke hin. Fjedorowitsch, in diesen drei Monaten! Es ist doch so?«

»Es ist am Ende wirklich so!« und Alescha lächelte. »Du machst dich doch jetzt nicht etwa über mich lustig, Bruder?«

»Ich sollte mich lustig machen? Ich will doch nicht mein Brüderchen betrüben, das drei Monate in solcher Erwartung auf mich hinblickte. Alescha, schau nur auf mich: Ich bin ja auch selber ganz genauso ein kleiner Junge wie du, nur daß ich kein Klostersnovize bin. Was tun aber die russischen Knaben bis jetzt? Das heißt manchmal? Nimm z. B. hier dieses stinkende Wirtshaus: Da treffen sie auch gerade zusammen und setzen sich in eine Ecke. Das ganze Leben vorher haben sie einander nicht gekannt, und wenn sie das Wirtshaus wieder verlassen, werden sie sich wiederum vierzig Jahre lang nicht sehen. Nun, und wie denn? Worüber werden sie Überlegungen anstellen, solange sie das Augenblickchen im Wirtshaus am Schopfe halten? Über die Weltfragen, über nichts anderes: ob Gott lebt, ob es eine Unsterblichkeit gibt? Die aber nicht an Gott glauben, nun, die sprechen vom Sozialismus und vom Anarchismus, davon, daß man die ganze Menschheit umkrepeln müsse zu einem neuen Dasein (und dabei wird natürlich nur der Teufel zum Vorschein kommen). Das sind aber ganz die gleichen Fragen, nur vom anderen Ende angefaßt. Und die Mehrzahl, die überwiegende Mehrzahl der alleroriginellsten russischen Knaben tut ja auch heute in unseren Tagen überhaupt gar nichts anderes, als daß sie von den ewigen Fragen spricht. Ist es nicht so?«

»Ja, dem echten Russen sind die Fragen: Gibt es Gott, und gibt es eine Unsterblichkeit? oder, wie du soeben sagst, dieselben Fragen vom anderen Ende angefaßt, natürlich die ersten Fragen, die allen andern vorausgehen, ja, und so gehört es sich auch!« sprach Alescha, und er schaute immer mit dem gleichen stillen Lächeln auf den Bruder hin.

»Siehst du, Alescha, ein russischer Mensch zu sein ist an sich schon

nicht gerade eine geistreiche Sache, gleichwohl kann man sich aber nichts Dümmeres vorstellen als das, womit sich jetzt die russischen Knaben beschäftigen. Dennoch liebe ich einen russischen Knaben, nämlich den Alescha, ganz besonders!«

»Wie famos du das abgeschlossen hast!« lächelte plötzlich Alescha.

»Nun, sprich denn, womit sollen wir anfangen, gib es selber an. Mit Gott? Gibt es wohl Gott?«

»Womit du willst, damit fange auch an, sei es auch ›vom anderen Ende‹. Du hast ja gestern beim Vater ausgerufen: ›Es gibt keinen Gott!‹ Und Alescha blickte forschend auf seinen Bruder.

»Gestern beim Mittagessen bei dem Alten habe ich dich damit absichtlich necken wollen, und ich habe wohl gesehen, wie deine Äuglein zu funkeln begannen. Jetzt aber bin ich durchaus nicht abgeneigt, mit dir in Unterhandlungen zu treten, und ich sage das in vollem Ernste. Ich möchte mich mit dir befreunden, weil ich noch keine Freunde besitze und es einmal damit versuchen will. Nun stelle dir denn vor, vielleicht werde auch ich Gott anerkennen«, und Iwan brach in Lachen aus; »dir kommt das wohl unerwartet, wie?«

»Ja natürlich, wenn du nur auch jetzt nicht bloß spottest!«

»Spotten? Das hat man gestern bei dem ›Greise‹ gesagt, daß ich spotte. Siehst du, mein Täubchen, es war da ein alter Sünder im achtzehnten Jahrhundert, der meinte, daß, wenn Gott nicht sei, man ihn erfinden müsse. Und tatsächlich hat der Mensch Gott ausgedacht. Und nicht das ist seltsam, nicht das wäre zum Staunen, daß Gott tatsächlich ist, vielmehr das ist erstaunlich, daß ein solcher Gedanke – der Gedanke von Gottes Unentbehrlichkeit – einem so wilden und bösen Tiere wie dem Menschen überhaupt in den Kopf kriechen konnte, so heilig, so rührend, so weise ist er, und so sehr erweist er dem Menschen Ehre! Was mich nun anbetrifft, so habe ich lange schon beschlossen, nicht mehr darüber nachzudenken, ob der Mensch Gott, oder Gott den Menschen erschaffen hat. Ich werde, versteht sich, auch nicht alle diesbezüglichen zeitgenössischen Axiome der russischen Knaben kritisieren, die durch die Bank aus europäischen Hypothesen abgeleitet sind; denn was dort Hypothese ist, das ist für den russischen Knaben auch gleich schon Axiom – und nicht nur für den russischen Knaben, vielmehr am Ende gar auch noch für einige Professoren. Denn auch die russischen Professoren sind jetzt bei uns sehr häufig ganz dieselben russischen Knaben. Deshalb werde ich alle Hypothesen übergehen. Denn meine Aufgabe ist doch wohl die: dir möglichst rasch mein Wesen zu erklären, das heißt, was ich für ein Mensch bin, woran ich glaube und worauf ich hoffe. Es ist doch so? Und deshalb erkläre ich dir auch, daß ich Gott geradeswegs und einfach anerkenne. Das ist es aber, worauf man dabei wohl acht-

haben muß: Wenn Gott ist, und wenn er tatsächlich die Welt erschuf, so hat er sie, wie wir genau wissen, nach der Geometrie des Euklid erschaffen, und dem Geiste des Menschen hat er nur von drei Dimensionen den Begriff gegeben. Dabei fanden sich und finden sich auch jetzt noch Geometer und Philosophen, und sogar von den ausgezeichnetsten, die daran zweifeln, daß die ganze Erde – oder, noch weiter gefaßt, das ganze Sein nur nach der Geometrie des Euklid geschaffen sei, ja, die sich erkühnen, sich vorzustellen, daß zwei parallele Linien, die sich doch nach Euklid nirgends auf der Erde schneiden, sich vielleicht irgendwo in der Unendlichkeit schneiden werden. Ich, mein Täubchen, entschied nun so: Wenn ich nicht einmal dies zu begreifen vermag, wie sollte ich dann einen Begriff von Gott haben? Ich gestehe demütig ein, daß ich keinerlei Fähigkeiten besitze, solche Fragen zu entscheiden, ich habe einen euklidischen, irdischen Verstand. Und wie sollten wir denn auch über das entscheiden, was nicht von dieser Welt ist? Ja, und auch dir rate ich, niemals darüber nachzudenken, Freund Alescha, und vor allem nicht darüber, ob Gott ist, oder ob er nicht ist. Das sind alles Fragen, die durchaus nicht einem Geiste zukommen, der erschaffen ward mit dem Begriff von nur drei Dimensionen. Ich erkenne also Gott an, und das nicht nur gerne! Noch mehr: ich erkenne auch ›Seine‹ Allweisheit und ›Sein‹ Ziel – das uns schon völlig verschlossen ist. Ich glaube an die innere Ordnung, an den Sinn des Lebens, ich glaube an die ewige Harmonie, in der wir alle gleichsam zusammenströmen werden, ich glaube an das ›Wort‹, nach dem die Erde hinstrebt, und das selber ›bei Gott war‹, und ›welches selber Gott ist‹, nun und so weiter und so weiter . . . ins Unendliche. Der Worte sind ja viele in dieser Hinsicht gemacht worden. Es scheint demnach, ich bin schon auf gutem Wege – wie? Nun, und so stelle dir nur vor, daß ich als Endergebnis meines Nachdenkens diese Gotteswelt – nicht bejahe, und wenn ich gleich weiß, daß sie da ist, sie gleichwohl überhaupt nicht anerkenne. Versteh mich recht: Es ist nicht Gott, den ich nicht anerkenne, vielmehr die Welt, die er geschaffen hat; diese Gotteswelt aber erkenne ich nicht an und kann nicht damit einverstanden sein, sie anzuerkennen. Ich will mich näher erklären: Ich bin wie ein kleines Kind überzeugt davon, daß die Leiden vernarben und zum Ausgleich gelangen werden, daß das ganze beleidigende Komische der menschlichen Widersprüche entschwinden wird wie ein jämmerliches Traumgebilde, wie die garstige Erfindung eines Schwachen und Kleinen, wie ein Atom des menschlichen euklidischen Geistes; ich bin überzeugt davon, daß endlich, am Ausklang der Welt, im Augenblick ewiger Harmonie, etwas derartig Wertvolles sich ereignen und offenbaren wird, daß es genug ist für alle Herzen, zur Beschwichtigung aller Unwillen, zur Sühne aller von

Menschen begangenen Übeltaten und alles von ihnen vergossenen Blutes, daß es mit einem Worte ausreicht dafür, daß es nicht nur möglich sein wird, alles, was mit den Menschen sich zutrug, zu verzeihen, nein, sogar auch zu rechtfertigen! Mag immerhin auch das alles so sein und sich so offenbaren, ich aber erkenne das nicht an und will es nicht anerkennen! Mögen sogar die parallelen Linien sich schneiden und ich selber das sehen und sagen, daß sie sich schnitten, aber gleichwohl werde ich das nicht anerkennen! Da hast du mein Sein, Alescha, da hast du meine Behauptung! Das habe ich dir aber schon ganz im Ernste auseinandergesetzt. Absichtlich habe ich dies Gespräch mit dir so dumm als möglich begonnen, ich habe es aber bis zu meiner Beichte fortgeführt, weil nur sie dir nötig ist. Nicht über Gott bedurftest du zu hören, es war dir nur ein Bedürfnis, zu erfahren, wovon dein von dir geliebter Bruder lebt. Das habe ich denn auch gesagt!«

Iwan hatte seine lange Auslassung plötzlich mit einem ganz eigenartigen und unerwarteten Gefühlserguß beendet.

»Weshalb hast du denn aber so dumm als möglich angefangen?« fragte Alescha, und er blickte in Gedanken versunken auf Iwan.

»Ja, erstens einmal, um zu beweisen, daß ich ein Russe bin: Die russischen Gespräche über diese Gegenstände werden ja immer so dumm als möglich geführt. Zweitens aber: Je dümmer man beginnt, um so näher ist man der Sache selber. Je dümmer, um so klarer! Die Dummheit ist kurz angebunden und nicht verschlagen. Der Verstand ist ein durchtriebener Schuft, die Dummheit dagegen offen und ehrlich. Ich führte die Sache bis zu meiner Verzweiflung, und um so dümmer ich sie hingestellt habe, um so vorteilhafter ist das für mich!«

»Du wirst mir also erklären, weshalb du die Welt nicht anerkennst?« fragte Alescha.

»Natürlich werde ich es dir auch schon erklären, es ist ja kein Geheimnis, und ich habe ja auch nur darauf das Gespräch hinlenken wollen. Du, mein Brüderlein, wisse denn im voraus: Nicht dich will ich verführen und von deinem Pfeiler wegrücken, ich möchte vielmehr vielleicht nur mich selber heilen an dir!« sprach Iwan und lächelte plötzlich gradeso wie ein kleiner sanfter Knabe. Noch niemals hatte Alescha bei ihm ein solches Lächeln wahrgenommen.

4

Die Auflehnung

»Ich muß dir ein Geständnis machen«, begann Iwan. »Ich vermochte noch niemals zu begreifen, wie man seinen Nächsten lieben kann. Gerade die Nahestehenden kann man meiner Ansicht nach nicht lieben,

vielmehr höchstens nur die Fernstehenden. Ich las da einmal irgendwo von ›Johann dem Barmherzigen‹ (einem Heiligen), er habe einst, als zu ihm ein hungernder und halb erfrorener Fremdling kam und ihn bat, ihn zu erwärmen, sich mit ihm zusammen ins Bett gelegt, ihn umarmt und ihm in seinen Mund gehaucht, der verfault war und stank von einer furchtbaren Krankheit. Ich bin überzeugt, daß er das tat mit einem Riß im Innern, von Lüge zerrissen, nur weil die Pflicht der Liebe befohlen ist, oder weil er sich gerade eine Kirchenbuße auferlegt hatte. Damit man einen Menschen lieben kann, muß der sich versteckt halten: kaum wird er nur sein Gesicht zeigen, so ist die Liebe auch schon entschwunden.«

»Hierüber sprach mehr als einmal der Greis Sosima«, bemerkte Alescha; »auch er meinte, oftmals sei das Gesicht eines Menschen denen, die noch nicht Erfahrung haben in der Liebe, ein Hindernis, diesen Menschen zu lieben. Es ist aber doch gleichwohl viel Liebe in der Menschheit, und fast eine solche, wie die von Christus war, das weiß ich selber, Iwan . . .«

»Nun, ich für meine Person weiß das noch nicht und kann das auch nicht begreifen, und mit mir die überlegene Mehrzahl aller Menschen. Die Frage ist nun die, ob dies von den schlechten Eigenschaften der Menschen herrührt oder einfach daher, daß so schon einmal ihr Wesen ist. Meiner Ansicht nach ist die Liebe des Heilands zu den Menschen in seiner Art ein auf Erden unmögliches Wunder. Freilich, er war ein Gott. Wir aber sind nun einmal keine Götter. Nehmen wir an, ich z. B. vermag tief zu leiden, aber kein anderer kann ja jemals erfahren, bis zu welchem Grade ich leide, weil er eben ein anderer ist und nicht ich, und außerdem ist der Mensch selten bereit, einen anderen für einen Leidenden anzuerkennen (gleich als ob dies ein Rang wäre). Weshalb will er das aber nicht anerkennen, wie glaubst du wohl? Weil zum Beispiel von mir ein schlechter Geruch ausgeht, weil ich ein dummes Gesicht habe, weil ich ihm einstmals auf den Fuß trat. Zudem ist aber auch noch Leiden – eben Leiden: ein erniedrigendes Leiden, das mich erniedrigt, der Hunger z. B., das läßt noch mein Wohltäter bei mir hingehen; kaum aber ist mein Leiden höherer Art, zum Beispiel ein Leiden um einen Gedanken, nein, das läßt er nur in Ausnahmefällen zu, denn er blickt beispielsweise auf mich und erkennt plötzlich, daß ich ganz und gar nicht solch ein Gesicht mache, wie es seiner Vorstellung nach ein Mensch machen muß, der – nehmen wir einmal so an – für irgendeine Idee leidet. Und da hört er sofort auf, mir Wohltaten zu erweisen, und das sogar keineswegs aus bösem Herzen. Bettler, vor allem wohlgeborene Bettler, sollten sich darum niemals persönlich zeigen, vielmehr nur durch die Zeitungen Almosen erbitten. In der Vor-

stellung kann man noch allenfalls den Nächsten lieben und bisweilen sogar aus der Ferne, aber fast niemals aus der Nähe. Wenn alles so wäre wie auf der Szene im Ballett, wo die Bettler, wenn sie auftreten, in seidenen Lumpen und zerrissenen Spitzen sich nahen und graziös tanzen, nun dann könnte man noch an ihnen seine Freude haben, aber gleichwohl sie nicht lieben. Nun genug hiervon! Ich mußte dich nur zu meinem Standpunkt hinführen. Ich wollte eigentlich über das Menschenleiden ganz im allgemeinen sprechen, aber bleiben wir schon lieber bei den Leiden nur der Kinder. Das vermindert den Umfang meiner Beweisführung um das Zehnfache, was freilich um so unvorteilhafter für mich ist, das versteht sich. Es ist aber schon gleichwohl besser, nur von den Kindern zu sprechen. Denn erstens kann man die Kinderchen sogar auch in der Nähe lieben, sogar auch die schmutzigen, sogar auch die häßlichen (mir will es freilich so scheinen, als ob es gar keine häßlichen Kinderchen gibt). Zweitens will ich auch darum noch nicht von den Erwachsenen reden, weil, ganz abgesehen davon, daß sie widerlich sind und keine Liebe verdienen, bei ihnen auch eine Art Vergeltung vorliegt: Sie haben ja vom Apfel gegessen und das Gute und Böse erkannt, und sie wurden »wie die Götter«. Und sie fahren auch jetzt noch fort, vom Apfel zu essen. Die Kinderchen dagegen haben noch nicht von ihm gegessen, und sie sind auch noch in nichts schuldig. Liebst du die Kinderchen, Alescha? Ich weiß, daß du sie liebst, und es wird dir begreiflich sein, weshalb ich nur von ihnen jetzt sprechen will. Wenn nun aber auch sie auf der Erde furchtbar leiden, so ist das schon natürlich für ihre Väter, die vom Apfel aßen. – Diese Überlegung stammt indes aus einer anderen Welt, und dem Menschenherzen auf Erden ist sie nicht verständlich. Es darf doch nicht der Unschuldige für einen anderen leiden, ja, und dazu noch ein solcher Unschuldiger! Staune über mich, Alescha! Auch ich liebe furchtbar die Kinderchen; und merke dir wohl: Grausame Menschen, leidenschaftliche, wollüstige, Karamasoffsche, lieben die Kinder bisweilen sehr. Die Kinder, während sie Kinder sind, so bis sieben Jahren, sind ja durch eine ganze Welt getrennt von den Erwachsenen: das ist ganz so, als ob es ein anderes Geschöpf wäre und eine andere Natur hätte. Ich kannte einen Räuber, der im Zuchthaus saß: es war im Laufe seiner Karriere vorgekommen, daß, wenn er in den Häusern, in denen er zur Nacht eingebrochen war, um zu rauben, ganze Familien ermordete, er dabei auch mehrere Kinder auf einmal abschlachtete. Als er aber im Zuchthaus saß, liebte er Kinder gar sehr. Er tat überhaupt nichts anderes im Zuchthaus, als daß er aus dem Fenster den im Gefängnishof spielenden Kindern zuschaute. Einen kleinen Knaben hatte er daran gewöhnt, zu ihm unter sein Fenster zu kommen, und der hat sich dann sehr mit ihm angefreundet . . . Du weißt wohl

nicht, weshalb ich das alles erzähle, Alescha? Mir tut der Kopf weh, und es ist mir traurig zumute.«

»Du sprichst und schaust dabei so seltsam drein, in Unruhe sprichst du«, bemerkte Alescha, »gleich als ob du irgendwie gestört seiest.«

»Es fällt mir gerade ein: da hat mir unlängst ein Bulgare in Moskau erzählt«, fuhr Iwan fort, als ob er gar nicht auf den Bruder hinhöre, »wie die Türken und Tscherkessen dort bei ihnen in Bulgarien überall wüten, um einem allgemeinen Aufstand der Slawen zuvorzukommen, das heißt sie brennen, morden, vergewaltigen Kinder und Frauen, nageln die Gefangenen an den Ohren an Lattenzäunen an und lassen sie so bis zum Morgen, dann henken sie sie usw., alles kann man sich ja nicht einmal vorstellen. In der Tat, man spricht manchmal von »tierischer« Roheit der Menschen – das ist aber furchtbar ungerecht und beleidigend für die Tiere: Ein Tier kann niemals so grausam sein wie der Mensch, so mit Virtuosität, so mit Kunst grausam. Der Tiger beißt einfach und zerreißt, und weiter versteht er nichts. Ihm würde es niemals in den Kopf kommen, Menschen die Nacht über mit den Ohren anzunageln, wenn er das sogar tun könnte. Diese Türken haben übrigens auch mit Wollust Kinder gefoltert: nicht nur, daß sie sie mit dem Dolche aus dem Leibe der Mutter herausschnitten, sie pflegten auch Brustkinder in die Höhe zu werfen und vor den Augen der Mütter mit den Bajonetten wieder aufzufangen. Daß das vor den Augen der Mütter geschah, bereitete ihnen dabei die größte Lust. Da hast du indes ein Bildchen, das mein lebhaftestes Interesse erweckte. Stelle dir nur vor: ein Brustkind auf den Armen der zitternden Mutter, ringsherum Türken. Sie haben sich ein lustiges Stückchen ausgesonnen: Sie liebkoosen das kleine Kind, lachen ihm zu, um es zum Lachen zu bringen, und das gelingt ihnen auch: Das Kindchen lächelt. In diesem Augenblick richtet ein Türke eine Pistole auf das Kind aus nur ein Viertelmeter Abstand von seinem Gesichte. Der Knabe lacht freudig auf, streckt die Händchen aus, um die Pistole zu erfassen, und da drückt dieser Tausendkünstler den Hahn, schießt dem Kindchen gerade ins Gesicht und zertrümmert ihm das Köpfchen . . . Virtuos, nicht wahr? Man sagt übrigens, daß die Türken Süßigkeiten sehr lieben.«

»Bruder, wozu das alles?« fragte Alescha.

»Ich glaube, wenn es keinen Teufel gibt, und ihn demnach der Mensch nur erfunden hat, daß er ihn dann nach seinem Ebenbilde schuf.«

»Demnach geradeso, wie er Gott schuf?«

»Es ist aber ganz erstaunlich, wie du die Wörtchen zu drehen verstehst, so wie Polonius im Hamlet!« sprach lächelnd Iwan. »Du hast mich auf einem Widerspruch ertappt, ich habe nichts dagegen, ich bin

sogar froh darüber. Da muß dein Gott aber wohl ein schöner sein, wenn ihn der Mensch nach seinem Ebenbilde schuf! Du frugst soeben, wozu ich das alles rede? Siehst du, ich bin ein Liebhaber und Sammler von gewissen Tatsachen, und glaubst du es wohl, ich schreibe mir kleine Anekdoten von einer gewissen Art aus Zeitungen und Büchern auf, wo sie mir nur unter die Hände kommen, und sammle sie. Und ich habe bereits eine schöne Sammlung davon. Die Türken sind natürlich in diese Sammlung aufgenommen, sie rechnen indes doch unter die Ausländer. Ich habe aber auch solche Geschichtchen, die sich in unserem Vaterlande zutrugen, und die sind sogar bisweilen noch besser als die türkischen. Weißt du, bei uns gibt es noch mehr Prügel, noch mehr Ruten und Peitschen, und das ist sozusagen national: Bei uns sind zwar mit Nägeln durchschlagene Ohren undenkbar, denn wir sind gleichwohl Europäer; aber Ruten, aber Peitschen, das ist schon etwas, was uns zukommt, und das kann uns nicht genommen werden. Im Ausland, scheint es, prügelt man jetzt überhaupt nicht mehr, entweder haben sich die Sitten geändert, oder es sind schon solche Gesetze eingeführt worden, daß der Mensch schon nicht mehr wagt, den Menschen zu prügeln; dafür haben sie sich aber mit etwas anderem belohnt, und das ist ebenfalls rein national wie unsere Ruten und Peitschen. Und so sehr national ist das, daß es bei uns gar nicht möglich zu sein scheint, obgleich es übrigens, allem Anschein nach, auch bei uns eingepflegt wird, besonders seit unsere höchsten Gesellschaftskreise von einer gewissen religiösen Bewegung ergriffen wurden. Ich besitze eine köstliche kleine Broschüre, sie ist aus dem Französischen übersetzt und handelt davon, wie man in Genf vor ganz kurzer Zeit, es ist noch keine fünf Jahre her, einen Missetäter und Mörder mit Namen Richard hinrichtete, einen, so scheint es, dreiundzwanzigjährigen Burschen, der unmittelbar, bevor er hingerichtet ward, Buße getan und sich zum Christentum bekehrt hatte. Dieser Richard war ein uneheliches Kind, und es hatten ihn, als er noch ganz klein war, kaum sechs Jahre alt, seine Eltern an Hirten in den Schweizer Bergen »verschenkt«. Die hatten ihn großgezogen, um ihn für sich arbeiten zu lassen. Er wuchs bei ihnen heran wie ein kleines wildes Tier. Die Hirten unterrichteten ihn in nichts, schickten ihn dafür aber, als er sieben Jahre alt war, aus, die Herde zu hüten, in Nässe und Kälte, und sie gaben ihm dabei fast nichts anzuziehen und kaum etwas zu essen. Und bei solchem Tun kam natürlich schon niemandem von ihnen ein Bedenken oder eine Anwandlung von Reue, im Gegenteil, sie glaubten durchaus im Rechte zu sein, denn Richard war ihnen ja geschenkt worden wie eine Sache, und so fanden sie es sogar nicht einmal unumgänglich notwendig, ihn zu füttern. Richard selbst erzählt, es habe ihn in jenen Jahren wie den verlorenen Sohn im Evangelium

furchtbar danach verlangt, sei es auch nur von den Trebern zu essen, die man den Schweinen gab, wenn man sie für den Verkauf mästete. Man gab ihm aber nicht einmal davon und schlug ihn, wenn er den Schweinen ihren Fraß wegnahm. So verbachte er seine ganze Kindheit und seine ganze Jünglingszeit, bis er herangewachsen und stark geworden war und nun zu stehlen ausging. Dieser Wilde begann damit, als Tagelöhner in Genf sich sein Geld zu verdienen. Er vertrank das Verdiente, lebte wie ein Vieh und ermordete und beraubte schließlich einen alten Mann. Man ergriff ihn, richtete ihn und verurteilte ihn zum Tode. Dort ist man ja nicht gerade sentimental. Und nunmehr, im Gefängnis, drängen sich auf einmal an ihn die Pastoren heran, die Mitglieder verschiedener christlicher Bruderschaften, wohlthätige Damen usw. Man lehrte ihn im Gefängnis lesen und schreiben, man begann ihm das Evangelium auszulegen, man redete ihm ins Gewissen, man redet auf ihn ein, man setzte ihm zu, man belästigte ihn, man bedrängte ihn – und da endlich gesteht er selber feierlich sein Verbrechen ein. Er bekehrte sich, er selber schrieb an das Gericht, er sei zwar ein Auswurf der Menschheit, aber gleichwohl endlich würdig befunden worden, daß auch ihn Gott erleuchtete und ihm Gnade zuteil werden ließ. Alles geriet da in Aufregung in Genf: Das ganze wohlthätige und gottesfürchtige Genf kam in Bewegung. Alles, was es an hochgestellten und wohlerzogenen Persönlichkeiten gab, stürzte zu Richard ins Gefängnis. Man küßte ihn, man umarmte ihn: ›Du bist unser Bruder, auf dich ist die Gnade niedergestiegen!‹ Und Richard selber weint nur noch so vor Rührung: ›Ja, auf mich ist die Gnade niedergestiegen! Früher, meine ganze Kindheit und Jünglingszeit hindurch, war ich froh, wenn ich auch nur das essen konnte, was die Schweine fressen, jetzt aber kam auch über mich die Gnade, ich sterbe in dem Herrn!‹ ›Ja, ja, Richard, stirb in dem Herrn! Du hast Blut vergossen und sollst sterben in dem Herrn. Magst du auch schuldlos daran sein, daß du den Herrn überhaupt nicht kanntest, als du die Schweine um ihren Fraß neidetest, und als man dich prügelte, wenn du den Schweinen von ihrem Fraß stahlst (und das war sehr schlecht von dir, zu stehlen ist ja nicht erlaubt!). Du hast aber Blut vergossen, und darum mußt du sterben!‹ Und da bricht denn der letzte Tag an. Der geschwächte Richard weint und tut nichts anderes mehr, als alle Augenblicke vor sich hinzusprechen: ›Das ist der beste von meinen Tagen, ich werde zum Herren eingehen!‹ ›Ja!‹ rufen die Pastoren, die Richter und die wohlthätigen Damen, ›das ist der glücklichste Tag, denn du gehst zum Herrn ein!‹ Alles bewegt sich denn auch in Equipagen und zu Fuß zum Schafott hin hinter dem Armsünderwagen her, in dem man Richard fährt. Jetzt hat man das Schafott erreicht: ›So stirb denn!‹ ruft man Richard zu. ›Stirb in dem

Herrn, denn auf dich ist die Gnade hinabgestiegen! Und so hat man denn auch Richard, nachdem er viele Brüderküsse empfangen hatte, zum Schafott geschleift, ihn auf die Guillotine gelegt und ihm gleichwohl ›in brüderlicher Weise‹ den Kopf abgehackt – dafür, ›daß auf ihn die Gnade herabgestiegen war‹. Nein, das ist charakteristisch! Diese kleine Broschüre war von irgendwelchen mit dem Luthertum sympathisierenden Wohltätern aus der höchsten Gesellschaft ins Russische übersetzt und dann zu Erleuchtung des russischen Volkes Zeitungen und anderen Publikationen kostenlos beigegeben worden. Das Geschichtchen mit dem Richard gefällt mir dadurch, daß es national ist. Wenn es nun aber auch bei uns als albern gilt, den Kopf eines Bruders nur deshalb abzuschlagen, weil er uns eben ein Bruder ward und auf ihn die Gnade hinabgestiegen ist, so haben wir doch, ich wiederhole es, in dieser Hinsicht auch unsere Eigenarten, und die geben dem Ausland kaum etwas nach. Bei uns besteht von alters her das jederzeit übliche und naheliegende Vergnügen im Peinigen durch Schläge. Nekrasoff hat in Verse gebracht, wie ein Bauer sein Pferd mit der Peitsche über die Augen schlägt, ›über die sanften Augen‹. Wer hat solches nicht mitangesehen! Das ist echt russisch: Nekrasoff beschreibt, wie ein schwächliches Pferdchen, dem man zuviel auflud, stecken bleibt und nicht weiterziehen kann. Der Bauer schlägt es, schlägt es in rasender Wut, schlägt es endlich, ohne zu begreifen, was er eigentlich tut, ›im Rausche des Schlagens‹, prügelt es zum Erbarmen, ohne aufzuhören: ›Wenn du auch nicht die Kraft dazu hast, zieh gleichwohl, stirb, aber zieh!‹ Das Pferdchen schlägt um sich, und da beginnt er es zu peitschen, es, das wehrlose, ›über die weinenden, über die sanften Augen‹. Außer sich riß es und zog es vorwärts und geht ganz zitternd voran, indem es sich mit einer Seite anstemmt und seltsame Sprünge tut, die unnatürlich sind und so aussehen, als ob es sich schäme. Bei Nekrasoff ist das furchtbar. Das ist indes gleichwohl nur ein Pferd, und die Pferde hat ja Gott selber dazu geschaffen, daß man sie peitscht. Das haben uns wenigstens die Tataren so beigebracht, und zur Erinnerung daran haben sie uns auch die Knute geschenkt. Man kann ja aber auch Menschen peitschen. Und da peitschen denn auch der aufgeklärte, gebildete Herr und seine Dame ihr eigenes siebenjähriges Töchterchen mit der Rute – darüber besitze ich ausführliche Aufzeichnungen. Das Väterchen ist froh darüber, daß die Rute mit Zweigeln daran schmerzhafter sein wird, so spricht er, und da beginnt er denn auch seine eigene Tochter zu hauen. Ich weiß mit Bestimmtheit, es gibt Prügelnde, die sich mit jedem Hiebe bis zum Wollustempfinden erregen, bis zum Empfinden echter Wollust, mit jedem folgenden Schlag immer mehr und mehr, immer sich steigend. Sie prügeln eine Minute, dann

fünf Minuten, dann prügeln sie zehn Minuten, dann noch länger, häufiger und schmerzhafter. Das Kindchen schreit, das Kindchen kann endlich nicht mehr schreien, es keucht nur: ›Vater, Vater! Väterchen! Väterchen!‹ Die Sache kommt, wenn der Fall gar zu teuflisch und unanständig ist, vor Gericht. Es wird ein Anwalt genommen. Das russische Volk nennt längst schon den Advokaten ›ein gemietetes Gewissen‹. Der Advokat ruft denn auch zur Verteidigung seines Klienten aus: ›Die Sache ist doch so einfach, eine ganz gewöhnliche Familienangelegenheit: Der Vater schlug sein Töchterchen, und das ist jetzt, zur Schmach unserer Tage, vor das Gericht gekommen!‹ Die von ihm überzeugten Geschworenen ziehen sich zurück und fällen dann ein freisprechendes Urteil. Das Publikum brüllt vor Freude darüber, daß man den Peiniger seines Töchterchens freisprach! – Schade nur, daß ich nicht dort war: Ich hätte ausgerufen, man sollte ein Stipendium errichten zu Ehren und auf den Namen dieses Folterknechtes! . . . Das sind köstliche Bildchen. Ich habe aber auch noch bessere Sachen über die Kinderchen; ich habe sehr, sehr vieles gesammelt über die russischen Kinderchen, Alescha. Ein ganz kleines Mädchen von nur fünf Jahren haßten Vater und Mutter, ›sehr achtbare Beamten, gebildet und wohlherzogen‹. Ich behaupte ja noch einmal, daß es Tatsache ist, daß vielen Menschen eine ganz besondere Eigenschaft zukommt: nämlich die Lust, Kinder zu martern – aber auch nur Kinder. Zu allen anderen Vertretern des Menschengeschlechts verhalten sich ganz dieselben Folterknechte sogar wohlwollend und sanft wie gebildete und humane Europäer. Sie lieben es nur gar zu sehr, Kinder zu foltern, sie lieben sogar die Kinder selber aus diesem Grunde. Da verführt eben gerade die Wehrlosigkeit dieser kleinen Geschöpfe ihre Peiniger, die engelhaft vertrauensseligkeit des Kindchens, das ja nicht weiß, wohin es gehen und an wen es sich wenden soll – das gerade, das erhitzt das verdorbene Blut des Peinigers. In jedem Menschen birgt sich natürlich ein Tier – ein Tier, das in Wut geraten kann, ein Tier, das wollüstig erregt wird von den Schreien des gepeinigten Opfers, ein Tier, das, ohne daß man ihm Hemmnisse in den Weg legt, von der Kette losgelassen wurde, ein Tier, das seinen Ursprung hat in durch Ausschweifung erworbenen Krankheiten, Podagra, kranken Nieren usw. Jenes arme fünfjährige Mädchen unterwarfen diese ›gebildeten‹ Eltern allen möglichen Foltern: sie schlugen es, peitschten es, stießen es mit Füßen, ohne selber zu wissen wofür, bis sein ganzer Körper mit blauen Flecken bedeckt war. Endlich kamen sie auf höchst raffinierte Einfälle: bei Kälte, bei Frost sperren sie das Kind für die ganze Nacht auf dem Abort ein, und zur Strafe dafür, daß sie während der Nacht nicht ›aufgestanden‹ war (als ob ein fünfjähriges Kind-

chen, das seinen engelhaften festen Schlaf schläft, auch noch in diesen Jahren lernen kann, in der Nacht ›aufzustehen‹), zur Strafe dafür schmierten sie ihm das ganze Gesicht mit Kot ein und zwangen es, diesen Kot zu essen, und dazu zwang es die eigene Mutter, die eigene Mutter! Und diese Mutter konnte noch in der Nacht schlafen, während das Stöhnen des armen kleinen Mädchens zu vernehmen war, das an jenem gemeinen Orte eingesperrt war! Verstehst du das, wenn das kleine Geschöpf, das sich sogar noch nicht einmal darüber klarzuwerden vermag, was eigentlich mit ihm geschieht, sich an jenem gemeinen Ort in Finsternis und Kälte mit seinen kleinen Fäustchen auf sein schmerzzerrissenes Brüstchen schlägt und mit seinen sanften, frommen Tränchen zu ›dem lieben Gottchen‹ weint, daß er es beschützen möge! Begreifst du diesen ganzen Unsinn, du mein Freund und Bruder, du mein demütiger und gehorsamer Diener Gottes, begreifst du denn, wofür dieser Unsinn so nötig ist und wozu er auch erdacht wurde? Ohne ihn, so sagt man, vermöchte der Mensch es gar nicht einmal auszuhalten auf der Erde, denn er würde dann nicht das Gute und Böse erkennen. Wofür aber dieses teuflische Böse und Gute erkennen, wenn das so teuer zu stehen kommt! Ja, siehst du, die ganze Welt der Erkenntnis ist dann ja nicht wert dieser Tränchen des kleinen Kindes an ›das liebe Gottchen! Ich spreche nicht von den Leiden der Erwachsenen; die haben von dem Apfel gegessen, und der Teufel sei mit ihnen, und möge sie auch alle der Teufel holen, aber diese, diese! Ich quäle dich übrigens, Alescha, es ist, als ob du nicht völlig bei dir seist. Ich werde damit aufhören, wenn du es willst.«

»Das hat nichts zu sagen. Auch ich will ja Qualen erleiden«, murmelte Alescha.

»Nur eins, nur ein einziges Bildchen noch, und das, weil es interessant und schon sehr charakteristisch ist, und hauptsächlich darum, weil ich es eben erst gelesen habe in einer unserer Zeitschriften zur Erforschung unserer Geschichte, im ›Archiv‹ oder im ›Altertum‹. Ich muß nachschauen, ich habe sogar völlig vergessen, wo ich es gelesen habe. Das war in der allerfinstersten Zeit der Leibeigenschaft – noch im Anfange dieses Jahrhunderts – ja, und es lebe der Befreier des Volkes! Es war da zu Beginn dieses Jahrhunderts ein General, ein General mit großen Beziehungen und ein sehr reicher Gutsbesitzer, und er gehörte zu jenen (es waren ihrer freilich schon damals – so scheint es – recht wenige), die, wenn sie in den Ruhestand traten, fast überzeugt waren, daß sie das Recht über Leben und Tod ihrer Untergebenen erdient hatten. Solche gab es damals. Da lebt nun der General auf seinem Gute von zweitausend Seelen, tut groß, behandelt seine ärmeren Nachbarn wie Schmarotzer und wie seine Hofnarren. Einen Hunde-

stall hält er mit Hunderten von Hunden und an die hundert Hundewärter, alle uniformiert und alle zu Pferde. Und da hat nun einmal ein nur achtjähriger Knabe eines Hofleibeigenen beim Spielen einen Stein geschleudert und zufällig des Generals Lieblingshethund am Bein verletzt. ›Weshalb hat mein Lieblingshund zu hinken angefangen?‹ Man berichtet ihm, daß dieser Knabe da mit dem Stein auf den Hund warf und ihm das Bein verletzte. ›Aha, das bist du!‹ sprach der General, indem er ihn von oben bis unten musterte. ›Packt ihn!‹ Man faßte den Knaben, man nahm ihn der Mutter fort, die ganze Nacht saß er im Arrestlokal; am Morgen bei Tagesanbruch zieht der General mit seiner ganzen Parade auf die Jagd. Er stieg zu Pferde inmitten seiner Meute, um ihn herum seine Schmarotzer, Hundewärter und Jägermeister, alle zu Pferde. Ringsherum waren die Hofleibeigenen versammelt, zu ihrer Erbauung, allen voran steht die Mutter des schuldigen Knaben. Man führt den Knaben aus dem Arrestlokal heraus. Es ist ein finsterner, kalter, nebliger Herbsttag, so recht für die Jagd geeignet. Der General befiehlt, den Knaben auszukleiden. Man kleidet das Kindchen ganz aus. Es steht nackt da und zittert vor Kälte, ist sinnlos vor Angst und wagt nicht zu mucksen. ›Hetzt ihn!‹ befiehlt der General. ›Lauf! Lauf!‹ schreien ihm die Hundewärter zu. Der Knabe läuft. ›Ihm nach!‹ brüllt der General und läßt auf ihn die ganze Meute der Windhunde los. Er hetzt das Kind vor den Augen der Mutter, und die Hunde haben es denn auch in Fetzen gerissen. Den General hat man – so scheint es – unter Vormundschaft gestellt. Nun, was soll man denn auch mit ihm anfangen? Ihn erschießen? Soll man ihn wirklich erschießen, damit unser sittliches Gefühl Beruhigung finde? Sprich, Alescha!«

»Man soll ihn erschießen!« sprach leise Alescha, und er erhob mit einem bleichen, unsicheren Lächeln den Blick zu seinem Bruder.

»Bravo!« kreischte Iwan wie im Triumphe; »wenn du schon es gesagt hast, so bedeutet das . . . Ei, du Asket! Sieh einmal an, was für ein kleiner Dämon in deinem Herzchen sitzt, Alescha Karamasoff!«

»Ich sagte da wohl etwas Albernnes, indes . . .«

»Das ist es ja gerade, das ›indes!‹ rief Iwan. »Wisse, dienender Mönch, daß die Albernheiten allzu nötig sind auf der Erde! Auf Albernheiten steht die Welt, und ohne sie wäre vielleicht überhaupt nichts auf ihr vorgefallen. Wir wissen, was wir wissen!«

»Was weißt du denn?«

»Ich weiß gar nichts«, fuhr Iwan fort, als ob er im Fieber spreche, »ich will aber auch jetzt gar nichts verstehen! Wenn ich etwas verstehen will, so tue ich ja sogleich den Tatsachen Gewalt an, ich habe aber beschlossen, bei der Tatsächlichkeit zu bleiben . . .«

»Weshalb stellst du mich denn auf die Probe?« rief plötzlich ihn unterbrechend und kummervoll Alescha; »wirst du mir das endlich sagen?«

»Natürlich werde ich es sagen, ich habe unser Gespräch ja nur darauf hingeleitet, um es dir zu sagen. Du bist mir teuer, ich will dich nicht loslassen und werde dich deinem Sosima nicht abtreten.«

Iwan schwieg über eine Minute lang, sein Gesicht ward plötzlich sehr kummervoll.

»Höre mich an: Ich nahm meine Beispiele aus der Kinderwelt, damit der Zusammenhang klarer zutage trete. Von den übrigen Menschentränen, von denen die ganze Erde durchtränkt ist, von ihrer Rinde bis zu ihrem Mittelpunkt, will ich schon kein Wort sagen, ich habe absichtlich mein Thema beschränkt. Ich bin ja nur eine Wanze und bekenne mit aller Demut, daß ich durchaus nicht begreifen kann, weshalb das alles so eingerichtet ward. Die Menschen sind demnach selber schuld daran: Ihnen ward das Paradies geschenkt, sie aber wollten Freiheit und stahlen das Feuer vom Himmel und wußten dabei doch selber, daß sie unglücklich sein werden; es lohnt demnach nicht, mit ihnen Mitleid zu haben. Oh, nach meinem, nach meinem erbärmlichen irdischen euklidischen Verstand weiß ich nur das eine, daß gelitten wird, daß es keine Schuldigen gibt, daß alles zusammenhängt: eines aus dem anderen, direkt und unmittelbar hervorgeht, daß alles fließt und alles sich ausgleicht – das ist aber nur euklidischer Unsinn, ich weiß es wohl, und natürlich werde ich nicht behaupten, daß man auf dieser Erkenntnis sein Leben gründen kann! Was habe ich denn davon, daß es keine Schuldigen gibt, daß alles zusammenhängt, daß unmittelbar und in einfachster Weise eines aus dem anderen hervorgeht, und daß ich das weiß; ich bedarf der Vergeltung, der Vergeltung, sonst zerstöre ich mich ja selber! Und Vergeltung will ich nicht in der Unendlichkeit, irgendwo und irgendwann, vielmehr hier schon auf der Erde, und ich will sie selber erschauen! Ich war stets gläubig, ich will aber auch selber sehen; wenn ich aber zu dieser Stunde schon tot sein werde, dann soll man mich auferwecken, denn, wenn alles ohne mich vor sich gehen wird, so wird das schon allzu beleidigend für mich sein! Nicht dafür habe ich ja gelitten, um durch mich selber, durch meine Untaten und Leiden, irgendwem die zukünftige Harmonie gleichsam zu »düngen«. Ich will mit meinen eigenen Augen sehen, wie die Hirschkuh sich neben den Löwen legt und wie der Ermordete aufersteht und den umarmt hält, der ihm den Tod gab. Ich will dabeisein, wenn alle plötzlich erkennen, weshalb das alles so war. Auf diesem Verlangen gründen sich alle Religionen auf der Erde, und auch ich bin ja gläubig! Aber siehst du, da bleiben ja die Kinder-

chen! Was werde ich denn dann mit ihnen machen? Das ist eine Frage, die ich nicht zu lösen vermag. Zum hundertsten Male wiederhole ich es: Der Fragen sind viele, ich aber nahm mir die Kinder, weil dort das unabweisbar klar ist, was ich zu sagen habe. Höre denn: Wenn alle leiden müssen, um durch Leiden ewige Harmonie zu erkaufen, was haben dann die Kinder damit zu schaffen? Sage es mir, bitte! Es ist ja durchaus unverständlich, wofür auch sie zu leiden hätten, und weshalb sie durch Leiden die Harmonie erkaufen mußten. Wofür sind denn auch sie unter das Material geraten, mit dem man für irgendwen eine zukünftige Harmonie »düngt«? Daß unter den Menschen gegenseitiges Verpflichtetsein in der Sünde herrscht, verstehe ich, ich verstehe der Menschen Solidarität auch in der Vergeltung; aber die Kinderchen sind doch nicht eingeschlossen in die Solidarität der Sünde! Und wenn die Wahrheit tatsächlich darin liegen sollte, daß auch sie solidarisch sind mit ihren Vätern in allen deren Übeltaten, so ist natürlich schon diese Wahrheit nicht von dieser Welt und mir unverständlich! Dieser oder jener Spaßvogel wird freilich sagen, das sei einerlei: das Kind werde ja heranwachsen und schon die Kunst, zu sündigen, erlernen. Aber es ist ja gar nicht herangewachsen! Man hat es ja mit acht Jahren mit Hunden zu Tode gehetzt! Oh, Alescha, ich spreche keine Gotteslästerung aus! Ich verstehe ja durchaus, wie gewaltig die Erschütterung der ganzen von Menschen bewohnten Erde sein wird, wenn einst alles im Himmel und unter der Erde zusammenfließen wird in eine Lobeshymne und alles, was lebt und gelebt hat, ausrufen wird: »Gerecht bist du, Herr, denn es offenbarten sich deine Wege!« Wenn schon die Mutter sich mit dem Wüterich umarmen wird, der ihren Sohn von Hunden zerreißen ließ, und alle drei mit Tränen ausrufen werden: »Gerecht bist du, Herr!« dann wird schon natürlich die Erfüllung der Erkenntnis anbrechen, und alles wird dann seine Aufklärung finden. Nun, da ist aber auch das Komma; gerade damit kann ich ja nicht einverstanden sein! Und solange ich noch auf Erden bin, beeile ich mich, meine Maßregeln zu ergreifen. Siehst du wohl, Alescha, es kann ja sein, und tatsächlich wird es sich wohl so ereignen, daß, wenn ich selber bis zu diesem Augenblicke leben werde oder auferstehen werde, um ihn zu erschauen, daß dann auch ich selber gar am Ende noch mit allen anderen ausrufen werde, wenn ich auf die Mutter hinschaue, wie die den Folterer ihres Kindchens umschlungen hält: »Gerecht bist du, Herr!« Ich will aber gar nicht, daß ich dann so ausrufe. Solange es noch an der Zeit ist, beeile ich mich, mich dagegen zu wehren, und deshalb sage ich mich auch völlig los von der höchsten Harmonie. Sie lohnt gar nicht das Tränchen, sei es auch nur eines einzigen gemarterten Kindchens, das sich mit seinen kleinen Fäustchen an die Brust schlug

in seiner übelriechenden Höhle und mit seinen ungesühnten Tränchen zu dem lieben Gott betete! Die Harmonie ist das nicht wert, weil eben diese Tränchen ungesühnt blieben. Sie müssen aber gesühnt werden, sonst kann es auch gar keine Harmonie geben. Wodurch aber, wodurch wirst du sie sühnen? Ist das denn überhaupt möglich? Doch nicht etwa dadurch, daß sie gerächt sein werden? Wozu soll mir denn ihr Gerächtwerden, wozu soll mir die Hölle für ihre Peiniger dienen? Was kann da die Hölle wiedergutmachen, wenn jene schon zu Tode gequält wurden? Und was ist denn das auch für eine Harmonie, wenn es eine Hölle gibt? Ich will verzeihen und umarmen, ich will gar nicht, daß noch weiter gelitten werde. Und wenn die Leiden der Kinder nötig waren, um jene Leidenssumme zu erfüllen, die unumgänglich ist, um die Wahrheit zu erkaufen, so behaupte ich schon im voraus, daß die ganze Wahrheit dann gar nicht wert ist eines solchen Kampfpfeises! Schließlich will ich auch gar nicht, daß die Mutter den Folterer umarme, der ihren Sohn von Hunden zerreißen ließ! Sie soll gar nicht wagen, ihm zu verzeihen! Wenn sie es aber wünscht, so möge sie für ihre Person verzeihen, so möge sie dem Folterer das maßlose Leiden verzeihen, das ihr als Mutter durch ihn ward, aber die Leiden ihres von Hunden zerrissenen Kindchens hat sie gar kein Recht zu verzeihen; sie darf es auch gar nicht, dies dem Folterknecht verzeihen, wenn sogar das Kind selber ihm verzeihen würde. Wenn dem aber so ist, wenn sie nicht wagen darf zu verzeihen, wo ist dann die Harmonie? Lebt wohl auf der ganzen Welt ein Wesen, das verzeihen könnte und ein Recht dazu habe? Ich aber will gar keine Harmonie, aus Liebe zur Menschheit will ich sie nicht. Ich will lieber verharren bei ungesühntem Leiden! Da werde ich dann besser schon ausharren mit meinem ungerächten Leiden und meinem unbeschwichtigten Unwillen, wenn ich auch unrecht hätte. Ja, und überhaupt hat man die Harmonie viel zu hoch bewertet, es ist überhaupt nicht unseren Vermögensverhältnissen angemessen, so viel für das Eintrittsbillett zu ihr zu zahlen. Deshalb beeile ich mich auch, mein Eintrittsbillett zurückzugeben. Und wenn ich auch nur eben ein anständiger Mensch bin, so bin ich sogar verpflichtet, es so rasch wie möglich zurückzugeben. Das tue ich denn auch. Nicht daß ich Gott meine Anerkennung verweigere, ich gebe ›Ihm‹ nur in aller Ehrerbietung mein Eintrittsbillett zurück.«

»Das ist Auflehnung«, sprach leise und gesenkten Hauptes Alescha.

»Auflehnung? Ich hätte von dir nicht ein solches Wort gewünscht«, sprach vielsagend Iwan; »kann man denn leben im Aufruhr gegen Gott? Ich aber will ja leben. Sage mir selber offen und ehrlich, ich rufe dich – antworte: Stelle dir einmal vor, du selber leitetest den Aufbau des Menschheitsschicksals in der Absicht, schließlich alle Menschen

zu beglücken, ihnen allen endlich Frieden und Ruhe zu geben; die unbedingte und unausweichliche Vorbedingung zur Erreichung dieses Zieles wäre aber – so stelle dir einmal vor –, daß du wenn auch nur ein einziges, winziges Geschöpfchen quälen müßtest, nehmen wir an, gerade dieses selbe kleine Kindchen, das sich mit seiner kleinen Faust an die Brust schlug –, um auf seinen ungesühnten Tränen diesen Bau aufzurichten, würdest du unter diesen Bedingungen einverstanden sein, der Bauherr dieses Baues zu sein? Sprich und sage die Wahrheit!«

»Nein! Ich würde nicht damit einverstanden sein«, sprach leise Alescha.

»Und kannst du dich denn bei dem Gedanken beruhigen, daß die Menschen, für die du bauest, selber damit einverstanden wären, ihr Glück in Empfang zu nehmen auf Grund des nicht gerechtfertigten Blutes des kleinen Märtyrers, und daß, wenn sie es unter solchen Umständen angenommen hätten, sie nun auch auf ewig glücklich bleiben?«

»Nein, dabei kann ich mich nicht beruhigen, Bruder«, sprach plötzlich mit funkelnden Augen Alescha; »du sagtest aber soeben: Ist denn auf der ganzen Welt ein ›Wesen‹, das verzeihen könnte und ein Recht dazu hätte? Aber dies ›Wesen‹ lebt ja, und ›Es‹ kann alles verzeihen, allen und jedem und für alles, weil ›Es‹ ja selber sein unschuldig Blut hingab für alle und alles. Du hast ›Seiner‹ vergessen, auf ›Ihm‹ aber ist ja gerade der Bau gegründet und ›Ihm‹ gerade rufen sie zu: ›Gerecht bist Du, Herr, denn es haben sich Deine Wege offenbart!‹«

»Ah! da ist ja auch endlich der ›eine Sündlose‹ und ›Sein‹ Blut! Nein, ich habe seiner nicht vergessen und mich ganz im Gegenteil die ganze Zeit über darüber gewundert, wie lange du ihn nicht anführtest, denn gewöhnlich führen ja deine Gesinnungsgenossen bei solchen Wortstreiten ›Ihn‹ zuallererst ins Treffen. Weißt du, Alescha, lache nicht: Ich habe einstmals eine Dichtung verfaßt, es ist etwa ein Jahr her, wenn du noch zehn Minuten mit mir verlieren kannst, so werde ich es dir hersagen.«

»Du hast eine Dichtung geschrieben?«

»O nein, ich habe es nicht geschrieben« – und Iwan lachte – »und niemals im Leben habe ich auch nur zwei Verse verfaßt. Ich habe dieses Gedicht nur ausgedacht und es in Erinnerung behalten. In Begeisterung habe ich es ausgedacht. Du wirst nun mein erster Leser sein, das heißt vielmehr, mein erster Hörer. Weshalb soll aber denn in der Tat der Autor wenn auch nur einen einzigen Hörer verlieren?« fügte lächelnd Iwan hinzu. »Soll ich es erzählen oder nicht?«

»Ich bin ganz Ohr«, sprach Alescha.

»Meine Dichtung heißt ›Der Großinquisitor‹; es ist eine alberne Geschichte, es verlangt mich aber danach, sie dir mitzuteilen.«

Der Großinquisitor

»Nun ist es ja auch hier unmöglich, ohne Vorwort auszukommen – das heißt ohne ein literarisches Vorwort – pfui Teufel!« sprach lächelnd Iwan. »Aber was bin ich schon für ein Schriftsteller! Siehst du, die Handlung geht bei mir im sechzehnten Jahrhundert vor sich; damals aber, das muß dir übrigens noch von der Schule her bekannt sein – damals war es gerade üblich, in poetischen Schöpfungen himmlische Mächte zur Erde niedersteigen zu lassen. Ich will dabei nicht einmal an Dante erinnern. In Frankreich gaben die das Richteramt ausübende Kleriker und sogar die Mönche in den Klöstern ganze Vorstellungen, in denen sie die Madonna auf die Szene brachten, die heiligen Engel, Christus und Gott selber. Damals war das alles sehr naiv. In ›Unsere Liebe Frau von Paris‹ bei Viktor Hugo wird in Paris unter Ludwig XI. zur Feier der Geburt des Thronfolgers im Rathaussaale bei freiem Eintritt dem Volke ein erbauliches Schauspiel gegeben unter dem Titel: ›Der gerechte Urteilsspruch der sehr heiligen und gnädigen Jungfrau Maria‹, in dem auch ›Sie‹ selber persönlich erscheint und ihr gerechtes Urteil fällt. Auch bei uns in Moskau fanden in der Zeit vor Peter dem Großen von Zeit zu Zeit fast ganz ebensolche dramatische Vorstellungen statt, besonders aus dem Alten Testament; außer dramatischen Vorstellungen waren damals aber in der ganzen Welt auch viele Erzählungen und Gedichte in Umlauf, in welchen je nach Bedarf Heilige, Engel und die ganze himmlische Heerschar auftraten. In unseren Klöstern beschäftigte man sich zudem auch noch mit Übersetzen, Abschreiben und sogar Verfassen solcher Gedichte, ja, und noch zu welcher Zeit? – Unter dem Tatarenjoch! Es existiert da z. B. ein klösterliches Gedichtchen (natürlich aus dem Griechischen übersetzt!) ›Wie die Mutter Gottes durch die Stätten der Qualen wandelte‹, dessen Bilder von einer Kühnheit sind, die Dante nichts nachgibt. Die Gottesmutter besucht die Hölle, und es geleitet sie ›durch die Stätten der Qualen‹ der Erzengel Michael. Sie erschaut die Sünder und ihre Qualen. Da ist z. B. eine außerordentlich amüsante Gattung von Sündern in einem brennenden See: Einige von ihnen versinken so tief in diesem See, daß sie schon nicht mehr an die Oberfläche hinaufschwimmen können, und ›die vergißt schon Gott‹ – ein Ausdruck von außerordentlicher Tiefe und Kraft. Und da fällt denn die erschütterte und weinende Gottesmutter vor Gottes Throne nieder und erbittet für alle in der Hölle Begnadigung, für alle, die ›Sie‹ dort erblickt hatte, ohne jede Ausnahme. Ihr Gespräch mit Gott ist kolossal interessant. Sie fleht, sie läßt nicht ab von ihren Bitten, und als Gott sie auf die von Nägeln

durchbohrten Hände und Füße ›Ihres‹ Sohnes hinweist und sie fragt, ›wie werde ich denn seinen Peinigern verzeihen?‹, da befahl ›Sie‹ allen Heiligen, allen Märtyrern, allen Engeln und Erzengeln, mit ihr vereint niederzufallen und um die Begnadigung aller ohne Unterschied zu bitten. Die Sache endigt damit, daß ›Sie‹ von Gott durch ›Ihre‹ Bitten durchsetzt, daß die Höllenqualen jedes Jahr von Karfreitag an bis zu Pfingsten aussetzen. Die Sünder aus der Hölle ›danken denn auch also- gleich dem Herrn und jubeln ihm zu: Gerecht bist du, Herr, daß du ein solches Urteil fälltest!‹ Nun siehst du, auch mein Gedichtchen wäre von dieser Art gewesen, wenn es in jener Zeit erschienen wäre. Bei mir tritt auf die Szene ›Er‹. ›Er‹ spricht freilich nichts in dem Gedichte. ›Er‹ erscheint vielmehr nur und geht vorüber. Fünfzehn Jahrhunderte sind schon verflossen seit der Zeit, daß ›Er‹ die Verheißung gab, ›er werde kommen in seinem Reiche, fünfzehn Jahrhunderte sind verflossen, seit ›Sein‹ Prophet schrieb: ›Ich werde bald wiederkommen, den Tag aber und die Stunde weiß sogar nicht einmal der Sohn, nur allein mein himmlischer Vater!‹ und das verheißt auch ›Er‹ selber noch auf Erden. Die Menschheit erwartet ›Ihn‹ aber mit demselben Glauben und mit derselben Rührung wie vordem. O sogar mit noch innigerem Glauben: Denn fünfzehn Jahrhunderte sind schon vorübergegangen seit jener Zeit, daß der Himmel aufhörte, den Menschen sichtbare Unterpfande zu geben.

›Trau dem nur, was dein Herz dir kündet,
Nichts offenbart der Himmel mehr!‹

Und einzig und allein der Glaube war geblieben an das, was das Herz verkündet. Freilich gab es damals auch viele Wunder. Es gab Heilige, die wunderbare Heilungen vornahmen; zu einigen Gerechten kam auch, wie es in ihrer Lebensbeschreibung zu lesen ist, sogar die Himmelskönigin selber herabgestiegen. Der Teufel schlummerte aber nicht, und schon erhoben sich in der Menschheit Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieser Wunder. Damals war gerade im Norden, in Deutschland, eine furchtbare neue Ketzerei aufgekommen. Ein gewaltiger Stern, ›vergleichbar einer Leuchte‹ (d. h. der Kirche), fiel auf die Quellen, und sie wurden bitter. Diese Ketzer begannen gotteslästerlich die Wunder zu bestreiten. Aber nur um so feuriger glauben die Treugebliebenen. Die Tränen der Menschheit erheben sich zu ›Ihm‹ wie vordem, man erwartet ›Ihn‹, man liebt ›Ihn‹, man hofft auf ›Ihn‹, wie auch vordem . . . Und wieviel Jahrhunderte hat ja die Menschheit in feurigem Glauben gefleht: ›Herr Gott, erscheine uns!‹ Wieviel Jahrhunderte hatte sie ›Ihn‹ angerufen: ›Er‹ möchte in seinem unermesslichen Mitleid herabsteigen zu den Flehenden. ›Er‹ war herabgestiegen, ›Er‹ hatte

auch bis zu dieser Zeit noch einige Gerechte, Märtyrer und heilige Einsiedler besucht, während die noch auf Erden weilten, wie es geschrieben steht in ihren ›Lebensführungen‹. Bei uns hat Tjutscheff, der selber tief überzeugt war von der Wahrheit seiner Worte, verkündet:

›Niedergebeugt von des Kreuzes Last
Hat dich, Mutter Erde,
In Knechtesgestalt
Segnend durchwandert
Des Himmels König!‹

Und daß es auch tatsächlich so war, das werde ich dir nunmehr erzählen: ›Und da verlangte es ihn danach, wenn auch nur für einen Augenblick dem Volke zu erscheinen, seinem sich quälenden, leidenden, schmähdlich sündigen, aber ihn kindlich liebenden Volke. Der Vorgang spielt bei mir in Sevilla, in der allerfurchtbarsten Zeit der Inquisition, als täglich zum Ruhme Gottes im Lande die Scheiterhaufen brannten und

In Autodafés voll Glanz und Pracht
Verbrannte man die bösen Ketzer.

Oh, das war natürlich nicht jenes Herabsteigen, in dem Er erscheinen wird nach seinem Verheißten am Ende der Zeiten, in seinem ganzen himmlischen Ruhm, und das plötzlich sein wird ›wie ein Blitz, der leuchtet vom Osten zum Westen‹. Nein, es verlangte Ihn danach, wenn auch nur auf einen Augenblick seine Kinder zu besuchen, und eben dort, wo gerade die Scheiterhaufen der Ketzer prasselten. In seinem maßlosen Mitleid kommt Er noch einmal zu dem Volke in derselben menschlichen Gestalt, in der Er vor fünfzehnhundert Jahren dreiunddreißig Jahre lang unter den Leuten wandelte. Er schreitet hinab zu den ›heißen Plätzen‹ der südlichen Stadt, in der gerade erst tags vorher auf einem herrlichen Autodafé in Gegenwart des Königs, des Hofes, der Ritter, Kardinäle und der lieblichsten Damen vom Hofe, in Gegenwart von zahllosen Bewohnern Sevillas durch den Kardinal-Großinquisitor fast ein ganzes Hundert Ketzer auf einmal verbrannt worden war ad majorem gloriam Dei.

Er kam still daher, unbemerkt – und seltsam: Alle erkennen Ihn! Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich das Volk zu Ihm hin, es umgibt Ihn, es wächst um Ihn herum und folgt Seinen Schritten. Schweigend wandelt Er unter ihnen mit dem stillen Lächeln unendlichen Mitgefühls. Die Sonne der Liebe brennt in Seinem Herzen, Strahlen von Licht und Kraft fließen aus Seinen Augen, strömen über die Masse hin und entzünden aller Herzen in Gegenliebe. Er streckt die Hände nach ihnen aus. Er segnet sie, und von Seiner Berührung, ja vom Saume

Seines Gewandes geht heilende Kraft aus. Und siehe, in der Masse ein Greis, blind von Kindheitstagen an, ruft Ihm zu: ›Herr, heile mich und auch ich werde dich schauen!‹ Da fällt es dem Blinden wie Schuppen vor den Augen, und er sieht Ihn. Das Volk weint und küßt die Erde, über welche Er schreitet, Kinder streuen Blumen vor Ihn hin und jauchzen Ihm zu: ›Hosianna!‹ ›Das ist Er!‹ ›Das ist Er selber!‹ so wiederholen alle, ›Das muß Er sein, das ist niemand anders als Er!‹ An der Pforte des Domes bleibt Er stehen, gerade in dem Augenblick, als unter Weinen und Klagen ein offener, kleiner, weißer Kindersarg hineingetragen wird: In ihm liegt ein siebenjähriges Mädchen, das einzige Töchterchen eines angesehenen Bürgers. Das tote Kind ist ganz in Blumen gebettet. ›Er wird dein Kind erwecken!‹ so ruft man aus der Menge der weinenden Mutter zu. Der Geistliche, der dem Sarg entgegenschreitet, bleibt stehen und blickt ratlos umher. Da wirft sich die Mutter des toten Kindes schluchzend Ihm zu Füßen: ›Wenn du es bist, so erwecke mein Kind!‹ so ruft sie aus und erhebt bittend die Hände zu Ihm. Der Zug hält an, der Sarg wird in der Vorhalle niedergestellt zu Seinen Füßen. Er schaut in Mitleid auf das Kind, und Seine Lippen sprechen zweimal leise: ›Talipha kumi!‹ – ›Stehe auf, meine Tochter!‹ Das Mädchen erhebt sich im Sarge, es setzt sich aufrecht und blickt lächelnd umher aus weitgeöffneten, erstaunten Äuglein. In seinen Händen hält es den Strauß weißer Rosen, mit dem es im Sarge lag.

Und das Volk steht bestürzt und schreit und schluchzt – und da gerade, in diesem Augenblick, schreitet über den Platz an der Kathedrale vorüber der Kardinal-Großinquisitor: ein fast neunzigjähriger Greis, groß und aufrecht, mit vertrocknetem Gesicht und tiefliegenden Augen, daraus immer noch Funken sprühen. Nicht in prächtigem Kardinalgewand kommt er gegangen, wie gestern, da man die Feinde des römischen Glaubens verbrannte vor allem Volke – nein, heute umhüllt ihn nur seine grobe Mönchskutte. Ihm folgen in einiger Entfernung seine finsternen Gehilfen, seine Diener und die ›heilige Hermanda‹. Er bleibt vor der Masse stehen und beobachtet von ferne. Er sah alles, sah, wie man den Sarg Ihm zu Füßen stellte, sah, wie das Mägdlein erwachte – und sein Gesicht verfinsterte sich. Er verzieht die buschigen Brauen. Unheilvoll leuchtet sein Blick. Er streckt den Finger aus und gebietet der Wache, Ihn festzunehmen. Und so groß ist seine Macht, so unterwürfig und angstvoll gehorsam das Volk, daß die Menge unverzüglich auseinanderweicht vor den Häschern. Und die legen unter plötzlicher Grabesstille Hand an Ihn und führen Ihn ab. Und alsogleich beugt sich die Menge wie ein Mann mit dem Haupte zur Erde vor dem greisen Inquisitor. Der segnet schweigend das Volk und geht weiter.

Die Wache führt den Gefangenen in ein enges, finsternes Gefängnisgewölbe im alten Bau des ›Heiligen Gerichtes‹ und schließt Ihn dort ein. Der Tag verrinnt, die finstere, heiße, leblose Nacht von Sevilla bricht herein: nach Lorbeer und Zitrone duftet es ringsumher. Da – im tiefen Dunkel – öffnet sich plötzlich die Eisenpforte des Kerkers, und mit einem Lichte in der Hand tritt langsam der greise Großinquisitor hinein. Er ist allein. Die Tür fällt hinter ihm ins Schloß. An der Schwelle bleibt er stehen und blickt lange – eine Minute oder zwei – Ihm ins Gesicht. Endlich tritt er leise hinzu, stellt die Kerze auf den Tisch und spricht zu Ihm:

›Das bist du? du?‹ Und da er keine Antwort erhält, so fügt er rasch hinzu: ›Antworte nicht! Schweige! Ja, und was könntest du auch antworten? Ich weiß nur zu gut, was du sagen wirst. Auch hast du gar kein Recht, irgend etwas dem zuzufügen, was du damals sagtest! Weshalb bist du denn gekommen, uns zu stören? Denn du bist gekommen, uns zu stören. Das weißt du selber. Aber weißt du auch, was morgen sein wird? Ich weiß nicht, wer du bist, und will das gar nicht wissen. Ob du es aber selber bist oder nur ein Doppelgänger von Ihm: Morgen werde ich dich verurteilen, und ich werde dich auf dem Scheiterhaufen verbrennen wie den schlimmsten aller Ketzer, und dasselbe Volk, das heute dir die Füße küßte, wird morgen auf einen Wink von mir herbeistürzen und Kohlen zusammenscharren für deinen Scheiterhaufen, weißt du das? Ja, du weißt das vielleicht!‹ fügte er hinzu in tiefem Nachdenken, unverwandt den Blick auf seinen Gefangenen gerichtet.«

›Ich verstehe nicht ganz –, was bedeutet das?‹ sprach Alescha, der die ganze Zeit über schweigend zugehört hatte, und er lächelte. ›Ist das nichts weiter als ein uferloses Phantasieren des Greises oder irgendein Irrtum seinerseits, irgendeine unmögliche Verwechslung?‹

›Nimm meinerwegen das letztere an‹, und auch Iwan lächelte, ›wenn dich der moderne Realismus schon derart verwöhnt hat und du durchaus nichts Phantastisches mehr ertragen kannst. Willst du, daß eine Verwechslung vorliege, so möge es denn auch so sein! Eines ist ja richtig« – und er lächelte wiederum – ›der Greis ist neunzig Jahre alt, und er hätte längst verrückt werden können über seiner Idee. Der Gefangene hätte ihn auch durch sein Äußeres verwirren können. Das könnten endlich einfach irre Reden sein: die dem Tode vorausgehenden Visionen eines neunzigjährigen Greises, der dazu noch erregt ist von dem gestrigen Autodafé, wo hundert Ketzer verbrannt worden waren. Ist es denn aber nicht einerlei für uns beide, ob Verwechslung vorliegt oder uferloses Phantasieren? Die Sache liegt doch nur darin, daß der Greis sich aussprechen muß, daß er sich endlich einmal für alle seine

neunzig Jahre ausspricht und laut das bekennt, wovon er alle diese neunzig Jahre über geschwiegen hatte.«

»Aber auch der Gefangene schweigt? Er blickt auf ihn und spricht kein einziges Wort?«

»Ja, so muß es auch sein, sogar in allen solchen Fällen!« – und Iwan lächelte wiederum. »Der Greis selber sagt Ihm ja, daß Er auch gar kein Recht habe, irgend etwas dem zuzufügen, was Er schon vorher verkündet habe. Wenn du so willst, so liegt darin auch gerade der hauptsächlichste Grundzug des römischen Katholizismus, wenigstens meiner Meinung nach: ›Alles‹, so soll das heißen, ›ist von ‚Dir‘, dem Papste übergeben worden, und alles ist demnach jetzt beim Papste, du aber komme überhaupt nicht mehr, störe wenigstens nicht vor der Zeit!‹ In diesem Sinne sprechen sie nicht nur, sie schreiben auch so, wenigstens die Jesuiten. Ich habe das selber bei ihren Theologen gelesen.

»Hast du überhaupt ein Recht dazu, uns auch nur eines der Geheimnisse zu enthüllen von jener Welt, von wo du gekommen bist?« fragt ihn der Greis weiter und antwortet an seiner Statt: »Nein! Du hast kein Recht dazu. Du darfst nichts hinzufügen dem, was schon früher gesagt wurde. Du würdest sonst den Menschen die Freiheit rauben, für die du so eintratest damals, als du noch auf Erden wandeltest. Alles, was du neu verkündigen würdest, müßte ja wie ein Wunder erscheinen und wäre darum ein Attentat auf die Glaubensfreiheit der Menschen: die aber war dir teurer als alles andere. Schon damals, vor eineinhalbtausend Jahren. Hast du nicht damals oft gesprochen: Ich will euch frei machen! Aber jetzt hast du diese freien Menschen gesehen!« spricht der Greis nachdenklich lächelnd und fährt dann fort mit einem strengen Blick auf Ihn: »Ja, das ist uns teuer zu stehen gekommen! Wir haben es aber dennoch zu Ende geführt und in deinem Namen. Fünfzehn Jahrhunderte quälten wir uns mit dieser deiner Freiheit, jetzt aber ist es aus damit, aus für immer! Du glaubst das nicht? Du blickst freundlich auf mich und würdigst mich nicht einmal deines Unwillens? So wisse denn: Jetzt und eben sind diese Menschen mehr als je davon überzeugt, daß sie völlige Freiheit genießen. Und dabei haben sie uns selber ihre Freiheit ergeben zu Füßen gelegt. Und das haben wir fertiggebracht, oder hast du etwa solche Freiheit gewünscht?«

»Ich verstehe wiederum nicht«, unterbrach ihn Alescha; »er ironisiert wohl, er spottet?«

»Nicht im geringsten. Er rechnet es sich und den Seinigen vielmehr als Verdienst an, daß sie endlich einmal die Freiheit überwandten und daß sie das darum taten, um die Menschen glücklich zu machen.

›Denn jetzt erst‹ (d. h. er spricht natürlich von der Inquisition) ›ward es zum ersten Male möglich, an das Glück der Menschen zu denken. Der Mensch ward ja geschaffen zu einem Aufrührer; können aber Aufrührer glücklich sein?‹ ›Man hat dich gewarnt!‹ spricht er zu Ihm. ›Es hatte dir nicht gefehlt an Warnungen und Hinweisen! ‚Du‘ aber hast nicht auf die Warnungen hören wollen! ‚Du‘ hast den einzigen Weg verschmätzt, auf dem es möglich war, das Glück der Menschen zu gründen; zum Glück hast ‚Du‘ aber, als du weggingst, die Sache uns übergeben: ‚Du‘ hast es ja versprochen, ‚Du‘ hast es mit deinem Worte bekräftigt: ‚Du‘ gabst uns das Recht, zu binden und zu lösen, und du kannst schon natürlich gar nicht mehr daran denken, uns jetzt dieses Recht wieder zu nehmen. Wozu bist du dann aber gekommen, uns zu stören?‹

»Was heißt aber das: Es hatte nicht gefehlt an Warnungen und Hinweisen?« fragte Alescha.

»Gerade darin besteht ja aber auch die Hauptsache, die der Greis zu erklären nötig hatte.

›Der furchtbare und kluge Geist, der Geist der Selbstvernichtung und des Nichtseins‹, fährt der Greis fort, ›der große Geist sprach zu dir in der Wüste, und es ward uns in der Schrift überliefert, daß er dich ‚versucht‘ habe. Ist dem so? Wäre es aber überhaupt möglich, etwas zu sagen, was der Wahrheit näher käme als das, was er dir damals kundgab in den drei Fragen und was du von dir wiesest – und was in der Schrift ‚Versuchung‘ genannt wird? Und doch? Wenn irgendwann auf Erden ein wahrhaftiges, ein donnerndes Wunder geschah, so an jenem Tage, an dem Tage der Versuchung. Und eben diese drei Fragen, die waren das Wunder! Könnte man sich beispielsweise einmal vorstellen, diese drei Fragen des furchtbaren Geistes seien spurlos verlorengegangen aus der Schrift, und man müsse sie von neuem ausdenken, um sie wiederum dort einzufügen, und man habe dazu alle irdischen Weisen versammelt, alle Regierenden, Geistlichen, Gelehrten, Philosophen und Dichter, und man habe ihnen die Aufgabe gestellt: ‚Denkt euch drei Fragen aus, die nicht nur den Vorgängen der Schrift entsprechen, sondern zudem auch noch in drei Worten, in drei armseligen Menschen-sätzen die ganze Welt- und Menschheitsgeschichte voraussagen!‘ Glaubst du wohl, alle Weisheit der Erde vermöchte irgend etwas ausdenken, das gleich wäre an Kraft und Tiefe diesen drei Fragen, die dir damals vorgelegt wurden von dem mächtigen und klugen Geiste in der Wüste? Schon allein an diesen drei Fragen begreift man, daß kein vergänglicher Menschenverstand sie an dich richtete, vielmehr nur der ewige und absolute Geist. Denn in diesen drei Fragen offenbaren sich alle unlöslichen Widersprüche der menschlichen Natur auf der ganzen Erde. Das konnte damals noch nicht offenbar sein, die Zukunft ist uns

ja verschlossen, heute aber, nach fünfzehnhundert Jahren, erkennen wir, daß alles Kommende in diesen drei Fragen derart erraten und vorausgesagt ist, daß es unnötig ist, ihnen irgend etwas hinzuzufügen.

Entscheide nun selber: Wer hatte damals recht, du oder er, der dich fragte? Entsinne dich der ersten Frage – der Sinn ist etwa folgender: Du willst in die Welt gehen und kommst mit leeren Händen, mit dem unbestimmten Versprechen einer Freiheit, welche die Menschen in ihrer Einfalt und in ihrer angeborenen Niedertracht gar nicht verstehen können, und vor der sie Furcht und Grauen hegen. Denn nichts ist jemals der Menschheit, dem einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaft unerträglicher gewesen als die Freiheit! Aber siehst du die Steine dort in dieser nackten glühenden Wüste? Verwandle sie in Brot, und hinter dir wird die Menschheit herlaufen wie eine Herde, dankbar und folgsam, wenn auch in ewigem Zittern, du möchtest deine Hand von ihnen ziehen und es gäbe dann keine Brote mehr für sie. Du aber wolltest nicht den Menschen die Freiheit rauben und wiesest den Vorschlag von dir: denn was ist das für eine Freiheit, so wähnstest du, wo Gehorsam erkaufte ist durch Brote? Du entgegnetest damals: nicht vom Brote allein lebe der Mensch. Aber wußtest du denn, daß im Namen dieses selben irdischen Brotes der Geist der Erde sich einst empören werde gegen dich und dich im Kampfe besiegen wird? Und dann werden alle ihm anhangen und werden rufen: ‚Wer ist gleich diesem Ungeheuer, er gab uns das Feuer vom Himmel!‘ Weißt du denn, daß Jahrhunderte vergehen werden, und die Menschheit wird durch die Lippen ihrer Weisen und ihrer Wissenden verkünden, es gäbe überhaupt gar kein Verbrechen und somit auch keine Sünde, sondern nur Hunger! ‚Sättige die Masse, und dann erst verlange Tugend von ihr!‘ so wird man auf das Banner schreiben, das erhoben wird gegen dich. Und dann wird dein Tempel zusammenbrechen. An seiner Statt wird sich aber ein neuer Bau erheben, ein zweiter furchtbarer Turm von Babylon, und wenn auch er nie fertig werden wird, wie der erste, so hättest du doch diesen zweiten Turmbau vermeiden und der Menschheit Leiden um tausend Jahre abkürzen können! Denn zu uns werden sie ja zurückkehren, wenn sie sich tausend Jahre lang mit ihrem Turm abgequält haben. Nach uns werden sie suchen unter der Erde, in den Katakomben, wo wir uns verborgen halten – denn wiederum werden wir verfolgt und gemartert sein. Und sie werden uns finden und werden aufschreien zu uns: ‚Sättiget ihr uns! Die uns das Feuer vom Himmel versprochen, die haben es uns nicht gebracht!‘ Und dann werden schon wir ihren Turm zu Ende bauen. Denn der wird für sie bauen, der ihren Hunger stillt. Und nur wir werden ihren Hunger stillen in deinem Namen, und wir werden lügen, daß es in deinem Namen geschieht.

Und niemals, niemals werden sie satt sein ohne uns! Keine Wissenschaft wird ihnen jemals Brot geben, solange sie Freiheit genießen. Sie werden aber schließlich selber ihre Freiheit uns zu Füßen legen und zu uns sprechen: ‚Knechtet uns nur, aber gebt uns zu essen!‘ Und dann haben sie endlich begriffen, daß Freiheit für alle und reichliches Brot für jeden einzelnen unvereinbare Dinge sind. Denn niemals, niemals werden sie verstehen, untereinander zu teilen. Und darum werden sie schließlich einsehen müssen, daß sie niemals frei sein können, weil sie schwach, lasterhaft, nichtig und aufrührerisch sind.

Du versprachst ihnen himmlisches Brot; aber ich wiederhole: Kann himmlisches Brot sich messen mit irdischem Brote in den Augen des erbärmlichen, ewig lasterhaften und undankbaren Menschengeschlechtes? Und wenn dir wirklich auch Tausende und Zehntausende anhangen werden im Namen des himmlischen Brotes, was wird aus den Millionen und zehntausend Millionen Geschöpfen, die nicht die Kraft in sich fühlen, das irdische Brot von sich zu weisen um des himmlischen willen?

Sind dir etwa nur die Zehntausende Großer und Starker teuer? Und die übrigen Millionen, zahlreich wie der Sand am Meer, derer, die schwach sind, aber dich dennoch lieben, sollen sie nur zum Opfer dienen für die Großen und Starken? Nein! Uns sind auch die Schwachen teuer. Wohl sind sie lasterhaft und aufrührerisch, aber schließlich werden sie sich dennoch uns fügen. Anstaunen werden sie uns und uns für Götter halten, weil wir bereit sind, die Freiheit zu ertragen, vor der es ihnen graut, und über sie zu herrschen – so furchtbar muß es ihnen schließlich erscheinen, frei zu sein.

Und wir werden ihnen sagen, daß sie dir gehorchen, und werden in deinem Namen herrschen über sie, und werden sie so zum zweitenmal betrügen: Dich werden wir ja schon nicht mehr zu uns lassen. In diesem Betrüge wird aber auch unser Leiden beschlossen sein, denn wir werden gezwungen sein, zu lügen.

Siehe, das bedeutete jene erste Frage in der Wüste, und das hast du von dir gewiesen im Namen der Freiheit, die du höher stelltest als alles andere. Und doch war in dieser Frage das große Geheimnis dieser Welt verborgen! Hättest du die Brote angenommen, so wärest du damit auch der einen und ewigen Sorge der Menschheit entgegengekommen, und diese Sorge heißt: ‚Vor wem soll ich mich beugen?‘

Nichts quält ja den Menschen ohne Unterlaß mehr, als in voller Freiheit sich möglichst rasch darüber zu entscheiden, vor wem er sich beugen soll. Er will sich aber bloß beugen vor dem, was so zweifellos Ehrerbietung erfordert, daß alle Menschen sich vor ihm beugen müssen. Darum quält sich dieses elende Geschöpf vom Beginn der Jahrhunderte an! Der gemeinsamen Anbetung wegen vernichteten die Menschen ein-

ander mit dem Schwerte, erschufen sie sich Götter, und riefen sie einander zu: ‚Verlasset eure Götter und kommt herbei, die unsrigen anzubeten, oder Tod euch und euren Göttern!‘ Und so wird es sein bis an der Welt Ende und dann noch, wenn aus der Welt die Götter verschwunden sind: Vor Idolen werden sie dann in den Staub sinken! Du wußtest das nicht, konntest es nicht wissen, dieses Grundgeheimnis der menschlichen Natur. Du aber verschmähtest das einzige Banner, das sich dir bot, um alle zu zwingen, sich ohne Widerrede vor dir zu beugen: Das Banner des Erdenbrottes hast du von dir gewiesen im Namen der Freiheit und des himmlischen Brottes. Und was tatest du weiter? Und alles wiederum im Namen der Freiheit! Ich sage dir, der Mensch kennt keine qualvollere Sorge als die, möglichst rasch ausfindig zu machen, wem er jene Gabe der Freiheit zu Füßen legen könnte, mit welcher dies unselige Geschöpf geboren wird. Die Freiheit der Menschen beherrscht aber bloß, wer ihr Gewissen beruhigt. Mit dem Brot ward dir ein Mittel gegeben: gib Brot, und der Mensch liegt vor dir auf den Knien, denn nichts ist zweifelloser als Brot! Wenn aber zur selben Stunde sich ein anderer des Menschengewissens bemächtigt, oh, dann wirft der Mensch auch dein Brot von sich und folgt dem nach, der sein Gewissen verführt. Hierin warst du im Recht: Das Geheimnis des Menschenseins besteht nicht darin, daß der Mensch leben will: Er will wissen, wofür er leben soll. Ohne eine feste Vorstellung hiervon verschmäht er es, am Leben zu bleiben, und tötet sich selber, mögen auch ringsherum deine Brote liegen. Das ist nun einmal so. Was aber tatest du? Du mehrtest noch der Menschen Freiheit, statt sie einfach an dich zu nehmen! Vergaßest du denn, daß der Mensch Ohnmacht, ja den Tod vorzieht der freien Wahl in der Erkenntnis von Gut und Böse?

Nichts ist verführerischer für den Menschen als Gewissensfreiheit, nichts ist aber auch qualvoller für ihn! Und du? Statt ein für allemal der Menschen Gewissen zu beruhigen, wiesest du ihnen alles, was es Ungewöhnliches, Rätselhaftes und Unbestimmtes gibt, alles, was über Menschenkraft hinausgeht – und damit verfuhrst du so, als ob du die Menschen überhaupt nicht liebtest, und doch warst du gekommen, dein Leben hinzugeben für sie!

Auf Jahrhunderte hinaus hast du des Menschen Seele belastet mit den Qualen deiner Freiheit!

Die freie Liebe des Menschen begehrt du, frei sollte er dir folgen: Wo bisher das alte feste Gesetz herrschte, da soll hinfort der Mensch mit freiem Herzen selber entscheiden, was gut und was böse ist, und als alleinige Richtschnur soll er dein Abbild im Herzen tragen!

Hast du aber wirklich nicht bedacht, daß der Mensch schließlich auch

dein Abbild und dein Recht verleugnen und von sich werfen wird, wenn man ihm eine so furchtbare Last aufbürdet wie die freie Wahl? War es überhaupt möglich, die Menschen in größerer Verwirrung und in größerer Qual zurückzulassen, als du es tatest? Da du ihnen so viel Sorgen und unlöslliche Aufgaben hinterließest? So hast du denn selber den Grund gelegt zum Zusammenbruch deines Reiches! Niemanden sonst darfst du beschuldigen! Und doch: ist dir das damals angetragen worden?

Es gibt drei Kräfte, nur drei Kräfte auf Erden, die imstande sind, das Gewissen dieser schwächlichen Auführer auf ewig zu beherrschen, zu ihrem Glücke. Diese Kräfte sind: das Wunder, das Geheimnis und die Autorität. Du hast sie alle drei verschmäht. Als der furchtbare und kluge Geist dich auf die Höhe des Tempels führte und zu dir sprach: ‚Wenn du wissen willst, ob du Gottes Sohn bist, so stürze dich hinab. Denn es stehet geschrieben von dem, daß die Engel ihn tragen werden, auf daß er weder falle noch sich stoße. Dann wirst du erkennen, ob du Gottes Sohn bist, und zeigen wirst du, wie du deinem Vater vertraust.‘

Du hörtest den Versucher ruhig zu Ende und wiesest seinen Vorschlag von dir. Du gabst nicht nach und warfst dich nicht hinunter. Oh, natürlich! Das war gehandelt herrlich und stolz, wie es einem Gott geziemt. Aber die Menschen – diese erbärmliche Auführerbande –, sind die etwa Götter? Oh, du verstandest damals gleich: Hättest du auch nur einen Schritt getan, hättest du dir auch nur den Anschein gegeben, als wolltest du dich hinunterstürzen, so hättest du Gott versucht und allen Glauben an ihn verloren und hättest dich zu Tode gefallen auf der Erde, die du gekommen warst zu erretten, und triumphiert hätte der kluge Geist, der dich versuchte!

Aber ich wiederhole: Gibt es viele solcher, wie du es bist? Konntest du wirklich auch nur eine Minute lang glauben, solche Versuchung gehe nicht über die Kräfte des Menschen hinaus? Ist des Menschen Natur wirklich so geschaffen, daß er des Wunders entraten kann, daß er in den qualvollsten, furchtbarsten Minuten seines Lebens, wenn die Seele Antwort verlangt auf ihre letzten Fragen, daß er dann allein zu bleiben vermag mit der freien Entscheidung seines Herzens? Oh, du wußtest, deine Tat werde in der Schrift erhalten bleiben und die Tiefen der Zeiten und die letzte Grenze der Erde erreichen, und du hofftest, der Mensch werde, wenn er nur dir folge, auch mit Gott bleiben und des Wunders nicht bedürfen. Es entging dir aber, daß, wenn der Mensch auch nur ein klein wenig irre wird am Wunder, er dann alsogleich auch Gott verneint, denn nicht so sehr Gott als das Wunder sucht der Mensch. Da der Mensch nun nicht die Kraft besitzt, ohne Wunder zu leben, so wird er sich seine Wunder selber schaffen und sich beugen vor

Hexenzauber und Altweiberspuk, mag er gleich hundertmal ein Auf-
 rührer, ein Ketzer und ein Gottesleugner sein. Du aber bist nicht vom
 Kreuze herabgestiegen, als sie über dich lachten und dich verspotteten
 und als sie dir zuschrien: ‚Steige herab vom Kreuze, und wir werden
 glauben, daß du es bist!‘ Du bist nicht herabgestiegen, weil du wieder-
 um die Menschen nicht knechten wolltest durch das Wunder, weil dich
 dürstete nach ihrem freien Glauben, nicht nach ihrem Wunderglauben.
 Nach der Liebe Freier verlangtest du, nicht nach dem sklavischen Ent-
 zücken von Unfreien über eine Machtfülle, vor der sie sich in furcht-
 samer Scheu beugen. Aber auch da hast du zu hoch von den Menschen
 gedacht, denn natürlich sind sie Sklaven, wenn auch zu Aufrührern
 geschaffene. Schau um dich und urteile: jetzt sind fünfzehnhundert
 Jahre vergangen, gehe hin und blicke auf sie: wen hast du bis zu dir
 emporgehoben? Ich schwöre es, der Mensch ist schwächer und niedriger
 geboren, als du von ihm glaubtest! Kann er wirklich das vollführen,
 was du vollbrachtest? Da du ihn aber so überschätztest, hast du so
 gehandelt, als ob du überhaupt aufgehört habest, mit ihm Mitleid zu
 empfinden. Zuviel verlangtest du ja von ihm, du, der ihn mehr liebte
 als sich selber. Hättest du ihn weniger geachtet, so hättest du weniger
 von ihm gefordert, und das wäre der Liebe näher gewesen, denn leicht-
 er wäre dann des Menschen Bürde! Er ist ja nun einmal schwach und
 niederträchtig. Was liegt daran, daß er sich jetzt überall empört gegen
 unsere Macht und stolz darauf ist, daß er sich empört. Es ist der Stolz
 eines Knaben, eines Schulbuben. Kleine Kinder sind es, die in der
 Schule Aufruhr stifteten und den Lehrer verjagten. Aber auch Kinder-
 lust hat schließlich ein Ende und kommt den Kindern teuer zu stehen.
 Sie werden unsere Tempel niederreißen und die Erde mit Blut be-
 flecken. Aber schließlich werden die dummen Buben einsehen, daß,
 wenn sie gleich Aufrührer sind, so doch nur schwache Aufrührer, nicht
 gewachsen dem Aufruhr, den sie selber anzettelten. Zerfließend in
 dummen Tränen, bekennen sie dann endlich, daß der, der sie zu Auf-
 rührern schuf, sie unstreitig verhöhnen wollte. Sie werden das in Ver-
 zweiflung sagen, und ihr Wort wird Gotteslästerung sein und sie noch
 unglücklicher machen: Des Menschen Natur erträgt ja nun einmal keine
 Gotteslästerung und straft sich letzten Endes immer selber für sie. So
 ist denn jetzt Unruhe, Wirrnis und Unglück der Menschen Teil, nach-
 dem du einst so viel gelitten hast für ihre Freiheit!

Dein großer Prophet sagt in seinen Gesichten und Bildern, er habe
 alle Teilnehmer der ersten Auferstehung gesehen, und es seien ihrer
 von jeder Generation bis zu zwölftausend gewesen. Wenn es ihrer auch
 wirklich so viele waren, so waren das eben nicht Menschen, sondern
 Götter: Sie haben dein Kreuz auf sich genommen, sie haben jahrzehnte-

lang hungrig und nackt in der Wüste gelebt, von Heuschrecken und Wurzeln sich nährend. Wohl kannst du mit Stolz hinweisen auf diese Kinder der Freiheit und der freien Liebe, auf das freie und herrliche Opfer, das sie brachten in deinem Namen. Aber bedenke, es waren ihrer alles in allem genommen nur einige Tausend und dazu noch Übermenschen! Aber die übrigen? Was haben sie, die Schwachen, denn verbrochen, daß sie nicht das ertragen konnten, was die Starken ertrugen? Ist des Schwachen Seele schuld daran, wenn es ihr an Kraft gebricht, so schreckliche Güter zu erringen? Ja, sollte es wirklich so sein? Bist du gekommen nur zu den Auserwählten und nur für sie? Ist dem so, dann waltet hier ein Geheimnis, und wir können es nicht verstehen. Wenn aber ein Geheimnis waltet, so waren auch wir im Recht, ein Geheimnis zu verkündigen und die Menschen zu lehren, daß es nicht ankommt auf die freie Entscheidung ihres Herzens und nicht auf die Liebe, sondern auf das Geheimnis, dem sie sich blindlings unterwerfen sollen, sei es auch gegen ihr Gewissen. Und so haben wir auch verkündigt.

Wir haben deine Tat den Menschen angepaßt und sie begründet auf dem Wunder, dem Geheimnis und der Autorität. Und die Menschen waren froh, daß man sie wiederum wie eine Herde führte und daß endlich von ihren Herzen eine so schreckliche Gefahr genommen war, die ihnen unendlich vielen Kummer bereitet hatte. Sprich, waren wir im Rechte, als wir so lehrten und handelten? Haben wir etwa die Menschen nicht geliebt, als wir so gütig ihre Schwäche erkannten, ihre Bürde mit Liebe erleichterten und selbst ihrer schwachen Natur zu sündigen erlaubten, wenn auch nur mit unserer Einwilligung?

Warum bist du denn jetzt gekommen, uns zu stören?! Was blickst du schweigend und durchdringend auf mich aus deinen milden Augen? Zürne doch! Ich begehre deiner Liebe nicht, ich liebe dich auch nicht. Soll ich etwa vor dir Verstecken spielen? Weiß ich denn nicht, zu wem ich rede? Was ich dir zu sagen habe, ist dir längst bekannt. Ich lese das in deinen Augen. Aber verberge ich denn unser Geheimnis vor dir? Vielleicht möchtest du es gerade von meinen Lippen hören? So höre denn: Wir sind nicht mehr mit dir, sondern ‚mit ihm‘. Da hast du unser Geheimnis! Wir sind schon längst nicht mehr mit dir, sondern ‚mit ihm‘, achthundert Jahre. So lang ist's her, daß wir von ihm das nahmen, was du einst mit Entrüstung von dir wiesest, eben die letzte Gabe, die er dir anbot, nachdem er dir alle Reiche der Welt gezeigt hatte: Wir nahmen von ihm Rom und das Schwert des Cäsar, und wir erklärten uns für die Herren der Welt, für ihre einzigen Herren, wenn es uns auch bis jetzt noch nicht gelang, unsere Sache zu vollem Triumph zu führen. Aber wer ist schuld daran?

Ja, unser Werk hat erst begonnen, aber es hat begonnen. Lange noch

wird die Welt auf seine Vollendung warten müssen, und viel wird sie erdulden in der Zwischenzeit, doch einstmals werden wir zum Siege gelangen. Und wir werden Cäsar sein, und dann werden wir auch schon auf das Glück der Menschen bedacht sein auf der ganzen Erde. Du aber hättest bereits damals das Schwert Cäsars ergreifen können! Warum hast du es nicht getan? Hättest du den letzten Rat des mächtigen Geistes befolgt, so wäre doch alles erfüllt worden, was der Mensch auf Erden sucht: der Mensch würde wissen, vor wem er sich beugen soll, wem er sein Gewissen anzuvertrauen hat, und wie endlich alle Menschen sich zu vereinigen vermöchten zu einem großen einträchtigen Ameisenhaufen. Denn das Bedürfnis nach Vereinigung aller Menschen ist die dritte und letzte qualvolle Elementarsorge des Menschen. Immer noch hat die Menschheit danach getrachtet, einen Bund zu schließen über die ganze Erde hin. Viele große Völker sind gewesen mit großer Geschichte, aber um so höher diese Völker standen, um so unglücklicher waren sie, denn stärker als die übrigen empfanden sie das Bedürfnis nach Zusammenschluß aller Menschen. Die großen Eroberer Timur und Dschingis-Khan fuhren wie ein Sturmwind über die Erde hin und gedachten das Weltall zu erobern. Aber auch sie wurden, wenn auch unbewußt, getrieben von dem großen Bedürfnis nach Vereinigung aller Menschen. Wer das Weltall eroberte und den Purpur Cäsars anlegte, der würde Ruhe bringen über die ganze Menschheit! Wer anders soll aber Herr sein über die Menschen, wenn nicht der, der ihr Gewissen beherrscht und in dessen Händen ihr Brot liegt? Darum haben wir nach dem Schwerte Cäsars gegriffen, und da wir es erfaßten, schwuren wir dich ab und folgten ihm. Oh, es werden noch Jahrhunderte vorübergehen im Frevel des freien Verstandes ihrer Wissenschaft und ihrer Menschenfresserei, denn sie, die ihren babylonischen Turm ohne uns aufzuführen begannen, werden zweifellos endigen in Menschenfresserei. Einst aber wird das ›Tier‹ zu uns herangekrochen kommen und wird unsere Füße lecken und wird sie benetzen mit seinen blutigen Tränen. Und wir werden uns dem Tiere auf den Rücken setzen, und wir werden einen Kelch erheben, und auf dem wird geschrieben stehen: Geheimnis. Und dann erst bricht für die Menschen das Reich des Friedens und des Glückes an.

Du bist stolz auf deine Auserwählten; aber du hast nur Auserwählte, wir hingegen bringen Frieden allen. Und dann! Wie viele von diesen Auserwählten, von den Mächtigen, die hätten Auserwählte werden können, sind endlich müde geworden, dich zu erwarten, und haben von dir abgewandt die Kräfte ihres Geistes und das Feuer ihres Herzens! Und diese werden einst ihr freies Banner entfalten gegen dich! Du selber hast ja dieses Banner entrollt! Bei uns aber werden alle glücklich

sein, und sie werden weiter weder Aufruhr treiben noch andere vernichten, wie es allerorten geschah, solange deine Freiheit herrschte.

Oh, wir werden sie schon zu überzeugen wissen, daß sie erst dann frei sein werden, wenn sie ihrer Freiheit entsagen unsertwegen und sich uns unterwerfen.

Sprich! Werden wir recht haben, oder werden wir lügen? Die Menschen müssen ja schließlich begreifen, daß wir recht haben; denn sie werden nicht vergessen, daß deine Freiheit, der freie Wille und die Wissenschaft sie zu solchen Greueln der Sklaverei und der Wirrnis hinführten und sie vor solche Wunder und unlösliche Geheimnisse hinstellten, daß die einen von ihnen, trotzig und wild von Natur, sich selber entleibten, die anderen, unbotmäßig, aber schwach, einander vernichteten. Die dritten aber, die schwach und unglücklich übrigbleiben, die werden sich zu unseren Füßen winden und zu uns emporwinseln: ‚Ja, ihr habt recht gehabt, ihr allein bewahrt sein Geheimnis! Zu euch kehren wir zurück! Rettet uns vor uns selber!‘ Und wenn sie dann von uns ihr Brot entgegennehmen werden, so wissen sie natürlich ganz genau, daß wir ihnen die Brote austheilen, die sie mit eigenen Händen geschaffen haben und die wir ihnen abnahmen, und daß wir dabei keinerlei Wunder verrichteten und keineswegs Steine in Brot verwandelten. Aber in Wahrheit werden sie mehr als über das Brot darüber froh sein, daß sie es aus unseren Händen empfangen, denn allzu wohl werden sie sich erinnern, daß vorher ihr Brot in ihren eigenen Händen zu Stein geworden war. So werden endlich die Menschen zu schätzen wissen, was es heißt, ein für allemal sich zu fügen, und bevor sie das nicht begriffen haben, werden sie unglücklich sein. Wer aber war mehr als alle anderen daran schuld, daß sie das nicht begriffen? Wer hat die Herde geschlagen und sie zerstreut auf unbekanntem Pfaden? Aber die Herde wird sich aufs neue vereinigen, und aufs neue wird sie sich leiten lassen, und diesmal schon für immer. Und dann werden wir den Menschen ein stilles, bescheidenes Glück bereiten, das Glück schwacher Geschöpfe, wie sie es nun einmal sind. Oh, wir werden sie schon überreden, endlich einmal abzulassen von ihrem Stolze. Denn du hast sie stolz gemacht, da du sie zu hoch erhobst. Wir werden ihnen beweisen, daß Schwäche ihr Teil ist, daß sie nur elende Kinder sind, daß aber der Kinder Glück süßer ist als jedes andere. Und sie werden bescheiden werden und werden hinaufblicken zu uns und werden sich in Furcht an uns anschmiegen, wie die Küchlein an die Henne. Sie werden uns anstaunen und heilige Scheu hegen vor uns, und sie werden stolz darauf sein, daß wir mächtig und klug genug waren, eine so wilde Hundert-Millionen-Horde zu bändigen. Sie werden in Schwäche erzittern vor unserem Zorne, ihr Geist wird verzagen vor uns, und ihre Augen werden voller

Tränen sein wie bei Kindern und Frauen; aber ebenso leicht werden sie auf einen Wink von uns übergēhen zur Heiterkeit und zu Lachen, zu lichter Freude und zu glücklichen Kinderliedchen. Wohl werden wir sie zur Arbeit zwingen, aber in arbeitsfreien Stunden werden wir ihnen das Leben zu einem einzigen Kinderspiel gestalten mit Kinderliedern, Chorgesang und unschuldigen Tānzen. Oh, wir werden ihnen auch die Sünde gestatten – sie sind ja nun einmal schwach und kraftlos –, und sie werden uns deswegen lieben wie Kinder. Wir werden ihnen sagen, daß jede Sünde gesühnt sein kann, wenn sie getan ist mit unserer Einwilligung. Alles das tun wir, weil wir sie lieben, und darum nehmen wir auch die Strafe für ihre Sünde auf uns. Sie aber werden uns vergöttern dafür, daß wir für sie vor Gott ihre Sünde tragen. Und keinerlei Geheimnisse werden sie vor uns haben. Wir werden ihnen erlauben oder verbieten, mit ihren Frauen zu leben oder mit ihren Geliebten, Kinder zu haben oder nicht – alles je nach ihrem Gehorsam –, und sie werden sich mit Freuden fügen. Die allerquälendsten Geheimnisse ihres Gewissens, alles, alles werden sie uns darbringen, und alles werden wir entscheiden, und sie werden uns mit Freuden glauben deshalb, weil wir sie so der quälenden Sorge entheben, in Freiheit selber zu wählen. Und alle werden glücklich sein, alle Millionen Geschöpfe – bis auf die Hunderttausend derer, die sie leiten. Denn nur wir, wir, die wir das Geheimnis hüten, nur wir werden unglücklich sein. Es wird Tausende Millionen glücklicher Kinder geben und hunderttausend Dulder, die auf sich genommen haben den Fluch der Erkenntnis des Guten und Bösen. Still werden die sterben, still werden sie erlöschen in deinem Namen, und im Grabe werden sie nichts als den Tod finden. Aber wir werden das Geheimnis wahren, und zu der Menschen Glück werden wir ihnen ewige Belohnung im Himmel verheißen. Wenn es aber auch wirklich irgend etwas auf jener Welt geben sollte, so doch schon natürlich nicht für solche, wie sie es sind.

Man prophezeit, du werdest wiederkommen und werdest den Sieg erringen. Du werdest kommen mit deinen Auserwählten, mit den Stolzen und Mächtigen. Dann aber werden wir dem Volke offenbaren, daß die Deinen nur ihr eigenes Heil erstrebten, wir aber allen Erlösung brachten! Man prophezeit auch, die Schwachen werden sich aufs neue erheben gegen die Buhlerin, die auf dem Tiere sitzt und in ihren Händen das Geheimnis hält, und sie werden ihr Purpurgewand zerreißen und ihren eklen Leib entblößen. Dann aber will ich aufstehen und dich hinweisen auf die hundert Millionen glücklicher Kinder, welche die Sünde nicht gekannt haben. Und wir, die wir ihre Sünde auf uns nahmen zu ihrem Heile, wir werden dann vor dich hintreten und werden dir sagen: ‚Richte uns, wenn du es kannst, und wenn du es wagst!‘

Wisse denn, ich fürchte dich nicht! Wisse denn, auch ich war in der Wüste, auch ich nährte mich von Wurzeln und Heuschrecken, auch ich segnete einst die Freiheit, mit der du die Menschen zu beglücken wähnst; auch ich bereitete mich vor, in die Schar deiner Auserwählten zu treten, in die Schar der Mächtigen und der Starken, dürstend danach, ihre Zahl zu mehren! Aber ich kam zur Besinnung und begehrte nicht, dem Wahnsinn zu dienen. Ich wandte mich um und schloß mich denen an, die deine Tat der Menschennatur anpassen. Ich wandte mich ab von den Stolzen und kehrte zurück zu den Demütigen zu ihrer aller Heil.

Und so wird es sein: Unser Reich wird kommen. Morgen noch wirst du sehen, wie diese gehorsame Herde auf einen Wink von mir herbeistürzen wird, Kohlen zu schaufeln für den Scheiterhaufen, auf dem ich dich verbrennen werde, weil du gekommen bist, uns zu stören. Denn wer verdiente wohl eher den Scheiterhaufen von unserer Hand als du? Morgen werde ich dich verbrennen. Dixi!«

Iwan hielt inne, er war beim Sprechen in Feuer geraten, er hatte mit Begeisterung geredet; als er aber geendet hatte, lächelte er plötzlich.

Alescha hatte ihm die ganze Zeit über schweigend zugehört, gegen das Ende hin war er in außerordentliche Erregung geraten, und er hatte oftmals versucht, die Rede des Bruders zu unterbrechen, sich aber sichtbar Gewalt angetan. Nun aber sprach er plötzlich, und es war, als habe er sich von seinem Platze losgerissen.

»Aber – das ist ja eine Albernheit!« rief er und ward ganz rot. »Dein Gedicht ist ja ein Lobgesang auf Jesus, keineswegs aber eine Gottesläste . . . wie du das gewollt hattest. Und wer wird dir denn Glauben schenken betreffs der Freiheit? Ist dem denn so, muß man sie denn so erfassen? Ist das etwa der Freiheitsbegriff in unserem orthodoxen Glauben? Das ist Rom, ja, und auch nicht das ganze Rom – das ist nicht wahr, das sind nur die schlechtesten unter den Katholiken, die Inquisitoren, die Jesuiten . . .! Ja, und es kann überhaupt keine so phantastische Persönlichkeit geben wie deinen Inquisitor! Was sind denn das für Sünden, die er auf sich nahm? Was sind denn das für Träger des Geheimnisses, die irgendeinen Fluch auf sich nahmen zum Glück der Menschen? Wann wurden sie denn erschaut? Wir kennen die Jesuiten, von ihnen spricht man schlecht; sind sie aber das, was du von ihnen sprichst? Sie sind durchaus nicht das, ganz und gar nicht das . . . Sie sind einfach das römische Heer für das zukünftige, die ganze Welt umspannende Erdenreich mit dem Kaiser – dem römischen Oberhirten an der Spitze . . . Das ist ihr Ideal, aber ohne alle Geheimnisse und ohne jeden erhabenen Kummer . . . Das allereinfachste Verlangen nach Macht, nach schmutzigen Erdengütern, nach Knechtung . . . in der Art einer zukünftigen Leibeigenschaft unter der Bedingung, daß sie die Guts-

besitzer sein werden . . . das ist aber auch alles, was sie wollen. Sie glauben vielleicht nicht einmal an Gott. Dein leidender Inquisitor ist nichts als ein Hirngespinnst . . .«

»Halt ein! Halt ein!« rief lächelnd Iwan; »wie bist du in Feuer geraten! Du sagst, das alles sei Phantasie. Nun gut: freilich eine Phantasie. Erlaub indes eine Frage: Glaubst du wirklich, daß diese ganze katholische Bewegung der letzten Jahrhunderte tatsächlich nichts weiter ist als nur ein einziges Machtverlangen, einzig und allein um schmutziger Güter willen? Lehrt dich das nicht etwa schon Vater Paisi?«

»Nein, nein, im Gegenteil! Vater Paisi hat sogar einmal schon etwas in deiner Art gesprochen . . . Aber natürlich ist das nicht das, durchaus nicht das . . .« suchte sich plötzlich Alescha zu rechtfertigen.

»Das ist indes gleichwohl ein wertvolles Zeugnis, ungeachtet deines: ›Das ist durchaus nicht das.‹ Ich frage dich nämlich gerade danach, weshalb deine Jesuiten und Inquisitoren sich einzig und allein nur für häßliche, materielle Güter vereinigt haben sollen? Weshalb kann sich denn unter ihnen kein einziger tatsächlich Leidtragender finden, der gequält ist von erhabenem Kummer und die Menschheit liebt. Nimm doch einmal an, daß sich, wenn auch nur einer unter allen diesen gefunden habe, die nur materielle und schmutzige Güter erstreben, nur ein einziger solcher wie mein Greis, der selber sich nährte von Wurzeln in der Wüste, und raste und tobte, indem er seinen Leib besiegte, um sich frei und vollkommen zu machen, dabei aber gleichwohl sein ganzes Leben lang die Menschheit liebte und nun plötzlich erleuchtet ward und erkannte, daß es keine große Sache um die sittliche Genugtuung sei, vollkommene Beherrschung des Willens zu erlangen und sich dann davon zu überzeugen, daß die Millionen der übrigen Gottesgeschöpfe nur zum Hohne geschaffen bleiben, daß sie niemals die Kraft haben werden, mit ihrer Freiheit fertig zu werden, daß aus erbärmlichen Aufrührern niemals Riesen erstehen werden, um den Turm zu vollenden, daß nicht für solche Gänse der große Idealist von seiner Harmonie träumte. Als er aber das alles begriffen hatte, da kehrte er um und schloß sich – den klugen Leuten an. Hätte sich das wirklich nicht so zutragen können?«

»An wen hat er sich denn angeschlossen, an was für kluge Leute?« rief Alescha fast hitzig aus. »Sie haben ja gar keinen solchen Verstand und gar keine solche Geheimnisse und Symbole . . . Gar nichts andres haben sie als Gottlosigkeit, das ist auch ihr ganzes Geheimnis. Dein Inquisitor glaubt nicht an Gott, und das ist auch sein ganzes Geheimnis!«

»Sei es auch so! Endlich hast du es erraten. Und tatsächlich ist es so, und tatsächlich besteht auch nur darin sein ganzes Geheimnis. Ist das aber kein Leiden, wenn auch für einen solchen Menschen, wie er ist, der

allen Lebensfreuden entsagte, um in der Wüste die Wahrheit zu suchen und doch sich nicht heilen konnte von seiner Liebe zur Menschheit? Am Ausgang seiner Tage kommt es ihm ja klar zum Bewußtsein, daß lediglich die Ratschläge des großen, furchtbaren Geistes die schwachen Aufwührer in einer einigermaßen erträglichen Ordnung vereinigen könnten, »jene unfertigen, nur zur Probe geschaffenen Geschöpfe, die zum Spotte geboren wurden«. Und da, als er zu dieser Einsicht gelangt ist, sieht er auch ein, daß man nach der Weisung des klugen Geistes vorgehen muß, des furchtbaren Geistes des Todes und der Zerstörung, und daß man darum die Lüge und den Betrug auf sich nehmen und man schon mit Bewußtsein die Menschen zu Tod und Zerstörung führen und sie dabei den ganzen Weg über betrügen müsse, damit sie nur irgendwie nicht merken, wohin man sie eigentlich geleitet, und das zu dem einzigen Zwecke, damit wenigstens unterwegs diese jämmerlichen Blinden sich für glücklich halten. Und auch darauf habe wohl acht: Der Betrug geschieht im Namen »dessen«, an dessen Ideal der Greis so leidenschaftlich geglaubt hatte sein ganzes Leben hindurch! Ist das aber kein Unglück? Und wenn sich auch nur ein einziger solcher an der Spitze dieses ganzen Heeres fand, »das nach Macht dürstet, um einzig und allein schmutzige Güter zu erreichen« – ist es dann wirklich nicht genug eines solchen, damit eine Tragödie entstehe? Mehr noch: Es genügt auch schon ein einziger solcher, damit sich endlich eine wirklich führende Idee für die ganze römische Sache finde, die höchste Idee dieser großen Sache mit allen ihren Armeen und Jesuiten. Ich sage dir offen ins Gesicht, daß ich fest daran glaube, daß dieser einzige Mensch niemals allein sein wird unter denen, die an der Spitze der ganzen Bewegung stehen. Wer weiß, vielleicht haben sich auch unter den römischen Oberhirten diese einzigen gefunden. Wer weiß, vielleicht lebt jener verfluchte Greis, der so hartnäckig und so in seiner Art die Menschen liebte, auch jetzt noch in der Gestalt einer ganzen Heerschar vieler einzelner solcher Greise, und das durchaus nicht zufällig, vielmehr wie im Einverständnis miteinander, wie ein geheimer Bund, der längst schon geschlossen ward zur Hütung des Geheimnisses: um es zu wahren vor den unglücklichen und schwachen Menschen zu dem einen Zwecke, sie glücklich zu machen. Das ist unbedingt so, ja, und das muß auch so sein. Mir ahnt es, daß sogar die Lehre der Freimaurer etwas in der Art eines solchen Geheimnisses zu ihrer Grundlage hat und daß gerade deshalb die Katholiken derart die Freimaurer hassen, weil sie in ihnen ihre Konkurrenten erblicken und somit eine Gefahr für die Einheit der Idee: da doch nur eine Herde sein soll und nur ein Hirte. Im übrigen, wenn ich meinen Gedanken verteidige, so habe ich ganz den Anschein eines Autors, der vor deiner Kritik nicht bestand. Genug davon!«

»Du bist vielleicht selber Freimaurer!« entschlüpfte es plötzlich Alescha. »Du glaubst nicht an Gott!« fügte er hinzu, diesmal aber schon in außerordentlicher Betrübnis. Ihm schien es zudem noch, als ob der Bruder mit Hohn auf ihn blicke. »Womit endet aber dein Gedicht?« fragte er plötzlich, indem er zu Boden schaute – »oder ist es bereits zu Ende?«

»Ich möchte es so enden lassen: Als der Inquisitor geendet hatte, wartete er eine Weile, was sein Gefangener ihm antworten werde. Des- sen Schweigen lastete auf ihm. Der Gefangene hatte ihn die ganze Zeit über angehört, durchdringend und still ihm gerade in die Augen schau- end und offenbar ohne jedes Verlangen, irgend etwas zu entgegnen. Der Greis aber hätte gewünscht, Er möchte ihm etwas sagen, sei es auch etwas Bitteres, etwas Furchtbares. Er aber nähert sich plötzlich dem Greise und küßt ihn schweigend auf die blutlosen neunzigjährigen Lippen.

Das ist die ganze Antwort.

Der Greis erzittert.

Irgend etwas regt sich in seinen Mundwinkeln. Er geht zur Türe, öffnet sie und spricht zu Ihm: ‚Geh! und komm nicht wieder – komm überhaupt nicht mehr, niemals, niemals!‘ Und er läßt Ihn hinaus in die dunklen Gassen der Stadt.

Der Gefangene geht. Sein Kuß aber brennt im Herzen des Greises. Und doch blieb der bei dem, was er gesagt hatte.«

»Und du mit ihm, auch du?« rief Alescha kummervoll aus.

Iwan lachte.

»Ja, das ist aber doch alles nur Unsinn, Alescha! Das ist ja doch nur das ungereimte Gedicht eines einfältigen Studenten, der noch niemals zwei Verse schrieb. Warum nimmst du denn das alles so ernst? Glaubst du nicht etwa schon, ich werde jetzt geradeswegs dahin fahren, zu den Jesuiten, um in Gemeinschaft der Leute zu sein, die »seine Tat verbes- sern?« Oh mein Gott, was habe ich damit zu schaffen? Ich habe dir ja gesagt: Ich will nur bis dreißig Jahre mein Leben hinziehen, dann aber – den Becher zu Boden!«

»Aber die kleinen klebrigen Blättchen, und die teuren Gräber, und der blaue Himmel, und die geliebte Frau? Wie wirst du dann aber leben?« rief voll Kummer Alescha aus. »Ist das denn möglich mit einer solchen Hölle in der Brust und im Kopfe? Nein! Du fährst gerade, um dich ihnen anzuschließen . . . wenn aber nicht, dann wirst du dich selber töten, du wirst es so nicht aushalten!«

»Es gibt eine solche Kraft, vermöge deren man alles aushalten kann!« sprach Iwan schon mit kaltem Lächeln.

»Was für eine Kraft?«

»Die Karamasoffsche Kraft. Die Kraft der Karamasoffschen Niedrigkeit!«

»Das heißt: unterzugehen in Ausschweifung, die Seele zu erdrosseln in der Schande, so, so?«

»Am Ende gar auch dies . . . nur bis dreißig Jahre, vielleicht werde ich dem aber auch entgehen, indes . . .«

»Wie wirst du denn dem entrinnen? Wodurch wirst du denn dem entrinnen, das ist ja ganz unmöglich bei deinen Gedanken!«

»Wiederum auf Karamasoffsche Art.«

»Das heißt, daß alles erlaubt ist? ›Alles ist erlaubt.‹ Ist es so? Ist es so?«

Iwan verzog die Stirn, und es war unheimlich, wie er plötzlich erbleichte.

»Ah! Da hast du das gestrige Wort aufgeschnappt, worüber sich Miusoff so ereiferte . . . wobei dann Bruder Dmitri so naiv auffuhr und es dann wiederholte!« sprach er mit schiefem Lächeln. »Ja, am Ende gar: ›Alles ist erlaubt,‹ wenn schon das Wort ausgesprochen ward. Ich widerrufe nicht. Ja, und auch die Redaktion Mitkas ist nicht übel!«

Alescha blickte schweigend auf ihn.

»Ich, Bruder, dachte mir, daß, wenn ich jetzt abreise, ich auf der ganzen Welt wenigstens dich habe«, sprach plötzlich in unerwartetem Gefühlsausbruch Iwan; »jetzt aber sehe ich, daß in deinem Herzen kein Platz für mich ist, mein lieber Einsiedler. Von der Formel ›Alles ist erlaubt‹ sage ich mich ja nicht los, nun und wie denn? Deswegen wirst du dich von mir lossagen? Ist es so?«

Alescha stand auf, ging zu ihm hin und küßte ihn schweigend und leise auf die Lippen.

»Das ist literarischer Diebstahl!« rief Iwan, der plötzlich zu einer Art von Begeisterung überging; »das hast du aus meinem Gedichte gestohlen. Gleichwohl danke ich dir. Steh auf, Alescha, gehen wir, es ist Zeit für mich und auch für dich.«

Sie verließen das Wirtshaus, blieben aber bei der Eingangstür stehen.

»Weißt du, Alescha«, sprach Iwan mit fester Stimme, »wenn es mich tatsächlich zu den klebrigen Blättchen hinziehen wird, so werde ich sie nur in der Erinnerung an dich lieben. Es genügt mir, daß du dort irgendwo bist, und ich habe noch nicht die Lust am Leben verloren. Ist dir das genug? Wenn du willst, nimm das an, wenn auch nur als eine Liebeserklärung. Jetzt aber – du nach rechts – ich nach links, und genug davon, hörst du? Genug: das heißt, wenn ich morgen auch nicht abgereist bin (es scheint, ich werde bestimmt reisen), und wir noch einmal irgendwie einander begegnen, so sprich du schon über alle diese Thematata mit mir kein Wort mehr. Ich bitte dich dringend darum. Und

auch was den Bruder Dmitri anbetrifft, ich bitte dich darum ganz im besonderen, so sprich niemals mehr mit mir über ihn«, fügte er plötzlich in gereiztem Tone hinzu; »alles ist ja erschöpft, alles zu Ende gesprochen, ist es nicht so? Ich aber werde dir meinerseits dafür ebenfalls ein Versprechen geben: Wenn es mich gegen dreißig Jahre danach verlangen wird, den Becher zu Boden zu werfen«, so werde ich, wo du auch sein wirst, zu dir kommen, um noch einmal mit dir zu sprechen . . . sei es sogar selbst aus Amerika. Das wisse du. Ich werde dann zu diesem einzigen Zwecke kommen. Sehr interessant wird es mir dann auch sein, auf dich zu schauen, was du dann für einer sein wirst. Siehst du, das ist ein ziemlich feierliches Versprechen. Aber tatsächlich nehmen wir ja vielleicht auf sieben, ja auf zehn Jahre Abschied. So gehe du denn jetzt zu deinem Pater Seraphicus, er liegt ja im Sterben; wenn er ohne dich sterben wird, so wirst du am Ende noch gar auf mich böse sein, daß ich dich aufhielt. Auf Wiedersehen! Küsse mich noch einmal, so, und nun gehe denn deines Weges . . .«

Iwan kehrte sich plötzlich ab und ging davon, ohne sich umzuwenden. Das erinnerte daran, wie gestern Dmitri von Alescha weggegangen war, wenn das auch unter ganz anderen Umständen geschah. Diese seltsame Betrachtung zuckte plötzlich wie ein Blitz in dem betrübten Geiste Aleschas auf, der in diesem Augenblicke niedergedrückt und voll Kummer war. Er blieb ein wenig stehen und sah seinem Bruder nach. Dabei bemerkte er plötzlich, daß Bruder Iwan einen eigentümlich schaukelnden Gang habe und daß von hinten gesehen seine rechte Schulter niedriger zu sein scheine als die linke. Aber auch Alescha kehrte sich plötzlich um und lief förmlich zum Kloster hin. Es dämmerte bereits merklich, und es war ihm fast unheimlich zumute. Irgend etwas wuchs in ihm auf, auf das er keine Antwort hätte geben können. Wiederum wie gestern erhob sich ein Wind, und die uralten Fichten rauschten gar schaurig um ihn, als er das Wäldchen der Einsiedelei betrat. Er lief fast. »Pater Seraphicus«, diese Bezeichnung hatte er irgendwoher genommen – woher?« so kam es dem Alescha in den Sinn. »Iwan, armer Iwan, wann werde ich dich jetzt wiedersehen? . . . Da ist auch die Einsiedelei, Gott sei Dank! Ja, ja, das ist er, das ist Pater Seraphicus, er wird mich retten . . . Mein Heil kommt von ihm und auf ewig!«

Späterhin in seinem Leben entsann sich Alescha noch mehrmals an alles dies, und er konnte dann durchaus nicht begreifen, wie er plötzlich, nachdem er sich von Iwan verabschiedet hatte, so völlig seines Bruders Dmitri hatte vergessen können, während er doch noch in der Frühe, nur wenige Stunden vordem, beschlossen hatte, ihn unbedingt aufzusuchen und nicht eher zurückzukehren, und wenn er sogar deswegen die ganze Nacht außerhalb des Klosters zubringen müsse.

Vorderhand ist es noch sehr wenig klar

Nachdem Iwan Fjedorowitsch Alescha verlassen hatte, ging er nach Hause, nach dem Hause des Fjedor Pawlowitsch. Aber seltsamerweise überfiel ihn plötzlich eine Schwermut, die unerträglich war und zunahm, je mehr er sich dem Hause näherte. Und nicht in der Schwermut an sich war das Seltsame, vielmehr darin, daß Iwan Fjedorowitsch sich durchaus nicht darüber klarzuwerden vermochte, worin eigentlich seine Schwermut ihren Ursprung hatte. An Schwermut litt er auch vordem häufig, und es wäre nicht gerade auffallend gewesen, daß sie in dem Augenblicke nahte, wo er plötzlich mit allem gebrochen hatte, was ihn hierhergezogen hatte, und er sich vorbereitete, schon morgen wiederum jäh auf die Seite einzubiegen und einen neuen, durchaus unbekanntem Weg zu betreten, und das wiederum ganz allein wie bisher. Und er hoffte dabei auf vieles, ohne zu wissen worauf, und vieles, allzu vieles erwartete er vom Leben, ohne indes selber sich über irgend etwas klarwerden zu können, weder in seinen Erwartungen noch sogar in seinen Wünschen. Und gleichwohl, wenn auch in dieser Minute die Furcht vor dem Neuen und Unbekannten tatsächlich in seiner Seele lebte, so quälte ihn durchaus nicht dieses. »Ist es nicht etwa schon Widerwillen vor dem Elternhause?« dachte er bei sich; »es könnte das sein, so sehr ist es mir widerlich geworden, und wenn ich auch heute zum letzten Male diese schmutzige Schwelle überschreite, ist es mir gleichwohl widerlich . . . Aber nein, auch das ist es nicht! Ist es schon nicht etwa der Abschied von Alescha und das Gespräch, das ich mit ihm führte? Wieviel Jahre habe ich geschwiegen vor der ganzen Welt und es nicht der Mühe wert gefunden, mich auszusprechen, und plötzlich habe ich soviel Unsinn zusammengeschwatzt.« In der Tat, das könnte jugendlicher Verdruß über jugendliche Unerfahrenheit und jugendliche Eitelkeit sein. Verdruß darüber, daß er es nicht verstanden hatte, sich auszusprechen, ja, und dazu noch mit einem solchen Wesen wie Alescha, auf den er in seines Herzens Tiefe zweifellos große Hoffnungen gesetzt hatte. Natürlich war auch das vorhanden, das heißt eben jener Unwille, er mußte sogar unbedingt darinnen sein; aber auch das war es nicht, alles das ist es nicht. »Schwermut empfinde ich bis zur Übelkeit, ich vermag mir aber nicht darüber klarzuwerden, was ich eigentlich wünsche. Soll ich mich etwa bemühen, an nichts zu denken . . .«

Iwan Fjedorowitsch wollte das auch versuchen, doch auch damit vermochte er nicht zur Ruhe zu kommen. Die Hauptsache aber, deretwegen er so ärgerlich war, jene Schwermut, und wodurch sie ihn so reizte, war, daß sie eine ganz zufällige, völlig äußerliche Veranlassung

zu haben schien; das fühlte er. Es stand oder hing irgendwo ein Wesen oder ein Gegenstand so, wie einem bisweilen irgend etwas vor dem Auge schwebt, und lange, während der Arbeit oder im heftigen Wortstreit, bemerkt man es nicht, dabei wird man aber offenbar gereizt, fast gequält, und endlich kommt man erst auf den Gedanken, den im Wege stehenden Gegenstand zu beseitigen, oft irgendeine sehr nichtige und lächerliche Sache, die nicht an ihrem Platze liegend vergessen ward: ein Taschentuch, das zu Boden gefallen war, ein Buch, das man nicht in den Schrank zurückgestellt hatte usw. Endlich erreichte Iwan Fjedorowitsch im allertrübsten und gereiztesten Seelenzustande das elterliche Haus, und als er plötzlich, etwa fünfzehn Schritte von der Haustür entfernt, auf das Tor hinblickte, erriet er sofort, was ihn eigentlich derart gequält und aufgeregt hatte. Auf der Bank bei dem Tore saß nämlich der Diener Smerdjakoff und ließ sich von der Abendluft kühlen, und Iwan Fjedorowitsch begriff beim ersten Blick auf ihn, daß auch in seiner Seele der Diener Smerdjakoff sitze und daß gerade diesen Menschen seine Seele nicht zu ertragen vermöge. Alles ward ihm plötzlich hell und klar. Vorhin, noch von der Erzählung Aleschas an von seiner Begegnung mit Smerdjakoff, war plötzlich etwas Finsteres und Widerliches in sein Herz gedrungen und hatte in ihm sogleich Zorn hervorgerufen. Dann, während des Gespräches, war Smerdjakoff zeitweilig vergessen worden, gleichwohl aber in seiner Seele geblieben. Kaum hatte indes Iwan Fjedorowitsch von Alescha Abschied genommen und war allein dem Hause zugeschritten, als auch sogleich schon die vergessene Empfindung sich wiederum bemerkbar zu machen begann. »Ja, kann mich denn tatsächlich dieser jämmerliche Nichtsnutz bis zu einem solchen Grade erregen?« So fragte er sich, und ihn erfaßte ein unerträglicher Unwille.

Die Sache lag darin, daß Iwan Fjedorowitsch tatsächlich dieser Mensch in der letzten Zeit und besonders in den allerletzten Tagen ganz außerordentlich mißfiel. Iwan Fjedorowitsch hatte sogar selber zu bemerken begonnen, daß es fast Haß war, was er diesem Individuum gegenüber mehr und mehr empfand. Vielleicht hatte dieser innere Vorgang des Hasses gerade deshalb derart an Schärfe zugenommen, weil im Anfang, als Iwan Fjedorowitsch nur eben zu uns gekommen war, das genaue Gegenteil der Fall war. Damals war es, als habe Iwan Fjedorowitsch an Smerdjakoff plötzlich ein ganz besonderes Interesse genommen, er hatte ihn sogar für äußerst originell befunden. Er selber hatte ihn daran gewöhnt, mit ihm Gespräche zu führen, wobei er sich freilich stets wunderte über einen gewissen Unverstand oder besser gesagt eine gewisse Unruhe seines Geistes, und er nicht begriff, was denn eigentlich »diesen in innerer Anschauung sich Verzehrenden« der-

art unausgesetzt und unabweisbar beunruhigen könnte. Sie pflegten miteinander sowohl über philosophische Fragen zu sprechen wie sogar darüber, wie denn das Licht am ersten Tage leuchten konnte, während doch die Sonne, der Mond und die Sterne erst am vierten Tage erschaffen wurden, und wie man dies verstehen muß; Iwan Fjedorowitsch hatte sich indessen bald davon überzeugt, daß die Sache durchaus nicht an der Sonne, dem Mond und den Sternen lag, daß, wenn sie für Smerdjakoff auch ein Gegenstand des Interesses seien, so doch nur ein solcher dritten Ranges, und daß er nach etwas völlig anderem Bedürfnis hege. So oder so, aber auf jeden Fall begann sich ein grenzenloser Ehrgeiz in Smerdjakoff zu offenbaren und zu entlarven und dazu noch ein gekränkter Ehrgeiz. Iwan Fjedorowitsch mißfiel dies außerordentlich. Von da an setzte auch sein Widerwille gegen Smerdjakoff ein. In der Folge hatten dann im Hause jene Unordentlichkeiten begonnen, Gruschenka war auf den Plan getreten, es begannen die Geschichten mit Bruder Dmitri, es gab allerhand Unannehmlichkeiten, und Iwan sprach auch darüber mit Smerdjakoff, und obgleich der dann das Gespräch stets in großer Aufregung führte, war es gleichwohl auf keine Weise möglich, herauszubringen, was denn er selber da für Wünsche hege. Man konnte sogar staunen über die Unlogik und Unordnung einiger seiner Wünsche, die wider seinen Willen zutage traten und stets gleich unklar waren. Smerdjakoff pflegte nach allem möglichen zu fragen und gewisse indirekte, augenscheinlich wohlüberlegte Fragen zu stellen. Wofür aber? – das erklärte er nicht, und gewöhnlich pflegte er in der allerbrennendsten Minute seiner Fragen plötzlich zu verstummen oder auf etwas völlig anderes überzugehen. Was aber vor allem Iwan Fjedorowitsch schließlich reizte und ihm endgültig einen solchen Widerwillen einflößte, das war eine gewisse, ganz besonders widerliche Familiarität, die Smerdjakoff ihm gegenüber offen an den Tag zu legen begann, und das mehr und mehr. Nicht etwa, daß er sich erlaubt hätte, unhöflich zu sein, er sprach im Gegenteil stets außerordentlich ehrerbietig; es hatte sich aber gleichwohl so gemacht, daß Smerdjakoff sich schließlich ganz offenbar, Gott weiß weshalb und worin eigentlich, mit dem Iwan Fjedorowitsch irgendwie für solidarisch zu halten begann und nur noch in einem solchen Tone zu ihm sprach, als ob zwischen ihnen beiden schon irgend etwas gleichsam Geheimnisvolles ausgemacht sei, was irgendwann von beiden Seiten ausgesprochen worden war, nur ihnen beiden bekannt, den anderen Sterblichen aber um sie herum sogar nicht einmal verständlich sei. Iwan Fjedorowitsch hatte indessen auch hier lange Zeit hindurch diese wirkliche Ursache seines wachsenden Widerwillens nicht begriffen und nur in der allerletzten Zeit zu erraten vermocht, worin die Sache eigentlich lag. Mit einem Gefühl des

Ekels und der Gereiztheit wollte er jetzt schweigend und ohne Smerdjakoff anzublicken, in die Türe treten; Smerdjakoff hatte sich aber von der Bank erhoben, und schon an dieser einzigen Bewegung hatte Iwan Fjedorowitsch auf der Stelle erraten, daß er mit ihm ein besonders wichtiges Gespräch zu haben wünschte. Iwan Fjedorowitsch blickte ihn an und blieb stehen, und der Umstand, daß er plötzlich stehenblieb und nicht vorüberschritt, wie er das noch eine Minute vorher beschlossenen hatte, machte ihn vor Zorn erbeben. Mit Wut und Widerwillen blickte er auf die kastratenartig abgemagerte Physiognomie Smerdjakoffs mit seinen frisierten Schläfenhaaren und seinen aufwärts gekämmten Haupthaaren: sein linkes, ein ganz klein wenig zugekniffenes Äuglein zwinkerte, und er grinste, gleich als ob er sagen wollte: »Was gehst du denn vorüber? Du wirst aber gar nicht vorübergehen, du siehst doch, daß wir beide klugen Leute etwas zu besprechen haben.« Iwan Fjedorowitsch erbebt.

»Fort, Nichtsnutz! Was bin ich dir denn für eine Gesellschaft!« wollte er nur so losfahren; aber zu seinem höchsten Erstaunen kam ihm etwas ganz anderes von der Zunge:

»Wie? Schläft mein Vater noch, oder ist er erwacht?« sprach er leise und sanft und wunderte sich selber darüber, und er setzte sich plötzlich gleichfalls zu seinem großen Staunen auf die Bank. Auf einen Augenblick war es ihm fast unheimlich zumute, daran entsann er sich später. Smerdjakoff stand ihm gegenüber, die Hände auf dem Rücken, und blickte mit Selbstbewußtsein, fast mit Strenge, auf ihn.

»Er schläft noch«, sprach er gemessen. (»Du selber«, so sollte das ausdrücken, »hast zuerst zu sprechen begonnen, nicht aber ich.«) »Ich bin erstaunt über Sie, mein Herr«, fügte er nach einem kurzen Schweigen hinzu, indem er mit einer gewissen Affektiertheit die Augen senkte, das rechte Füßchen vorstellte und mit der Spitze seines Lackstiefelchens spielte.

»Weswegen bist du denn über mich erstaunt?« sprach Iwan Fjedorowitsch stockend und rauh, wobei er mit aller Kraft an sich hielt, und plötzlich begriff er mit Widerwillen, daß er lebhafteste Neugierde empfinde und schon für nichts in der Welt von hier fortgehen werde, bevor er sie nicht befriedigt habe.

»Weshalb fahren Sie, mein Herr, denn nicht nach Tschermaschnja?« und Smerdjakoff zwinkerte plötzlich mit den Äuglein und lächelte familiär. »Weshalb ich aber lächle, das mußt du schon selber verstehen, wenn du ein gescheiter Kerl bist!« so etwa sprach sein zusammengekniffenes linkes Äuglein.

»Wozu soll ich nach Tschermaschnja fahren?« fragte staunend Iwan Fjedorowitsch.

Smerdjakoff schwieg wiederum

»Sogar Fjedor Pawlowitsch selber hat Sie so darum gebeten«, sprach er endlich, ohne sich zu beeilen und so, als ob er selber seiner Antwort keine Bedeutung beimesse: »Zu einer Antwort dritten Ranges greife ich«, so sollte das heißen, »um nur irgend etwas zu sagen.«

»Der Teufel! so sprich doch deutlicher; worauf willst du denn eigentlich hinaus?« schrie endlich wütend Iwan Fjedorowitsch, von Sanftmut in Grobheit übergehend.

Smerdjakoff zog sein rechtes Füßchen an das linke heran, reckte sich gerade auf, fuhr aber gleichwohl fort, mit derselben Ruhe und demselben Lächeln vor sich hinzublicken.

»Nichts, was eigentlich von Belang wäre . . . vielmehr nur so, um mich zu unterhalten . . .«

Es setzte wiederum ein Schweigen ein. Sie schwiegen fast eine ganze Minute. Iwan Fjedorowitsch wußte, daß er sogleich aufstehen und zornig werden müßte. Smerdjakoff stand aber vor ihm, und es war, als wartete er: »Ich will einmal zusehen: Wirst du böse werden oder nicht?« So kam es wenigstens Iwan Fjedorowitsch vor. Endlich machte er Miene aufzustehen. Smerdjakoff erfaßte gerade noch diesen Augenblick.

»Furchtbar ist meine Lage, Iwan Fjedorowitsch, ich weiß sogar gar nicht, wie ich mir helfen soll«, sprach er plötzlich in festem und gemessenem Tone und seufzte beim letzten Worte auf. Iwan Fjedorowitsch setzte sich sogleich wieder nieder.

»Beide sind ja völlig dumm geworden wie ganz kleine Kinder«, fuhr Smerdjakoff fort. »Ich spreche nämlich von Ihrem Vater und von Ihrem Brüderchen Dmitri Fjedorowitsch. Jetzt wird ja gleich Fjedor Pawlowitsch aufstehen und sofort anfangen, mir jede Minute zuzusetzen: ›Wie, ist sie nicht gekommen? Weshalb ist sie denn nicht gekommen? – und so bis fast Mitternacht, ja sogar noch darüber hinaus. Wenn aber Agraphena Alexandrowna nicht kommen wird (weil sie am Ende gar überhaupt nicht die Absicht hat, irgendwann zu kommen), so wird er wiederum über mich herfallen und morgen von früh an: ›Weshalb ist sie nicht gekommen? Warum ist sie nicht gekommen? Wann wird sie denn kommen?‹ gleich als ob ich hierin irgendwie vor ihm schuldig bin. Andererseits ist die Lage die: Sobald es nur dämmt, ja, und noch früher, erscheint Ihr Bruder mit dem Gewehr in der Hand in der Nachbarschaft: ›Gib nur acht‹, so soll das heißen, ›du Schelm, du Bouillonkocher, wirst du sie mir vorübergehen lassen und mir nicht zu wissen geben, daß sie kam, so werde ich dich zuallererst töten!‹ Die Nacht geht glücklich vorüber, am Morgen aber beginnt auch er ganz so wie Fjedor Pawlowitsch mich aufs peinlichste zu quälen: ›Weshalb ist sie

nicht gekommen? Wird sie sich bald zeigen?« – gleich als ob ich wiederum auch vor ihm schuldig sei daran, daß seine Dame nicht erschienen ist. Und so ärgern sie mich beide jeden Tag und jede Stunde immer mehr, daß ich bisweilen daran denke, mir selber aus Furcht das Leben zu nehmen. Ich, mein Herr, habe auf sie keine Hoffnung mehr.«

»Wozu hast du dich aber eingemischt? Weshalb hast du damit begonnen, Dmitri Fjedorowitsch Nachrichten zu geben?« sprach gereizt Iwan Fjedorowitsch.

»Aber wie hätte ich mich denn nicht mit ihm einlassen sollen? Ja, und ich habe mich auch überhaupt nicht mit ihm eingelassen, wenn Sie es ganz genau wissen wollen. Ich habe von Anfang an immer geschwiegen, ich wagte nichts zu entgegnen, er aber hat selber mich zu seinem Diener bestimmt – zu seinem ergebenen Diener. Er weiß von da an auch nur noch ein Wort: ›Ich werde dich töten, Schelm, wenn du sie vorübergehen läßt!‹ Ich vermute mit Bestimmtheit, mein Herr, daß ich morgen einen langen Fallsuchtsanfall haben werde.«

»Was heißt das?«

»Ein langer Fallsuchtsanfall ist ein solcher von außerordentlicher Dauer. Er zieht sich ein paar Stunden hin, manchmal sogar ein paar Tage. Einmal hat das bei mir drei Tage angehalten, ich bin damals vom Dachboden heruntergefallen. Die Zuckungen hörten auf und begannen dann von neuem, und ich konnte diese ganzen drei Tage nicht zur Besinnung kommen. Damals hat Fjedor Pawlowitsch nach Herzensstube, dem hiesigen Arzt, geschickt; da hat der mir Eis auf den Kopf zu legen befohlen, ja, und noch ein Mittel angewandt . . . ich hätte sterben können.«

»Ja, aber man sagt doch, man könne durchaus nicht im voraus wissen, ob ein Fallsuchtsanfall gerade zu dieser oder zu jener Stunde sich einstellen wird. Wie sagst du dann aber, daß du morgen einen Anfall haben werdest?« erkundigte sich Iwan Fjedorowitsch mit ganz besonderer und gereizter Neugierde.

»Es stimmt, daß man das nicht voraus wissen kann.«

»Zudem bist du damals aber auch noch vom Dachboden herabgestürzt.«

»Auf den Dachboden krieche ich jeden Tag, ich kann auch morgen vom Dachboden herabstürzen. Wenn aber nicht vom Dachboden, so werde ich in den Keller stürzen, in den Keller muß ich ja gleichfalls jeden Tag gehen.«

Iwan Fjedorowitsch schaute ihn eindringlich an. »Du flunkerst, ich sehe es, und ich verstehe dich nicht ganz«, sprach er leise, aber wie drohend; »willst du morgen auf drei Tage einen Anfall heucheln, wie?«

Smerdjakoff, der zu Boden geschaut und wiederum mit seiner rech-

ten Fußspitze gespielt hatte, stellte den rechten Fuß auf seinen Platz und statt seiner den linken vor. Er erhob sein Haupt, lächelte und sprach:

»Und wenn ich auch gerade dieses selbe Stückchen ausführen sollte, das heißt, wenn ich mich anstellen würde, und das ist für einen erfahrenen Menschen durchaus nicht schwierig, so bin ich auch da in meinem vollen Rechte, dies Mittel anzuwenden zur Rettung meines Lebens; denn wenn ich krank darniederliege, und wenn dann auch Agraphena Alexandrowna zu seinem Vater käme, so kann er doch nicht zu einem kranken Menschen sagen: ›Weshalb hast du es mir nicht gesagt?‹ Er selber müßte sich ja schämen!«

»Ach, zum Teufel!« fuhr plötzlich Iwan Fjedorowitsch mit wutentstelltem Gesichte auf. »Was zitterst du denn immer um dein Leben! Alle diese Drohungen des Bruders Dmitri sind ja doch nur in der Wut gesprochene Worte und weiter auch gar nichts! Er wird dich nicht ermorden, er wird morden, aber nicht dich!«

»Er wird totschiagen, wie man Fliegen totschiägt, und zuallererst mich. Mehr aber noch als das fürchte ich etwas anderes: daß man mich nämlich für seinen Helfershelfer halten wird, wenn er etwas Albernnes gegen seinen Vater ausführt!«

»Weshalb wird man dich denn für seinen Helfershelfer halten?«

»Deshalb, weil ich selber ihm jene Zeichen in größter Heimlichkeit mitteilte.«

»Was für Zeichen denn? Wem hast du sie mitgeteilt? Der Teufel hole dich, sprich doch deutlicher!«

»Ich muß ein völliges Geständnis ablegen«, begann Smerdjakoff, in pedantischer Ruhe die Worte ziehend, »daß da ein Geheimnis ist zwischen mir und Fjedor Pawlowitsch. Wie Sie selber zu wissen geruhen (wenn Sie nur geruhen dies zu wissen), sind es bereits einige Tage her, daß, sobald die Nacht oder sogar nur der Abend kommt, er sich sogleich von innen einschließt. Sie selber haben sich schließlich jedesmal früh auf Ihr Zimmer zurückgezogen. Gestern sind Sie so auch nirgendwohin ausgegangen, und deshalb wissen Sie vielleicht auch gar nicht, daß er jetzt anfangt, sich sorgfältig zur Nacht einzuschließen. Und würde sogar Grigori Wassiljewitsch selber kommen, so würde er ihm erst aufschließen, wenn er ihn an der Stimme erkannt hätte. Grigori Wassiljewitsch kommt aber gar nicht, weil ich Ihren Vater jetzt allein in seinen Zimmern bediene – wie er selber bestimmte von derselben Minute an, als er mit Agraphena Alexandrowna jene Geschichte begann. Zur Nacht aber ziehe ich mich jetzt, ebenfalls auf seine Anordnung, zurück und übernachtete im Seitenbau, nur daß ich bis Mitternacht nicht schlafen darf, vielmehr achtgeben, aufstehen, den Hof umgehen

und warten muß, wann Agraphena Alexandrowna kommen wird, da er sie ja schon lange Tage wie ein Verrückter erwartet. Er urteilt aber so: »Sie«, spricht er, »fürchtet ihn, das heißt Dmitri Fjedorowitsch (er selber nennt ihn Mitka), und deshalb wird sie spät in der Nacht durch die hintere Gasse zu mir kommen; du aber«, spricht er, »warte auf sie bis Mitternacht und noch länger. Und wenn sie kommen wird, so laufe du zu meiner Tür und klopfe an sie oder an das Fenster vom Garten aus mit der Hand die zwei ersten Male langsam: so, zweimal, dann aber sogleich dreimal rascher tuk! tuk! tuk! Dann«, spricht er, »werde ich sogleich verstehen, daß sie es ist, die kam, und werde dir leise die Tür öffnen!« Noch ein anderes Zeichen teilte er mir für den Fall mit, wenn etwas Außergewöhnliches eintreten sollte: erst zweimal rasch: tuk-tuk, und dann nach einer Pause noch einmal viel kräftiger. Dann werde er auch verstehen, daß sich etwas Plötzliches ereignet habe und daß ich sehr nötig habe, ihn zu sehen, und dann werde er mir gleichfalls aufmachen, ich aber sollte dann eintreten und Bericht erstatten. Alles das für den Fall, daß Agraphena selber nicht kommen kann, vielmehr irgendeine Nachricht zukommen lassen wird; außerdem kann aber auch Dmitri Fjedorowitsch kommen, und darum muß ich auch Nachricht geben, wenn der nahe ist. Sehr fürchtet er ja Dmitri Fjedorowitsch, derart, daß, wenn sogar Agraphena Alexandrowna schon gekommen wäre und er sich mit ihr eingeschlossen hätte, Dmitri Fjedorowitsch aber zu dieser Zeit irgendwo in der Nähe sich zeigen sollte, ich auch dann unbedingt verpflichtet bin, ihm sogleich darüber zu berichten, indem ich dreimal anklopfe, so daß demnach das erste von den fünf Klopfschlägen bedeutet: »Agraphena Alexandrowna ist gekommen!« Das zweite Zeichen in drei Schlägen: »Es ist sehr nötig!«, so hat er selber mir mehrere Male vorgemacht und erklärt. Da aber auf der ganzen Welt von diesen verabredeten Zeichen nur ich und er weiß, deshalb wird er schon öffnen, ohne im Zweifel zu sein und ohne anzurufen (laut anzurufen fürchtet er gar sehr). Und gerade diese selben Zeichen wurden jetzt auch Dmitri Fjedorowitsch bekannt.«

»Wieso wurden sie ihm denn bekannt? Du hast sie ihm also mitgeteilt? Wie hast du es denn gewagt, sie ihm mitzuteilen?«

»Eben infolge dieser selben Angst! Und wie hätte ich es denn gewagt, vor ihm zu schweigen? Dmitri Fjedorowitsch hat mir jeden Tag zugesetzt: »Du betrügst mich, du verheimlichst mir irgend etwas? Ich werde dir beide Beine brechen!« Da habe ich ihm denn auch diese selben geheimen Zeichen mitgeteilt, damit er wenigstens meinen Knechtsinn erkenne und sich gerade dadurch vergewissere, daß ich ihn nicht betrüge, ihm vielmehr alles hinterbringe!«

»Wenn du glaubst, daß er von diesen Zeichen Gebrauch machen wird und eindringen will, so läßt du ihn eben nicht herein!«

»Wenn ich aber selber an einem Anfall darniederliegen werde, wie werde ich ihn dann nicht einlassen, wenn ich mich sogar erkühnen könnte, ihn nicht einzulassen, wo ich doch weiß, was für ein verzweifelter Bursche er ist.«

»Ach, der Teufel hol's! Weshalb bist du denn so überzeugt davon, daß ein Anfall kommen wird? Der Teufel hole dich! Machst du dich über mich lustig oder nicht?«

»Wie würde ich es denn wagen, mich über Sie lustig zu machen, und ist man wohl zum Spotten aufgelegt, wenn man so in Angst ist? Ich fühle im voraus, daß der Anfall sich einstellen wird, ich habe ein solches Vorgefühl, einzig und allein aus Angst wird der Anfall über mich kommen.«

»Ach, der Teufel! Wenn du darniederliegen wirst, dann wird eben Grigori achtgeben. Benachrichtige du im voraus den Grigori, er wird ihn schon nicht hineinlassen.«

»Über die verabredeten Zeichen wage ich schon keinesfalls ohne Befehl des Herrn dem Grigori Wassiljewitsch Mitteilung zu machen. Was aber das anbetrifft, daß Grigori Wassiljewitsch ihn hören und nicht einlassen wird, so ist er gerade heute infolge des gestrigen Vorfalles erkrankt; Marpha Ignatjewna hat aber die Absicht, ihn morgen auszuheilen. So sind sie vorhin übereingekommen. Die Heilung ist aber bei ihnen eine eigenartige: Marpha Ignatjewna weiß so einen Aufguß und hält ihn ständig vorrätig, einen kräftigen von irgendeinem Kraut, ein solches Geheimnis besitzt sie. Sie heilt aber mit dieser geheimen Arznei den Grigori Wassiljewitsch ungefähr dreimal im Jahre, wenn bei dem das ganze Kreuz so steif ist, als ob er gelähmt wäre, ja, dreimal im Jahre. Dann nimmt sie ein Handtuch, befeuchtet es mit diesem Aufguß und reibt ihm den ganzen Rücken, eine halbe Stunde lang, bis er völlig trocken ist, sogar rot wird und anschwillt; dann aber gibt sie ihm den Rest, der im Gläschen verblieb, zu trinken, unter einem ganz bestimmten Gebete, indes nicht alles, weil sie bei dieser seltenen Gelegenheit einen kleinen Rest für sich selber zurückbehält und gleichfalls austrinkt. Und beide, ich sage es Ihnen, da sie sonst nichts trinken, so taumeln sie nur so ins Bett und schlafen dann sehr lang und fest, und wenn dann Grigori Wassiljewitsch aufwacht, dann ist er fast immer danach gesund; Marpha Ignatjewna aber, wenn sie aufwacht, so tut ihr fast immer der Kopf weh. Wenn somit morgen Marpha Ignatjewna ihre Absicht ausführt, so wird es wohl kaum dahin kommen, daß sie hören, wenn Dmitri Fjedorowitsch kommt, und ihn dann nicht hinein lassen.«

»Was ist das für ein Unsinn! Und das alles trifft wie absichtlich zusammen: Du hast einen Anfall, und die beiden sind ohne Besinnung!« rief Iwan Fjedorowitsch aus. »Ja, und willst du es nicht schon selber dahin bringen, daß das zusammentrifft?« entrang es sich ihm plötzlich, und er verzog drohend die Augenbrauen.

»Wie könnte ich es denn dahin bringen . . . und wofür wollte ich es denn dahin bringen, da doch das alles einzig und allein von Dmitri Fjedorowitsch abhängt und einzig und allein von seinen Gedanken . . . Will er etwas anrichten, so tut er es eben, will er es aber nicht, so werde ich ihn doch nicht absichtlich dazu bewegen, über seinen Vater herzufallen?«

»Weshalb sollte er aber zum Vater kommen, ja, und dazu noch ganz im geheimen, wenn ja, wie du selber sagst, Agraphena Alexandrowna überhaupt nicht kommen wird?« fuhr Iwan Fjedorowitsch fort, und er ward blaß vor Ärger. »Du selber sagst das ja, ja, und die ganze Zeit über, während ich dort wohne, war ich überzeugt, daß der alte Mann nur phantasiert und daß diese Kreatur gar nicht zu ihm kommen wird. Weshalb sollte dann aber Dmitri bei dem alten Mann einbrechen, wenn die gar nicht kommen wird? Sprich! Ich will deine Gedanken wissen!«

»Sie selber geruhen zu wissen, weshalb er kommen wird; was sollen Ihnen denn da meine Gedanken? Er wird kommen einzig und allein, weil er zornig ist, oder er wird beispielsweise Argwohn schöpfen hinsichtlich meiner Krankheit, in Zweifel geraten und schließlich aus Ungeduld einbrechen, um in den Zimmern nach ihr zu suchen wie gestern: Ist sie nicht etwa doch gekommen irgendwie, ohne von ihm gesehen zu werden? Es ist Ihnen gleichfalls durchaus bekannt, daß Fjedor Pawlowitsch ein großes Kuvert vorbereitet hat, in dem dreitausend Rubel versiegelt sind, unter drei Siegeln. Es ist mit einem Bändchen zugebunden, und darauf steht mit seiner eigenen Hand geschrieben: ›Meinem Engel, der Gruschenka, wenn sie wird kommen wollen!‹ Dann drei Tage später hat er noch darunter geschrieben ›und dem Küchlein‹, das ist es aber gerade, was bedenklich ist.«

»Unsinn!« schrie Iwan Fjedorowitsch fast außer sich. »Dmitri wird nicht Geld rauben gehen, ja, und dabei noch seinen Vater ermorden! Er hätte ihn gestern ermorden können, der Gruschenka wegen, wie ein rasender, gereizter Dummkopf, aber zu rauben wird er nicht gehen.«

»Er braucht jetzt gar sehr Geld, bis zum äußersten ist es ihm nötig. Sie wissen ja gar nicht, wie sehr er Geld braucht!« begann Smerdjakoff außerordentlich ruhig und mit bemerkenswerter Folgerichtigkeit auseinanderzusetzen: »Dieselben Dreitausend hält er zudem noch für sein Eigentum, und selber hat er mir so erklärt: ›Mir‹, spricht er, ›ist der Vater noch genau dreitausend Rubel schuldig!‹ Zu dem allem berück-

sichtigen Sie auch noch gefälligst einige zweifellose Gewißheiten: Es ist dies fast mit Sicherheit so, man muß es einmal aussprechen, daß Agraphena Alexandrowna, wenn sie das nur selber will, ihn veranlassen wird, sie zu heiraten, das heißt Fjedor Pawlowitsch, wenn sie es nur will – nun, und sie wird das vielleicht wünschen. Ich sage nur so, daß sie nicht kommen wird, sie wird aber vielleicht mehr als das wollen, das heißt direkt »gnädige Frau« werden. Ich weiß ja, daß der Kaufmann Samsonoff ihr selber in aller Offenheit sagte, dies werde eine gar nicht so dumme Sache sein, und dabei lachten sie beide. Sie ist auch selber durchaus keine Dumme. Sie wird einen armen Teufel wie Dmitri Fjedorowitsch nicht heiraten. Wenn man aber dies jetzt in Betracht zieht, so urteilen Sie selber, Iwan Fjedorowitsch, dann wird weder Dmitri Fjedorowitsch noch sogar Ihnen und Ihrem Brüderlein Alexej Fjedorowitsch irgend etwas nach dem Tode des Vaters bleiben, nicht ein Rubel, denn Agraphena Alexandrowna wird ihn ja nur deshalb heiraten, um alles feste Eigentum an sich zu bringen und alle Kapitalien auf sich überschreiben zu lassen. Wird aber Ihr Vater jetzt sterben, bevor davon noch irgend etwas geschehen ist, so werden jedem von Ihnen sicherlich sogleich vierzigtausend Rubel zukommen, sogar auch Dmitri Fjedorowitsch, den der Vater haßt, da er ja kein Testament gemacht hat. Das alles ist Dmitri Fjedorowitsch durchaus bekannt.«

Es war, als ob etwas im Gesichte des Iwan Fjedorowitsch sich zusammenzog und erzitterte. Er ward plötzlich rot.

»Weshalb denn aber...«, unterbrach er plötzlich Smerdjakoff, »rätst du mir bei alledem noch, nach Tschermaschnja zu fahren? Was willst du damit sagen? Ich werde wegreisen, und da wird bei euch gerade etwas vorgefallen!«

Iwan Fjedorowitsch rang nach Luft.

»Das ist durchaus richtig!« sprach leise und bedachtsam Smerdjakoff, indem er unausgesetzt Iwan Fjedorowitsch ansah.

»Wie denn durchaus richtig?« fragte nochmals Iwan Fjedorowitsch, der gewaltsam an sich hielt, und dessen Augen drohend funkelten.

»Ich habe das nur aus Mitleid mit Ihnen gesagt. An Ihrer Stelle, wenn nur ich da wäre, so würde ich dies alles hier im Stich lassen... statt bei einer solchen Sache zu sitzen...«, antwortete Smerdjakoff, indem er mit der alleraufrichtigsten Miene auf die funkelnden Augen Iwan Fjedorowitsch blickte. Beide schwiegen.

»Du bist, so scheint mir, ein großer Idiot und schon natürlich... ein infamer Schuft!« und Iwan Fjedorowitsch erhob sich plötzlich von der Bank. Dann wollte er sogleich in die Türe treten, plötzlich blieb er aber stehen und drehte sich nach Smerdjakoff um. Es ereignete sich da etwas

Seltsames: Iwan Fjedorowitsch biß plötzlich wie von einem Krampfe befallen die Lippen, ballte Fäuste und – noch einen Augenblick, und er hätte sich natürlich auf den Smerdjakoff gestürzt. Der bemerkte wenigstens das im selben Augenblick, fuhr zusammen und neigte sich mit dem ganzen Körper zurück. Der Augenblick ging aber glücklich für Smerdjakoff vorüber, und Iwan wandte sich schweigend, aber gleich als sei er in fassungsloser Ratlosigkeit, nach der Pforte.

»Ich reise morgen nach Moskau, wenn du das wissen willst – morgen in der Frühe –, das ist auch alles!« sprach er plötzlich wütend, deutlich und laut, und er wunderte sich später selber darüber, warum er es denn damals nötig fand, dies Smerdjakoff mitzuteilen.

»Das ist am allerbesten so«, ergriff dieser sofort wieder das Wort, genauso, als ob er dies erwartet hätte; »nur freilich das eine, daß man Sie in Moskau per Telegraph von hier aus beunruhigen kann in irgendeinem solchen Falle . . .«

Iwan Fjedorowitsch blieb abermals stehen und drehte sich wiederum plötzlich nach Smerdjakoff um. Es war aber, als ob mit dem etwas vorgefallen sei. Alle Familiarität und Nachlässigkeit war augenblicklich von ihm abgefallen, sein ganzes Gesicht drückte außerordentliche Aufmerksamkeit und Erwartung aus, aber schon eine schüchterne und knechtische: »Wirst du nicht gar noch etwas sagen, wirst du nichts hinzufügen?« das war zu lesen in seinem starren Blick, der sich gleichsam in Iwan Fjedorowitsch eingesogen hatte.

»Hätte man mich denn nicht auch aus Tschermaschnja herbeigerufen in irgendeinem solchen Falle?« brüllte plötzlich Iwan Fjedorowitsch los, der, ohne selber zu wissen weshalb, furchtbar seine Stimme erhöht hatte.

»Gleichfalls auch in Tschermaschnja . . . hätte man Sie beunruhigt . . .«, murmelte Smerdjakoff fast im Flüsterton, und es war, als ob er alle Fassung verloren hätte, obgleich er fortfuhr, sehr eindringlich Iwan Fjedorowitsch direkt in die Augen zu sehen.

»Nur Moskau ist weiter, Tschermaschnja dagegen näher; so tun dir also die Reisegelder leid, wenn du auf Tschermaschnja bestehst, oder tue ich dir leid, daß ich einen so großen Umweg machen werde?«

»Das ist durchaus richtig . . .«, murmelte schon mit stockender Stimme Smerdjakoff, wobei er widerlich grinste und wiederum sich krampfhaft vorbereitete, rechtzeitig zurückzuspringen. Iwan Fjedorowitsch fing aber plötzlich zum Staunen Smerdjakoffs zu lachen an und schritt rasch zur Pforte, immer noch lachend. Wer ihm ins Gesicht geschaut hätte, der hätte wahrscheinlich den Schluß gezogen, daß er durchaus nicht lachte, weil es ihm etwa heiter zumute war. Ja, und er selber hätte um nichts in der Welt erklären können, was damals, in jener Minute, mit

ihm vorging. Er bewegte sich und schritt dahin, ohne sich dessen bewußt zu sein: rein mechanisch.

7

Mit einem gescheitern Menschen lohnt es der Mühe,
sich auch nur zu unterhalten

Ja, und er sprach auch. Als er Fjedor Pawlowitsch im Saale begegnete, da er eben erst eintrat, schrie er ihm plötzlich mit den Händen fuchtelnd zu: »Ich gehe zu mir nach oben, nicht aber zu Ihnen, auf Wiedersehen!« Und er ging am Vater vorüber und gab sich sichtlich Mühe, ihn sogar nicht einmal anzuschauen. Sehr möglich, daß der alte Mann ihm in diesem Augenblicke allzu verhaßt war, indes war ein so ungeniertes Hervorkehren seiner feindseligen Empfindungen sogar für Fjedor Pawlowitsch selber etwas Unerwartetes. Es wäre dabei aber auf den ersten Blick zu ersehen gewesen, daß der alte Mann ihm in aller Eile etwas mitteilen wollte, zu welchem Zwecke er denn auch absichtlich ihm in den Saal entgegengegangen war; als er aber eine solche Liebenswürdigkeit vernommen hatte, blieb er schweigend stehen und folgte mit höhnischem Blick dem Söhnchen mit den Augen, bis der seinen Blicken entschwunden war.

»Was ist denn mit ihm los?« fragte er rasch Smerdjakoff, der sogleich hinter Iwan Fjedorowitsch eingetreten war.

»Er ist auf irgend etwas böse; wer wird aus ihm klug?« brummte der ausweichend.

»Hol ihn der Teufel! Möge er zürnen. Bring die Teemaschine und packe dich selber so rasch wie möglich. Gib's nichts Neues?«

Und da begannen nun auch gerade jene Fragen, über die sich Smerdjakoff eben erst Iwan Fjedorowitsch gegenüber beklagt hatte, das heißt alles in betreff der erwarteten Besucherin, und wir werden diese Fragen hier übergehen. Eine halbe Stunde später war das Haus abgeschlossen, und das verrückte alte Männchen ging allein durch die Zimmer auf und ab in zitternder Erwartung, daß jetzt – jetzt gerade die fünf verabredeten Schläge erschallen werden. Von Zeit zu Zeit schaute er in die dunklen Fenster und erblickte nichts in ihnen als die Nacht.

Es war schon sehr spät, aber Iwan Fjedorowitsch schlief noch immer nicht und hing seinen Gedanken nach. Spät legte er sich diese Nacht zur Ruhe, erst um zwei Uhr morgens. Wir werden aber nicht den ganzen Verlauf seiner Gedanken wiedergeben, ja, und es ist auch noch nicht an der Zeit für uns, in diese Seele hineinzuleuchten: Diese Seele wird schon zu ihrer Zeit an die Reihe kommen. Und wenn wir sogar auch versuchen würden, irgend etwas hiervon wiederzugeben, so wäre

sehr viel Kunst hierzu erforderlich, weil es ja gar keine Gedanken waren, vielmehr etwas sehr Unbestimmtes und vor allem etwas allzusehr Aufgeregtes. Iwan Fjedorowitsch fühlte selber, daß er nicht ein noch aus wußte. Es quälten ihn auch verschiedene seltsame und fast völlig unerwartete Wünsche: So verlangte es ihn zum Beispiel plötzlich, bereits nach Mitternacht, gebieterisch und unerträglich danach, hinunterzugehen, die Tür zu öffnen, in den Seitenbau zu laufen und Smerdjakoff zu verhaufen. Hätte man ihn aber gefragt: »Warum denn?«, so wäre er selber entschieden außerstande gewesen, auch nur einen seiner Gründe mit Genauigkeit auseinanderzusetzen. Es sei denn der eine, daß ihm dieser Diener verhaßt war wie der allerschwerste Beleidiger, den man nur auf der Welt ausfindig machen könnte. Andererseits erfaßte ihn mehr als einmal in dieser Nacht eine ganz unerklärliche und erniedrigende Furcht, von der er – er fühlte das deutlich – sogar seine physischen Kräfte plötzlich zu verlieren glaubte. Der Kopf tat ihm weh, und es schwindelte ihm. Etwas Verhaftes bedrückte seine Seele, gleich als ob er sich vorbereite, sich an irgend jemandem zu rächen. Er haßte sogar jetzt Alescha, wenn er sich der heutigen Unterhaltung mit ihm erinnerte, er haßte in hohem Maße auf Augenblicke auch sich selber. An Katharina Iwanowna hatte er fast sogar zu denken vergessen, und er erstaunte darüber gar sehr in der Folgezeit, um so mehr, als er sich genau entsann, wie er noch am Morgen des eben verflossenen Tages, als er sich so schwungvoll bei Katharina Iwanowna gerühmt hatte, er werde morgen nach Moskau abreisen, wie er damals noch in seiner Seele für sich geflüstert hatte: »Aber das ist ja Unsinn, du wirst gar nicht fahren, und nicht gar so leicht wird es dir werden, dich loszureißen, wie du jetzt prahlst!« Wenn in der Folgezeit, lange noch danach, Iwan Fjedorowitsch an diese Nacht zurückdachte, entsann er sich mit ganz besonderem Widerwillen daran, wie er sich damals, so kam es vor, plötzlich vom Diwan erhob und leise, leise, gleich als ob er schrecklich fürchte, man möchte ihm zuschauen, die Tür öffnete, auf die Treppe hinausging und nach unten, nach den unteren Zimmern hinhorchte, wie sich dort Fjedor Pawlowitsch bewegte und hin und her ging. Er lauschte dann lange, fünf Minuten wohl, in einer ganz seltsamen Neugierde, den Atem anhaltend und mit Herzklopfen – warum er aber das alles tat, weswegen er eigentlich hinhorchte, das wußte er natürlich selber nicht. Dieses Tun nannte er in der Folge, sein ganzes Leben lang, ein niederträchtiges und hielt es sein ganzes Leben lang tief für sich – im geheimen seiner Seele – für die allerschurkischste Handlung während seines ganzen Lebens. Gegen Fjedor Pawlowitsch selber empfand er in jenen Augenblicken sogar keinerlei Haß mehr, vielmehr erfüllte ihn aus

irgendeinem Grunde seinem Vater gegenüber lediglich unwiderstehliche Neugier: wie er wohl jetzt da unten auf und ab geht, was er zum Beispiel jetzt gerade wohl dort bei sich tun mag. Er suchte zu erraten und stellte sich vor, wie er wohl dort unten in die dunklen Fenster schaut und dann plötzlich mitten im Zimmer stehenbleibt und wartet, wartet, ob nicht jemand anklopft. Von solcher Neugier erfaßt, ging Iwan Fjedorowitsch zweimal auf die Treppe hinaus. Als endlich alles still geworden war und sich Fjedor Pawlowitsch bereits niedergelegt hatte, gegen zwei Uhr, legte sich auch Iwan Fjedorowitsch zu Bett in dem festen Wunsche, möglichst rasch einzuschlafen, da er sich furchtbar abgespannt fühlte. Und wirklich schlief er plötzlich fest ein, und er schlief, ohne zu träumen, erwachte aber schon früh um sieben Uhr, als es gleichwohl schon lichter Tag war. Als er die Augen geöffnet hatte, fühlte er plötzlich zu seinem Staunen eine frische, geradezu außergewöhnliche Energie ihn durchströmen. Er sprang rasch aus dem Bett und zog sich eilig an. Dann zog er seinen Koffer hervor und begann ihn sogleich hastig zu packen. Seine ganze Wäsche hatte er gerade noch gestern frisch von der Wäscherin zurück-erhalten. Iwan Fjedorowitsch lächelte sogar bei dem Gedanken, daß so alles zusammentraf, daß gar kein Hemmnis seiner plötzlichen Abreise entgegenstehe. Die Abreise war aber tatsächlich eine plötzliche. Denn wenn auch Iwan Fjedorowitsch gestern (Katharina Iwanowna, Alescha und dann Smerdjakoff) gesagt hatte, er werde morgen abreisen, so hatte er doch, als er sich schlafen legte – er entsann sich dessen sehr wohl –, überhaupt nicht an Abreise gedacht, wenigstens war ihm auch gar nicht der Gedanke gekommen, daß, wenn er am Morgen erwachen werde, seine erste Bewegung die sein werde, sich hastig an das Packen seines Koffers zu machen. Endlich waren der Koffer und der Reisesack fertig: Es war gegen neun Uhr, als Marpha Ignatjewna bei ihm eintrat mit der üblichen täglichen Frage: »Wo ruhen Sie Tee zu trinken, bei sich, oder werden Sie herunterkommen?« Iwan Fjedorowitsch ging hinunter, er blickte fast heiter drein, wenn auch in seinen Bewegungen und Worten etwas merkwürdig Unruhiges und Hastendes lag. Nachdem er sich mit dem Vater freundlich begrüßt und sich sogar besonders eingehend nach dessen Gesundheit erkundigt hatte, erklärte er, ohne übrigens die Antwort des Vaters abzuwarten, ohne weiteres, er werde in einer Stunde nach Moskau abreisen auf immer, und er bitte, einen Wagen zu besorgen. Der Greis vernahm die Mitteilung, ohne sich im geringsten darüber zu wundern, und er vergaß sogar höchst unziemlicher Weise, Betrübnis zu zeigen über die Abreise des Sohnes. Statt dessen begann er auf einmal außerordentliche Geschäftigkeit an den

Tag zu legen, nachdem er sich gerade zur rechten Zeit auf eine wichtige persönliche Angelegenheit entsonnen hatte.

»Ach du! Was bist du für einer! Warum hast du das nicht gestern gesagt? . . . Nun gut! Einerlei! Wir werden das auch sofort in Ordnung bringen. Tue mir einen großen Gefallen, du mein leiblicher Sohn, fahre du nach Tschermaschnja. Du brauchst ja nur von der Station Wolowja nach rechts einzubiegen, im ganzen einige zwölf Werstchen, da liegt auch Tschermaschnja.«

»Erlauben Sie, das kann ich nicht; bis zur Eisenbahn sind es achtzehn Werst, der Zug fährt aber schon um sieben Uhr abends von der Station nach Moskau – das reicht eben nur aus, um zur rechten Zeit anzukommen.«

»Du wirst morgen, und wenn das nicht, so übermorgen noch zur rechten Zeit kommen, heute aber biege nach Tschermaschnja ab. Was kostet's dir, den Vater zu beruhigen? Wenn ich hier keine Geschäfte hätte, so wäre ich selber längst dahin geflogen, weil die Angelegenheit dort eilt und außerordentlich wichtig ist, ich bin hier aber . . . Die Zeit ist jetzt nicht eine solche . . . Siehst du, da liegt dieser mein Wald in zwei Landbezirken, in Begitscheff, ja, und in Djatschkin, inmitten un bebauten Landes. Die Masloffs, der Alte mit seinem Sohn, bieten nur achttausend Rubel für das Recht, den Wald zu fällen; aber im vergangenen Jahre fand sich ein Aufkäufer, der wollte zwölftausend geben, freilich kein hiesiger. Das ist es ja eben. Deshalb kann ich aber auch mit den Hiesigen das Geschäft nicht machen: Es haben da nämlich die Masloffs, Vater und Sohn, die Macht in Händen, und sie besitzen Hunderttausende: was sie bieten, muß man nehmen, von den Hiesigen wagt niemand, mit ihnen zu konkurrieren. Aber das Väterchen von Iljinsk¹ hat mir plötzlich am vergangenen Donnerstag geschrieben, es sei Gorstkin angereist gekommen, gleichfalls ein Kaufmännchen, ich kenne ihn. Sein Wert beruht nur darin, daß er kein Hiesiger ist, vielmehr aus Pogreboff stammt, das heißt also: Er fürchtet die Masloffs nicht, weil er eben kein Hiesiger ist. »Elftausend«, spricht er, »werde ich für den Wald geben!« Hörst du? Er wird aber, schreibt das Väterchen, nur noch im ganzen etwa eine Woche sich bei uns aufhalten. Wenn du demnach dahin fahren, ja, und mit ihm auch überkommen würdest!«

»Schreiben Sie doch dem Väterchen, der wird dann abschließen!«

»Er versteht es nicht, darin liegt ja gerade die Sache! Dieses Väterchen versteht nicht, die Augen offenzuhalten. Ein goldener Mensch. Ich würde ihm auf der Stelle Zwölftausend einhändigen zum Aufbewahren, ohne auch nur eine Quittung zu verlangen; aber die

¹ Das heißt der dortige Geistliche.

Augen offenzuhalten versteht er eben gar nicht, gleich als ob er überhaupt kein Mensch sei, schon ein Guck-in-die-Luft wird ihn betrügen. Aber er ist ja ein gelehrter Mann! Dieser Gorstkin ist dem Aussehen nach ein Bauer in blauem Wams, nur daß er von Charakter ein vollendeter Gauner ist, darin liegt ja auch unser aller Unglück: Er lügt, das ist es ja eben. Bisweilen lügt er derart, daß man nur so staunt, weshalb er das denn eigentlich tut. So log er vor zwei Jahren, seine Frau sei gestorben, und er habe bereits eine andere geheiratet, und davon war keine Silbe wahr. Stelle dir nun vor: Niemand ist seine Frau gestorben, sie lebt vielmehr noch jetzt und prügelt ihn alle drei Tage durch. So muß man denn auch jetzt herausbekommen: Lügt er, oder spricht er die Wahrheit, wenn er sagt, er wünsche den Wald zu kaufen und Elftausend zu geben.«

»Unter diesen Umständen werde aber auch ich dort gar nichts ausrichten; auch ich habe ja keine Augen.«

»Halt, warte, auch du wirst dazu taugen, weil ich dir alle seine Charaktereigentümlichkeiten mitteilen werde, die des Gorstkin nämlich, ich habe ja mit ihm längst schon Geschäfte. Siehst du, man muß ihm auf den Bart schauen: Das Bärtchen ist bei ihm rötlich, häßlich und dünn. Wenn das Bärtchen zittert, er selber aber Redensarten macht und zornig ist, so heißt das: Es ist gut so, er spricht die Wahrheit, er will das Geschäft machen! Wenn er aber seinen Bart mit der linken Hand streichelt und selber vor sich hinlächelt – nun, so bedeutet das: Er will übers Ohr hauen, er betrügt. In die Augen schau ihm niemals, an seinen Augen wirst du nichts erkennen, das ist ja trübes Wasser, ein Spitzbube. Schau nur auf seinen Bart! Ich werde dir einen Zettel an ihn mitgeben, den zeige ihm vor. Er nennt sich Gorstkin – er ist aber nicht Gorstkin, vielmehr Ljagawi¹; sage ihm aber ja nicht, daß er Ljagawi ist, er wird dann böse. Wenn du mit ihm übereinkommst und siehst, daß die Sache in Ordnung ist, so schreibe sogleich hierher. Schreibe nur das eine: ›Er lügt wohl nicht!‹ Bestehe auf Elftausend, ein Tausendchen kannst du nachlassen, mehr nicht. Denke nur: acht und elf, das ist ein Unterschied von dreitausend. Diese Dreitausend habe ich gleich wie gefunden. Wird man denn wohl so bald einen Aufkäufer auftreiben? Geld habe ich aber unumgänglich nötig. Wenn du mir zu wissen geben wirst, daß die Sache ernst ist, so werde ich schon selber von hier geflogen kommen und abschließen, irgendwie werde ich die Zeit schon erübrigen. Wozu werde ich aber jetzt dahin eilen, wenn das alles das Väterchen nur ausgedacht hat? Nun, wirst du fahren oder nicht?«

»Ach, ich habe ja keine Zeit, verschonen Sie mich damit.«

¹ So nennt man eine gewisse Art Jagdhunde.

»Ach, tue doch deinem Vater einen Gefallen! Ich werde dir das nicht vergessen! Ohne Herz seid ihr alle, daran liegt es. Was haben für dich ein oder zwei Tage zu bedeuten? Wohin willst du denn jetzt, nach Venedig? Dein Venedig wird nicht in Trümmer sinken in einigen wenigen Tagen. Ich hätte Alescha geschickt, ja aber was versteht denn Alescha von solchen Dingen? Ich schicke dich ja einzig und allein deshalb, weil du ein kluger Mensch bist. Sehe ich das denn nicht? Du bist kein Holzhändler, du hast aber Augen im Kopfe. Da braucht man aber auch nur herauszubekommen: Spricht der Mensch im Ernste oder nicht? Ich wiederhole: Blicke auf seinen Bart; wird das Bärtchen zittern – so bedeutet das, daß es ihm ernst ist.«

»Schicken Sie mich denn von sich aus nach diesem verfluchten Tschermaschnja, wie?« rief Iwan Fjedorowitsch, indem er boshaft lächelte.

Fjedor Pawlowitsch bemerkte die Bosheit nicht oder wollte sie nicht bemerken, das Lächeln aber fing er auf.

»Das heißt also, du wirst fahren? Du wirst fahren? Sogleich werde ich dir einen Zettel kritzeln!«

»Ich weiß nicht, ob ich fahren werde, ich weiß das nicht; unterwegs werde ich mich entschließen.«

»Wie, unterwegs? Entschließe dich auf der Stelle! Täubchen, entschließe dich! Wirst du mit ihm übereinkommen, so schreibe mir zwei Zeilen und übergib sie dem Väterchen. Der wird mir sogleich dein Zettelchen schicken. Dann aber werde ich dich schon nicht mehr zurückhalten, fahre nur nach Venedig. Nach der Station Wolowja wird dich das Väterchen mit seinen eigenen Pferden zurückfahren . . .«

Der Greis war einfach entzückt; er kritzelte seinen Zettel, man schickte nach einem Wagen, gab einen Zubiß und Kognak. Wenn der alte Mann sich über etwas freute, begann er sonst stets sich in Vertraulichkeiten auszulassen; diesmal war es aber, als lege er sich Zurückhaltung auf. Über Dmitri Fjedorowitsch sprach er zum Beispiel kein einziges Wörtchen. Vollends der Abschied vom Sohne rührte ihn nicht im geringsten. Es schien sogar, als ob er nichts finde, wovon er sprechen solle; und Iwan bemerkte das gar sehr: »Ich bin ihm also gleichwohl langweilig geworden!« dachte er bei sich. Nur als er dem Sohne schon das Geleit gab, unter der Haustür, da schien der alte Mann etwas unruhig zu werden: Es sah ganz so aus, als ob er ihn küssen wollte. Iwan Fjedorowitsch streckte ihm aber rasch die Hand zum Abschied hin, augenscheinlich, um dem Küssen aus dem Wege zu gehen. Der Greis begriff das sogleich und stand augenblicklich davon ab.

»Nun, mit Gott, mit Gott!« wiederholte er von der Haustür aus;

»du wirst ja wohl noch irgendwann im Leben wiederkommen? Nun, und komme auch wieder, ich werde immer froh sein! Nun, Christus sei mit dir!«

Iwan Fjedorowitsch stieg in den Wagen.

»Leb wohl, Iwan! Schimpf mich nicht gar zu sehr!« rief ihm der Vater noch nach.

Dem Abreisenden das Geleite zu geben, waren auch alle Dienstboten herausgekommen: Smerdjakoff, Marpha Ignatjewna und Grigori. Iwan schenkte einem jeden von ihnen zehn Rubel. Als er schon im Wagen Platz genommen hatte, kam Smerdjakoff herbeigesprungen, um die Wagendecke zurechtzulegen.

»Siehst du wohl, ich fahre nach Tschermaschnja«, entrang es sich plötzlich dem Iwan Fjedorowitsch, und wiederum, wie gestern, war das so ganz von selber herausgeflogen, ja, und dazu noch begleitet von einem sonderbaren, nervösen, kleinen Lachen. Lange nachher noch erinnerte er sich dessen.

»Das heißt also, mit Recht sagen die Leute, daß es der Mühe lohnt, mit einem klugen Menschen sich auch nur zu unterhalten«, antwortete Smerdjakoff in festem Tone, indem er Iwan Fjedorowitsch durchdringend ansah.

Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr davon. In der Seele des Reisenden war es unruhig, er schaute aber gierig umher auf die Felder, auf die Hügel, auf die Bäume, auf eine Gänseschar, die über ihm dahinflog hoch am klaren Himmel. Und plötzlich ward ihm so wohl! Er versuchte mit dem Fuhrmann eine Unterhaltung anzuknüpfen, und irgend etwas interessierte ihn scheinbar furchtbar von dem, was ihm der Bauer antwortete; aber schon nach zehn Minuten begriff er, daß alles ihm an den Ohren vorübergeflogen war, und er tatsächlich gar nichts verstanden hatte. Er verstummte. Schön war es auch so: Die Luft war rein, frisch, kühl, der Himmel klar. Die Gestalten von Alescha und Katharina Iwanowna wollten vor seinem Geiste auftauchen; er lächelte aber still vor sich hin, und leise blies er auf die lieben Gestalten, und sie flogen davon. »Es wird noch ihre Zeit kommen!« dachte er. Die Station hatten sie rasch erreicht. Man wechselte die Pferde und jagte nach Wolowja. »Weshalb lohnt es sich denn der Mühe, sich mit einem gescheiterten Menschen auch nur zu unterhalten?« Dieser Gedanke ergriff ihn plötzlich mit aller Gewalt. »Aber wozu habe ich ihm denn nur mitgeteilt, daß ich nach Tschermaschnja fahre?« Sie kamen zur Station Wolowja. Iwan Fjedorowitsch verließ den Wagen, und die Fuhrleute umringten ihn. Man suchte übereinzukommen, nach Tschermaschnja zwölf Werst auf Seitenwegen zu fahren, mit Privatpferden. Er befahl anzuspannen. Dann

ging er ins Stationshaus, sah sich da um, schaute sich die Aufseherin an und kam plötzlich wieder zum Eingang zurück.

»Es ist nicht nötig, nach Tschermaschnja zu fahren. Verspäte ich mich nicht; Brüder, zu dem Sieben-Uhr-Zug?«

»Wir werden gerade zur rechten Zeit kommen. Soll man anspannen?«

»Spann sogleich an! Wird niemand von euch morgen in der Stadt sein?«

»Wie denn nicht? Hier, Mitri wird dort sein.«

»Kannst du mir nicht, Mitri, eine Gefälligkeit erweisen? Gehe zu meinem Vater, Fjedor Pawlowitsch Karamasoff, und sage du ihm, daß ich doch nicht nach Tschermaschnja gefahren bin. Kannst du es oder kannst du es nicht?«

»Weshalb sollte ich nicht zu ihm hingehen; wir werden hingehen, den Fjedor Pawlowitsch kennen wir längst.«

»Da hast du ein Trinkgeld, weil er dir am Ende gar nichts geben wird . . .« und Iwan Fjedorowitsch lachte heiter.

»Sicherlich wird er nichts geben!« meinte gleichfalls lachend Mitri. »Danke, mein Herr, wir werden es unbedingt ausführen!«

Um sieben Uhr abends stieg Iwan Fjedorowitsch in den Zug und flog Moskau zu. »Fort mit allem Früheren! Aus sei es mit der früheren Welt auf ewig! Und daß aus ihr auch keine Nachricht, kein Ruf mich erreiche! Auf nach einer neuen Welt, nach neuen Orten, und das ohne zu zaudern!« Statt Entzücken befahl aber seine Seele ein solcher Trübsinn, und in seinem Herzen begann solcher Gram zu nagen, wie er noch niemals vordem empfunden hatte in seinem ganzen Leben. Er verbrachte die Nacht in Gedanken, und erst beim Morgengrauen, als man schon in Moskau einfuhr, war es ihm plötzlich, als sei er vom Schläfe erwacht.

»Ich bin ein Schurke!« flüsterte er für sich.

Fjedor Pawlowitsch aber blieb sehr zufrieden zurück, als er seinem Söhnchen das Geleite gegeben hatte. Ganze zwei Stunden fühlte er sich fast glücklich und trank mehrmals von seinem Kognakchen; plötzlich aber ereignete sich im Hause ein für alle Hausbewohner äußerst ärgerlicher und unangenehmer Vorfall, der augenblicklich Fjedor Pawlowitsch in große Bestürzung versetzte. Smerdjakoff war nämlich aus irgendeinem Grunde in den Keller gegangen und von der ersten Stufe heruntergefallen. Es war noch gut, daß sich zu dieser Zeit Marpha Ignatjewna gerade auf dem Hofe befand und das rechtzeitig hörte. Wie Smerdjakoff fiel, hatte sie zwar nicht gesehen, dafür aber hatte sie einen Schrei vernommen, einen ganz besonderen, seltsamen Schrei, der ihr indes längst schon bekannt war – den Schrei

eines Epileptikers, der in seinen Anfall verfällt. Ob nun der Anfall über ihn gekommen war in dem Augenblicke, als er die Stufen hinabging, so daß er sogleich auch besinnungslos hinabfliegen mußte, oder ob im Gegenteil Smerdjakoff, der bekanntlich epileptisch war, sein Anfall überkommen hatte erst in Folge des Sturzes und der damit verbundenen Erschütterung – das konnte man nicht herausbringen, man fand den Smerdjakoff aber schon auf dem Boden des Kellers in Krämpfen und Zuckungen um sich schlagend und mit Schaum vor dem Munde. Anfangs glaubte man, er habe sich sicherlich etwas gebrochen, eine Hand oder einen Fuß, und sich wund geschlagen, es hatte ihn aber »Gott behütet«, wie sich Marpha Ignatjewna ausdrückte: Nichts dergleichen war geschehen, es war nur schwer, ihn aufzuheben und aus dem Keller zum Gotteslicht zu bringen. Sie baten bei den Nachbarn um Beistand und kamen damit irgendwie zurecht. Auch Fjedor Pawlowitsch war bei diesem ganzen Vorgang anwesend und legte selber Hand an: Augenscheinlich war er erschreckt und wie außer Fassung geraten. Der Kranke kam indes nicht zur Besinnung; wenn die Anfälle auch zeitweilig aufhörten, so begannen sie dafür wiederum von neuem, und alle zogen daraus den Schluß, daß ganz das gleiche eintreten werde wie auch im vergangenen Jahre, als Smerdjakoff gleichfalls unversehens vom Dachboden herabgefallen war. Man entsann sich daran, daß man ihm damals Eis auf den Kopf gelegt hatte. Eis fand sich noch immer im Keller, und Marpha Ignatjewna besorgte das Weitere, Fjedor Pawlowitsch aber sandte gegen Abend nach Doktor Herzenstube, der auch sofort kam. Nachdem er den Kranken sorgfältig untersucht hatte (es war dies der gewissenhafteste und aufmerksamste Arzt im ganzen Gouvernement, ein betagtes und äußerst ehrwürdiges Männchen), schloß er, daß es sich um einen außergewöhnlichen Anfall handle, und daß da Gefahr drohe. Vorerst begreife er, Herzenstube, noch nicht alles; wenn aber die jetzigen Mittel nichts helfen, so werde er morgen früh andere anzuwenden sich entschließen. Den Kranken legte man zu Bette im Seitenbau, in einem Zimmerchen, das neben dem von Grigori und Marpha Ignatjewna lag. Danach hatte Fjedor Pawlowitsch schon den ganzen Tag über ein Unglück nach dem anderen erlitten: Das Mittagessen hatte Marpha Ignatjewna bereitet, und die Suppe schmeckte, verglichen mit der, die Smerdjakoff zuzubereiten pflegte, ganz wie Spülwasser, das Huhn aber war zu dem Grade verbraten, daß es unmöglich war, es zu kauen. Marpha Ignatjewna entgegnete auf die bitteren, wenn auch gerechten Vorwürfe des Hausherrn, das Huhn sei auch ohnedies alt gewesen, und zudem sei sie auch gar nicht zum Koch ausgebildet worden. Gegen Abend meldete sich eine neue Sorge: Man

berichtete Fjedor Pawlowitsch, daß Grigori, der schon den dritten Tag krank war, sich gerade eben völlig niedergelegt habe, er sei lahm im Kreuze geworden. Fjedor Pawlowitsch trank seinen Tee so früh wie möglich und schloß sich allein im Hause ein. Er war in einer fürchterlich aufregenden Erwartung. Die Sache war die, daß er gerade an diesem Abend den Besuch der Gruschenka schon fast mit Bestimmtheit erwartete, wenigstens hatte er von Smerdjakoff bereits früh am Morgen so gut wie die Zusicherung erhalten, daß sie schon zweifellos versprochen habe, zu kommen. Das Herz des ruhelosen alten Männchen schlug erregt, er schritt durch seine leeren Zimmer und lauschte. Es war nötig, das Ohr scharf hinzuhalten: Es konnte irgendwo Dmitri Fjedorowitsch auf sie lauern. Wenn sie aber an das Fenster klopfen wird (Smerdjakoff hatte noch vorgestern Fjedor Pawlowitsch die Versicherung gegeben, er habe ihr mitgeteilt, wie und wohin man klopfen müsse), so mußte man die Tür möglichst rasch öffnen und sie keinesfalls, auch nicht eine Sekunde, im Vorzimmer aufhalten, damit sie, Gott behüte es, nicht über irgend etwas in Schreck gerate und davonlaufe. Es war Fjedor Pawlowitsch sorgenvoll zumute, aber noch niemals hatte sich sein Herz in süßerer Hoffnung gewiegt: Man konnte ja fast mit Gewißheit sagen, daß sie diesmal schon unbedingt kommen werde.

SECHSTES BUCH

Ein russischer Mönch

1

Der Greis Sosima und seine Gäste

Als Alescha in schmerzhafter Erregung die Zelle des Greises betrat, blieb er vor Verwunderung fast stehen: statt des heimgehenden, schon besinnungslosen Kranken, wie er ihn zu finden fürchtete, erblickte er ihn plötzlich im Sessel sitzen, mit einem zwar vor Schwäche erschöpften, aber munteren und heiteren Gesichte, wie er von Gästen umgeben mit ihnen ein leises und liches Gespräch führte. Übrigens war er erst vor einer Viertelstunde aufgestanden. Die Gäste hatten sich schon vorher in seiner Zelle versammelt und warteten, bis er erwachen werde, auf die feste Versicherung des Vaters Paisi, »der Meister werde ohne Zweifel aufstehen, um sich noch einmal mit denen, die seinem Herzen lieb sind, zu unterhalten, wie er selber noch des Morgens verkündet und versprochen hatte«. An dieses Versprechen, ja, und an jedes seiner Worte glaubte Vater Paisi fest, so sehr, daß, wenn er den Greis auch schon völlig ohne Besinnung und sogar ohne Atem erschaut hätte, aber sein Versprechen gehabt hätte: daß er noch einmal aufstehen und sich von ihm verabschieden werde, er dann vielleicht nicht einmal dem Tode selber glauben, vielmehr immer noch erwarten würde, daß der Sterbende erwachen und das Verheißene erfüllen werde. Am Morgen aber hatte ihm der Greis Sosima mit Bestimmtheit verkündet, bevor er in Schlaf verfiel: »Ich werde nicht eher sterben, als ich mich noch einmal erlabte an einem Gespräch mit euch, ihr Geliebten meines Herzens, bevor ich noch einmal auf eure lieben Gesichter hinschaute und noch einmal vor euch meine Seele ausströmte.« Die, welche sich zu diesem wahrscheinlich letzten Gespräche des Greises eingefunden hatten, waren seit langen Jahren seine allerergebensten Freunde. Ihrer waren vier: die Mönchspriester Vater Joseph, Vater Paisi und der Mönchspriester Vater Michail, der Vorsteher der Einsiedelei, ein noch nicht sehr alter und bei weitem nicht so gelehrter Mann. Er war aus einfachem Stande hervorgegangen, aber sehr fest im Geiste, unerschütterlich und einfach gläubig, dabei seinem Aussehen nach rauh, aber in seines Herzens Grunde erfüllt von tiefer Rührung, die er offenbar verbarg, ja sich ihrer zu schämen schien. Der vierte Gast war ein schon

ganz altes, einfaches Mönchlein aus ärmstem Bauernstande, Bruder Anfim. Der war sogar des Lesens und Schreibens nicht allzu kundig, ein schweigsamer und stiller Mann, der selten nur mit irgendwem sprach. Unter den Allerdemütigsten der Allerdemütigste, sah er so aus, als ob er durch irgend etwas Erhabenes und Furchtbares auf ewig eingeschüchtert sei, und sich sein Geist gar nicht wieder aufrichten könnte. Diesen, wie es schien, ewig zitternden Menschen liebte der Greis Sosima gar sehr und begegnete ihm während seines ganzen Lebens mit außerordentlicher Hochachtung, obgleich er vielleicht mit keinem seiner Bekannten während seines ganzen Lebens weniger Worte gewechselt hatte als mit ihm, ungeachtet dessen, daß er einstmals viele Jahre nur in seiner Begleitung auf Pilgerfahrten über das ganze heilige Rußland hin zugebracht hatte. Es war dies freilich schon sehr lange her, an die vierzig Jahre. Damals hatte der Greis Sosima eben erst seine Mönchs-laufbahn in einem armen, wenig bekannten Kloster in Kostroma begonnen und bald darauf sich aufgemacht, Vater Anfim in seinen Wanderungen zu begleiten, die er unternahm, um Gaben zu sammeln für ihr armes Klosterchen in Kostroma. Alle, der Hausherr und die Gäste, befanden sich in dem zweiten Zimmer des Greises, wo sein Bett stand, einem Zimmer, das, wie schon weiter oben gesagt, sehr eng war, so daß alle vier (außer dem Novizen Porphyri, der stehend dort verweilte) nur mit Mühe um den Sessel des Greises Platz fanden auf Stühlen, die sie aus dem ersten Zimmer des Greises gebracht hatten. Es begann bereits zu dämmern, das Zimmer war indes erhellt durch die Lämpchen und Wachslichter, die vor den Heiligenbildchen brannten. Als der Greis Alescha erblickte, der bei seinem Eintritt verlegen geworden war und in der Türe stand, lächelte er ihm freudig zu und streckte ihm die Hand entgegen.

»Ich grüße dich, mein Sanfter, ich grüße dich, mein Lieber, da bist du denn auch gekommen. Und ich wußte, daß du kommen wirst.«

Alescha trat zu ihm heran, verneigte sich vor ihm bis zur Erde und brach in Weinen aus. Irgend etwas wollte sich aus seinem Herzen losreißen, seine Seele erzitterte, und er fühlte den Drang, laut aufzuschluchzen.

»Was ist dir denn, warte doch damit, mich zu beweinen«, sprach lächelnd der Greis, und er legte ihm seine rechte Hand aufs Haupt. »Siehst du, ich sitze ja hier und unterhalte mich, vielleicht werde ich noch zwanzig Jahre leben, wie mir gestern jene Gute Liebe aus Wüschegorja wünschte, die das Mädchen Lisaweta auf den Armen trug. Sei eingedenk, Herr, der Mutter und des Mädchens Lisaweta!« (Er bekreuzte sich.) »Porphyri, hast du ihre Gabe dahin gebracht, wohin ich dir sagte?« Damit entsann er sich jener sechzig Kopeken von gestern,

die eine fröhliche Verehrerin von ihm gespendet hatte, damit man sie der gebe, »die ärmer ist als ich!« Solche Opfer werden nämlich dargebracht wie eine freiwillige Kirchenbuße, die man sich aus irgendeinem Grunde auferlegte, und die man unbedingt mit solchem Gelde darbringt, das man durch eigener Hände Arbeit verdiente. Der Greis hatte Porphyri noch am gleichen Abend zu einer Kleinbürgerin unserer Stadt gesandt, die erst unlängst abgebrannt war, einer Witwe mit Kindern, die nach dem Brande betteln ging. Porphyri beeilte sich mitzuteilen, daß die Sache schon erledigt sei und daß er, wie ihm befohlen war, »im Namen einer unbekanntenen Wohltäterin« das Geld abgegeben habe.

»Steh doch auf, mein Lieber«, sprach der Greis dann zu Alescha, »laß mich auf dich schauen! Warst du bei den Deinen, und hast du deinen Bruder gesehen?«

Alescha kam es seltsam vor, daß der Greis so bestimmt und unzweideutig nur nach einem von den Brüdern frage, aber nach welchem denn: das heißt, also gerade für diesen einen Bruder hatte er ihn vielleicht von sich weggeschickt, und das gestern wie heute.

»Einen von den Brüdern habe ich gesehen«, antwortete Alescha.

»Ich spreche von jenem, dem ältesten, vor dem ich mich bis zur Erde verneigte.«

»Den habe ich nur gestern gesehen, heute aber durchaus nicht finden können«, sprach Alescha.

»Beeile dich, ihn zu finden! Gehe morgen wiederum fort und spute dich, alles laß liegen und spute dich! Vielleicht kommst du noch gerade zur rechten Zeit, um etwas Furchtbares zu verhindern. Ich habe mich ja gestern verneigt vor seinen großen zukünftigen Leiden!«

Er verstummte plötzlich, und es war, als ob er sich in seine Gedanken vertiefte. Seine Worte waren seltsam. Vater Joseph, der Zeuge des gestrigen Fußfalls des Greises gewesen war, wechselte mit Vater Paisi rasche Blicke. Alescha konnte nicht an sich halten:

»Mein Vater und Lehrer«, sprach er mit außerordentlicher Aufregung, »allzu dunkel sind Eure Worte . . . Was ist denn das für ein Leiden, das seiner harrt?«

»Sei nicht neugierig! Es offenbarte sich mir gestern etwas Furchtbares . . . es war ganz so, als ob sein Blick gestern sein ganzes Schicksal zum Ausdruck brachte. Er tat gestern einmal einen solchen Blick . . . daß ich mich in meinem Herzen augenblicklich entsetzte über das, was dieser Mensch da für sich selber vorbereitet. Ein oder zweimal nur in meinem ganzen Leben habe ich bei einem Menschen einen solchen Gesichtsausdruck wahrgenommen . . ., der gleichsam das ganze Schicksal dieser Leute zum Ausdruck brachte, und o weh! ihr Schicksal ging auch

in Erfüllung. Ich sandte dich zu ihm, Alexej, denn ich dachte, daß dein brüderlicher Anblick ihm helfen werde. Alles kommt aber vom Herrn, auch alle unsere Schicksale. Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbet, so bringet's viel Früchte. Sei dessen eingedenk! Dich aber, Alexej, habe ich vielmals in meinem Leben in Gedanken gesegnet wegen deines »Anblicks«, wisse dies!« sprach der Greis mit sanftem Lächeln. »Ich denke über dich so: Du wirst diese Mauern verlassen, aber in der Welt wirst du sein wie ein Mönch. Viele Widersacher wirst du haben, aber auch selbst deine Widersacher werden dich lieben. Viel Unglück wird dir das Leben bringen, aber gerade um seinetwillen wirst du auch glücklich sein und das Leben segnen und andere veranlassen, es zu segnen – was das allerwichtigste ist! Nun, jetzt weißt du, was für einer du bist. Meine Väter und meine Lehrer«, wandte er sich gerührt lächelnd an seine Gäste, »niemals noch bis auf den heutigen Tag habe ich sogar ihm selber gesagt, weshalb meiner Seele der Anblick dieses Jünglings so lieb war. Jetzt erst will ich es sagen: Es war mir sein Anblick wie eine Erinnerung und wie eine Verheißung. Beim Morgenrot meiner Tage, als ich noch ein ganz kleines Kind war, hatte ich noch einen älteren Bruder, der als ein Jüngling, erst siebzehn Jahre alt, vor meinen Augen starb. Und nachher im Verlaufe meines Lebens überzeugte ich mich mehr und mehr, daß dieser mein Bruder in meinem Schicksal wie ein Hinweis und wie eine Vorausbestimmung von oben war; denn wäre er nicht in meinem Leben erschienen, wäre er überhaupt nicht erschienen, dann hätte ich vielleicht niemals so gedacht, ich hätte mich dann nicht dem Mönchsstande gewidmet und nicht diesen teuren Pfad beschritten. Jene erste Erscheinung ward mir noch in meiner Kindheit, und nunmehr, da mein Weg schon abwärts führt, trat mir gewissermaßen ihre Wiederholung vor Augen. Wunderbar ist es, Väter und Lehrer, daß, obgleich Alexej meinem verstorbenen Bruder nicht gar so sehr von Angesicht gleicht, vielmehr nur einigermaßen, er mir gleichwohl jenem derart geistig ähnelt, daß ich ihn oftmals geradezu für jenen Jüngling gehalten habe, für meinen Bruder, der am Ende meines Pfades auf geheimnisvolle Weise zu mir gekommen sei, um mich an irgend etwas zu erinnern und meinen Geist wachzuhalten, so daß ich sogar erstaunte über mich selber, daß ich einen so seltsamen Gedanken zu hegen vermag. Hörst du das, Porphyri?« wandte sich der Greis an den ihm dienenden Novizen. »Gar oftmals glaubte ich auf deinem Gesicht Kummer zu lesen darüber, daß ich Alexej mehr liebe als dich. Jetzt weißt du, weshalb es so war; aber auch dich liebe ich ja, wisse das, und oftmals war es mir leid, daß du betrübt warst. Euch aber, meine lieben Gäste, will ich jetzt von diesem meinem jungverstorbenen

Bruder erzählen, denn es gab in meinem Leben keine Erscheinung, die mir teurer, mehr in die Zukunft weisend und rührender gewesen wäre als er. Mein Herz ist gerührt, und ich schaue in dieser Minute auf mein ganzes Leben hin, als ob ich es wieder von neuem erlebte.«

Hier muß ich bemerken, daß diese letzte Unterredung des Greises mit seinen Gästen, die ihn am letzten Tage seines Lebens besucht hatten, sich zum Teil in Niederschrift erhalten hat. Alexej Fjedorowitsch Karamasoff schrieb sie nieder, einige Zeit nach dem Tode des Greises und zur Erinnerung an ihn. Ob aber diese Niederschrift durchaus die damalige Unterhaltung wiedergibt, oder ob Alescha auch frühere Unterhaltungen, die er mit seinem Lehrer gehabt hatte, einfügte, das kann ich nicht mehr entscheiden. Zudem aber wird in dieser Niederschrift die ganze Rede des Greises wie in einem Flusse geführt, gleich als ob er seinen Freunden sein Leben in der Art einer Erzählung wiedergegeben hätte, während zweifellos, nach späteren Äußerungen zu schließen, die Sache ein wenig anders verlief. Es ward an jenem Abend ein allgemeines Gespräch geführt, und wenn auch die Gäste ihren Hausherrn nur wenig unterbrachen, so sprachen sie gleichwohl auch von sich aus, sich in das Gespräch einmischend – und vielleicht erzählten und berichteten sie sogar auch von sich selber ein und das andere. Zudem hätte ein solch ununterbrochener Fluß auch wohl deshalb nicht in dieser Erzählung sein können, weil der Greis bisweilen außer Atem kam, die Stimme verlor und sich zum Ausruhen auf sein Bett legen mußte, wenn er auch nicht einschlief und die Gäste ihre Plätze nicht verließen. Ein- oder zweimal ward auch die Unterhaltung durch das Lesen des Evangeliums unterbrochen, und es las Vater Paisi. Bemerkenswert ist auch noch, daß gleichwohl keiner von den Gästen des Greises vermutete, daß er noch in dieser selben Nacht sterben werde. Und das um so weniger, als es ganz den Anschein hatte, als habe er an diesem letzten Abende seines Lebens, nachdem er tagsüber fest geschlafen hatte, neue Kraft gesammelt, die ihn aufrecht hielt während der ganzen Unterredung mit seinen Freunden. Es war so, als ob eine letzte Rührung in ihm eine unglaubliche Belebung wachrief, indes nur auf kurze Zeit, denn sein Leben versiegte plötzlich... Davon aber später. Jetzt will ich nur noch bemerken, daß ich es vorzog, ohne auf irgendwelche Einzelheiten der Unterredung einzugehen, mich nur auf die Erzählung des Greises zu beschränken, eben nach der Aufzeichnung des Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. Es wird das kürzer sein, ja, und nicht so ermüdend, wenn auch natürlich, ich wiederhole es, Alescha mancherlei aus seinen früheren Gesprächen nahm und es mit seiner Schilderung verknüpfte.

Aus dem Leben des in Gott in die Ewigkeit eingegangenen Einsiedlers und Klostergeistlichen, des Greises Sosima, zusammengestellt nach seinen eigenen Worten von Alexej Fjedorowitsch Karamasoff

Biographische Mitteilungen

a Von dem frühverstorbenen Bruder des Greises Sosima

Geliebte Väter und Lehrer: Geboren ward ich in einem fernen nördlichen Gouvernement, in der Stadt W. Mein Vater war von Adel, aber von keinem hervorragenden und nicht von hohem Rang. Er starb, als ich erst zwei Jahre alt war, und ich kann mich seiner überhaupt nicht entsinnen.

Er hinterließ meinem Mütterchen ein nicht großes hölzernes Haus und etwas Vermögen, nicht viel, aber immerhin ausreichend, um mit den Kindern sorgenfrei zu leben. Es waren deren aber nur zwei: ich, Sinowi, und mein älterer Bruder Markel. Er war acht Jahre älter als ich, von aufbrausendem und reizbarem Charakter, aber von Herzen gut, kein Spötter und seltsam wortkarg, besonders zu Hause mit mir, der Mutter und den Dienstboten. Er lernte zwar gut im Gymnasium, trat aber seinen Kameraden nicht näher, wenn er auch mit ihnen nicht in Unfrieden lebte (so hat mir wenigstens mein Mütterchen erzählt). Ein halbes Jahr vor seinem Tode – er war schon siebzehn Jahre alt – pflegte er zu einem in der Stadt ganz für sich lebenden Menschen zu gehen, einer Art politischen Verbannten, der seines Freidenkertums wegen aus Moskau in unsere Stadt verschickt war. Es war aber dieser Verbannte nicht wenig gelehrt und ein bekannter Philosoph an der Universität. Aus irgendeinem Grunde hatte er Markel lieb gewonnen und begann ihn zu sich einzuladen. Bei ihm pflegte denn auch der Jüngling ganze Abende zuzubringen und das den ganzen Winter hindurch, bis man den Verbannten in den Staatsdienst zurückverlangte, nach Petersburg, auf seine eigene Bitte, denn er hatte Protektion. Es begannen die großen Fasten, und Markel will auf einmal nicht fasten, er schimpft und spottet darüber: »Alles das«, spricht er, »ist ja nur Unsinn, und es gibt ja gar keinen Gott!« Damit erregte er das Entsetzen meiner Mutter und der Dienstboten, ja, und auch meines, der ich noch klein war. Denn wenn ich auch erst neun Jahre alt war, so hatte ich mich gleichwohl sehr erschreckt, als ich diese Worte vernahm. Die Dienstboten, im ganzen vier, waren aber bei uns durchweg Leibeigene und sämtlich auf den Namen eines uns befreundeten Gutsbesit-

zers gekauft worden. Noch erinnere ich mich daran, wie mein Mütterchen von diesen vieren eine, die Köchin Afenja, die lahm und hochbetagt war, für sechzig Rubel verkaufte und an ihre Stelle eine Nichtleib-eigene anstellte. Und da – in der sechsten Fastenwoche – verschlimmert sich plötzlich der Gesundheitszustand meines Bruders. Er war nämlich von jeher nicht so recht gesund, brustkrank, von schwachem Körperbau und zur Schwindsucht neigend; von Wuchs war er nicht klein, aber schwächig und schwächlich. Sein Gesicht war dabei sehr wohlgebildet. Er hatte sich wohl erkältet. Der Arzt kam und teilte der Mutter in aller Heimlichkeit mit, daß es sich um galoppierende Schwindsucht handle, und der Bruder das Frühjahr nicht überleben werde. Die Mutter begann zu weinen und den Bruder in aller Vorsicht (mehr wohl deswegen, um ihn nicht zu erschrecken) zu bitten, er möchte zur Beichte gehen und das heilige Abendmahl nehmen, denn er lag damals noch nicht zu Bette. Als er dies hörte, ward er erst zornig und schalt auf den Tempel Gottes; gleichwohl überlegte er es sich: Er hatte sofort erraten, daß er ernstlich krank sei und daß auch eben deshalb die Mutter wünsche, er solle, solange er noch bei Kräften sei, zur Beichte gehen und das Abendmahl nehmen. Übrigens wußte er auch selber, daß er längst schon krank sei, und bereits ein Jahr vordem hatte er einst bei Tisch mir und der Mutter kaltblütig erklärt: »Es ist mir nicht bestimmt, auf der Welt bei euch zu wohnen, nicht ein Jahr werde ich mehr leben.« Und da hatte er denn wirklich vorausgesagt. Drei Tage später brach die Karwoche an. Und da ging mein Bruder vom Dienstag an zur Beichte. »Ich tue dies, Mütterchen, eigentlich nur für Sie, um Sie zu erfreuen und zu beruhigen!« sagte er ihr. Es weinte die Mutter aus Freude und wohl auch aus Kummer. »Das heißt demnach, sein Ende ist nahe, wenn plötzlich in ihm eine solche Änderung vorging!« Aber nicht lange ging er zur Kirche, er mußte sich niederlegen, so daß er schon zu Hause beichtete und das Abendmahl empfing. Es kamen helle, klare, dufterfüllte Tage: Ostern war spät. Die ganze Nacht – ich erinnere mich wohl – hustet er, schläft schlecht, aber am Morgen zieht er sich immer an und versucht auf einem weichen Sessel zu sitzen. So habe ich ihn denn auch in Erinnerung behalten. Er sitzt still, sanft, er lächelt, ganz krank, sein Gesicht aber ist heiter, freudig. Er ward dabei seelisch ein ganz anderer – eine so wunderbare Veränderung begann plötzlich mit ihm vorzugehen! Es kommt zu ihm ins Zimmer die alte Wärterin: »Erlaube, mein Täubchen, ich will bei dir das Lämpchen unter dem Heiligenbilde entzünden!« Er hatte das aber früher nicht zugelassen, das Lämpchen sogar öfters wieder ausgeblasen. »Zünde es nur an, meine Liebe, zünde es nur an. Ein Bösewicht war ich, daß ich es vordem verbot. Du betest, wenn du Gott das Lämpchen entzün-

dest, ich aber bete, wenn ich mich über dich freue. Das heißt doch: Wir beten zu ein und demselben Gotte!« Seltsam berührten uns diese Worte. Die Mutter aber geht in ihr Zimmer und weint immerzu. Nur wenn sie zu ihm gehen will, trocknet sie ihre Tränen und macht ein heiteres Gesicht. »Mütterchen, weine nicht, mein Täubchen«, spricht er, so kam es vor, »viel bleibt mir noch zu leben, viel Zeit noch, froh zu sein mit dir; aber das Leben, das Leben ist ja so heiter und froh!« – »Ach, mein Lieber, was hast du denn da für Freude, da du ja die Nacht im Fieber brennst, ja, und hustest, daß dir fast die Brust zerspringt!« – »Mutter«, antwortet er ihr, »weine nicht, das Leben ist ein Paradies, und alle sind wir im Paradiese, ja, und wir wollen das nur nicht wissen. Wenn wir es aber würden wissen wollen, so würde noch morgen auf der ganzen Erde das Paradies werden!« Und es staunten alle über seine Worte, so seltsam und mit solcher Entschiedenheit hatte er dies ausgesprochen. Rührung kam über uns, und wir weinten. Es kamen Bekannte zu uns. »Ihr Lieben«, spricht er, »ihr Teuren, wodurch habe ich es denn verdient, daß ihr mich liebt? Wofür liebt ihr denn einen solchen wie mich, und wie habe ich dies denn früher nicht gewußt, nicht geschätzt?« Den eintretenden Dienboten sagte er immer wieder: »Ihr, meine Lieben, Teuren, weshalb dient ihr mir denn, und bin ich es denn wert, daß ihr mir dient? Wenn mir Gott Gnade erweisen und mich unter den Lebenden lassen würde, würde ich selber euch dienen, denn wir alle sollen einer dem andern dienen!« Die Mutter, die das mitanhörte, schüttelte den Kopf: »Du mein Teurer, das sprichst du nur so, weil du krank bist!« – »Mutter, meine Freude«, spricht er, »unmöglich ist es wohl, daß es einmal nicht mehr Herrn und Diener geben wird, so möge aber auch ich der Diener meiner Diener sein, ein ebensolcher, wie auch sie es mir sind. Ja, und dazu noch werde ich dir, Mütterchen, sagen, daß ein jeder von uns vor allen in allem schuldig ist, ich aber mehr als alle anderen!« Mein Mütterchen hat da sogar gelächelt, sie weint und lächelt!

»Nun und wodurch bist denn du«, spricht sie, »vor allen und mehr als alle anderen schuldig? Da sind ja Mörder und Räuber darunter, was hast du denn aber Derartiges zu sündigen fertiggebracht, daß du dich selber mehr als alle anderen beschuldigst?« – »Mütterchen, du mein Blutströpfchen«, spricht er (er begann damals so freundliche Worte zu reden, völlig unerwartete), »du mein liebes, mein frohes Blutströpfchen, wisse du, daß in Wahrheit jeder vor allen für alle und für alles schuldig ist. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll, ich fühle aber, daß dem so ist, bis zur Qual fühle ich es. Und wie haben wir denn damals nur so gelebt, einander gezürnt und gar nichts gewußt?« So pflegte er sich denn auch des Morgens zu erheben: jeden

Tag mehr in Rührung, mehr in Freude, und ganz zitternd vor Liebe. Es kommt, so kam es vor, der Arzt gefahren, ein Greis, ein Deutscher, Doktor Eisenschmidt: »Nun wie denn, Doktor, werde ich noch ein Täglein auf der Welt leben?« so scherzte er dann wohl mit ihm. »Nicht nur einen Tag, viele Tage werden Sie leben«, antwortet dann wohl der Doktor, »und Monate und Jahre werden Sie noch leben!« – »Wofür denn Jahre, wofür denn Monate?« rief er dann wohl aus; »was soll man da die Tage zählen, wo doch ein einziger Tag genug ist für den Menschen, um das ganze Glück zu erfahren? Meine Lieben, warum zanken wir denn einander, warum prahlen wir uns denn einer vor dem andern, und warum können wir nicht die Beleidigungen vergessen, die uns wurden? Laßt uns gleich in den Garten gehen, laßt uns lustwandeln und mutwillig sein, laßt uns einander lieben und loben und küssen und unser Leben segnen!« – »Kein Bewohner ist er für diese Welt, Ihr Sohn!« flüsterte der Doktor der Mutter zu, wenn die ihn zur Haustür begleitete; »er verfällt durch seine Krankheit in Gestörtheit.« Seine Fenster lagen nach dem Garten zu; unser Garten war aber schattig, alte Bäume standen in ihm, und sie setzten im Frühling Knospen an, es kamen die frühen Vöglein angefliegen, zwitscherten, singen ihm in die Fenster. Und er begann plötzlich, da er auf sie schaute und sich an ihnen ergötzte, sie um Verzeihung zu bitten: »Ihr Vögelchen Gottes, ihr frohen Vögelchen, verzeiht auch ihr mir, denn auch vor euch sündigte ich!« Solches aber vermochte schon niemand mehr von uns damals zu begreifen. Er aber weinte vor Freude: »Ja«, spricht er, »es war ein solcher Gottesruhm rings um mich herum: die Vöglein, die Bäume, die Wiesen und der Himmel, ich allein lebte in Schmach! Ich allein entehrte alles und bemerkte überhaupt nicht die Schönheit und den Ruhm!« – »Schon gar viele Sünden nimmst du auf dich«, sprach wohl bisweilen weinend mein Mütterchen. »Mütterchen, du meine Freude, ich weine ja da vor Freude, nicht aus Kummer, es verlangt mich doch selber, vor ihnen schuldig zu sein, ich kann es dir nur nicht erklären, denn ich weiß nicht, wie ich sie denn nur lieben soll. Möge ich ja auch sündig sein vor allen, dafür verzeihen mir aber auch alle, und das ist eben das Paradies. Bin ich denn eben nicht im Paradies?«

Und vieles wäre noch zu berichten, dessen ich mich nicht erinnern und das ich nicht niederschreiben kann. Ich entsinne mich: Einst kam ich zu ihm, als niemand bei ihm war. Die Stunde war eine abendliche, eine heitere, die Sonne war im Untergehen und erleuchtete das ganze Zimmer mit schrägem Strahle. Er winkte mir, als er mich erschaut hatte, ich trat zu ihm hin, er faßte mich mit beiden Händen an den Schultern, blickt mir ins Gesicht, gerührt, liebevoll; nichts sprach er, er sah nur so auf mich, mehr als eine Minute. »Nun«, spricht er end-

lich, »jetzt geh nur, spiele, lebe du für mich!« Ich verließ ihn dann auch und ging spielen. Nachher aber im Leben entsann ich mich oftmals mit Tränen daran, wie er mich geheißt hatte, für ihn zu leben. Noch viel sprach er solcher erstaunlicher und schöner, wenn auch für uns damals unverständlicher Worte. Er starb in der dritten Woche nach Ostern bei voller Besinnung, und als er schon nicht mehr zu sprechen vermochte, veränderte er sich doch nicht bis zu seiner allerletzten Stunde: Er blickt freudig vor sich hin, in seinen Augen ist Heiterkeit, mit seinen Blicken sucht er uns, lächelt er uns zu, ruft er uns. Sogar in der Stadt sprach man viel von seinem Tode. Wohl erschütterte mich alles damals, aber doch nicht allzusehr, wenn ich auch recht weinte, als man ihn begrub. Allzu jung war ich ja damals, noch ein kleines Kind. Und doch blieb in meinem Herzen alles unauslöschbar. Es verbarg sich nur das Gefühl. Zu seiner Zeit mußte aber alles auferstehen und Wiederhall finden. Und so ist es auch gekommen.

b Von der Heiligen Schrift im Leben des Vaters Sosima

So blieben wir damals allein zurück, das Mütterchen und ich. Es rieten ihr bald gute Bekannte: »Es ist Ihnen ja«, so sagten sie, »ein einziges Söhnchen geblieben, und Sie sind nicht arm. Vermögen haben Sie, warum sollten Sie nicht wie alle andern Ihren Sohn nach Petersburg senden? Wenn Sie ihn aber hierbehalten, so bringen Sie ihn vielleicht um eine an Auszeichnungen reiche Zukunft.« Und sie rieten meinem Mütterchen, mich nach Petersburg ins Kadettenkorps zu bringen, damit ich später in die Kaiserliche Garde eintrete. Lange schwankte mein Mütterchen: Wie sollte sie sich denn auch noch von dem letzten Sohne trennen? Sie entschloß sich indes gleichwohl dazu, wenn auch nicht ohne viele Tränen, weil sie mein Glück zu fördern glaubte. Sie fuhr mit mir nach Petersburg und brachte mich dort an. Von dieser Zeit an habe ich sie aber überhaupt nicht mehr gesehen; denn sie selber starb schon nach drei Jahren. Die ganze Zeit hindurch hatte sie sich aber nur über uns beide gegrämt und für uns gezittert. Aus dem Elternhause habe ich nur kostbare Erinnerungen mitgenommen, denn der Mensch besitzt keine Erinnerungen, die kostbarer wären als die seiner ersten Kindheit im Elternhaus, und das ist fast immer so, wenn in seiner Familie auch nur ein ganz klein bißchen Liebe und Eintracht herrschte. Ja, und selbst von der allerschlechtesten Familie können kostbare Erinnerungen sich erhalten, wenn nur deine Seele selber fähig ist, das Kostbare zu suchen. Zu den Erinnerungen an das Vaterhaus rechne ich aber auch die Erinnerungen an die heilige Geschichte, die kennenzulernen es mich schon in meinem Elternhause gar sehr begehrte, wenn ich auch noch ein ganz kleines Kind war. Ich hatte damals ein Buch, die

heilige Geschichte, mit schönen Bilderchen drin, mit dem Titel »Hundertundvier heilige Geschichten des Alten und Neuen Testaments«, und in diesem Buche lernte ich auch lesen. Auch jetzt noch liegt es bei mir hier auf dem Bücherbrett, als eine kostbare Erinnerung hebe ich es auf. Aber auch noch bevor ich es zu lesen lernte, erinnere ich mich, wie mir zum ersten Male eine Art geistiger Erleuchtung ward, als ich erst acht Jahre alt war. Es hatte mich mein Mütterchen allein (ich erinnere mich nicht, wo damals mein Bruder war) in den Tempel des Herrn geführt, zur Messe, am Montag in der Karwoche. Es war ein klarer Tag, und wenn ich mich jetzt daran erinnere, ist es mir genauso, als sähe ich wiederum, wie sich aus dem Weihrauchgefäß der Weihrauch erhob und leise nach oben zog; da oben aber in der Kuppel durch das enge Fensterlein dort, da strömen auch nur so die Strahlen des Gotteslichtes auf uns in der Kirche nieder, und in Wolken aufsteigend, zerfloß förmlich in ihnen der Weihrauch. Ich schaute das mit Rührung, und zum ersten Male, seit ich geboren ward, nahm ich das erste Samenkorn des göttlichen Wortes bewußt in meine Seele auf. Es schritt dann in die Mitte des Tempels der Chorknabe mit einem großen Buche, einem so großen, daß, so schien es mir damals, er es sogar nur mit Mühe trug, und er legte es auf das Pult, schlug es auf und begann zu lesen. Und da plötzlich verstand ich zum ersten Male etwas davon, zum ersten Male in meinem Leben begriff ich, was man im Tempel Gottes liest. Es lebte ein Mann im Lande Un, ein gerechter und ehrenwerter, und er hatte soundso viel Reichtum, soundso viel Kamele, soundso viel Schafe und Esel, und seine Kinder belustigten sich, und er liebte sie sehr und betete für sie zu Gott: Vielleicht sündigten sie ja, indem sie sich belustigten. Und da steigt der Teufel zu Gott empor zugleich mit den Söhnen Gottes und spricht zum Herrn, er sei über die ganze Erde gewandert, und auch unter der Erde sei er gewesen. »Sahst du aber meinen Knecht Hiob?« fragte ihn Gott. Und es rühmte sich Gott vor dem Teufel, indem er hinwies auf seinen großen heiligen Knecht. Und es lachte der Teufel über die Worte Gottes: »Übergib ihn mir, und du wirst sehen, daß dein Knecht murren und deinen Namen verfluchen wird!« Und es übergab Gott seinen Gerechten, den er so liebte, dem Teufel, und es erschlug der Teufel seine Kinder und sein Vieh und vernichtete seinen Reichtum, alles plötzlich wie durch Gottes Donner, und es zerriß Hiob seine Kleider, warf sich auf die Erde und heulte: »Nackt kam ich aus dem Mutterleibe, nackt kehre ich zur Erde zurück. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Des Herrn Name sei gepriesen jetzt und in Ewigkeit!« Ihr Väter und Lehrer, verzeiht mir diese meine Tränen, denn meine ganze Kindheit steigt wie von neuem vor mir auf, und ich atme jetzt, wie ich damals mit meinem achtjährigen Kinder-

brüstchen atmete, und ich empfinde wie damals Staunen und Bestürzung und Freude. Die Kamele haben damals derart meine Einbildungskraft beschäftigt, und der Teufel, der so mit Gott spricht, und Gott selber, »der seinen Knecht dem Verderber preisgab«, und sein Knecht, der ausruft: »Dein Name soll gesegnet sein ungeachtet dessen, daß du mich heimsuchtest!« – aber darauf der stille und süße Gesang im Tempel: »Ja, möge mein Gebet in Erfüllung gehen!« und wieder Weihrauch aus dem Weihrauchfaß des Geistlichen und dann das auf den Knien zu verrichtende Gebet! Seit jener Zeit – sogar gestern noch nahm ich diese hochheilige Erzählung vor – kann ich sie nicht ohne Tränen lesen. Aber wieviel ist auch hier des Großen, Geheimnisvollen, Unvorstellbaren? Ich vernahm dann später die Worte der Spötter und Tadler, stolze Worte: »Wie konnte denn da Gott den geliebtesten von seinen Heiligen dem Hohne des Teufels preisgeben, ihm seine Kinder nehmen, ihn selber mit Krankheit und Eiterbeulen so schlagen, daß er mit einer Glasscherbe sich den Eiter seiner Wunden abkratzte, und wofür: nur um sich vor dem Satan zu rühmen: ›Siehst du wohl, was ein Heiliger meinerwegen ertragen kann?‹« Aber darin liegt ja auch das Große, daß da ein Geheimnis ist, daß die vorübergehende Erscheinung der Erde und die ewige Wahrheit sich dort miteinander berühren. Vor der irdischen Gerechtigkeit vollzieht sich die Wirkung der ewigen Gerechtigkeit! Dort blickt der Schöpfer so, wie auch an den ersten Tagen der Schöpfung, da er jeden Tag vollendete mit dem Lobe: »Gut ist das, was ich schuf!« auf Hiob und rühmt sich von neuem seines Geschöpfes. Wenn aber Hiob den Herrn lobt, so dient er nicht nur ihm, er dient vielmehr auch seiner ganzen Schöpfung von Geburt zu Geburt und in alle Ewigkeit, denn dazu war er auch vorher bestimmt! Mein Gott, was ist das für ein Buch, und was für Lehren enthält es! Was ist das für ein Buch, die Heilige Schrift, welche Wunder und welche Kräfte wurden mit ihm den Menschen gegeben! Es ist gleich wie eine getreue Nachbildung der Welt und des Menschen und der Charaktere der Menschen, und mit Namen genannt ist da alles, und alles ist da gedeutet in alle Ewigkeit! Und wie viele gelöster und eröffneter Geheimnisse: Es stellt Gott das Glück des Hiob wieder her, er gibt ihm von neuem Reichthum, es vergehen wiederum viele Jahre, und da hat er auch schon neue Kinder, andere, und er liebt sie. Mein Gott! Ja, wie konnte er denn, so schien es, diese jetzigen Kinder lieb gewinnen, wenn doch jene früheren nicht mehr sind, wo er doch ihrer beraubt war? Wenn er an jene denkt, kann man dann wohl völlig glücklich sein wie früher mit diesen Kindern, wie lieb sie ihm auch sein mögen? Aber man kann das wohl, man kann das wirklich! Alter Kummer geht im geheimnisvollen Wirken des menschlichen Lebens allmählich in stille gerührte Freude über:

Anstelle des jungen, schäumenden Blutes tritt das sanfte, klare Alter. Noch segne ich den täglichen Aufgang der Sonne, und mein Herz singt ihm wie vordem, aber mehr liebe ich schon ihren Untergang, ihre langen, schrägen Strahlen: Denn mit ihnen steigen stille, sanfte, rührende Erinnerungen auf, liebe Bilder aus meinem ganzen langen und gesegneten Leben! Oh, daß doch alle die Gerechtigkeit Gottes erkannten, die rührt, versöhnt und alles verzeiht! Zu Ende geht mein Leben, ich weiß und höre dies, ich fühle aber an jedem Tage, der mir bleibt, wie mein irdisches Leben schon anstößt an das neue, unendliche, unbekannte, aber nahe heranschreitende Leben, in dessen Vorgefühl meine Seele in Entzücken zittert, mein Geist leuchtet, und mein Herz Freudentränen weint . . . Ihr meine Freunde und Lehrer, ich hörte oftmals davon, jetzt aber, gerade in der letzten Zeit, ward es noch bemerkbarer, daß bei uns die Priester Gottes, und vor allem die auf dem Dorfe, sich überall bitter beklagen über ihr geringes Einkommen und ihre erniedrigende Lage und geradezu versichern, sogar in Büchern und Zeitschriften – ich selber las solche –, sie könnten schon jetzt nicht mehr die Schrift auslegen, denn sie hätten zuwenig Einkommen, und wenn jetzt die Lutheraner kommen, und die Ketzer anfangen, die Herde ab-zujagen, so mögen sie das nur tun, denn »wir haben ein zu geringes Einkommen«. Mein Gott! Ich denke, möge ihnen Gott mehr geben von diesem ihnen so kostbaren Einkommen (denn gerecht ist auch ihre Klage), aber in Wahrheit spreche ich: Wenn irgendwer daran schuld ist, so sind das zur Hälfte wir selber! Denn möge er auch keine Zeit haben, möge er mit Recht behaupten, er sei die ganze Zeit über durch Feldarbeit und Amtshandlungen überlastet, gleichwohl bleibt ja Zeit, er hat ja, wenn auch nur eine Stunde in der ganzen Woche, um sich auch Gottes zu entsinnen. Ja, und auch nicht das runde Jahr über ist Arbeit. Möge er denn einmal in der Woche zur Abendstunde, wenn auch anfangs nur die Kinderchen, bei sich versammeln – es werden deren Väter davon vernehmen, und auch die Väter werden zu kommen beginnen. Ja, und man braucht auch gar kein großes Haus dazu zu bauen, nimm sie nur einfach bei dir in der Hütte auf! Habe keine Furcht, sie werden dir nicht deine Hütte besudeln, du versammelst sie ja doch nur für eine einzige Stunde! Der Geistliche möge vor ihnen dies Buch aufschlagen und ihnen zu lesen beginnen, ohne künstliche Worte zu machen, ohne Großtun, ohne sich über sie zu erheben, vielmehr in Rührung und Sanftmut. Selber freue er sich darüber, »daß du ihnen vorliest und sie dir zuhören und dich verstehen«. Du selber aber, der du diese Worte liebst, halte nur selten einmal inne und deute ihnen nur diesen oder jenen dem einfachen Manne unverständlichen Ausdruck, und sei nicht in Unruhe darüber, ob sie auch alles verstehen

werden, alles wird ja das rechtgläubige Herz begreifen! Lies ihnen vor von Abraham und Sara, von Isaak und Rebekka, wie Jakob zu Laban zog, im Traume mit dem Herrn rang und sprach: »Furchtbar ist dieser Ort!« Und du wirst den ehrfürchtigen Geist des einfachen Volkes erschüttern. Lies ihnen vor und ganz besonders den Kinderchen, wie die Brüder ihren eigenen leiblichen Bruder als Sklaven verkauften, den lieben Knaben Joseph, den großen Traumdeuter und Propheten, und wie sie dann ihrem Vater sagten, ein wildes Tier habe seinen Sohn zerrissen, wobei sie ihm sogar blutbefleckte Kleider zeigten. Lies vor, wie dann die Brüder Brot zu holen nach Ägypten kamen, und Joseph, schon ein mächtiger Höfling, von ihnen unerkannt, sie quälte, beschuldigte, seinen Bruder Benjamin zurückbehielt – und das alles nur aus Liebe: »Ich liebe euch und quäle euch aus Liebe!« Denn er hatte ja sein ganzes Leben lang sich unausgesetzt daran erinnert, wie man ihn, irgendwo dort in der heißen Wüste, verkauft hatte, bei einer Quelle, an Kaufleute, und wie er die Hände gerungen und geweint und die Brüder angefleht hatte, sie möchten ihn nicht als Sklaven in ein fremdes Land verkaufen! Und da, als er sie nach so vielen Jahren wieder sah, gewann er sie von neuem grenzenlos lieb und quälte sie und machte ihnen Schwierigkeiten, alles aus Liebe. Endlich verläßt er sie, da er selber nicht länger die Qualen seines Herzens ertrug, wirft sich auf sein Bett und weint; dann trocknet er sich sein Angesicht, schreitet strahlend und licht zu ihnen hinaus und verkündet ihnen: »Brüder, ich bin Joseph, euer Bruder!« Möge er dann weiter vorlesen, wie der greise Jakob sich freute, als er erfuhr, daß sein lieber Knabe noch am Leben sei, und wie er sogar die Heimat aufgab und nach Ägypten zog und in einem fremden Lande starb, nachdem er für alle Ewigkeiten in seinem Vermächtnis das so erhabene Wort verkündet hatte, das er geheimnisvoll sein ganzes Leben hindurch in seinem frommen und furchtsamen Herzen gehütet hatte, daß nämlich aus seinem Geschlechte, aus Juda, die große Hoffnung der Welt hervorgehen werde, ihr Versöhner und Retter! Ihr Väter und Lehrer, verzeiht mir und seid nicht böse, daß ich wie ein kleiner Knabe von dem erzähle, was ihr schon längst wißt und worüber ihr mich hundertmal kunstvoller und beredter belehren könntet. Aus Begeisterung nur spreche ich dieses. Denn ich liebe dieses Buch! Möge denn auch er in Tränen ausbrechen, der Priester Gottes, und er wird erschauen, daß ihm zur Antwort die Herzen seiner Hörer erbeben werden. Es bedarf ja nur eines kleinen Samens, eines winzigen: Möge er solchen nur in die Seele des einfachen Mannes werfen, und der Same wird nicht sterben, er wird vielmehr in dessen Seele leben sein ganzes Leben hindurch, er wird sich in ihm bergen unter der Finsternis und unter dem Gestank seiner Sünden wie ein lichter Punkt, wie eine

große Erinnerung! Und nicht nötig ist es, gar nicht nötig, viel zu deuten und zu lehren: Alles wird er ja einfach begreifen, der einfache Mann aus dem Volke. Glaubt ihr etwa, er werde nicht verstehen? So macht doch den Versuch, lest ihm weiter die rührende und ergreifende Geschichte vor von der schönen Esther und der hochmütigen Vasthi. Oder die wunderbare Erzählung von dem Propheten Jonas im Bauche des Walfisches. Vergesst auch nicht die Rede des Herrn, vor allem nach dem Evangelium des Lukas (wie ich sie las), und dann aus den Taten der Apostel, die Bekehrung des Paulus (das unbedingt! unbedingt!), und endlich auch aus unserem Heiligenbuche, wenn auch nur das Leben von Alexej, dem Menschen Gottes, und von der großen Freudigen von allen großen Büsserinnen, der Gotteserschauerin und Christusträgerin Mutter Maria von Ägypten – und du wirst ihm, dem Manne aus dem einfachen Volke, das Herz durchbohren mit diesen einfachen Erzählungen, und alles in allem nur eine Stunde in der Woche, ohne auf dein geringes Einkommen zu achten, nur ein Stündlein! Und er wird selber erkennen, der Priester Gottes, daß unser Volk mitleidig ist und dankbar, es wird ihm hundertfältig seinen Dank abstatten; gedenkend an die freundliche Besorgtheit des Geistlichen und an seine rührenden Worte wird es ihm freiwillig helfen auf seinem Felde und auch in seinem Hause, ja, und auch Ehrfurcht wird es ihm mehr erweisen als früher – und so wird sich auch schon sein Einkommen mehren. Das ist eine so einfache Sache, daß wir bisweilen uns geradezu fürchten, es auch nur auszusprechen: man werde ja über uns lachen, und dabei, wie wahr ist dies? Wer aber nicht an Gott glaubt, der wird auch nicht an das Volk Gottes glauben! Wer aber an das Volk Gottes glaubt, der wird auch sein Heiligtum erschauen, wenn er selber auch bis dahin überhaupt nicht an es glaubte. Nur das Volk und seine kommende Kraft wird unsere Atheisten bekehren, die sich von der Heimaterde losrissen. Und was ist denn auch mit dem Worte des Erlösers ohne lebendiges Beispiel? Verderbnis droht dem Volke ohne das Wort Gottes, denn es wird ja seine Seele dürsten nach dem Worte und nach jener schönen Empfängnis! In meiner Jugend, längst schon, fast vor vierzig Jahren, ging ich mit Vater Anfim durch ganz Rußland, um Gaben für das Kloster zu sammeln, und da übernachteten wir einst am Ufer eines großen, schiffbaren Stromes mit Fischern, und es setzte sich zu ihnen auch ein wohlgestalteter Jüngling, ein Bauer, dem Aussehen nach bereits achtzehn Jahre alt; er beeilte sich bis morgen seine Arbeitsstätte zu erreichen: Er sollte eine Kaufmannsbarke am Seile ziehen. Und, ich sehe es, er blickt vor sich gerührten und klaren Blickes. Die Nacht war hell, still, wärm, eine Julnacht; der Fluß war breit, Nebel steigt von ihm auf, es ist uns kühl, leicht plätschert das Fisch-

chen, die Vöglein verstummten, alles ist still, herrlich, alles betet zu Gott. Und es schlafen nur wir beide nicht, ich und jener Jüngling, und wir kamen in ein Gespräch über die Schönheit dieser Gotteswelt und über ihr großes Geheimnis: Jedes Gräschen, jedes Käferchen, die Ameise, die goldene Biene, alle wissen sie ja, daß man staunen muß, ihren Weg, obgleich sie keinen Verstand besitzen, von Gottes Geheimnis geben sie Zeugnis, ohne Unterlaß erfüllen sie es selber – und ich sehe, es entflamte das Herz des lieben Jünglings. Er erzählte mir, er liebe den Wald, die Waldvöglein, er sei ein Vogelfänger, er verstehe jeden vor ihren Pfiffen, jedes Vöglein vermöge er anzulocken: »Nichts kenne ich, was schöner wäre, als im Walde zu sein«, spricht er; »ja, und alles ist schön!« – »Das ist wahrlich so«, antworte ich ihm, »alles ist schön und herrlich, weil alles die Wahrheit ist. Blick hin«, sag ich ihm, »auf das Pferd, ein großes Tier, das dem Menschen nahesteht, oder auf den Stier, der ihm Nahrung gibt und für ihn arbeitet, den mürrischen und nachdenklichen, blick auf ihre Augen: welche Sanftmut, welche Anhänglichkeit an den Menschen, der ihn oft erbarungslos schlägt, welche Gutmütigkeit, welche Zutraulichkeit und welche Schönheit in seinem Blick! Rührend ist es sogar, auch nur zu wissen, daß er gar keine Sünde kennt. Denn alles ist vollkommen, alles, außer dem Menschen, ist sündlos, und mit ihnen ist Christus noch früher als wir.« »Ja«, fragt der Jüngling, »ist denn auch wirklich Christus mit ihnen?«

»Wie kann es denn aber anders sein?« sage ich ihm. »Denn für alle ist ja das ›Wort‹; jede Schöpfung und jede Kreatur, jedes Blättchen strebt hin zum Worte, singt Gottes Ruhm und weint zu Christus; sich selber unbewußt, vollendet es dies Geheimnis seines sündlosen Daseins! Dort«, sage ich ihm, »im Walde irrt der furchtbare Bär umher, drohend und wild und doch in nichts daran schuldig!« Und ich erzählte ihm, wie einst ein Bär zu einem großen Heiligen kam, der im Walde in einer kleinen Zelle seine Seele rettete. Und es erbarmte sich seiner der große Heilige, er ging furchtlos zu ihm hin und gab ihm ein Stück Brot: »So gehe denn deines Weges! Christus sei mit dir!« und es ging das wilde Tier gehorsam und sanft davon, ohne Schaden zu tun. Und es ward der Jüngling gerührt darüber, daß der Bär, ohne Schaden zu tun, gegangen war und daß Christus mit ihm sei. »Ach«, spricht er, »wie ist das schön, wie ist alles Göttliche schön und wundervoll!« Er sitzt da und ist versunken in stille und süße Gedanken. Ich sehe, daß er alles verstanden hat. Und er entschlief an meiner Seite eines leisen, sündlosen Schlafes. Segne, Herr, die Jugend! Und ich selber betete dort für ihn, bevor ich in Schlaf sank. Herr, sende Frieden und Licht deinen Menschen!

c Erinnerungen des Greises Sosima an sein Jünglingsalter und seine noch in der Welt zugebrachte Jugendzeit. Das Duell

In Petersburg, im Kadettenkorps, verweilte ich lange, fast acht Jahre, und mit der neuen Erziehung betäubte ich vieles von den Eindrücken der Kindheit, wenn ich auch gar nichts vergaß. Als Ersatz dafür nahm ich so viele neue Gewohnheiten und sogar Anschauungen in mich auf, daß ich mich in ein fast wildes, grausames und albernes Geschöpf verwandelte. Einen äußeren Schlibb von Höflichkeit und gesellschaftlichem Benehmen erwarb ich mir zugleich mit der Kenntnis der französischen Sprache; aber wir alle, auch ich, waren durchaus der Ansicht, daß die mit uns im Korps dienenden Soldaten durchaus dem Vieh gleichzuachten seien. Als wir Offiziere wurden, waren wir zwar bereit, unser Blut zu vergießen für die beleidigte Ehre unseres Regiments. Was aber Ehre wirklich ist, das wußte fast niemand von uns. Wenn wir es aber erfahren hätten, so würden wir sie auch sogleich verhöhnt haben. Auf Saufen, Wüsten und tolle Streiche waren wir fast stolz. Ich werde dabei nicht sagen, daß wir schlecht waren; alle diese jungen Menschen waren im Grunde gut, sie benahmen sich nur schlecht, und mehr als alle anderen ich. Die Hauptschuld daran war die, daß ich mein eigenes Kapital erhalten hatte und ich mich deshalb auch mit dem ganzen Feuer der Jugend daran machte, nur zu meinem Vergnügen zu leben. Ohne jedes Hemmnis fuhr ich sozusagen mit vollen Segeln! Aber das ist seltsam: Ich las damals auch Bücher und sogar mit großem Genuß, nur die Bibel habe ich zu dieser Zeit fast niemals aufgeschlagen. Gleichwohl trennte ich mich niemals von ihr, schleppte sie vielmehr überallhin mit mir: In Wahrheit hütete ich dies Buch, ohne es selber zu wissen, »für den Tag und die Stunde, für den Monat und das Jahr«. Als ich so vier Jahre gedient hatte, fand ich mich endlich in der Stadt K., wo damals unser Regiment stand. Die Gesellschaft der Stadt war mannigfaltig, zählte viele Mitglieder, war lustig, gastfrei und reich. Man nahm mich überall gut auf, denn ich war von Hause aus heiteren Charakters, ja, und dazu noch galt ich für reich, und das bedeutet in der Welt nicht wenig. Und da gerade trug sich ein Vorkommnis zu, das vielem zum Ausgang diente. Ich trat in Beziehungen zu einem schönen jungen Mädchen, das klug, würdig und von heiterem und edlem Charakter war, der Tochter angesehener Eltern. Es waren das keine kleinen Leute; sie besaßen vielmehr Reichtum, Einfluß und Macht und nahmen mich freundlich und freudig auf. Und da schien es mir denn, daß das Mädchen mir sehr zugetan sei – und es entbrannte mir das Herz bei diesem Gedanken. Später kam ich dann freilich schon selber dahinter und erriet durchaus, daß ich sie vielleicht überhaupt gar nicht so heftig liebte, vielmehr nur ihren Geist und ihren Charakter für überlegen

hielt, wie das auch nicht anders sein konnte. Meine Selbstsucht hinderte mich indes daran, ihr damals schon einen Antrag zu machen: Es schien mir furchtbar schwer, Abschied zu nehmen von den Verführungen eines den Lüsten ergebenden freien Junggesellenlebens, wo ich dazu noch so jung war und zudem sogar einiges Geld besaß. Anspielungen machte ich indes gleichwohl. Auf jeden Fall verschob ich auf kurze Zeit jeden entscheidenden Schritt. Und da ward ich plötzlich auf zwei Monate nach einem anderen Bezirk abkommandiert . . . Nach zwei Monaten kehre ich zurück und erfahre plötzlich, daß das Mädchen schon verheiratet ist: an einen reichen, in der Nähe der Stadt ansässigen Gutsbesitzer, der zwar älter als ich, aber gleichwohl noch jung war und in der Hauptstadt Beziehungen besaß, und zwar in der besten Gesellschaft, zu der ich keinen Zutritt hatte. Es war dies ein äußerst liebenswürdiger und außerdem auch ein gebildeter Mensch – Bildung aber besaß ich schon ganz und gar nicht. So erschüttert war ich über dies unerwartete Ereignis, daß sogar der Verstand in mir sich trübte. Die Hauptsache war aber, daß, wie ich ebenfalls damals erst erfuhr, dieser junge Gutsbesitzer längst schon Bräutigam dieses Mädchens war und daß ich selber ihm schon oftmals in ihrem Hause begegnet war, aber gar nichts bemerkt hatte, verblendet durch das Bewußtsein meiner eigenen Vorzüge. Aber eben gerade dies kränkte mich mehr als alles andere: wie denn das? Fast alle wußten es, und nur ich allein wußte von gar nichts? Und ich empfand plötzlich einen unerträglichen Zorn. Mit Schamröte im Gesicht begann ich mich daran zu entsinnen, wie ich ihr oftmals meine Liebe fast schon zu erkennen gegeben hatte. Da sie mir aber nicht Einhalt geboten hatte und mich ihre Verlobung nicht hatte ahnen lassen, so hat sie demnach, so schloß ich, sich über mich lustig gemacht. In der Folge ist mir natürlich zum Bewußtsein gekommen, und ich habe mich daran wohl erinnert, daß sie niemals über mich gelacht hat, vielmehr im Gegenteil stets selber solche Gespräche in scherzhafter Weise zu unterbrechen und statt ihrer andere zu beginnen pflegte; damals aber konnte ich mir dies nicht zusammenreimen, und ich entflammte in Rachsucht. Ich entsinne mich dabei mit Staunen, daß diese meine Rachsucht und meine Wut mir selber bis zum äußersten schwerfielen und mir widerlich waren, weil ich einen leichten Charakter besaß und niemandem lange zu zürnen vermochte. Deshalb habe ich mich aber gewissermaßen selber künstlich zu erregen gesucht, und ich ward schließlich unausstehlich und albern. Ich lauerte auf eine Gelegenheit, und einstmals, in einer großen Gesellschaft, gelang es mir plötzlich, meinen »Gegner« zu beleidigen, und zwar so, daß es den Anschein hatte, als ob die allernebensächlichste Veranlassung vorgelegen hätte: Ich lachte nämlich über eine Ansicht, die er über ein damals wichtiges

Ereignis aussprach – das war im Jahre 1826 –, und es gelang mir, wie man mir sagte, in witziger und gewandter Art ihn zu verspotten. Dann nötigte ich ihm eine Erklärung ab und benahm mich dabei so grob, daß er meine Herausforderung annahm, ungeachtet des großen Unterschiedes zwischen uns; denn ich war ja jünger als er, unbedeutend und von untergeordnetem Range. Später schon habe ich dann mit Bestimmtheit erfahren, daß er meine Herausforderung gleichfalls wie aus dem Gefühle der Eifersucht heraus angenommen habe: war er doch auch schon früher ein wenig eifersüchtig auf mich gewesen, damals, als seine Gattin erst seine Braut war; jetzt aber fürchtete er wohl, daß, wenn jene erfahre, er habe eine Beleidigung von mir hingenommen, sich aber nicht entschlossen, mich zum Zweikampf zu fordern, sie ihn unwillkürlich verachten und in ihrer Liebe zu ihm schwankend werden möchte. Einen Sekundanten fand ich rasch, einen Leutnant, einen Regimentskameraden. Wenn man nun auch zu jener Zeit Zweikämpfe streng bestrafte, so war es gleichwohl sogar so, als ob sie beim Militär geradezu in Mode ständen – so stark erweisen sich oft rohe Vorurteile. Es war Ende Juni. Unsere Begegnung ward auf den nächsten Tag, früh sieben Uhr, außerhalb der Stadt, verabredet – und tatsächlich ereignete sich dort mit mir etwas, das mir verhängnisvoll ward. Als ich am Abend nach Hause zurückkehrte, wütend und unausstehlich, ärgerte ich mich über meinen Burschen Afanasi und schlug ihn aus aller Kraft zweimal ins Gesicht, so daß es mit Blut überströmt war. Er diene bei mir erst kurze Zeit, und es hatte sich auch früher zugetragen, daß ich ihn schlug, noch nie aber mit solch einer viehischen Roheit. Und glaubt mir, meine Lieben, vierzig Jahre sind seitdem vergangen, und ich kann mich auch jetzt noch nicht ohne Scham und ohne Kummer daran erinnern. Ich legte mich schlafen, schlief drei Stunden, wache auf, und schon beginnt der Tag. Ich erhob mich plötzlich, mehr schlafen konnte ich nicht, ich ging zum Fenster, öffnete es – mein Zimmer lag nach dem Garten –, und ich sehe, die Sonne geht auf, warm, köstlich, es zwitscherten die Vöglein. »Was ist denn das?« denke ich. »Empfinde ich denn in meiner Seele etwas Schmachvolles und Niedriges? Nicht etwa deshalb, weil ich die Absicht habe, Blut zu vergießen? Oder deshalb, weil ich fürchte, getötet zu werden? Nein, das ist durchaus nicht das, sogar ganz und gar nicht . . .« Und plötzlich habe ich denn auf einmal erraten, worin die Sache lag: nämlich darin, daß ich gestern den Afanasi geschlagen hatte! Alles trat mir da plötzlich aufs neue vor die Augen, gleich als ob von neuem alles vor sich gehe: Er steht vor mir, und ich schlage ihn, weit ausholend, gerade ins Gesicht – er aber hält die Hände an die Hosennaht, den Kopf gerade, die Augen hat er aufgerissen wie in der Front, er zittert bei jedem Schlage und wagt nicht

einmal die Hände zu erheben, um sich zu schützen – und da ist ein Mensch bis dahin gebracht worden, und da schlägt ein Mensch einen Menschen! Was ist das für ein Verbrechen! Es war, als ob eine scharfe Nadel mir die ganze Brust durchstoßen habe. Da stehe ich denn wie dumm geworden, aber die liebe Sonne leuchtet, die Blättchen freuen sich, glänzen und schimmern, und die Vöglein, die Vöglein preisen Gott. Ich bedeckte mit beiden Händen mein Gesicht, warf mich aufs Bett und brach in Schluchzen aus. Und es kam mir da mein Bruder Markel in den Sinn und seine Worte, die er vor seinem Tode an die Dienstboten richtete: »Meine Lieben, ihr, meine Teuren, wofür dient ihr mir denn, wofür liebt ihr mich denn? Ja, und bin ich es denn auch wert, daß man mir diene?« »Ja, bin ich es denn wert?« kam es mir plötzlich in den Kopf. »In der Tat, wodurch verdiene ich es denn, daß ein anderer Mensch, ein ebensolcher wie ich, ein Ebenbild Gottes, mir diene?« So bohrte sich damals auch mir in den Geist zum ersten Male in meinem Leben diese Frage. »Mütterchen, du mein Blutströpfchen, in Wahrheit ist jeder vor allen und für alle schuldig, es wissen das nur nicht die Menschen, wenn sie es aber erkennen würden – dann wäre sogleich das Paradies auf Erden!« »Mein Gott, ja, und ist wirklich auch dies nicht wahr?« – und ich denke: »In Wahrheit bin ich für alle schuldig, und vielleicht schuldiger als alle, ja, und auch schlechter als alle Menschen auf der Welt!« Und es stellte sich mir plötzlich die ganze Wahrheit vor in ihrer vollen Erleuchtung: Was bin ich im Begriffe zu tun? Ich werde gehen, um einen guten, klugen, edlen Menschen zu töten, der mir auch gar nichts zuleide getan hat, seine Gattin aber werde ich damit auf ewig allen Glückes berauben, sie quälen und töten! So lag ich auf dem Bette, mit dem Gesicht in den Kissen, und bemerkte überhaupt nicht, wie die Zeit verstrich. Plötzlich tritt mein Kamerad, der Leutnant, mit den Pistolen ein, um mich abzuholen. »Ah«, spricht er, »das ist aber schön, daß du schon aufgestanden bist, es ist Zeit, laßt uns gehen!« Ich rannte unentschlossen hin und her, verlor mich völlig. Wir gingen indes hinaus, um uns in den Wagen zu setzen. »Warte hier nur einen Augenblick«, sage ich ihm, »ich laufe rasch hinein, ich habe meinen Geldbeutel vergessen!« Und ich lief allein in die Wohnung zurück: direkt in die Kammer von Afanasi. »Afanasi«, spreche ich, »ich habe dich gestern zweimal ins Gesicht geschlagen, verzeihe mir!« spreche ich. Er fuhr nur so zusammen, als ob er erschrocken sei, er blickt auf mich – und ich sehe, daß das zuwenig ist, und da plötzlich – wie ich war in voller Uniform, krach! falle ich ihm zu Füßen mit der Stirne zur Erde. »Verzeihe mir!« spreche ich. Da ist er auch schon völlig betroffen: »Euer Wohlgeboren, Väterchen, gnädiger Herr, ja, wie können Sie nur – ja, bin ich das denn auch wert?!« Und er brach plötz-

lich selber in Weinen aus; ganz so wie vorhin ich, bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, drehte sich zum Fenster und erzitterte nur so vor Schluchzen. Ich aber lief zu meinem Kameraden hinaus, sprang in den Wagen und schrie: »Los! – Hast du«, rufe ich ihm zu, »einmal einen Sieger gesehen, da sitzt einer vor dir!« In mir ist ein solches Entzücken, ich lache den ganzen Weg über, ich schwätze, schwätze, ich entsinne mich schon nicht, was ich eigentlich schwätzte. Er blickt auf mich: »Nun, Bruder, ein forscher Kerl bist du, ich sehe, daß du die Uniform hochhalten wirst!« So kamen wir zur Stelle, sie aber sind schon dort, erwarten uns. Man stellt uns auf, zwölf Schritte voneinander entfernt, er hat den ersten Schuß; ich stehe vor ihm, heiter, direkt mit dem Gesichte zu ihm, ich blinzele nicht mit den Augen, liebevoll blicke ich auf ihn, ich weiß, was ich tue. Er drückt los: nur ein ganz klein wenig zerkratzt die Kugel mir die Wange, ja, und sie streifte mir auch das Ohr. »Gott sei Dank!« rufe ich, »Sie haben wenigstens keinen Menschen getötet!« ja, und dann erfaßte ich meine Pistole, drehte mich um, ja, und dann habe ich sie mit Schwung in den Wald geworfen. »Dahin«, schreie ich, »ist auch dein Weg!« Ich drehte mich nach dem Gegner um: »Mein Herr«, spreche ich, »verzeihen Sie mir, einem dummen jungen Menschen, daß ich Sie absichtlich beleidigt und Sie jetzt auch auf mich zu schießen zwang. Selber bin ich zehnmal schlechter als Sie und am Ende noch gar mehr als das. Sagen Sie dies der Person wieder, die Sie mehr achten als alles auf der Welt!« Kaum hatte ich dies ausgesprochen, als alle drei durcheinander schrien. »Erlauben Sie einmal«, spricht mein Gegner – er ward sogar ganz böse – »wenn Sie sich nicht schlagen wollten, weshalb haben Sie mich denn hierherbestellt?« »Gestern«, sagte ich ihm, »war ich noch dumm, heute aber bin ich gescheit geworden!« so antwortete ich ihm heiter. »Ich glaube an das, was gestern war«, spricht er, »auf das Heutige ist aber schwer zu schließen nach dem, was Sie da sagen!« »Bravo!« rufe ich ihm zu und klatsche in die Hände. »Ich bin mit Ihnen auch darin einverstanden, ich habe es verdient!« »Werden Sie, mein Herr, also schießen oder nicht?« »Ich werde es nicht tun«, spreche ich; »Sie aber, wenn Sie es wollen, so schießen Sie noch einmal, freilich wäre es besser für Sie, nicht zu schießen!« Es schrien auch die Sekundanten, besonders der meinige: »Was ist das für eine Schande für das Regiment, vor der Barriere stehend um Verzeihung zu bitten! Wenn ich das nur gewußt hätte!« Ich stand da vor ihnen und lachte schon nicht mehr. »Meine Herren!« spreche ich, »ist es denn wirklich jetzt für unsere Zeit so erstaunlich, einem Menschen zu begegnen, der seine Dummheit selber eingesteht und der öffentlich bekennt, worin er selber schuldig ist?« »Ja, aber nicht vor der Barriere!« schreit wiederum mein Sekundant. »Da haben Sie durchaus recht!« antwortete ich

ihm; »das ist es ja aber auch, worüber ich mich erstaune. Ich hätte mich ja tatsächlich schuldig bekennen sollen, sobald wir nur hierherkamen, noch bevor er auf mich schoß, und ich hätte ihn nicht zu dieser großen und tödlichen Sünde veranlassen sollen. Wir selber haben es aber derart töricht auf der Welt eingerichtet«, spreche ich, »daß es fast unmöglich war, so zu verfahren: denn erst nachdem ich mich auf zwölf Schritt Entfernung seinem Schusse gestellt habe, können meine Worte für ihn irgendeine Bedeutung haben. Wenn ich mich aber vor dem Schusse schuldig bekannt hätte, gleich als wir hierhergekommen waren, so hätte man einfach gesagt: »Das ist ja ein Feigling, er hatte Furcht bekommen vor der Pistole, es lohnt darum auch gar nicht, auf ihn zu hören!« Meine Herren!« rief ich plötzlich aus ganzem Herzen aus, »schauen Sie rings um sich herum die Gaben Gottes: Der Himmel ist wolkenlos, die Luft so rein, die Gräserchen so zart, die Vögelchen, die ganze Natur schön und lüdnlos, und wir, nur wir allein sind gottlos und dumm und begreifen nicht, daß das Leben ein Paradies ist: denn wir, wir brauchen ja nur den Wunsch zu hegen, es zu begreifen, und sogleich wird es auch erstehen in aller seiner Schönheit, und wir werden einander umarmen und in Weinen ausbrechen...« Ich wollte noch fortfahren, aber ich vermochte es nicht, der Atem stockte mir förmlich, wonnig, jugendlich war mir zumute, und im Herzen empfand ich ein solches Glück, wie ich es noch niemals im Leben erfahren hatte. »Alles das ist vernünftig und gottesfürchtig«, spricht zu mir mein Gegner, »und auf jeden Fall sind Sie ein origineller Mensch!« »Lachen Sie nur über mich«, antwortete ich ihm lächelnd, »später aber werden Sie selber meine Worte richtig finden!« »Ja, ich bin auch jetzt schon bereit«, spricht er, »sie richtig zu finden, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand reiche, denn es scheint mir, Sie sind tatsächlich ein aufrichtiger Mensch!« »Nein«, spreche ich, »jetzt in diesem Augenblick ist das nicht nötig, aber später, wenn ich mich bessern und Ihre Achtung verdienen werde, wenn Sie mir dann Ihre Hand hinstrecken – werden Sie schön handeln!«

Wir fuhren nach Hause, mein Sekundant schimpfte den ganzen Weg über, ich aber küsse ihn nur. Sogleich haben auch alle Kameraden davon erfahren, und sie versammelten sich sofort, um noch am selben Tage mich zu richten: »Er hat also die Uniform beschmutzt, möge er seinen Abschied einreichen!« Es fanden sich indes auch Verteidiger: »Dem Schuß des Gegners hat er gleichwohl seine Brust dargeboten!« »Ja, aber er hat Furcht gehabt vor weiteren Schüssen des Gegners, und er hat an der Barriere um Verzeihung gebeten!« »Wenn er wirklich Furcht gehabt hätte vor weiteren Schüssen«, entgegneten wiederum meine Verteidiger, »so hätte er erst seine Pistole abgeschossen, bevor er noch um Verzeihung bat; er hat sie aber noch geladen in den Wald

geschleudert! Nein, da handelte es sich um etwas anderes, um etwas durchaus Einzigartiges!« Ich höre zu, es macht mir Spaß, auf sie hin-zublicken. »Meine sehr Lieben«, spreche ich, »meine Freunde und Kameraden, seien Sie ohne Sorge darüber, ob ich meinen Abschied ein-reiche, weil ich dies nämlich bereits getan habe, ich habe ihn schon ein-gereicht, noch heute morgen in der Kanzlei, und sobald er mir bewilligt wird, werde ich sogleich ins Kloster gehen, denn nur um dies zu tun, reichte ich den Abschied ein!« Kaum hatte ich dies ausgesprochen, da brachen auch schon alle ohne Ausnahme in Lachen aus: »Ja, das hättest du gleich sagen sollen! Nun, jetzt findet auch alles schon seine Er-klärung. Einen Mönch kann man natürlich nicht richten!« Sie lachen, sie können sich gar nicht beruhigen, aber so freundlich lachen sie, so fröhlich, es haben mich alle plötzlich liebgewonnen, sogar meine aller-eifrigsten Ankläger. Und dann haben sie mich jenen ganzen Monat hindurch, bis der Abschied bewilligt war, nur so auf Händen getragen. »Ach, du Mönch«, sprechen sie. Und jeder sagt mir ein freundliches Wort, sie begannen auch mir abzuraten, sogar meinen Entschluß zu bedauern. »Was tust du dir denn da an?« – »Nein«, sprechen sie, »er ist bei uns schon ein tapferer Bursche, er hat dem Schuß des Gegners seine Brust geboten, und er hätte wohl auch selber geschossen, wenn ihm nicht in der Nacht vorher geträumt hätte, er solle unter die Mönche gehen, das ist der ganze Grund!« Fast genau das gleiche trug sich auch zu in der Gesellschaft unserer Stadt. Vorher hatte man mich nicht gerade besonders bemerkt, vielmehr nur freudig aufgenommen. Jetzt aber hatten alle kaum diesen Vorfall erfahren, so begannen sie auch schon mich um die Wette einzuladen. Sie lachten zwar über mich, sie hatten mich aber lieb. Ich will hier noch bemerken, daß, obgleich alle damals ganz öffentlich von unserem Duell sprachen, gleichwohl die Obrigkeit diese Sache vertuschte. Mein Gegner war nämlich ein naher Verwandter des Generals; da die Sache zudem ohne Blutvergießen ab-gegangen war, vielmehr so, als ob es sich nur um einen Scherz gehan-delt habe, ja, und ich schließlich auch meinen Abschied eingereicht hatte, so haben sie unser Duell wie einen Spaß betrachtet. Und ich begann damals auch laut und furchtlos meine Anschauungen zu äußern unge-achtet ihres Lachens, weil gleichwohl ihr Lachen kein boshaftes, viel-mehr ein durchaus wohlwollendes war. Alle diese Gespräche gingen in der Regel am Abend vor sich, in Damengesellschaft: vor allem die Frauen liebten es ja damals, mir zu lauschen, und sie veranlaßten dazu auch die Männer. »Ja, wie ist es denn eigentlich möglich, daß ich für alle schuldig sein soll?« sagt man mir immer wieder lachend ins Gesicht. »Kann ich denn zum Beispiel für Sie schuldig sein?« »Ja, wie sollten Sie dieses auch erkennen«, antwortete ich ihnen; »da doch die ganze Welt

längst schon einen anderen Weg einschlug, und wir die tatsächliche Lüge für Wahrheit halten, ja, und auch von den anderen verlangen, daß sie lügen sollen? Ich habe mir da einmal im Leben den Mut genommen und so gehandelt, wie es sich gehört. Und was war die Folge? Sie alle schauen auf mich wie auf einen Narren. Denn wenn sie mich auch liebgewonnen haben, so lachen sie«, sprach ich, »gleichwohl über mich!« »Ja, und wie sollte man auch so jemanden wie Sie nicht liebhaben?« sagt mir lachend mit lauter Stimme die Hausfrau, und es war dabei eine große Gesellschaft bei ihr. Plötzlich sehe ich, es erhebt sich aus der Mitte der Damen jene selbe junge Person, derentwegen ich damals zum Zweikampf gefordert und die ich noch vor ganz kurzer Zeit mir zur Braut bestimmt hatte. Ich hatte aber gar nicht bemerkt, daß sie zu dieser Abendgesellschaft gekommen war. Sie stand auf, ging zu mir hin und reichte mir ihre Hand. »Erlauben Sie«, spricht sie; »Ihnen kundzugeben, daß ich ganz und gar nicht über Sie lache, vielmehr im Gegenteil Ihnen mit Tränen danke und Ihnen meine Hochachtung ausspreche für Ihr damaliges Verhalten!« Es trat da auch ihr Gatte heran, und darauf drängten sich plötzlich auch alle anderen hinzu, und fast hätten sie mich geküßt. Es ward mir da so freudig zumute! Da fiel mir denn plötzlich auch ein schon älterer Herr auf, der gleichfalls auf mich zugekommen war und den ich zwar früher schon dem Namen nach kannte, mit dem ich aber niemals persönlich bekannt gewesen war und bis zu diesem Abend überhaupt kein Wort gesprochen hatte.

d Der geheimnisvolle Gast

Er war längst schon in unserer Stadt ansässig. Er war Beamter, nahm eine bedeutende Stellung ein, war allgemein geachtet, reich und als wohlthätig bekannt. Er hatte ein beträchtliches Kapital für ein Armenasyl und ein Waisenhaus gestiftet und außerdem viel Gutes im Verborgenen gethan, ferne der Öffentlichkeit, wie sich später, bei seinem Tode, herausstellte. Er war an fünfzig Jahre alt, hatte ein fast strenges Aussehen und war wenig redselig. Geheiratet hatte er aber erst vor zehn Jahren eine noch ganz junge Frau, von der er drei noch minderjährige Kinder hatte. Und da sitze ich denn am Abend darauf bei mir zu Hause, als sich plötzlich die Thür öffnet und dieser selbe Herr eintritt.

Ich muß dabei bemerken, daß ich damals schon nicht mehr in meiner früheren Wohnung hauste: als ich nur eben meinen Abschied eingereicht hatte, war ich umgezogen und hatte mich bei einer alten Frau, einer Beamtenwitwe, eingemietet und dabei abgemacht, daß ihr Dienstmädchen auch bei mir Dienst tue, denn ich war nur deshalb in diese Wohnung eingezogen, weil ich den Afanasi noch an dem gleichen Tage, als ich vom Duell zurückgekehrt war, in die Kompanie zurückgeschickt

hatte; ich schämte mich ja, ihm in die Augen zu blicken nach meinem Verhalten zu ihm von vorhin – so sehr geneigt ist der nicht vorbereitete Weltmensch, sich bisweilen selbst seines allergerechtesten Handelns zu schämen.

»Ich«, spricht zu mir der Gast noch im Eintreten, »höre Ihnen schon einige Tage in verschiedenen Häusern mit großem Interesse zu und hatte endlich gewünscht, persönlich mit Ihnen bekannt zu werden, um mit Ihnen noch eingehender über das alles zu sprechen. Können Sie, mein Herr, mir einen so großen Dienst erweisen?« »Ich tue das«, so spreche ich, »mit sehr großem Vergnügen und werde es mir als eine besondere Ehre anrechnen!« Ich sage ihm dies ruhig, selber aber war ich fast erschrocken: Einen so großen Eindruck hatte er damals auf mich gleich von Anfang an gemacht. Denn wenn man mir auch zuzuhören und mir Interesse entgegenzubringen pflegte, so war doch noch niemand zu mir gekommen mit einem so ernsten, strengen und nach innen gerichteten Blick. Und dabei war er noch selber zu mir in die Wohnung gekommen! Er setzte sich. »Eine seltene Charakterstärke«, so fährt er fort, »nehme ich an Ihnen wahr, denn Sie haben keine Furcht gehegt, der Wahrheit zu dienen in einer Angelegenheit, in der Sie Gefahr liefen, für Ihre Aufrichtigkeit der allgemeinen Verachtung zu verfallen!« »Sie loben mich vielleicht in allzu übertriebener Weise!« sage ich ihm. »Nein, durchaus nicht in übertriebener Weise«, antwortet er; »glauben Sie mir, einen solchen Schritt zu tun, ist bei weitem schwerer, als es Ihnen scheint. Ich«, spricht er, »bin eigentlich nur davon betroffen gewesen, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen. Beschreiben Sie mir, wenn Ihnen meine vielleicht so unwürdige Neugierde nicht gerade zuwider ist, was Sie denn eigentlich in jener Minute empfunden haben, als Sie sich, noch während des Zweikampfes, entschlossen, um Entschuldigung zu bitten – wenn Sie sich nur daran erinnern. Halten Sie meine Frage nicht für leichtsinnig, ich habe ganz im Gegenteil, wenn ich eine solche Frage stelle, meine geheime Absicht, die ich Ihnen auch wahrscheinlich in der Folgezeit kundgeben werde, wenn es Gott gefällig sein wird, uns einander noch näherkommen zu lassen!«

Die ganze Zeit über, während er sprach, hatte ich ihm gerade in die Augen gesehen, und plötzlich flößte er mir größtes Zutrauen ein und außerdem auch eine außergewöhnliche Neugierde, denn ich fühlte es, daß ein ganz besonderes Geheimnis ihm auf der Seele liege.

»Sie fragen mich, was ich eigentlich in jenem Augenblick empfand, als ich meinen Gegner um Verzeihung bat?« antwortete ich ihm. »Ich werde Ihnen aber lieber ganz von Anfang an das erzählen, was ich den anderen noch nicht erzählt habe.« Und ich erzählte ihm alles, was zwischen mir und dem Afanasi vorgefallen war, und wie ich mich vor

ihm bis zur Erde verneigt hatte. »Hieraus können Sie selber ersehen«, schloß ich, »daß es mir schon während des Zweikampfes leichter war, um Verzeihung zu bitten, denn ich hatte bereits zu Hause damit begonnen, und nachdem ich einmal diesen Pfad beschritten hatte, verlief alles Weitere nicht nur ohne jede Anstrengung, vielmehr sogar freudig und heiter!«

Er hörte mich an und blickte so freundlich auf mich. »Das alles«, spricht er, »ist außerordentlich interessant, ich werde wieder und wieder zu Ihnen kommen!« Und er begann von da an fast jeden Abend zu mir zu kommen, und wir hätten uns wohl gar sehr angefreundet, wenn er mir auch von sich selber erzählt hätte. Davon sprach er aber fast kein Wort, er fragte vielmehr immer nur mich über mich selber aus. Trotzdem gewann ich ihn außerordentlich lieb und vertraute ihm völlig in allen meinen Gedanken, denn ich denke mir ja: Wozu brauche ich denn seine Geheimnisse, auch ohne dies sehe ich, daß er ein gerechter Mensch ist. Zudem ist er aber auch noch ein so ernster und mir an Jahren so überlegener Mensch. Und trotzdem geht er zu mir, einem Jüngling, und verachtet mich nicht. Und viel Nützliches lernte ich auch von ihm, denn er war ein Mann von hohem Geiste. »Daß das Leben ein Paradies ist«, spricht er plötzlich zu mir, »daran denke ich lange schon«, und plötzlich fügte er hinzu: »Ich denke ja überhaupt nur an dies eine!« Er sieht mich an und lächelt. »Ich bin mehr als Sie«, spricht er, »davon überzeugt; später werden Sie erfahren, weshalb!« Ich höre dies und denke für mich: »Da will er mir wahrscheinlich ein Geständnis machen.« »Das Paradies«, spricht er, »liegt in einem jeden von uns verborgen, und jetzt öffnet es sich gerade in mir, und wenn ich nur will, so wird es noch morgen für mich tatsächlich erstehen, und schon für mein ganzes Leben!« Ich sehe: mit Rührung spricht er, und geheimnisvoll blickt er auf mich, gleich als ob er an mich eine Frage richte. »Darüber aber«, fährt er fort, »daß jeder Mensch für alle und alles schuldig ist, ganz abgesehen von seinen eigenen Sünden, darüber haben Sie völlig richtig geurteilt. Es ist wirklich erstaunlich, daß Sie diesen Gedanken plötzlich in einer solchen Fülle erfassen konnten. Und es ist in Wahrheit richtig, daß, wenn die Menschen diesen Gedanken begreifen werden, daß dann für sie das himmlische Reich schon nicht mehr in der Phantasie, vielmehr in Wirklichkeit anbrechen wird.« »Wann aber«, rufe ich da voll Kummer aus, »wird sich dies endlich erfüllen, und wird es sich überhaupt noch einmal erfüllen? Ist dies nicht nur ein Traum?« »Wie aber?« spricht er; »da glauben Sie ja selber nicht! Sie predigen und glauben selber nicht! Wissen Sie aber, daß zweifellos dieser Traum, wie Sie sich ausdrücken, erfüllt wird, seien Sie nur dessen gewiß, wenn auch nicht jetzt gleich, denn jede Wirkung hat ihr eigenes

Gesetz. Das ist aber zudem auch noch eine Angelegenheit der Seele, eine psychologische Sache. Damit die Welt eine andere werde, dazu ist es nötig, daß die Menschen selber einen neuen Seelenpfad einschlagen. Bevor aber nicht ein jeder von uns in Wahrheit zu einem neuen Bruder wird für einen jeden, wird kein Brudertum herrschen unter den Menschen. Denn niemals werden die Menschen auf Grund der Ergebnisse irgendeiner Wissenschaft oder durch die Aussicht auf irgendeinen Vorteil es fertigbringen, ihr Eigentum und ihre Rechte untereinander zu teilen, ohne einander zu kränken, immer wird es einen jeden von ihnen zu wenig dünken, was er erhielt, und alle werden murren und sich hassen und einander vernichten. Sie fragen, wann dies erfüllt werden wird? Es wird erfüllt werden! Zuerst muß aber die Periode der menschlichen ›Vereinigung‹ sich verwirklichen.« »Was ist denn das für eine Vereinigung?« frage ich ihn. »Gerade die, die jetzt überall erstrebt wird, besonders in unserem Jahrhundert, aber noch nicht völlig abgeschlossen ward, noch nicht ihren Endpunkt fand. Ein jeder strebt ja heute danach, seine Persönlichkeit möglichst abzusondern, jeder will in sich selber die ganze Fülle des Lebens erfahren, und dabei ist das Ergebnis aus allen seinen Anstrengungen nicht die Fülle des Lebens, sondern fragloser Selbstmord. Denn statt völlige Entfaltung ihres Lebens zu erlangen, verfallen sie in totale Vereinsamung. In unserem Jahrhundert zieht sich ein jeder in seine Höhle zurück, jeder entfernt sich von dem andern, verbirgt sich selber und was er besitzt, und endet damit, daß er selber von den Menschen zurückgestoßen wird und selber die Menschen von sich zurückstößt. Er sammelt für sich, in Einsamkeit lebend, Reichtümer und denkt: ›Wie mächtig bin ich jetzt, und wie bin ich vor Mangel geschützt!‹ Er weiß aber nicht, der Tor, daß, je mehr er Reichtümer ansammelt, er nur um so tiefer in selbstmörderische Kraftlosigkeit versinkt. Denn er gewöhnte sich ja daran, auf sich allein alle Hoffnungen zu setzen: Von dem Ganzen sonderte er sich ab als Einzelwesen er gewöhnte seine Seele daran, nicht an die Hilfe von Menschen zu glauben, nicht an die Menschen und an die Menschheit, und nur darum zu zittern, sein Geld und die von ihm erworbenen Rechte möchten verfallen. Allüberall beginnt jetzt der Menscheng Geist in lächerlicher Weise zu verkennen, daß die tatsächliche Sicherstellung der Person nicht in ihrer vereinzelt persönlichen Anstrengung sich gründen kann, vielmehr nur in der Einheit aller Menschen. Aber unbedingt wird die Zeit auch dieser furchtbaren Vereinsamung ein Ziel setzen, und alle werden dann auf einmal begreifen, wie unnatürlich es war, daß sie sich einer von dem anderen absonderten. Ein solches wird schon das Wehen der Zeit sein, und die Menschen werden darüber staunen, daß sie so lange im Schatten saßen und das Licht ihnen verborgen war.

Dann wird auch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen . . . Aber bis zu dieser Zeit muß man gleichwohl dies Zeichen hüten und darf es nicht verloren geben, vielmehr soll der Mensch, wenn auch nur als einzelner und wider alles Erwarten, ein Beispiel geben und die Seele aus der Vereinsamung auf den Weg der brüderlichen Gemeinschaft führen, und wenn er darum auch nur für einen Narren gehalten werden wird. Das muß sein, damit nicht der große Gedanke sterbe!«

In so flammenden und begeisternden Unterhaltungen vergingen unsere Abende, einer nach dem anderen. Ich hatte es sogar völlig aufgegeben, in Gesellschaft zu gehen, und begann viel seltener Besuche zu machen, ganz abgesehen davon, daß ich auch aus der Mode zu kommen anfang. Ich sage dies ohne Erbitterung, denn man fuhr ja fort damit, mich zu lieben und sich freundlich zu mir zu verhalten; daß aber tatsächlich die Mode in der Welt keine geringe Rolle spielt, muß man doch wohl zugeben. Auf meinen geheimnisvollen Gast begann ich schließlich nur noch mit Entzücken hinzublicken; denn ganz abgesehen davon, daß ich mich an seinen Geiste erlabte, begann ich auch vorauszufühlen, daß er in sich eine ganz bestimmte Absicht nähre und sich zu einer vielleicht großen Tat vorbereite. Vielleicht gefiel es ihm auch, daß ich keinerlei Neugier an den Tag legte in Hinsicht auf sein Geheimnis und ihn weder direkt noch auf Umwegen auszufragen pflegte. Ich bemerkte aber schließlich, daß er auch selber sich wie zu quälen beginne in dem Wunsche, mir irgendein Geständnis zu machen. Wenigstens ward das schon sehr auffällig etwa einen Monat, nachdem er damit begonnen hatte, mich zu besuchen. »Wissen Sie denn auch«, fragte er mich einst, »daß man in der Stadt großes Interesse hegt für uns beide und sich darüber wundert, daß ich so häufig zu Ihnen komme? Möge man es nur: Bald wird sich ja alles erklären!« Bisweilen befahl ihn plötzlich eine außerordentliche Aufregung, und in solchen Fällen pflegte er fast immer aufzustehen und wegzugehen. Bisweilen blickte er aber lange, und als ob er mich völlig durchschauen wolle, auf mich – ich denke: »Irgend etwas wird er sogleich eröffnen!« Er aber läßt plötzlich davon ab und spricht von etwas Bekanntem und Gewöhnlichem. Auch begann er sich häufig über Kopfschmerzen zu beklagen. Und da – einstmals, sogar völlig unerwarteterweise, nachdem er eben erst lange und feurig gesprochen hatte, sehe ich: Er ward plötzlich ganz bleich, sein Gesicht hat sich völlig verzogen, und er blickt unverwandt auf mich.

»Was ist Ihnen?« spreche ich. »Sind Sie vielleicht unwohl?« Er hatte sich nämlich gerade eben erst über Kopfschmerzen beklagt.

»Ich . . . wissen Sie es . . . ich . . . habe einen Menschen getötet . . .«

Er sprach es aus und lächelte, und dabei ist er bleich wie Kreide. »Weshalb lächelt er denn nur?« Dieser Gedanke durchbohrte mir plötzlich das Herz, bevor ich mir noch über irgend etwas klarwerden konnte. Ich selber war erbleicht.

»Wie kamen Sie denn dazu?« rufe ich.

»Sehen Sie«, antwortete er mir immer mit demselben bleichen Lächeln, »wie schwer es mir ward, das erste Wort zu sagen. Jetzt habe ich es aber ausgesprochen, und es scheint, ich betrat den richtigen Weg. Ich werde ihn zu Ende gehen.«

Lange wollte ich ihm nicht glauben, ja, und auch nicht auf einmal schenkte ich ihm Glauben, vielmehr erst, nachdem er drei Tage hintereinander zu mir gekommen war und mir alles bis in alle Einzelheiten erzählt hatte. Ich hielt ihn anfangs für gestört, überzeugte mich aber schließlich, zu meinem großen Kummer und Staunen, deutlich davon, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Er hatte tatsächlich vierzehn Jahre vordem ein großes und furchtbares Verbrechen an einer reichen Dame begangen, der Witwe eines Gutsbesitzers, die jung und schön war und in unserer Stadt ein eigenes Haus besaß. Zu ihr hatte ihn eine leidenschaftliche Liebe erfaßt. Er gestand ihr seine Liebe und wollte sie überreden, seine Gattin zu werden. Sie aber hatte bereits ihr Herz einem anderen geschenkt, einem bekannten Offizier von hohem Range, der damals im Felde stand, und den sie indes bald zurückerwartete. Seinen (meines geheimnisvollen Gastes) Antrag hatte sie abgelehnt und ihn gebeten, sie nicht mehr zu besuchen. Daraufhin hatte er, der die Räumlichkeiten ihres Hauses genau kannte, sich einst in der Nacht vom Garten aus über das Dach bei ihr eingeschlichen, und das war außerordentlich verwegen, da er jeden Augenblick entdeckt zu werden riskierte. Indes gelingen gewöhnlich gerade die mit besonderer Keckheit ausgeführten Verbrechen häufiger als die anderen. Nachdem er durch ein Dachfenster den Boden des Hauses betreten hatte, stieg er auf einer kleinen Treppe zu ihr in die Wohnräume herunter, da er wußte, daß die Türe, die am Ende der Treppe lag, infolge Nachlässigkeit der Dienstboten nicht immer verschlossen war. Er hatte auf diese Fahrlässigkeit auch diesmal gerechnet und sich nicht geirrt. In der Dunkelheit fand er dann den Weg zu ihrem Schlafzimmer, in dem ein Lämpchen vor den Heiligenbildern brannte. Und wie absichtlich waren gerade die beiden Dienstmädchen insgeheim, ohne eine Erlaubnis zu erfragen, in die Nachbarschaft zu einer Namenstagsfeier gegangen, die in derselben Straße stattfand. Die anderen Diener und Dienerinnen schliefen aber in den Gesindezimmern und in der Küche in der unteren Etage. Beim Anblick der Schlafenden war in ihm erst die Leidenschaft entflammt, daraufhin aber hatte sein Herz rasende Rachsucht und Eifersucht befal-

len, und ohne recht zu wissen, was er tue, wie ein Trunkener, war er herantreten und hatte ihr ein Messer gerade ins Herz gestoßen, so daß sie nicht einmal geschrien hatte. Darauf hatte er in höllischer, verbrecherischer Berechnung alle Vorkehrungen so getroffen, daß der Verdacht auf die Dienerschaft fallen mußte: Er hatte sich nicht einmal gescheut, ihren Geldbeutel an sich zu nehmen, er hatte mit den Schlüsseln, die er unter ihrem Kissen hervorgezogen hatte, ihre Kommode geöffnet und ihr einige Sachen entnommen, und gerade so, wie es ein ungebildeter Dienstbote getan hätte, das heißt die Wertpapiere ließ er zurück, er nahm nur Geld und einige größere Goldsachen, während er die zehnmal kostbareren, aber kleineren Schmuckstücke zurückließ. Er nahm aber auch noch irgend etwas sich zum Andenken mit, davon jedoch später. Nachdem er dies furchtbare Verbrechen begangen hatte, entfernte er sich auf demselben Wege. Weder am anderen Tag, als Lärm geschlagen ward, noch jemals später während seines ganzen Lebens war irgendwer darauf gekommen, den wirklichen Übeltäter zu vermuten. Ja, und auch von seiner Liebe zu ihr wußte niemand, denn er war stets von schweigsamem, nicht mittheilsamem Charakter gewesen und besaß auch keinen Freund, dem er seine Seele anvertraut hätte. Man hielt ihn einfach für einen Bekannten der Ermordeten und nicht einmal für einen ihr besonders nahestehenden, denn in den letzten zwei Wochen hatte er sie ja gar nicht mehr besucht. Der Verdacht fiel hingegen sogleich auf ihren leibeigenen Diener Peter, und zufällig trafen alle Umstände zusammen, um diesen Verdacht zu bekräftigen. Denn dieser Diener wußte, und die Verstorbene hatte es ihm selber nicht verheimlicht, daß sie beabsichtige, ihn unter die Soldaten zu stecken, weil sie verpflichtet war, einen Rekruten zu stellen, und er allein stand und außerdem von schlechter Aufführung war. Man hatte gehört, wie er betrunken im Wirtshaus voller Wut gedroht hatte, sie zu töten. Vier Tage vor ihrem Tode war er aber davongelaufen und hatte irgendwo in der Stadt gehaust. Am Tage nach dem Morde fand man ihn aber auf der Landstraße, nicht weit von der Stadt, besinnungslos betrunken, mit einem Messer in der Tasche, und dazu war noch aus irgendeinem Grunde seine rechte Handfläche mit Blut besudelt. Er behauptete zwar, dies Blut sein ihm aus der Nase geflossen, aber man glaubte ihm nicht. Die Dienstmädchen gestanden, daß sie zu besagte Namenstagsfeier gegangen waren und daß die Haustüre bis zu ihrer Rückkehr unverschlossen geblieben war. Ja, und außerdem hatten sich noch eine Menge dem ähnlicher Anzeichen gefunden, auf Grund deren man den unschuldigen Diener auch belangte. Man nahm ihn fest und begann die Untersuchung. Da aber, schon eine Woche später, erkrankte der Gefangene an einem hitzigen Fieber, und er starb

im Krankenhaus, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben. Damit fand die Angelegenheit ihr Ende. Man gab den Verstorbenen dem Willen Gottes anheim, und alle: die Richter, die Obrigkeit und die ganze Gesellschaft blieben überzeugt, daß niemand anders das Verbrechen verübt habe, als eben dieser tote Diener. Aber da erst begann die Bestrafung des wirklichen Täters. Mein geheimnisvoller Gast, nunmehr schon mein Freund, erzählte, er habe anfangs überhaupt nicht an Gewissensbissen gelitten. Gelitten habe er freilich lange Zeit, aber nicht daran, vielmehr nur aus Gram darüber, daß er die geliebte Frau getötet habe, daß sie schon nicht mehr da ist, und daß er, als er sie tötete, nur seine Liebe getötet habe, während das Feuer der Leidenschaft in seinem Blute weiterbrannte. Daß er aber unschuldiges Blut vergossen und einen Menschen ermordet habe, kam ihm damals fast gar nicht in den Sinn. Es erschien ihm ja der Gedanke daran, daß sein Opfer eines anderen Gattin werden könnte, unmöglich zu ertragen, und deshalb war er lange Zeit hindurch durchaus überzeugt, daß er gar nicht anders habe handeln können. Es beunruhigte ihn freilich anfangs die Verhaftung des Dieners, aber die rasche Krankheit und dann der Tod des Arrestanten beschwichtigten ihn wieder: denn jener war, aller Augenscheinlichkeit nach (so urteilte er wenigstens damals), nicht infolge seiner Verhaftung und seines Schreckens, vielmehr an einer einfachen Krankheit gestorben, die er sich gerade in jenen Tagen seiner Flucht geholt hatte, als er besinnungslos betrunken eine ganze Nacht lang auf der nassen Erde gelegen hatte. Die gestohlenen Gegenstände und das Geld machten ihm aber wenig Sorge, denn (so urteilte er gleichfalls) der Diebstahl war ja nicht aus Eigennutz geschehen, vielmehr nur um den Verdacht nach einer anderen Seite abzulenken. Die Summe des gestohlenen Geldes war zudem unbedeutend, und er hatte bald danach diese ganze Summe und sogar eine weit größere für das Armenasyl gespendet, das damals in unserer Stadt errichtet ward. Absichtlich hatte er das getan, um sein Gewissen zu beruhigen hinsichtlich des Diebstahls, und – das ist bemerkenswert – es war ihm das auch durchaus gelungen für einige Zeit und sogar für eine lange – er selber sagte mir dies. Er hatte sich damals einer wichtigen dienstlichen Tätigkeit mit Leidenschaft hingegeben, er hatte sich selber eine mühevoll und schwierige Arbeit ausgebeten, die ihn zwei Jahre beschäftigt hatte, und da er festen Charakters war, hatte er das Vergangene fast vergessen; wenn es ihm aber einmal einfiel, gab er sich Mühe, überhaupt nicht daran zu denken. Er widmete sich mit Eifer der Wohltätigkeit, traf darin mancherlei neue Einrichtungen und spendete dafür viel Geld in unserer Stadt. Er machte sich so auch in den Hauptstädten bemerkbar und ward in Petersburg und in Moskau zum Mitglied der dortigen Wohl-

tätigkeitsgesellschaften ernannt. Aber gleichwohl begann er endlich bedenklich zu werden und sich zu quälen, und das trug nicht zur Hebung seiner Kräfte bei. Da erregte denn ein schönes und kluges junges Mädchen sein Wohlgefallen, und er beeilte sich, es heimzuführen in der Hoffnung, er könne durch die Ehe seines einsamen Grames Herr werden, und er werde, wenn er den neuen Pfad betreten habe und mit Eifer seine Pflicht der Gattin und den Kindern gegenüber erfülle, für immer von den alten Erinnerungen loskommen. Es trat aber gerade das Gegenteil von dem ein, was er erwartet hatte. Schon im ersten Monat seiner Ehe begann ihn unaufhörlich der Gedanke zu quälen: »Hier, meine Gattin liebt mich, und nun, was denn, wenn sie erfahren würde...?« Als seine Gattin sich zum ersten Male guter Hoffnung fühlte und ihm das mitteilte, kam ihm plötzlich der quälende Gedanke: »Ich gebe Leben, ich selber aber habe Leben vernichtet!« Es wurden ihm Kinder geboren, und er dachte: »Wie wage ich es denn, sie zu lieben, sie zu unterrichten und zu erziehen, wie werde ich ihnen denn von der Tugend erzählen? Ich habe ja Blut vergossen!« Die Kinder entwickelten sich prächtig, er möchte sie liebkosen: »Ich kann aber gar nicht in ihre unschuldigen, klaren Gesichtchen schauen, ich bin dessen ja nicht würdig!« Endlich begannen ihn furchtbare und bittere Vorstellungen zu überkommen von dem ermordeten Opfer: ihr vernichtetes junges Leben, ihr Blut, das nach Rache schrie. Er begann furchtbare Traumbilder zu sehen. Da er indes festen Herzens war, ertrug er lange Zeit diese Qual und dachte: »Alles werde ich sühnen durch meine geheimen Schmerzen!« Aber auch diese Hoffnung war vergeblich: Sein Leiden ward nur immer heftiger. In der Gesellschaft begann man ihm dabei mit Achtung zu begegnen wegen seiner Wirksamkeit in der Wohltätigkeit, wenn man auch allgemein Scheu hegte vor seinem strengen und finsternen Wesen. Je mehr man ihm aber Achtung zu erweisen begann, um so unerträglicher ward es ihm. Er gestand mir, er habe daran gedacht, Selbstmord zu begehen. Statt dessen begann er aber einen anderen Gedanken zu erwägen – einen Gedanken, den er anfangs für unmöglich und sinnlos gehalten hatte, der sich aber schließlich derart in sein Herz eingesogen hatte, daß es unmöglich war, ihn von dort herauszureißen. Er dachte nämlich daran, sich zu ermannen, vor das Volk zu treten und allen zu gestehen, daß er einen Menschen getötet habe. Drei Jahre schleppte er diesen Plan mit sich herum, und er malte ihn sich in immer neuer Gestalt aus. Endlich ward er von ganzem Herzen gewiß, daß, wenn er sein Verbrechen bekannt habe, er zweifellos seine Seele zu heilen und ein für allemal zu beruhigen vermöchte. Als er aber zu dieser Überzeugung gekommen war, erfaßte ihn Entsetzen. Denn wie sollte er das ausführen? Und da ereignete sich

plötzlich jener Vorfall bei meinem Duell. »Indem ich auf Sie schaute, habe ich mich jetzt entschlossen!« Ich blickte auf ihn.

»Konnte denn aber tatsächlich«, rief ich aus, und ich rang die Hände, »ein so unbedeutender Vorfall in Ihnen einen solchen Entschluß reifen lassen?«

»Mein Entschluß brauchte drei Jahre, um zu reifen«, antwortete er mir, »der Vorfall mit Ihnen gab mir nur den letzten Anstoß. Als ich auf Sie schaute, da machte ich mir selber Vorwürfe und beneidete Sie!« Das sagte er mir sogar mit einer gewissen Schroffheit.

»Ja, aber man wird Ihnen gar nicht glauben«, bemerkte ich ihm, »vierzehn Jahre sind ja seitdem verflossen!«

»Ich habe Beweisstücke, bedeutungsvolle. Ich werde sie vorlegen.«

Und da brach ich denn in Weinen aus und küßte ihn.

»Eines entscheiden Sie nur, nur eines!« sprach er zu mir (gleich als ob von mir jetzt alles abhinge). »Meine Frau, meine Kinder! Meine Frau wird vielleicht vor Gram sterben. Wenn aber auch meine Kinder weder ihres Adels noch ihres Besitztums verlorengelien, so sind sie doch die Kinder eines Zuchthäuslers, und das für ewig! Und was für ein Andenken lasse ich in ihren Herzen zurück!«

Ich schweige.

»Aber von ihnen Abschied zu nehmen, sie auf immer verlassen? Es ist ja auf ewig, auf ewig!«

Ich sitze und bete still für mich. Endlich stand ich auf, es war mir schrecklich zumute.

»Was denn?« und er blickte mich an.

»Gehen Sie«, spreche ich, »und legen Sie ein volles Geständnis ab vor dem Volke. Alles wird ja vorübergehen, nur die Wahrheit allein wird bleiben! Ihre Kinder werden heranwachsen, und dann werden sie begreifen, wieviel Hochherzigkeit in Ihrem großen Entschluß lag!«

Als er mich damals verließ, war es so, als ob er sich tatsächlich entschlossen habe. Gleichwohl kam er aber noch mehr als zwei Wochen jeden Abend zu mir: Immer noch bereitete er sich vor, noch immer vermochte er sich nicht zu entscheiden. Er folterte geradezu mein Herz. Bald kam er in fester Entschlossenheit und spricht mit Rührung:

»Ich weiß, daß das Paradies für mich anbrechen wird, sobald ich nur das Geständnis ablegen werde. Vierzehn Jahre lebte ich in der Hölle! Ich will leiden. Ich werde das Leiden auf mich nehmen und dann erst zu leben beginnen. »Mit der Lüge wirst du wohl die Welt durchwandern, ja, aber nicht zurückkehren!« sagt das Volk. Jetzt wage ich es ja nicht nur dich, meinen Nächsten, nein, nicht einmal meine eigenen Kinder zu lieben. Mein Gott! Es werden ja meine Kinder vielleicht begreifen, was mir mein Leiden kostete, und sie werden mich dann nicht

verdammten! Der Herrgott ist nicht in der Kraft, vielmehr in der Wahrheit!«

»Alle werden Ihr Vorgehen begreifen«, sagte ich ihm, »wenn nicht sogleich, so werden sie es später begreifen, denn der Wahrheit dienen Sie ja, der höchsten Wahrheit, der nichtirdischen . . .«

Und dann geht er von mir, als ob er getröstet wäre. Am anderen Tage aber kommt er plötzlich wieder und ist böse, bleich und spricht wie im Hohne:

»Jedesmal, wenn ich bei Ihnen eintrete, blicken Sie mit einer solchen Neugier auf mich, als ob Sie sagen wollten: ›Er hat also wiederum nicht die Anzeige gegen sich erhoben?‹ Warten Sie nur, verachten Sie mich nicht allzusehr! Das ist ja durchaus nicht so leicht, wie Sie es annehmen. Vielleicht werde ich das überhaupt noch nicht tun. Werden Sie dann aber nicht gegen mich die Anklage erheben? Wie?«

Ich aber hegte nicht nur Scheu davor, mit törichter Neugierde auf ihn zu blicken, nein, überhaupt ihn nur anzuschauen fürchtete ich mich. Gequält war ich, daß ich krank zu werden fürchtete, und meine Seele war voll Tränen. Ich hatte sogar den nächtlichen Schlaf eingebüßt.

»Ich komme soeben«, fährt er fort, »von meiner Frau. Verstehen Sie denn auch, was das heißt: eine Gattin? Als ich wegging, rufen mir die Kinderchen nach: ›Leben Sie wohl, Vater, kommen Sie nur bald wieder, um mit uns das Lesebuch für Kinder zu lesen.‹ Nein, Sie verstehen das nicht! Fremdes Unglück macht uns nicht klug!«

Und die Augen funkelten ihm, seine Lippen bebten nur so. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die darauf stehenden Gegenstände nur so aufsprangen – und er war doch sonst ein so weicher Mensch! Das begegnete ihm zum ersten Male.

»Ja, ist es denn nötig?« rief er aus. »Ja, muß man es denn? Es ist doch niemand verurteilt worden, niemanden hat man meinetwegen zur Zwangsarbeit geschickt, der betreffende Diensthote ist ja an einer Krankheit gestorben! Für das Blut aber, das ich vergoß, ward ich schon genug gestraft durch meine Qualen. Ja, und man wird mir auch überhaupt keinen Glauben schenken, keinem von meinen Beweisen wird man Glauben schenken. Ist es denn nötig, ein Anzeige zu machen, ist es wirklich nötig? Für das vergossene Blut bin ich mein ganzes Leben lang bereit, mich noch weiter zu quälen, um nur nicht das Glück meiner Gattin und meiner Kinder zu zerstören. Wird es denn auch gerecht sein, wenn wir sie mit uns dem Verderben weihen? Irren wir uns denn auch nicht? Wo ist denn da die Wahrheit? Ja, und werden diese Leute überhaupt die Wahrheit erkennen, werden sie sie schätzen, werden sie sie ehren?«

»Mein Gott!« denke ich für mich, »in einem solchen Augenblick

denkt er auch noch an die Ehrung der Menschen!« Und derart ward es mir damals leid um ihn, daß ich, so scheint es mir, selber sein Schicksal geteilt hätte, wenn ich es so nur hätte erleichtern können. Ich sehe, er ist wie außer sich. Und ich entsetzte mich, da ich schon nicht nur mit meinem Verstande, vielmehr mit meiner lebendigen Seele begriffen hatte, was ein solcher Entschluß kostet!

»So entscheiden Sie denn mein Schicksal!« rief er wiederum aus.

»Gehen Sie und erheben Sie Anzeige gegen sich!« flüsterte ich ihm zu. Die Stimme versagte mir, ich hatte aber in entschiedenem Tone ge-flüstert. Ich nahm da vom Tische das Evangelium in russischer Übersetzung und wies ihm im Evangelium des Johannes Kapitel 12, den Vers 24: »Wahrlich! wahrlich, ich sage euch: Wenn ein Weizenkorn, das zur Erde fiel, nicht stirbt, so wird es eines bleiben; wenn es aber sterben wird, so wird es vielfältige Frucht bringen.« Ich hatte diesen Vers eben erst gelesen, bevor er gekommen war.

Er las. »Das ist wahr!« spricht er, er lächelte aber bitter. »Ja, in diesen Büchern«, sagt er nach einer Pause, »findet man Gott weiß was alles. Leicht ist es, sie einem unter die Nase zu schieben! Wer hat sie aber geschrieben, wenn nicht Menschen?«

»Der Heilige Geist hat sie geschrieben«, sage ich.

»Sie haben gut zu reden«, lächelte er wiederum, diesmal aber fast schon mit Haß. Ich nahm das Buch zurück, schlug es an einer anderen Stelle auf und zeigte ihm den Hebräerbrief Kapitel 10, Vers 31. Er las:

»Furchtbar ist es, dem lebendigen Gott in die Hände zu fallen!«

Er las es, ja, und er warf dann geradezu das Buch von sich. Er erzitterte sogar am ganzen Körper.

»Einen furchtbaren Vers«, spricht er, »man muß es gestehen, haben Sie da ausgewählt.« Er erhob sich von seinem Stuhle. »Jetzt«, sagt er, »leben Sie wohl! Vielleicht werde ich auch nicht mehr zu Ihnen kommen . . . im Paradies werden wir uns wiedersehen. Das bedeutet demnach, es sind schon vierzehn Jahre her, daß ich in die Hände des lebendigen Gottes fiel« – so müssen demnach wohl diese vierzehn Jahre überschrieben werden. Morgen werde ich diese Hände bitten, daß sie mich loslassen . . .«

Ich wollte ihn umarmen und küssen, ja, und ich wagte es nicht – sein Gesicht war derart verzogen, daß es schwer ward, ihn auch nur anzuschauen. Er ging hinaus. »Mein Gott!« dachte ich, »wo ist dieser Mensch hingegangen?« Ich warf mich dann sogleich auf die Knie vor dem Heiligenbilde und weinte über ihn zur heiligen Gottesmutter, die da rasch Schutz und Hilfe bringt. Mehr als eine halbe Stunde war vergangen, daß ich weinend im Gebet verweilte; es war aber schon spät

in der Nacht, gegen zwölf Uhr. Plötzlich sehe ich, die Tür öffnet sich, und er tritt wiederum ein. Ich wunderte mich.

»Wo sind Sie denn gewesen?« fragte ich ihn.

»Ich«, spricht er, »ich habe, so scheint es, irgend etwas vergessen . . . mein Taschentuch, so scheint es . . . Nun, wenn ich aber auch gar nichts vergessen habe, lassen Sie mich niedersitzen!«

Er setzte sich auf einen Stuhl. Ich stehe vor ihm. »Setzen Sie sich auch«, spricht er. Ich setze mich. So saßen wir mehr als zwei Minuten, er blickt durchdringend auf mich, und plötzlich lächelt er, ich erinnere mich daran wohl. Dann stand er auf, umarmte mich hastig und küßte mich.

»Erinnere dich daran«, spricht er, »daß ich ein zweites Mal zu dir kam. Hörst du, behalte das wohl im Gedächtnis!«

Zum ersten Male hatte er »du« zu mir gesagt. Und er ging. Morgen, dachte ich mir.

Und so ist es denn auch gekommen! Ich wußte aber noch nicht an diesem Abend, daß gerade auf den morgigen Tag auch sein Geburtstag fiel. Ich selber war in den letzten Tagen nirgendhin ausgegangen, und deshalb hätte ich das auch gar nicht von irgendwem erfahren können. An seinem Geburtstage pflegte sich aber alljährlich bei ihm eine große Gesellschaft einzufinden, die ganze Stadt kam dann angefahren. So auch diesmal. Da aber seine Vorgesetzten gleichfalls zugegen waren, so las er dort auch allen Anwesenden mit lauter Stimme ein Papier vor, das die volle Beschreibung des ganzen Verbrechens bis in alle Einzelheiten enthielt! »Wie einen Auswurf stoße ich mich selber aus der Mitte der Menschen aus! Gott hat mich heimgesucht!« – so schloß das Papier. »Es verlangt mich danach, zu leiden!« Daraufhin nahm er denn auch aus der Tasche und legte auf den Tisch alles, womit er sein Verbrechen zu beweisen glaubte, und was er vierzehn Jahre lang bewahrt hatte: die goldenen Schmucksachen der Ermordeten, die er selbst gestohlen hatte, um den Verdacht von sich abzuwenden, ihr Medaillon und ihr Kreuz, das er ihr vom Halse genommen hatte – in dem Medaillon war aber das Bild ihres Bräutigams –, ihr Notizbuch und endlich zwei Briefe: einen Brief des Bräutigams an sie mit der Nachricht von seiner baldigen Rückkehr, und ihrer Antwort auf diesen Brief, die sie angefangen, aber nicht zu Ende geschrieben und auf dem Tische liegengelassen hatte, um sie am nächsten Tage mit der Post abzuschicken. Auch diese Briefe hatte er damals an sich genommen – wozu? Wozu hatte er sie dann noch vierzehn Jahre aufbewahrt, statt sie, die ihn doch verraten konnten, zu vernichten? Und da ereignete sich dann dieses: Alle gerieten in Stauen und Entsetzen, und niemand wollte das für wahr halten, obgleich alle mit außerordentlichem Interesse zugehört hatten, aber so wie der

Beichte eines Kranken. Und wenige Tage später stand es denn schon in der ganzen Stadt durchaus fest, daß dieser Unglückliche verrückt geworden sei. Die Obrigkeit und das Gericht mußten freilich die Sache anhängig machen, aber auch sie bereiteten ihrer Verfolgung ein rasches Ende: Wenn nämlich auch die vorgelegten Sachbeweise und Briefe zu denken gaben, kam man doch zu dem Ergebnis, daß, sollten sich auch diese Beweisstücke als richtig erweisen, gleichwohl einzig und allein auf sie hin eine bestimmte Anklage nicht erhoben werden könne. Ja, und alle diese Dinge könnten doch auch von der Ermordeten selber ihm zum Aufbewahren gegeben worden sein als ihrem Bekannten und Vertrauten. Ich erfuhr übrigens, daß die Echtheit der Sachbeweise später durch viele Bekannte und Verwandte der Ermordeten festgestellt worden sei und daß kein Zweifel hierin bestanden habe. Aber dieser Angelegenheit war es nun einmal nicht beschieden, ihren Lauf zu nehmen. Nach fünf Tagen erfuhren alle, daß der Dulder erkrankt sei und man für sein Leben fürchte. An welcher Krankheit er litt, kann ich nicht angeben, man sagte, an einer Herzkrankheit; es war aber bekannt, daß das Konsilium der Ärzte auf den dringenden Wunsch der Gattin auch seinen Geisteszustand geprüft hatte, und die Ärzte waren damals zu dem Ergebnis gelangt, es liege bereits Geistesstörung vor. Ich habe nichts verraten, wenn auch alle mich mit Fragen bestürmten. Als ich ihn aber zu besuchen wünschte, hat man mir dies lange verweigert, vor allem seine Gattin. »Das sind Sie«, spricht sie, »der mir ihn verrückt gemacht hat! Er war auch vorher schon finster, im letzten Jahre aber bemerkten alle an ihm eine ganz außerordentliche Erregung und seltsame Handlungen, und da haben Sie ihn denn auch gerade zugrunde gerichtet; dazu haben Sie ihn angestiftet, er kam ja einen ganzen Monat gar nicht aus Ihrem Hause heraus!« Und wie denn? Nicht nur seine Gattin, vielmehr auch alle in der Stadt fielen über mich her und beschuldigten mich. »An alledem sind nur Sie allein schuld!« sprechen sie. Ich schweige, ja, und ich bin froh in meiner Seele, denn ich hatte die zweifellose Gnade Gottes erkannt gegenüber jenem, der sich gegen sich selber erhoben und sich selber gestraft hatte. An seine Verrücktheit vermochte ich aber nicht zu glauben. Endlich ließ man auch mich zu ihm hinein, er selber hatte dringend darum gebeten, um sich von mir zu verabschieden. Ich trat ein und erkannte augenblicklich, daß nicht nur seine Tage, vielmehr auch seine Stunden gezählt seien. Er war schwach, gelb im Gesicht, seine Hände zittern, und er ringt nach Atem, aber er blickt gerührt und froh.

»Es ist vollbracht!« sprach er zu mir. »Längst schon dürstet mich danach, dich zu sehen, warum bist du denn nicht gekommen?«

Ich sagte ihm nicht, daß man mich nicht zu ihm hineingelassen hatte.

»Gott hat sich meiner erbarmt und ruft mich zu sich. Ich weiß, daß ich im Sterben liege, ich fühle aber zum ersten Male nach so vielen Jahren Freude und Frieden! Sogleich empfand ich auch das Paradies in meiner Seele, als ich nur eben erfüllt hatte, was nötig war. Jetzt wage ich es schon, meine Kinder zu lieben und sie zu küssen. Man glaubt mir nicht, und niemand hat mir geglaubt, weder meine Gattin noch meine Richter, auch die Kinder werden das niemals glauben. Gottes Gnade erkenne ich darin gegenüber meinen Kindern! Ich werde sterben, und mein Name wird für sie unbefleckt sein. Jetzt aber fühle ich Gott voraus, mein Herz ist heiter wie im Paradiese . . . ich habe meine Pflicht getan!«

Er kann nicht weitersprechen, er ringt nach Atem, drückt mir heiß die Hand und blickt mit Feuer auf mich. Aber wir sprachen nur kurz miteinander, seine Gattin ließ uns nicht aus den Augen. Gleichwohl gelang es ihm, mir zuzuflüstern:

»Erinnerst du dich noch daran, wie ich damals zum zweiten Male zu dir kam, um Mitternacht? Ich habe dir damals gesagt, du solltest dich daran erinnern! Weißt du auch, weswegen ich gekommen war? Ich war ja gekommen, um dich zu töten!«

Da bin ich denn nur so zusammengefahren.

»Ich ging damals von dir, und in meiner Seele war es finster. Ich schweifte durch die Straßen und kämpfte mit mir selber. Und plötzlich ist ein solcher Haß gegen dich über mich gekommen, daß mein Herz das kaum ertragen konnte. ›Jetzt‹, denke ich, ›hält er allein mich gebunden und ist mein Richter, ich kann schon nicht mehr meiner morgigen Strafe entgehen, denn er weiß alles. Nicht daß ich gefürchtet hätte, daß du mich anzeigen werdest (daran dachte ich überhaupt nicht), ich denke vielmehr: ›Wie werde ich ihm nur in die Augen schauen, wenn ich nicht die Klage gegen mich erhebe?‹ Und wenn du auch bis ans Ende der Welt gezogen, aber noch am Leben wärst, so wäre das einerlei: Unerträglich bleibt der Gedanke, daß du lebst und alles weißt und mich verurteilst. Ich haßte dich, als ob du die Ursache von allem und an allem schuld seiest. Ich war damals zu dir zurückgekehrt. Ich entsinne mich, daß bei dir auf dem Tische ein Dolchmesser lag. Wenn ich dich aber wirklich getötet hätte, wäre ich freilich gleichwohl verloren gewesen wegen dieses Mordes, wenn ich auch nicht mein früheres Verbrechen gestanden hätte. Daran dachte ich aber überhaupt nicht, und wollte ich auch nicht glauben in diesem Augenblick. Ich haßte dich nur und wollte mich an dir rächen für dies alles, und das aus aller meiner Kraft. Gott hat aber den Teufel in meiner Seele niedergedrungen! Wisse indes gleichwohl, daß du niemals dem Tode näher wärst!«

Eine Woche später starb er. Seinen Sarg geleitete die ganze Stadt zum Grabe. Der Oberpriester hielt eine tiefempfundene Rede, man beklagte die furchtbare Krankheit, die seinen Tagen ein Ziel gesetzt hatte. Die ganze Stadt erhob sich aber gegen mich, als man ihn beerdigt hatte, und man hörte sogar auf, mich zu empfangen. Freilich einige, anfangs nur wenige, dann aber immer mehr, begannen an die Wahrheit seiner Aussagen zu glauben, mir das Haus einzurennen und mich mit großer Neugier und Schadenfreude auszufragen: Denn es liebt ja der Mensch den Fall des Gerechten und seine Schmach! Ich aber war schweigsam wie das Grab und verließ auch bald die Stadt. Fünf Monate später ward ich dann durch Gott den Herrn gewürdigt, einen festen und herrlichen Pfad zu betreten – und ich segnete den unsichtbaren Finger, der mich so deutlich auf diesen Weg hingewiesen hatte. Des viel-duldenden Knechtes Gottes Michael gedenke ich aber in meinen Gebeten täglich bis zum heutigen Tage.

3

Aus den Gesprächen und Belehrungen des Greises Sosima

e Etwas über den russischen Mönch und seine mögliche Bedeutung

Väter und Lehrer, was ist ein Mönch? In der aufgeklärten Welt wird in unseren Tagen dieses Wort bisweilen schon mit Spott ausgesprochen, bei einigen aber auch geradezu wie ein Schimpfwort. Und das immer mehr. Freilich, ja freilich, auch unter den Mönchen gibt es viele Tagediebe, Wollüstlinge, Liederliche und freche Bettler. Auf solche nun weisen die gebildeten Weltleute hin: »Ihr seid demnach Faulenzer und unnütze Mitglieder der Gesellschaft, ihr lebt von fremder Arbeit, ihr schamlosen Bettler!« Und dabei gibt es doch unter den Mönchen so viele Demütige und Fromme, die nach Einsamkeit dürsten und nach feurigem Gebet in der Stille! Auf die weist man aber weniger hin und übergeht sie sogar völlig mit Stillschweigen. Und wie viele würden erstaunt sein, wenn ich sagen werde, daß von diesen Frommen, die es dürstet nach dem Gebete in der Einsamkeit, vielleicht noch einmal alles Heil ausgehen wird für die russische Erde! Denn in Wahrheit sind sie in der Stille vorbereitet »auf den Tag und die Stunde, den Monat und das Jahr!« Das Bild des Heilands wird vorderhand bewahrt in aller seiner Verlassenheit, herrlich und unentstellt, in der Reinheit der Wahrheit Gottes vor den urältesten Aposteln, Märtyrern und Vätern, und wenn es nötig sein wird, werden sie es der ins Schwanken geratenen Wahrheit der Welt vorhalten! Das ist ein großer Gedanke, von Osten aus wird dieser Stern aufgehen!

So denke ich vom Mönche, und sollte das wirklich lügnerisch, sollte

es wirklich hochmütig sein? Schaut doch nur hin: Ist denn nicht bei den Weltlichen und in der ganzen Welt, die sich über das Volk Gottes erhebt, das Angesicht Gottes und seine Wahrheit entstellt worden? Sie haben die Wissenschaft, aber in der Wissenschaft ist nur das, was den Sinnen unterworfen ist. Die geistige Welt hingegen, der höchste Teil des menschlichen Wesens, ist völlig verneint, und er ward sogar mit einer gewissen Feierlichkeit, ja mit Haß abgelehnt von ihnen. Es hat die Welt die Freiheit verkündet, besonders in der letzten Zeit, aber was sehen wir denn in ihrer Freiheit? Nichts als eine einzige Knechtschaft und einen einzigen Selbstmord! Die Welt spricht ja: »Du hast Bedürfnisse, deshalb befriedige sie auch, denn du hast ja genau die gleichen Rechte wie die reichsten und angesehensten Menschen! Hege nur keine Furcht davor, deine Bedürfnisse zu befriedigen, vermehre sie vielmehr noch!« Das ist die heutige Lehre der Welt. Und darin erblicken sie auch die Freiheit! Was ist aber die Folge von diesem Rechte auf Vermehrung der Bedürfnisse? Bei den Reichen »Vereinsamung« und geistiger Selbstmord, bei den Armen aber Neid und Mordsucht, denn die Rechte hat man zwar gegeben, die Mittel aber, um diese Bedürfnisse zu befriedigen, hat man noch nicht angegeben! Man versichert, daß die Welt sich immer mehr vereinigen, daß sie sich in eine brüderliche Gemeinschaft verwandeln wird dadurch, daß man die Entfernungen verkürzt und die Gedanken durch die Luft übermittelt. O weh! Glaubt doch nicht an eine solche Vereinigung der Menschen! Indem sie unter Freiheit die Vermehrung und rasche Befriedigung ihrer Bedürfnisse verstehen, verstümmeln sie ja ihre eigene Natur, denn sie lassen ja in sich viele sinnlose und dumme Wünsche entstehen, törichte Gewohnheiten und albernste Einfälle! Sie leben nur, um einer den anderen zu hassen und der Wollust und der Eitelkeit zu frönen. Üppige Gastmähler, Ausfahrten, Equipagen, Rang, sklavische Untergebene – das alles wird schon für eine solche Notwendigkeit gehalten, daß man sogar sein Leben opfert, seine Ehre und seine Menschenliebe, um diese unentbehrlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und man tötet sogar einander, wenn man sie nicht befriedigen kann. Bei denen, die nicht reich sind, sehen wir ganz das gleiche, die Armen aber betäuben vorderhand noch Not und Neid in Branntwein. Bald werden sie sich aber statt an Branntwein am Blute berauschen, dazu führt man sie ja hin. Nun frage ich euch: Ist ein solcher Mensch wohl frei? Ich kannte einen »Kämpfer für die Idee«, der pflegte mir selber zu erzählen, daß, als man ihm im Gefängnis den Tabak entzogen hatte, er dies derart qualvoll empfunden habe, daß er fast hingegangen wäre und seine »Idee« verraten hätte, damit man ihm nur wieder Tabak gäbe. Und doch spricht ein solcher: »Ich werde gehen und für die Menschheit kämpfen!« Nun, wohin will denn ein solcher

gehen, und wessen ist er überhaupt fähig? Höchstens einer raschen Tat, aber keinerlei Ausdauer! Und es ist auch nicht weiter erstaunlich, daß sie, statt die Freiheit zu erobern, in Knechtschaft verfielen, und daß sie, statt der Bruderliebe und der Vereinigung aller Menschen zu dienen, im Gegenteil in Absonderung und Vereinsamung verfielen, wie mir in meiner Jugend mein geheimnisvoller Gast und Lehrer sagte. Deshalb erlischt aber auch in der Welt mehr und mehr der Gedanke, der Menschheit zu dienen, der Brüderlichkeit und der Einheit aller Menschen, und tatsächlich begegnet man diesem Gedanken bereits mit Spott: denn wie soll man seine Gewohnheiten aufgeben? Wohin wird jener Unfreie sich wenden, wenn er gewöhnt ist, so zahllose Bedürfnisse zu befriedigen, die er erst selber ausdachte? In der Vereinsamung ist er, und was hat er mit dem Ganzen zu schaffen? So hat man es denn dahin gebracht, daß die Menschen immer mehr Reichtümer ansammelten, aber immer weniger Freude unter ihnen wohnt.

Eine ganz andere Sache ist der Weg des Mönches! Über Gehorsam, Fasten und Gebet lacht man zwar, aber doch ist nur in ihnen der Weg gegeben zur echten und schon wahrhaftigen Freiheit. Wenn ich ja überflüssige und unnütze Bedürfnisse von mir weise, wenn ich meinen selbstlieberischen und stolzen Willen durch Gehorsam demütige und geißle, so erreiche ich dadurch auch mit Gottes Hilfe die Freiheit des Geistes und mit ihr auch die geistige Freude! Wer aber von ihnen ist mehr imstande, einen großen Gedanken zu erleben und ihm dienen zu gehen – der vereinsamte Reiche oder jener, der sich befreit hat von der Knechtschaft der Dinge und der Gewohnheiten? Dem Mönch macht man Vorwürfe wegen seines zurückgezogenen Lebens: »Du hast dich zurückgezogen, um in Klostermauern deine Seele zu retten, du hast dabei aber vergessen, brüderlich der Menschheit zu dienen!« Wir wollen aber erst einmal sehen, wer mehr Eifer an den Tag legen wird für die Bruderliebe! Denn die Vereinsamung ist nicht bei uns, vielmehr bei ihnen! Sie sehen das nur nicht. Gerade von uns sind ja von alters her die Helfer des Volkes ausgegangen, weshalb sollten sie aber auch jetzt nicht erstehen können? Ganz dieselben demütigen und frommen Fester und Schweiger werden sich erheben und zu einem großen Werke schreiten. Von seinem Volke wird Rußland das Heil kommen! Das russische Kloster war aber von alters her mit dem Volke! Und wenn das Volk vereinsamt ist, so sind auch wir vereinsamt. Das Volk glaubt ja, was wir glauben: Der ungläubige Volksaufwiegler wird bei uns in Rußland nichts ausrichten, mag er selbst von Herzen aufrichtig und an Geist genial sein! Das haltet wohl in eurem Gedächtnis! Das Volk wird auch dem Atheisten entgegentreten und ihn bekämpfen, und es wird das eine, rechte gläubige Rußland erstehen! Behütet aber das Volk und

habt acht auf sein Herz! In aller Stille erzieht es! Das ist euer Werk, ihr Mönche, denn das Volk trägt ja Gott in sich!

f Etwas von Herren und Dienern und davon, ob es möglich ist, daß Herren und Diener einander im Geiste Brüder werden können

Mein Gott! Wer will es bestreiten: auch im Volke ist Sünde! Die Flamme der Wollust nimmt sogar sichtbar zu, jede Stunde, und sie steigt nach oben. Auch im Volke wird Vereinsamung hereinbrechen. Wucherer und Halsabschneider werden auftreten, schon begehrt ja der Kaufmann immer mehr Ehrenbezeugungen, schon ist er bestrebt, sich als gebildet zu erweisen; da er aber nicht die geringste Bildung besitzt, verachtet er, nur um sich den Anschein der Bildung zu geben, schmähdlich die alten Gebräuche und beginnt sich sogar des Glaubens seiner Väter zu schämen. Er fährt zu Fürsten zu Besuch, und dabei ist er doch nur ein verdorbener Bauer. Das Volk ist in Fäulnis geraten durch seine Trunksucht, und es kann schon nicht mehr ohne den Branntwein auskommen! Aber wieviel Roheiten in der Familie, der Frau, ja sogar den Kindern gegenüber entspringen der Trunkenheit? Ich sah in den Fabriken erst neunjährige Kinder, kränklich, abgezehrt, gebeugt und schon verdorben! Dumpf ist der Arbeitsraum, die Maschine stampft. Den ganzen Gottestag hindurch gibt es aber nur Arbeit für sie, unzüchtige Worte und Branntwein, Branntwein! Ist es aber das, wessen die Seele eines noch so kleinen Kindchens bedarf? Nein, das Kindchen bedarf der Sonne, der Kinderspiele, von überall her eines lichten Beispiels und wenn auch nur eines ganz kleinen Tröpfchens Liebe! Ja, und es soll das auch nicht so sein, ihr Mönche, ja, es sollen auch gar nicht die Kinder mißhandelt werden! Erhebt euch und predigt dies, nur rasch! rasch! Es wird aber Gott der Herr Rußland erretten! Denn wenn auch das einfache Volk vielfach verdorben ist und sich schon nicht mehr der schmutzigen Sünde zu enthalten vermag, so weiß es aber gleichwohl, daß seine schmutzige Sünde von Gott verflucht ist und daß es übel tut und sündigt! Denn noch glaubt ja unser einfaches Volk, ohne schwankend zu werden, an die Gerechtigkeit, noch erkennt es Gott an und vermag in Rührung zu weinen! Nicht das gleiche gilt von den oberen Schichten. Jene wollen auf den Fußstapfen der Wissenschaft die Gerechtigkeit bei sich verwirklichen, lediglich auf dem Wege der Vernunft und bereits ohne Christus, wie ehemals! Und schon haben sie verkündet, daß es kein Verbrechen, daß es keine Sünde mehr gäbe! Ja, und das ist auch richtig nach ihren Voraussetzungen: denn wenn du Gott nicht anerkenntst, was für ein Verbrechen gibt es dann noch für dich? In Europa erhebt sich das Volk schon mit Gewalt gegen die Reichen, und die Volksaufwiegler führen es überall zu Blutvergießen hin und lehren,

»gerecht sei seine Wut«. Aber ganz im Gegenteil: Verflucht ist seine Wut, denn sie ist grausam! Rußland indes wird der Herr erretten, wie er es schon oftmals errettet hat! Vom einfachen Volke wird die Rettung ausgehen, von seinem Glauben und seiner Demut! Väter und Lehrer, bewahrt euch den Glauben an euer Volk! Und er ist kein Wahn! Mein ganzes Leben hindurch rührte mich die wundervolle und wahrhaftige Würde unseres großen Volkes. Selber habe ich sie erschaut, selber kann ich Zeugnis ablegen von ihr, ich sah und staunte! Ich erschaute sie ungeachtet sogar des Schmutzes seiner Sünden und des niedrigen Ansehens unseres Volkes. Nicht knechtisch ist es ja gesinnt, und das nach zweihundertjähriger Knechtschaft! Frei in Haltung und Tat, aber ohne jemand herauszufordern. Und nicht rachsüchtig ist unser Volk und auch nicht neiderfüllt! »Du bist angesehen, du bist reich, du bist gescheit und begabt: – und möge es nur so sein, segne dich Gott! Ich ehre dich, aber ich weiß, daß auch ich ein Mensch bin. Dadurch aber, daß ich neidlos dir Ehre erweise, gerade dadurch beweise ich aber auch vor dir meine Würde, meine menschliche Würde!« In Wahrheit, wenn sie auch nicht so sprechen (denn sie verstehen noch nicht, solches auszudrücken), so verhalten sie sich doch so, ich selber habe es gesehen, ich selber habe es erlebt, und glaubt mir: je ärmer und niedriger ein Mensch ist in unserem Rußland, um so mehr lebt auch in ihm von dieser herrlichen Gerechtigkeit! Denn die Reichen unter ihnen sind Wucherer und Halsabschneider und in ihrer Mehrzahl bereits verdorben, und viel, sehr viel fällt dabei auch unserem Mangel an Eifer und Achtsamkeit zur Last! Es wird aber der Herr die Seinen erretten, denn groß ist Rußland durch seine Demut! Ich träume davon, unsere Zukunft zu erschauen, und es ist mir, als sähe ich sie schon deutlich voraus: Denn es wird dahin kommen, daß sogar der allerverdorbenste Geldsack bei uns sich schließlich vor dem Armen seines Reichtums schämen wird; der Arme aber, wenn er diese seine Demut erschaut, sie verstehen, ihm beistimmen und mit Freude und Freundlichkeit antworten wird auf diese gottwohlgefällige Scham! Glaubt mir, daß es schließlich dazu kommen wird: alles weist ja darauf hin! Wenn erst in der geistigen Würde des Menschen Gleichheit sein wird, und das wird man nur bei uns begreifen! Wenn wir erst Brüder sein werden, so wird auch Brüderlichkeit herrschen auf Erden! Bevor sie aber sein wird, wird man niemals Hab und Gut miteinander teilen. Das Vorbild Christi bewahren wir, und es wird wie ein kostbarer Demant der ganzen Welt erstrahlen . . . So möge es sein, so möge es sein!

Väter und Lehrer, ich hatte einst ein rührendes Erlebnis. Auf einer Pilgerfahrt begegnete ich in der Gouvernementsstadt K. meinem früheren Burschen Afanasi. Es waren aber bereits acht Jahre vergangen,

seit ich mich von ihm getrennt hatte. Ganz zufällig erkannte er mich auf dem Markte, er erkannte mich, lief zu mir heran, und mein Gott! wie hat er sich gefreut! Er ist nur so auf mich losgestürzt: »Väterchen, gnädiger Herr, sind Sie es denn auch? Ja, sehe ich denn wirklich Sie?« Er führte mich in seine Wohnung. Er hatte bereits den Dienst verlassen, geheiratet, und es waren ihm schon zwei Kinderchen geboren worden. Er lebte mit seiner Frau von einem Kleinhandel auf dem Markte. Sein Zimmerchen war armselig, aber rein und freundlich. Er hieß mich niedersetzen, stellte die Teemaschine auf, schickte nach seiner Frau, ganz so, als ob ich ihm einen Feiertag bereitet habe dadurch, daß ich bei ihm erschienen war. Er führte mir auch seine Kinderchen zu: »Segnen Sie sie, Väterchen!« »Soll ich sie segnen?« antwortete ich ihm. »Ich bin ja nur ein einfacher und demütiger Mönch, ich werde zu Gott für sie beten, für dich aber, Afanasi Pawlowitsch, bete ich immer, jeden Tag, von jenem selben Tage an, zu Gott, denn von dir, sage ich, ist alles ausgegangen.« Und ich erklärte ihm das, so gut ich konnte. Was war aber das Ergebnis? Der Mann blickt auf mich und kann immer noch nicht begreifen, daß ich, sein früherer Offizier, ein »gnädiger Herr«, jetzt in solcher Gestalt und in solcher Kleidung vor ihm stehe: Er fing sogar zu weinen an. »Worüber weinst du denn?« sage ich zu ihm. »Du unvergeßlicher Mensch, freue dich lieber über mich in deiner Seele, mein Lieber, denn freudig und licht ist ja mein Weg!« Viel sprach er nicht mit mir, er seufzte nur immer und schüttelte in Rührung über mich sein Haupt. »Wo ist denn«, so fragt er, »Ihr Reichtum hin?« Ich antworte ihm: »Ich habe ihn dem Kloster gegeben, und wir leben dort in Gütergemeinschaft.« Nach dem Tee begann ich von ihnen Abschied zu nehmen, und plötzlich gab er mir einen halben Rubel als Opfer für das Kloster. Noch einen halben Rubel aber, sehe ich, steckt er mir verstohlen in die Hand und spricht hastig: »Das wird schon Ihnen«, spricht er, »einem wandernden Pilgersmann, vielleicht einmal nötig sein, Väterchen!« Ich nahm seinen halben Rubel an, verneigte mich vor ihm und vor seiner Gattin und ging erfreut von dannen, und ich denke mir unterwegs: »Jetzt werden wir wohl beide, er bei sich zu Hause und ich auf meiner Wanderung, seufzen, ja, und dabei freudig lächeln, in der Freude unseres Herzens werden wir unser Haupt schütteln und daran denken, wie Gott uns einander begegnen ließ!« Und von da an habe ich ihn nicht mehr wiedergesehen! Ich war sein Herr gewesen und er mein Diener, jetzt aber, als wir erst einmal liebevoll und in geistiger Rührung uns umarmt hatten, hatte zwischen uns eine große menschliche Vereinigung stattgefunden. Darüber habe ich dann viel nachgedacht. Jetzt aber denke ich darüber so: Ist wirklich dem Geiste so schwer zugänglich der Gedanke, daß diese große und seeleneinfache Vereinigung

zu ihrer Zeit allüberall sich vollenden könnte unter unseren russischen Menschen? Und ich glaube daran, daß sie sich vollenden wird, und daß die Fristen nahe sind.

Über die Dienenden füge ich noch folgendes hinzu: Vordem, als ich ein Jüngling noch war, geriet ich oft in Zorn über die Dienstboten: Die Köchin hatte das Essen zu heiß aufgetragen, oder der Bursche hatte meine Kleider nicht gereinigt. Es erleuchtete mich damals aber plötzlich der Ausspruch meines lieben Bruders, den ich von ihm in meiner frühen Kindheit vernommen hatte: »Bin ich es denn auch wert, daß mir ein anderer diene, ich aber ihn, weil er arm und unerleuchtet ist, dahin und dorthin sende?« Und damals hatte ich mich erstaunt, so spät stellen sich ja oft erst die allereinfachsten Gedanken, deren Wahrheit vor aller Augen liegt, in unserem Geiste ein! Ohne Dienende geht es nun einmal nicht auf der Welt, handle aber so, daß dein Diener bei dir freier im Geiste sei, als wenn er nicht dein Diener wäre! Und weshalb kann ich denn eigentlich nicht meinem Diener ein Diener sein, und das so, daß er dessen durchaus gewahr wird, und schon ohne irgendwelchen Stolz von meiner und ohne jedes Mißtrauen von seiner Seite? Weshalb soll mir denn nicht mein Dienstbote wie ein Verwandter sein, so daß ich ihn schließlich völlig in meine Familie aufnehme und mich dessen freue? Sogar auch jetzt noch ist dies durchaus möglich, es wird dies aber zur Grundlage dienen für die zukünftige, schon herrliche Vereinigung der Menschen, wenn der Mensch sich nicht mehr Dienende suchen und schon nicht mehr das Verlangen verspüren wird, seinesgleichen zu seinen Knechten zu machen wie jetzt, vielmehr im Gegenteil von ganzer Seele wünschen wird, selber allen ein Dienender zu sein, wie es das Evangelium gebietet. Und sollte es denn wirklich nur ein Traum sein, daß der Mensch schließlich seine Freude nur finden wird in den Taten der Aufklärung und des Mitleids, nicht aber in rohen Genüssen wie jetzt – in Völlerei, Wollust, Eitelkeit, Prahlerei und neidischem Überheben über seinesgleichen? Fest glaube ich daran, daß dies kein Traum und die Zeit nahe ist. Wohl fragt man höhend: Wann wird dann aber diese Zeit kommen, und sieht es denn auch so aus, daß sie jemals kommen wird? Ich aber denke, daß wir mit Christi Hilfe dieses große Werk entscheiden werden! Und wie viele Gedanken sind heute auf der Erde in der Geschichte der Menschheit lebendig, die noch vor zehn Jahren undenkbar waren, sich aber plötzlich offenbarten, als für sie ihre geheimnisvolle Frist gekommen war, und sich dann über die ganze Erde hin verbreiteten? So wird es auch bei uns sein, und es wird der Welt unser Volk voranleuchten, und es werden dann alle Menschen sagen: »Der Stein, den die Bauenden beiseite warfen, ist zum Eckstein geworden!« Die Spötter selber aber sollte man fragen: »Wenn ihr euren Plan

habt, wann werdet ihr dann euren Bau aufführen und die Gerechtigkeit zu seiner Grundlage machen, und das nur auf dem Wege der Vernunft? Ohne Christus?« Wenn sie aber auch behaupten, daß ganz im Gegenteil gerade sie auch zur Vereinigung aller Menschen schreiten, so glauben in Wahrheit daran nur die allernaivsten von ihnen, und man kann sich sogar wundern über solche Naivität. Tatsächlich haben sie mehr schöpferische Phantasie als wir! Wohl träumen sie davon, die Gerechtigkeit zur Herrscherin zu erheben, da sie aber Christus verwerfen, wird nichts anderes dabei herauskommen, als daß sie die Welt mit Blut besudeln werden: denn Blut schreit nach Blut, und wer das Schwert zieht, der wird auch durch das Schwert zugrunde gehen. Und wenn nicht die Verheißung Christi wäre, so würden sie so auch einander ausrotten, bis ihrer überhaupt nur noch zwei auf der Erde blieben: ja, und auch diese beiden letzten Menschen würden es in ihrem Stolze nicht über sich gewinnen, einer den anderen im Zaume zu halten, so daß dann der letzte erst den vorletzten und dann sich selber vernichten würde. Und dazu wäre es auch schon gekommen, wenn nicht Christus verheißen hätte, daß um der Frommen und Demütigen willen dieser Kampf sein Ende finden werde. Damals, als ich nach meinem Duell noch die Offiziersuniform trug, begann ich bereits in der Gesellschaft über die Dienstboten zu reden, und alle, so erinnere ich mich, waren erstaunt über mich. »Sollen wir denn«, sprechen sie, »das Dienstmädchen auf dem Sofa Platz zu nehmen bitten, ja, und ihr den Tee bringen?« Ich aber hatte ihnen damals geantwortet: »Weshalb denn nicht, wenn auch nur bisweilen!« Da waren denn alle in Lachen ausgebrochen. Ihre Frage war unbedacht, meine Antwort unklar, ich glaube aber dennoch, daß in ihr ein Körnchen Wahrheit lag.

g Über das Gebet, über die Liebe und die Berührung mit anderen Welten

Jüngling, vergiß nicht des Gebetes! Jedesmal wird in deinem Gebete, wenn es nur aufrichtig ist, ein neues Gefühl aufschimmern, und in ihm auch ein neuer Gedanke, den du vordem nicht kanntest und der dir neuen Mut geben wird. Und dann wirst du auch begreifen, daß das Gebet eine Erziehung ist. Habe auch noch auf dieses acht: An jedem Tage, und wenn du überhaupt nur die Möglichkeit dazu hast, wiederhole für dich: »Herr, erbarme dich aller, die heute vor dich hingetreten sind!« Denn in jeder Stunde und in jedem Augenblicke verlassen ja Tausende von Menschen ihr Leben auf dieser Erde, und ihre Seelen treten dann vor den Herrn – und so viele von ihnen haben die Erde verlassen in Einsamkeit, ohne daß irgendwer das wußte, und in Kummer und Gram darüber, daß niemand über sie trauern werde und sogar überhaupt nur weiß, ob sie am Leben waren oder nicht! Und da

erhebt sich vielleicht vom anderen Ende der Erde zum Herrn für die Seelenruhe eines solchen auch dein Gebet, wenn du ihn auch überhaupt nicht gekannt hast, und auch er dich nicht kannte. So rührend ist es dann in seiner Seele, wenn sie in Furcht und Beben vor den Herrn trat, in diesem Augenblicke zu fühlen, daß auch für ihn ein Fürbitter ist, daß ein menschliches Wesen zurückblieb auf Erden, das auch ihn liebt. Ja, und auch Gott selber wird gnädiger schauen auf euch beide: denn wenn es schon dich seiner so sehr dauerte, um wieviel mehr wird Er dann Mitleid haben, Er, der doch unendlich mitleidiger und liebevoller ist als du! Und Er wird ihm verzeihen um deinetwillen!

Brüder! Fürchtet euch nicht vor der Sünde der Menschen, liebet den Nächsten auch in seiner Sünde, denn solches ist schon der Liebe Gottes ähnlich und steht über der Liebe auf Erden. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, die ganze Welt und jedes Sandkörnchen auf Erden! Jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes habe lieb! Liebet die Tiere, liebet die Pflanzen, liebet jedes Ding! Wenn du aber jedes Ding lieben wirst, dann wirst du auch das Geheimnis Gottes in den Dingen erfassen! Es wird dir dann einst aufgehen, und du wirst es dann schon ohne Unterlaß Tag für Tag immer mehr erkennen! Und du wirst dann endlich schon die ganze Welt lieb gewinnen in ihrer Einheit und mit einer Liebe, die das Weltall umfaßt! Liebet die Tiere! Ihnen gab Gott ein Ahnen des Gedankens und eine ungetrübte, harmlose Freude. Die trübet ihnen nicht, quält sie nicht und nehmt ihnen nicht die Lust am Dasein, stellt euch nicht dem Gedanken Gottes entgegen. Mensch, überhebe dich nicht über die Tiere: Sie sind ja sündlos, du aber, in aller deiner Herrlichkeit, bringst die Erde zum Eitern durch dein Erscheinen auf ihr und läßt eine Spur von Eiter hinter dir zurück – o weh! fast ein jeder von uns. – Die Kinderchen liebet im besonderen, denn auch sie sind sündlos, gleich Engeln, und sie leben zu unserer Rührung, zur Reinigung unserer Herzen und wie zur Belehrung für uns! Weh dem, der ein Kindlein beleidigte! Mich selber aber lehrte Vater Anfm die Kinderchen lieben: er, ein lieber Schweiger, kaufte wohl, so kam es vor, auf unsern Pilgerfahrten für die Pfennige, die man uns gab, ihnen Honigküchlein und Zuckerzeug und verteilte es an sie: Nicht vermochte er es ja, ohne gerührt zu sein, an den Kinderchen vorüberzugehen, so ein Mensch ist das!

Vor manchen Gedanken wirst du in Ratlosigkeit stehen, besonders wenn du hinschaust auf die Sünde der Menschen, und du wirst dich fragen: »Soll man es mit Gewalt versuchen, oder in demütiger Liebe?« Entscheide du aber nur immer so: »Ich werde es mit demütiger Liebe versuchen!« Wenn du dazu entschlossen bist ein für allemal, so wirst du auch die ganze Welt zu besiegen vermögen. Die liebevolle Demut – ist ja eine Gewalt, die stärkste von allen, und es gibt nichts, was ihr an

Macht gleichkäme. An jedem Tage und zu jeder Stunde gehe in dich und schaue auf dich, damit dein Antlitz Gott wohlgefällig sei. Du bist da zum Beispiel an einem kleinen Kinde vorübergegangen. Du gingst zornig vorüber an ihm, mit einem häßlichen Worte auf den Lippen und mit wuterfüllter Seele. Da hast du vielleicht gar nicht einmal das Kind bemerkt, es aber, es sah dich wohl, und vielleicht ist dein abstoßendes und gottloses Bild in seinem wehrlosen Herzchen geblieben. Du hast das nicht gewußt, aber gleichwohl hast du vielleicht so ein schlechtes Samenkorn in seine Seele gelegt, und das wird sich am Ende noch gar entfalten – und das alles nur, weil du dich nicht zusammennahmst vor dem Kindchen, weil du dich nicht zu umsichtiger, tätiger Liebe erzogst. Brüder, wohl ist die Liebe eine Erzieherin, man muß aber um sie ringen, und sie wird ja nur mit Mühe errungen und teuer bezahlt mit langdauernder Mühe und erst nach langem Hoffen. Denn man muß ja die Menschen nicht nur für einen flüchtigen zufälligen Augenblick lieben, vielmehr für die ganze Lebenszeit! Zufällig, flüchtig einen Menschen lieb gewinnen, das vermag ja ein jeder, selbst der Missetäter! Ein Jüngling, mein Bruder, hat einst die Vöglein um Verzeihung gebeten. Das erscheint auf den ersten Blick sinnlos, ist es aber keineswegs: denn alles ist ja wie ein Weltmeer, alles fließt, und alles berührt sich, du rührst an einer Stelle an, und an einer anderen Stelle der Welt hallt es wider. Möge es aber auch sinnlos sein, die Vöglein um Verzeihung zu bitten, so wäre es doch zweifellos den Vöglein leichter in deiner Nähe, und auch dem Kindchen und jedem Lebenden, wenn du selber gottwohlgefälliger wärest, als du es jetzt bist, sei es auch nur um ein einziges Tröpfchen mehr. Alles ist ja wie ein Weltmeer, ich wiederhole es! Hast du das begriffen, so wirst du auch zu den Vöglein flehen, gequält von einer Liebe, die alles in seiner Einheit mit Begeisterung umfaßt, und du wirst sie dann bitten, daß auch sie dir deine Sünden verzeihen mögen! Diese Begeisterung halte aber hoch und heilig, wie sinnlos sie auch dem Menschen erscheinen möge!

Meine Freunde, bittet Gott um einen frohen Sinn! Seid sorglos wie die Kinder, wie die Vöglein des Himmels! Ja, und es möge euch auch nicht die Sünde der Menschen irremachen in eurem Tun! Fürchtet nicht, sie möchte euer Wollen hinfällig machen und seiner Erfüllung im Wege stehen. Sprecht nicht: »Groß ist die Macht der Sünde, der Gottlosigkeit und der schlechten Umgebung, wir aber, wir stehen allein, wir sind kraftlos, und es wird uns die schlechte Umgebung in Schranken halten und unser edles Tun sich nicht vollenden lassen!« Fliehet, Kinder, solche Entmutigung! Eine einzige Rettung gibt es da für dich: Nimm dich und mache gerade dich verantwortlich für die ganze Sünde der Menschen! Mein Freund, das ist ja auch wirklich so: denn sobald du dich nur

eben in voller Aufrichtigkeit verantwortlich bekennst für alle und für alles, so wirst du auch schon alsogleich erschauen, daß dem tatsächlich so ist und daß du auch schuldig bist für alles und für alle. Wenn du aber die Schuld an deiner eigenen Trägheit und deiner Machtlosigkeit auf die Menschen schiebst, wirst du bei teuflischem Stolze enden und gegen Gott murren! Über den teuflischen Stolz denke aber so: Schwer ist es für uns auf Erden, ihn zu erkennen, und deshalb irren wir uns auch da so leicht und sind ihm, dem teuflischen Hochmut, bereits verfallen und glauben dabei noch, daß wir so etwas Erhabenes und Schönes vollenden; ja, und auch viele von den allermächtigsten Gefühlen und Erregungen unserer Seele vermögen wir vorderhand auf Erden nicht zu begreifen! Lasse dich aber auch dadurch nicht verführen und glaube nicht, daß dir dies in irgend etwas zur Rechtfertigung dienen kann! Denn es wird ja der ewige Richter von dir nur das verlangen, was du zu begreifen vermochtest, nicht aber das, was dir verschlossen war. Davon wirst du dich selber überzeugen; denn dann wirst du alles in seiner Richtigkeit erschauen und schon nicht mehr streiten können! Auf Erden ist es aber in Wahrheit so, als ob wir da nur umherirren, und wäre da nicht vor uns das teure Bild Christi, so würden wir zugrunde gehen und völlig in die Irre geraten, wie es dem Menschengeschlechte beschieden war vor der Sintflut. Vieles auf Erden ist vor uns verborgen, als Ersatz dafür ward uns aber ein geheimnisvolles, heimliches Ahnen gegeben eines lebendigen Bandes zwischen uns und einer anderen Welt, einer erhabenen und höchsten Welt, ja, und auch die Wurzeln unserer Gedanken und Gefühle sind nicht hier, vielmehr in anderen Welten. Das ist es auch, weshalb die Philosophen sagen, man könne das Wesen der Dinge auf Erden nicht erfassen. Gott nahm Samenkörner aus anderen Welten und säte sie auf dieser Erde, und es erwuchs sein Garten, und es ging alles auf, was aufgehen konnte. Das ging alles auf, was aufgehen konnte. Das Aufgegangene lebt aber und ist lebendig nur dadurch, daß es mit anderen geheimnisvollen Welten in Berührung zu stehen sich bewußt wird; wenn aber dies Gefühl in dir schwach wird oder gar stirbt, dann stirbt auch das, was in dir aufgegangen war. Dann wirst du gegen das Leben gleichgültig werden und es sogar hassen! So denke ich darüber.

h Kann man Richter sein über seinesgleichen?

Über den Glauben bis ans Ende

Sei besonders dessen eingedenk, daß du niemandes Richter zu sein vermagst. Denn es kann ja auf Erden niemand Richter sein über einen Verbrecher, bevor nicht dieser Richter selber eingesteht, daß auch er genauso ein Verbrecher ist wie der, der vor ihm steht, und daß viel-

leicht gerade er mehr als alle anderen schuld trägt an dem Verbrechen dessen, der vor ihm steht. Wenn er aber dieses einsehen wird, dann wird er auch Richter sein können. Das ist keineswegs sinnlos, wie sehr es auch sinnlos zu sein scheint. Denn wäre ich ja selber ein Gerechter, so würde vielleicht der Verbrecher, der vor mir steht, kein Verbrecher sein. Wenn du es vermagst, das Verbrechen des vor dir stehenden und von dir in deinem Herzen verurteilten Verbrechers auf dich zu nehmen, so nimm es ohne Zögern auf dich und leide selber für ihn, ihn aber entlasse ohne jeden Vorwurf. Und wenn sogar das Gesetz selber dich zum Richter dieses Verbrechers bestellt hätte, so wirke du auch dann, soweit es dir nur möglich sein wird, in diesem Geiste. Denn der Verbrecher wird ja gehen und sich selber noch bitterer anklagen, als du es tatest. Wenn er aber auch weggehen wird mit deinem Kusse, ohne irgend etwas zu empfinden, und über dich spottend, so laß dich auch nicht dadurch irremachen: das heißt doch nur, seine Frist ist noch nicht gekommen, sie wird aber kommen zu ihrer Zeit; wird sie aber auch nicht kommen, so ist auch das kein allzugroßes Unglück; wird nicht er, so wird dafür ein anderer an seiner Statt zur Erkenntnis gelangen und leiden, sich selber richten und sich selber schuldig sprechen, und die Gerechtigkeit wird so erfüllt sein. Glaube an dies, glaube daran, ohne je zu zweifeln, denn gerade darin liegt ja auch die ganze Zuversicht und der ganze Glaube der Heiligen. Glaube ohne Unterlaß: handle so! Wenn du dich erinnern wirst zur Nachtzeit, wenn du im Einschlafen bist: »Ich habe nicht das verrichtet, was nötig war!« so stehe sogleich auf und verrichte es. Wenn um dich herum böse und teilnahmslose Menschen sind und dich nicht anhören wollen, so falle vor ihnen nieder und bitte sie um Verzeihung! Denn in Wahrheit bist auch du daran schuld, daß sie dir nicht zuhören wollen. Wenn sie aber so erzürnt sind, daß du schon nicht mehr mit ihnen reden kannst, so diene ihnen schweigend und in Demut und verliere niemals die Hoffnung. Wenn aber auch alle von dir weichen und schon mit Gewalt dich vertreiben werden, und wenn du dann ganz allein geblieben bist, so falle zur Erde nieder und küsse sie und benetze sie mit deinen Tränen, und es wird die Erde Frucht ersprießen lassen aus deinen Tränen, wenn dich auch niemand sah und hörte in deiner Einsamkeit. Sei gläubig bis ans Ende, wenn es sogar so kommen würde, daß alle auf der Erde vom rechten Pfade weichen und du nur allein gläubig bleibst; bringe du auch dann dem Herrn Opfer dar und preise ihn, du, der du allein ihm treu bliebst! Wenn aber nur noch einer sich mit dir vereint, so ist da auch schon die ganze Welt, die ganze Welt der lebendigen Liebe! Umarmt einander darum in Rührung und lobet den Herrn: denn wenn es eurer auch nur zwei sind, so hat sich doch seine Gerechtigkeit erfüllt. Wenn du aber

selber der Sünde verfallst und betrübt sein wirst sogar bis zum Tode über deine Sünden oder über deine plötzliche Sünde, so freue dich dennoch über den anderen, freue dich über den Gerechten, freue dich darüber, daß, wenn auch du sündigtest, er dafür gerecht ist und nicht der Sünde verfiel.

Wenn dich aber die Missetat der Menschen mit Unwillen erfüllt und mit einem solchen Gram, daß du gegen ihn schon nicht mehr anzukämpfen vermagst, und sogar der Wunsch in dir aufkommt, Rache zu nehmen an den Übeltätern, so fürchte mehr als alles andere diese Regung, gehe dann sogleich und suche dir Qualen auf, gleich als ob du selber schuldig wärest an dieser Missetat der Menschen. Nimm diese Qualen auf dich und halte aus, und es wird dein Herz zur Ruhe kommen, und du wirst begreifen, daß auch du selber schuldig bist: denn du hättest ja den Missetätern voranleuchten können als einziger Sündenloser. Und du hast das nicht getan! Wenn du ihm aber geleuchtet hättest, so hättest du mit deinem Lichte auch anderen den Weg erhellt, und der, der die Missetat verübte, würde sie vielleicht gar nicht verübt haben bei deinem Lichte! Wenn du aber auch leuchtest in Gerechtigkeit und dabei sehen wirst, daß die Menschen auch nicht bei deinem Lichte sich zum Heile wenden, so bleibe dennoch fest und zweifle niemals an der Kraft des himmlischen Lichtes! Sei vielmehr überzeugt davon, daß, wenn die Menschen auch jetzt noch nicht ihrer Rettung zuschritten, sie sich doch später retten werden. Wenn sie sich aber auch nicht später retten werden, so werden sich doch ihre Söhne retten, denn es wird ja nicht sterben dein Licht, wenn du auch längst schon gestorben sein wirst. Der Gerechte geht von hinnen, sein Licht aber wird bleiben! Es finden die Menschen Rettung durch den Rettenden auch nach dessen Tode. Das Menschenvolk nimmt zwar nicht seine Propheten auf, ja, es bereitet ihnen Martern und Qualen, es lieben aber die Menschen ihre Märtyrer und ehren die, die sie folterten. Du aber arbeitest ja für das Ganze, für das Kommende wirkst du! Nach Belohnungen strebe aber niemals, denn auch ohne dies wird dir ja schon eine große Belohnung auf dieser Erde: deine geistige Freude, die nur der Gerechte erwirbt. Fürchte du weder die Angesehenen noch die Mächtigen dieser Welt, sei aber weise und immer Gott wohlgefällig! Lerne maßhalten, lerne dich gedulden, übe dich darin! Sooft du aber in der Einsamkeit weilst, so gib dich dem Gebete hin! Gewöhne dich daran, zur Erde niederzufallen und sie zu küssen! Die Erde küsse und liebe sie ohne Unterlaß und unersättlich, alle liebe du, alles liebe du! Suche dieses Entzücken auf und dieses Außer-dir-Geraten! Benetze die Erde mit den Tränen deiner Freude, liebe diese deine Tränen und schäme dich nicht deiner Verzückung, halte sie vielmehr hoch und heilig: denn sie ist eine Gabe Gottes,

eine große, ja, und nicht vielen wird sie gegeben, vielmehr nur den Auserwählten!

i Von der Hölle und dem höllischen Feuer – eine mystische Betrachtung

Väter und Lehrer, ich frage euch: »Was ist die Hölle?« Ich meine so: »Das Leiden darüber, daß man schon nicht mehr lieben kann!« Einst ward in dem endlosen Sein, das weder an Zeit noch an Raum gemessen werden kann, einem gewissen geistigen Wesen mit seinem Erscheinen auf dieser Erde die Fähigkeit gegeben, sich zu sagen: »Ich bin und ich liebe!« Einmal, nur ein einziges Mal war ihm ein Augenblick gegeben worden einer tätigen Liebe, einer »lebendigen«, und nur dafür war das Leben auf der Erde geschaffen worden, und mit ihm Zeit und Raum. Und wie denn? Es verschmähte jenes glücksgesegnete Wesen diese unschätzbare Gabe, es vermochte sie nicht zu würdigen, es erlebte keine Liebe, es schaute voll Hohn und blieb teilnahmslos. Wenn nun ein solches Wesen schon die Erde verlassen hat, erblickt es auch den Schoß Abrahams und redet mit Abraham, wie es uns überliefert ward im Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus, und betrachtet das Paradies und kann zu Gott aufsteigen; aber gerade darum quält es sich auch, daß es zu Gott eingehen wird, ohne selber geliebt zu haben, daß es in Berührung kommen wird mit solchen, die in Liebe gelebt haben und die es selber verachtet hatte. Denn es schaut klar und sagt sich selber: Jetzt bereits besitze ich Wissen, und wenn es mich auch danach dürstete zu lieben, so wird aber doch schon kein Wagnis mehr sein in meiner Liebe, und es wird auch kein Opfer in ihr mehr sein; denn abgeschlossen ist ja das Erdenleben, und es wird schon nicht Abraham zu mir kommen, um auch nur mit einem Tröpfchen lebendigen Wassers (das heißt wiederum mit einer Gabe des Erdenlebens, des früheren und tätigen) die Flamme meines Durstes nach geistiger Liebe zu löschen, an der ich jetzt entflammt bin, nachdem ich sie auf der Erde verschmäht habe. Nein, es wird nicht mehr Leben und Zeit sein! Und wenn ich jetzt auch froh wäre, mein Leben hinzugeben für andere, so ist das schon unmöglich, denn vorüber ging ja jenes Leben, das man der Liebe zum Opfer bringen konnte. Und jetzt klafft bereits ein Abgrund zwischen jenem Leben und diesem Sein. Man spricht von einer Höllenflamme im wirklichen Sinn: Ich gehe diesem Geheimnis nicht nach und hege heilige Scheu vor ihm; ich glaube aber, daß, wenn es da auch eine Flamme in wörtlichem Sinne geben sollte, die Verdammten in Wahrheit darüber froh sein würden, denn so denke ich mir: In der körperlichen Qual würden sie, wenn auch nur auf einen Augenblick, diese furchtbarste Seelenqual vergessen! Ja, und es ist auch ganz unmöglich, ihnen diese Seelenqual zu nehmen, denn sie kommt gar nicht von außen, sie ist

vielmehr in ihnen. Wenn es aber auch möglich wäre, ihnen diese Qual zu nehmen, so würden sie, glaube ich, dadurch nur noch bitterer ihr Unglück empfinden. Denn wenn ihnen auch die Gerechten aus dem Paradiese verzeihen würden in der Vorstellung ihrer Qualen und sie zu sich rufen würden in unendlicher Liebe, so würden sie aber gerade dadurch noch mehr die Leiden der Verdammten vermehren: denn sie würden ja noch heftiger in ihnen die Flamme des Durstes schüren nach antwortender, tätiger und dankbarer Liebe, die nun schon unmöglich ist! In der Schüchternheit meines Herzens meine ich freilich, daß allein schon die Erkenntnis dieser Unmöglichkeit ihnen endlich auch noch zur Erleichterung dienen würde; denn wenn sie die Liebe der Gerechten aufnahmen im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit, sie zu erwidern, so werden sie in dieser Ergebenheit und in der Verwirklichung solcher Demut schließlich gewissermaßen eine Vorstellung gewinnen von jener tätigen Liebe, die sie auf Erden verschmähten, und sie werden dann auch eine Wirkung erleben, die der jener wenigstens ähnlich ist. Ich bedaure, ihr meine Brüder und Freunde, daß ich das nicht klar auszudrücken vermag. Wehe aber denen, die sich selber auf Erden vernichteten, wehe den Selbstmördern! Ich glaube, daß es schon niemanden geben kann, der unglücklicher wäre als sie. Sünde sei es ja, verkündet man uns, für sie zu Gott zu beten, und es ist so, als ob die Kirche sie – äußerlich wenigstens – von sich stößt. Ich aber denke mir in dem Geheimen meiner Seele, daß man auch für sie beten darf. Wegen eines Übermaßes an Liebe wird doch wohl Christus nicht zürnen! Gerade für die Selbstmörder habe ich auch in der Tiefe meiner Seele mein ganzes Leben hindurch gebetet, dieses beichte ich euch! Väter und Lehrer, ja, und auch jetzt noch bete ich jeden Tag für sie.

Oh! Aber es gibt auch solche, die in die Hölle eingingen, stolzen und zornigen Geistes, ungeachtet dessen, daß die unabwendbare Wahrheit für sie außer allem Zweifel steht, und sie eine lebendige Vorstellung von ihr haben; es gibt eben Unselige, die sich mit Leib und Seele dem Satan anschlossen und dem stolzen Geiste. Für jene ist die Hölle schon eine selbstgewollte und eine, an der sie sich nicht ersättigen können, sie sind schon aus freiem Willen Dulder! Denn sich selber verfluchten sie ja, als sie Gott und das Leben verfluchten. Von ihrem bösen Hochmut nähren sie sich, und das ist ebenso, als wenn der Verschmachtende in der Wüste sein eigenes Blut aus seinem eigenen Körper zu saugen beginne. Sie sind aber unersättlich in alle Ewigkeit hinein, und sie verschmähen die Verzeihung und verfluchen Gott, der sie ruft. Einen lebendigen Gott vermögen sie sich ja nicht vorzustellen ohne Haß, und sie wollen deshalb, daß es keinen lebendigen Gott geben solle, daß Gott sich selber vernichten solle und seine Schöpfung. Und sie werden

brennen im Feuer ihres Zornes ewiglich, und sie werden dürsten nach Tod und Nichtsein. Sie werden aber den Tod nicht erlangen!

Hier endigt die Aufzeichnung des Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. Ich wiederhole es: Sie ist nicht vollständig, sie ist fragmentarisch geblieben. So umfassen zum Beispiel die biographischen Mitteilungen nur die erste Jugendzeit des Greises. Aus seinen Belehrungen aber und von seinen Ansichten ist solches, was augenscheinlich zu verschiedenen Zeiten und infolge verschiedener Anlässe gesagt ward, zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt. Gleichwohl ist auch das, was der Greis in diesen letzten Stunden seines Lebens eigentlich verkündete, nicht mit Genauigkeit wiedergegeben, vielmehr nur ein Begriff zu geben versucht worden von dem Geist und dem Charakter auch dieser Unterhaltung im Vergleich zu dem, was in der Aufzeichnung des Alexej Fjedorowitsch aus früheren Belehrungen angeführt ward. Das Ende des Greises erfolgte dabei tatsächlich völlig unerwartet. Denn wenn auch alle, die sich an diesem letzten Abend bei ihm eingefunden hatten, durchaus begriffen, daß sein Tod nahe sei, so konnten sie gleichwohl nicht ahnen, daß er so plötzlich eintreten werde; im Gegenteil waren, wie ich bereits weiter oben bemerkte, seine Freunde, da sie ihn in dieser Nacht dem Anschein nach so munter und gesprächslustig erblickten, sogar durchaus davon überzeugt, daß in seiner Gesundheit eine merkliche Besserung vor sich gegangen sei, wenn auch nur auf eine kurze Zeit. Sogar noch fünf Minuten vor seinem Tode war, wie sie mit Staunen später berichteten, noch gar nichts vorauszusehen. Es war plötzlich so, als ob er einen äußerst heftigen Schmerz in seiner Brust empfinde, er erbleichte und preßte die Hand ans Herz. Alle erhoben sich da von ihren Sitzen und drängten sich an ihn heran; er aber, in allen seinen Leiden immer noch mit einem Lächeln auf sie hinblickend, ließ sich leise von seinem Sessel auf die Knie nieder, dann neigte er sich mit seinem Antlitz zur Erde, breitete seine Arme aus und, indem er gleich wie in freudigem Entzücken die Erde küßte und betete (wie er selber gelehrt hatte), gab er leise und freudig seine Seele Gott zurück. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich alsogleich in der Einsiedelei und erreichte das Kloster. Von den dem eben Verschiedenen Nächststehenden begannen die, denen es ihrem Range nach zukam, nach uraltem Zeremoniell seinen Leib aufzubahren, die ganze Bruderschaft aber versammelte sich in der Hauptkirche des Klosters. Und noch vor Tagesgrauen hatte, wie es späterhin kund ward, die Nachricht von dem eben vor Gott Hingetretenen die Stadt erreicht. Gegen Morgen sprach fast die ganze Stadt von dem Ereignis, und die Bürger strömten in Scharen ins Kloster. Doch davon werden wir erst im folgenden Buch erzählen; jetzt aber wollen

wir nur im voraus bemerken, daß, bevor noch dieser Tag vergangen war, sich etwas zutrug, das niemand erwartet hatte und das innerhalb der Klostermauern und in der Stadt eine derartig seltsame Aufregung und Ratlosigkeit hervorrief, daß noch bis auf den heutigen Tag, nachdem doch schon so viele Jahre vergangen sind, in unserer Stadt sich die allerlebendigste Erinnerung erhalten hat von jenem für viele so aufregenden Tage.

INHALT
DES ERSTEN UND ZWEITEN TEILS

Vorwort des Übersetzers	5
Von seiten des Autors	9

ERSTER TEIL

Erstes Buch: Die Geschichte einer kleinen Familie

1 Fjedor Pawlowitsch Karamasoff	11
2 Den ersten Sohn hat er aus dem Hause geschafft	14
3 Die zweite Ehe und die Kinder aus dieser	18
4 Der dritte Sohn, Alescha	24
5 Die »Greise«	34

Zweites Buch: Eine nicht angebrachte Zusammenkunft

1 Sie kamen im Kloster an	45
2 Der alte Spaßvogel	50
3 Die gläubigen Weiber	60
4 Die kleingläubige Dame	68
5 »So soll es sein! So soll es sein!«	76
6 Warum lebt ein solcher Mensch?	86
7 Der Seminarist ist ein Streber	97
8 Der Skandal	107

Drittes Buch: Die Wüstlinge

1 Im Dienstbotenzimmer	117
2 Lisawera, die Stinkende	123
3 Die Beichte eines feurigen Herzens. In Versen	127
4 Die Beichte eines feurigen Herzens. In Anekdoten	137
5 Die Beichte eines feurigen Herzens. Mit den Fuß- sohlen nach oben	146
6 Smerdjakoff	155
7 Das Wortgefecht	161
8 Beim Kognak	167
9 Die Wollüstlinge	175
10 Beide zusammen	181
11 Noch ein vernichteter Ruf	193

ZWEITER TEIL

Viertes Buch: Die Risse

1 Vater Therapont	202
2 Beim Vater	213
3 Er hat sich mit Schülern eingelassen	218

4	Bei den Chochlakoffs	223
5	Der Riß im Gastzimmer	230
6	Der Riß in der Hütte	242
7	Und in der frischen Luft	251

Fünftes Buch: Für und wider

1	Das Verlöbniß	264
2	Smerdjakoff mit der Gitarre	276
3	Die Brüder lernen einander kennen	283
4	Die Auflehnung	293
5	Der Großinquisitor	307
6	Vorderhand ist es noch sehr wenig klar	329
7	Mit einem gescheitern Menschen lohnt es der Mühe, sich auch nur zu unterhalten	341

Sechstes Buch: Ein russischer Mönch

1	Der Greis Sosima und seine Gäste	351
2	Aus dem Leben des in Gott in die Ewigkeit eingegangenen Einsiedlers und Klostergeistlichen, des Greises Sosima, zusammengestellt nach seinen eigenen Worten von Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. Biographische Mitteilungen	
a	Von dem jungverstorbenen Bruder des Greises Sosima	356
b	Von der heiligen Schrift im Leben des Greises Sosima	360
c	Erinnerung des Greises Sosima an sein Jünglingsalter und seine noch in der Welt zugebrachte Jugendzeit. Das Duell	367
d	Der geheimnisvolle Gast	374
3	Aus den Gesprächen und Belehrungen des Greises Sosima	
e	Etwas über den russischen Mönch und seine mögliche Bedeutung	389
f	Etwas von Herren und Dienern und davon, ob es möglich ist, daß Herr und Diener einander im Geiste Brüder werden können	392
g	Über das Gebet, über die Liebe und die Berührung mit andern Welten	396
h	Kann man Richter sein über seinesgleichen? Über den Glauben bis ans Ende	399
i	Von der Hölle und dem höllischen Feuer, eine mystische Betrachtung	402

G

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER

Ungekürzte Ausgaben – schmiegsam gebunden

Die mit * gekennzeichneten Bände wurden im Interesse besserer Lesbarkeit und Verständlichkeit sorgfältig gekürzt bzw. bearbeitet.

Die folgenden sind erschienen:

- 506 *Maja Kunert*, Blaues Eis und rote Sonne
- 493/94 *George Gamow*, 1, 2, 3 . . . Unendlichkeit
- 491/92 *Stendhal*, Die Kartause von Parma
- 490 *Hermann Jens*, Mythologisches Lexikon
- 489 *Sallust*, Krieg und Revolution
- 488 *Friedrich Schiller*, Dramen
- 487 *Goethe*, West-östlicher Divan
- 484/85 *Emile Zola*, Germinal
- 483 *Leo N. Tolstoi*, Kindheit
- 482 *Jules Verne*, Die Reise zum Mond
- 478/81 *Fjodor Dostojewskij*, Die Brüder Karamasoff. (Vierfachband)
- 477 *Mark Twain*, Tom Sawyer
- 476 *Apuleius*, Der goldene Esel
- 475 *Edgar Wallace*, Sanders
- 474 *Ernst Glaeser*, Kirschenfest
- 473 *Friedrich Schnack*, Große Insel Madagaskar*
- 472 *Juvenal*, Satiren
- 471 *Fjodor Dostojewskij*, Kindergeschichten
- 469/70 *Emile Zola*, Nana
- 468 *Nicolai Gogol*, Erzählungen
- 467 *Livius*, Hannibal ante portas
- 465/66 *Honoré de Balzac*, Der Vetter Pons
- 464 *Honoré de Balzac*, Das Mädchen mit den Goldaugen u. a.
- 462/63 *Alexander Dumas*, Zwanzig Jahre nachher*
- 461 *Goethe*, Die Leiden des jungen Werthers
- 460 *Rolf Italiaander*, Wann reist du ab, weißer Mann?
- 459 *Abbé Prévost*, Manon Lescaut
- 458 *Cicero*, Staatslehre und -verwaltung
- 456/57 *E. T. A. Hoffmann*, Elixiere des Teufels / Klein Zaches
- 455 *Robert Bauer*, Das Jahrhundert der Chemiefasern
- 453/54 *Goethe*, Gedichte (Auswahl)
- 452 *Herodot*, Historien, Reisen in Kleinasien und Ägypten
- 451 *Thyde Monnier*, Wein und Blut
- 450 *Friedrich Schiller*, Gedichte und Balladen (Auswahl)

Fortsetzung »Goldmanns GELBE Taschenbücher«

- 449 *August Strindberg*, Historische Miniaturen
447/48 *Vergil*, Aeneis
446 *Aischylos*, Tragödien. Perser, Sieben gegen Theben, Orestie
445 Schwedische Volksmärchen
444 *Heinrich Heine*, Wintermärchen, Atta Troll, Zeitkrit. Schriften
443 *Eggar Wallace*, Bones in Afrika. Berühmter Afrika-Roman
441/42 Tausendundeine Nacht (Auswahl)
440 *Gottfried Keller*, Die Leute von Seldwyla (Erster Teil)
439 *Goethe*, Jugenddramen. Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella
437/38 *Tacitus*, Germania/Annalen
435/36 *Fjodor Dostojewskij*, Raskolnikoff – Schuld und Sühne
434 *Friedrich Schiller*, Wallenstein
433 *Alphonse Daudet*, Tartarin von Tarascon. Heiterer Roman
430/32 *Leo N. Tolstoi*, Krieg und Frieden. (Dreifachband*)
429 *Hölderlin*, Ausgewählte Gedichte / Hyperion
428 *Eichendorff*. Aus dem Leben eines Taugenichts / Ausgew. Ged.
427 *Goethe*, Italienische Reise (Auswahl)
426 *Prosper Mérimée*, Carmen / Colomba
425 *Karl Eskelund*, Kopf in der Tasche
424 *Leo N. Tolstoi*, Erzählungen. Vier Meistererzählungen
422/23 *Grimmelshausen*, Abenteuerlicher Simplicissimus. Roman
421 *Ovid*, Liebeskunst. Vollständige Ausgabe
420 *N. Ljesskow*, Der stählerne Floh und andere Erzählungen
419 *Conrad Ferdinand Meyer*, Jürg Jenatsch. Historischer Roman
418 *Marcus Tullius Cicero*, Reden und Briefe
417 *Guy de Maupassant*, Ein Mädchen erwacht zur Frau
416 *Friedrich Schiller*, Jugenddramen. Räuber, Kabale, Don Carlos
415 *William Quindt*, Der Tiger Akbar. Zirkusroman
414 *Eduard Mörike*, Erzählungen / Ausgewählte Gedichte
412/13 Die Märchen der *Brüder Grimm*. Vollständige Ausgabe
411 *Homer*, Ilias. Übertragung von J. H. Voß
410 *Heinrich Heine*, Reisebilder / Späte Lyrik
409 *Thyde Monnier*, Annonziata. Roman einer Leidenschaft
407/08 *Shakespeare*, Schicksals- und Königsdramen
406 *Gaius Julius Caesar*, Der Gallische Krieg
404/05 *Alexander Dumas*, Die drei Musketiere*
403 *Friedrich Nietzsche*, Also sprach Zarathustra
401/02 *Shakespeare*, Komödien. Sieben berühmte Komödien
400 *Heinrich von Kleist*, Ausgewählte Dramen
399 *Honoré de Balzac*, Das Chagrinleder
398 *Oscar Wilde*, Märchen
397 *Shakespeare*, Dramen. Romeo und Julia, Hamlet, Othello
396 *Georges Duhamel*, Schrei aus der Tiefe
395 *Georg Büchner*, Gesammelte Werke. Dantons Tod, Woyzeck u. a.
394 *Goethe*, Die Wahlverwandtschaften

Fortsetzung »Goldmanns GELBE Taschenbücher«

- 393 *Erskine Caldwell*, Opossum. Realist. Roman aus Amerika
 391/92 *E. T. A. Hoffmann*, Lebensansichten des Katers Murr
 390 *Sophokles*, Tragödien. Antigone, Ödipus, Ödipus auf Kolonos
 388/89 *Robert Penn Warren*, Der Gouverneur
 387 *Nicolai Gogol*, Novellen. Der Mantel, Das Porträt u. a.
 386 *Heinrich von Kleist*, Sämtliche Novellen
 385 *Heinrich Heine*, Ausgewählte Prosa
 384 *Johannes Rüber*, Das Mädchen Amaryll. Liebesroman
 383 Willst du dein Herz mir schenken. Deutsche Liebesgedichte
 382 *Godfried Bomans*, Die Memoiren des Herrn Ministers
 380/81 *Stendhal*, Rot und Schwarz
 379 *Guy de Maupassant*, Bel Ami
 377/78 *Miguel de Cervantes*, Don Quixote*
 376 *Alice Berend*, Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel
 375 *Arthur Omre*, Die Flucht. Roman eines Schmugglers
 374 *Homer*, Odyssee. Übertragung von J. H. Voß
 373 *Karl Eskelund*, Hallo, Sahib! Mit dem Auto durch Indien
 372 *François Mauriac*, Denn du kannst weinen / Galigai
 371 *Goethe*, Faust I. und II. Teil. Die billigste Faustaussgabe
 370 *C. H. / Maliepaard*, Wasserräder am Euphrat. Reisebericht
 368/69 *Fr. Brett Young*, Des Lebens Bogen. Arztroman
 367 *Heinrich Heine*, Buch der Lieder
 366 *Louise A. Stinetorf*, Ärztin im Urwald. Erlebnisbericht
 365 *Alexander Puschkin*, Die Hauptmannstochter / Pique Dame
 364 *Guy de Maupassant*, Die schönsten Novellen
 363 *Monica Dickens*, Schwester Dickens
 361/62 *Fjodor Dostojewskij*, Der Idiot
 360 *André Maurois*, Schule für Eheglück. Lebensweisheiten
 359 *François, Mauriac*, In diesen Kreisen
 358 *Wilhelm v. Scholz*, Das Buch des Lachens. Witze u. Anekdoten
 357 *Alice Berend*, Spreemann & Co. Roman aus dem alten Berlin
 356 *Otto Julius Bierbaum*, Eine empfindsame Reise im Automobil
 355 *Werner v. d. Schulenburg*, Der Papagei der Konsulin
 354 *Madelon Lulofs*, Gummi. Ein Roman aus Sumatra
 353 *Edgar Wallace*, Leutnant Bones. Berühmter Afrika-Roman
 352 *Ruth Park*, Glück - gezahlt in kleiner Münze
 351 *Pierre Daye*, Stanley. Die Eroberung von Zentralafrika
 350 *Alfred Neumann*, Der Patriot / König Haber
 349 *Robert H. Sperling*, Piratin Fu. Ein tolles Chinabuch
 347/48 *Giovanni Boccaccio*, Das Decameron*
 346 *Alice Berend*, Frau Hempels Tochter. Heiterer Roman
 345 *William Quindt*, Die Straße der Elefanten. Abenteuerroman
 344 *Ventura G. Calderon*, Traum in der Sierra. Novellen
 343 *John Erskine*, Vergiß, wenn du kannst
 342 *Iwan Turgenjew*, Vater und Söhne

Fortsetzung »Goldmanns GELBE Taschenbücher«

- 341 *Madelon Lulofs*, Kuli. Das Schicksal eines jungen Javaners
340 *Per Anders Fogelström*, Die Zeit mit Monika
339 *Anton Tschekow*, Ariadna. Sechs Geschichten von der Liebe
338 *Paul Keller*, Der Sohn der Hagar
337 *Otto Julius Bierbaum*, Die Schlangendame. Heitere Geschichten
336 *Ernst Schäfer*, Über den Himalaja ins Land der Götter
335 *Betty McDonald*, Einmal scheint die Sonne wieder
334 *Otto Julius Bierbaum*, Das schöne Mädchen von Pao u. a.
333 *Alice Berend*, Die Bräutigame der Babette Bomberling
332 *André Chamson*, Die Herberge in den Cevennen
331 *Anton Tschekow*, Heitere Erzählungen
330 *Fjodor Dostojewskij*, Russische Liebesgeschichten
329 *Albert Gervais*, Malven auf weißer Seide. Roman aus China
328 *Ernst Schäfer*, Fest der weißen Schleier. Forscherbericht
327 *Albéric Cahuet*, Der Husar des Kaisers. Das Leben eines Rebellen
326 *Georges Arnaud*, Lohn der Angst. Realistischer Roman
325 *Peter Bongard*, Harz privat. Roman einer verliebten Reise
324 *Betina Ewerbeck*, Angela Koldewey. Roman einer Ärztin
323 *Luis Trenker*, Der verlorene Sohn. Das Buch zum Film
322 *Horst Wolfram Geißler*, Der unheilige Florian
321 *Ernst Schäfer*, Unter Räubern in Tibet. Forscherbericht
320 *Hans Fallada*, Die Stunde eh' du schlafen gehst
319 *Alphonse Daudet*, Der kleine Dingsda
318 *Edgar Wallace*, Bosambo. Berühmter Afrika-Roman
317 *Alice Berend*, Ein Hundeleben. Geschichte eines Dobermanns
316 *Fritz Pachtner*, Richtig denken - richtig arbeiten
315 *Hilde Walde*, Die andere Maria. Das Problem einer zweiten Ehe
314 *Kristmann Gudmundsson*, Helle Nächte. Isländischer Roman
313 *Lucile Decaux*, Napoleons große Liebe. Gräfin Walewska
312 *Friedrich Huch*, Pitt und Fox. Die Liebeswege der Brüder Sintrup
311 *Edgar Wallace*, Sanders vom Strom. Abenteuer in Afrika
310 *Alexander Dumas*, Der Graf von Monte Christo*
309 *Fritz Pachtner*, Lokomotivkönig August Borsig, Biographie
308 *Heinrich Seidel*, Leberecht Hühnchen. Heitere Erzählung
307 *Albert Gervais*, Ein Arzt erlebt China. Erlebnisbericht
306 *Richard Voss*, Alpentragedie. Roman aus den Bergen
305 *Hermann Sudermann*, Der Katzensteg
304 *Kristmann Gudmundsson*, Morgen des Lebens
303 *Horst Wolfram Geißler*, Die Glasharmonika
302 *Jakob Christoph Heer*, Tobias Heider
301 *Paul Keller*, Die Heimat

Monatlich erscheinen vier bis fünf neue Bände

G

GOLDMANN'S TASCHEN-KRIMI

Ungekürzte Ausgabe – schmiegsam gebunden

Bisher sind erschienen:

- 154 *Edgar Wallace, Das silberne Dreieck*
- 153 *Margaret Scherf, Der Toledaner Degen*
- 152 *Marten Cumberland, Schritte im Dunkeln*
- 151 *Henry Holt, Die Flüsterstimme*
- 150 *Edgar Wallace, Der grüne Bogenschütze*
- 149 *Andrew Garve, Anruf bei Miss Forrester*
- 148 *Victor Gunn, Die Erpresser*
- 147 *Victor Gunn, Spuren im Schnee*
- 146 *Thomas Muir, Das Mädchen auf dem Schlepper*
- 145 *Herbert Adams, Der Judaskuß*
- 144 *Helen Nielsen, Papagei des Teufels*
- 143 *Victor Gunn, Inspektor Cromwells großer Tag*
- 142 *Arthur W. Upfield, Die Witwen von Broome*
- 141 *Marten Cumberland, Die Perlen der Manette Sugru*
- 140 *Victor Gunn, Im Nebel verschwunden*
- 139 *Edgar Wallace, Das Gesicht im Dunkel*
- 138 *W. M. Duncan, Die Gesellschaft der Sünder*
- 137 *Ellery Queen, Chinesische Mandarinen*
- 136 *Edgar Wallace, Der Engel des Schreckens*
- 135 *Henry Holt, Die Wolfsklau*
- 134 *Herbert Adams, Ein merkwürdiges Testament*
- 133 *John W. Vandercook, Der Sumpf auf Trinidad*
- 132 *Kevin O'Hara, Zwischen zwei Gegnern*
- 131 *Ellery Queen, Die siamesischen Zwillinge*
- 130 *Thomas Muir, Das Geheimnis der »Sappho«*
- 129 *Ferry Rocker, Schüsse im Quartier Latin*
- 128 *John Cassells, Der Nebelkreis*
- 127 *Anthony Abbot, Das Rätsel um die Zirkuskönigin*
- 126 *Edgar Wallace, A. S. der Unsichtbare*
- 125 *Earl Derr Biggers, Der Chinesenpapagei*
- 124 *Edgar Wallace, Der Mann von Marokko*
- 123 *Hans Hoernig, Inspektor Carr zweifelt*
- 122 *Henry Holt, Die Tongabohne*
- 121 *Herbert Adams, Eine Tasse Tee*
- 120 *Mignon G. Eberhart, Während der Kranke schlief*
- 119 *Kevin O'Hara, Gefährliche Fenster*
- 118 *Stuart Palmer, Der blaue Chrysler*

Fortsetzung »Goldmanns Taschen-KRIMI«

- 117 *Edgar Wallace*, Im Banne des Unheimlichen
116 *Edgar Wallace*, Der Preller
115 *Andrew MacKenzie*, Der Lockvogel
114 *John Creasey*, Der Toff und die Lady
113 *Edgar Wallace*, Das geheimnisvolle Haus
112 *Kevin O'Hara*, Die Tänzerin
111 *Edgar Wallace*, Der Brigant
110 *Belton Cobb*, Detektiv auf Urlaub
109 *Stuart Palmer*, Die Bruyère-Pfeife
108 *Frank Chittenden*, Der ungeladene Gast
107 *John Creasey*, Der Toff und das Mammut
106 *Louis Weinert-Wilton*, Der Teppich des Grauens
105 *Andrew MacKenzie*, Der rote Fleck
104 *Stuart Palmer*, Der kleine Pfefferbaum
103 *Edgar Wallace*, Neues vom Hexer
102 *John Cassells*, Die Schwarzen Tränen
101 *Lovat Marshall*, Der Goldfisch beißt an
100 *Edgar Wallace*, Bei den 3 Eichen
99 *Kevin O'Hara*, Die Schauspielerin
98 *Agatha Christie*, Das Haus an der Düne
97 *Edgar Wallace*, Das Steckenpferd des alten Derrick
96 *Andrew MacKenzie*, Gerüchte in Monte Carlo
95 *Edgar Wallace*, Der Doppelgänger
94 *W. M. Duncan*, Maske des Mörders
93 *Frank Chittenden*, Verhängnisvolle Heimkehr
92 *Andrew MacKenzie*, Schatten über dem Fluß
91 *Edgar Wallace*, Der leuchtende Schlüssel
90 *Thomas Walsh*, Nachtposten vor Nr. 1775
89 *Kevin O'Hara*, Die »Rosarote Brille«
88 *Edgar Wallace*, Das Gasthaus an der Themse
87 *Earl Derr Biggers*, Das Haus ohne Schlüssel
86 *Edgar Wallace*, Der Mann, der alles wußte
85 *John Cassells*, Treffpunkt: Alte Eiche
84 *Earl Derr Biggers*, Hinter jenem Vorhang
83 *Heather Gardiner*, Wettlauf mit der Vergangenheit
82 *Thomas Muir*, Die »Antares« schweigt
81 *Andrew MacKenzie*, Das Haus an der Mündung
80 *Edgar Wallace*, Der Teufel von Tidal Basin
79 *John Cassells*, Metaxas AG.
78 *Heather Gardiner*, Die rote Vase
77 *Edgar Wallace*, Der 6. Sinn des Mr. Reeder
76 *Herbert Adams*, Der Schatz von Queen's Gate
75 *Edgar Wallace*, Überfallkommando
74 *Edgar Beverley*, Sir Basils Teerosen
73 *Agatha Christie*, Das Geheimnis von Sittaford

Fortsetzung »Goldmanns Taschen-KRIMI«

- 72 *J. S. Fletcher*, Der einzige Zeuge
- 71 *Thomas Muir*, War es Mord?
- 70 *Agatha Christie*, Ein Schritt ins Leere
- 69 *Edgar Wallace*, Der schwarze Abt
- 68 *Simone d'Erigny*, Die Dame S
- 67 *Edgar Wallace*, Der Banknotenfälscher
- 66 *Agatha Christie*, 13 bei Tisch
- 65 *Edgar Wallace*, Großfuß
- 64 *Agatha Christie*, Nikotin
- 63 *Thomas Walsh*, Kidnapper in Manhattan
- 62 *Agatha Christie*, Der rote Kimono
- 61 *Stefan Brockhoff*, Begegnung in Zermatt
- 60 *Edgar Wallace*, Der Rächer
- 59 *E. Phillips Oppenheim*, Spiel um Freiheit
- 58 *Ulrich von Klimburg*, Die Nacht im schwarzen Haus
- 57 *Sax Rohmer*, Der Kaiser von Amerika
- 56 *Frank F. Braun*, Akte Korrenkamp
- 55 *Edgar Wallace*, Der Unheimliche
- 54 *Marie Luise Fischer*, Die silberne Dose
- 53 *Louis Weinert-Wilton*, Die chinesische Nelke
- 52 *Paul Kohlhöfer*, Die blauen Ringe
- 51 *Edgar Wallace*, John Flack
- 50 *Louis Weinert-Wilton*, Der schwarze Meilenstein
- 49 *Edgar Wallace*, Die seltsame Gräfin
- 48 *Anthony Wynne*, Der Ringfinger
- 47 *Edgar Wallace*, Der Safe mit dem Rätselschloß
- 46 *E. Phillips Oppenheim*, Menschenjagd
- 45 *Edgar Wallace*, Das Verrätertor
- 44 *Edgar Wallace*, Zimmer 13
- 43 *E. Phillips Oppenheim*, Rekord der Abenteuer
- 42 *John S. Fletcher*, Die doppelte Spur
- 41 *Edgar Wallace*, Richter Maxells Verbrechen
- 40 *John S. Fletcher*, Verbrechen in Mannersley
- 39 *Edgar Wallace*, Die 4 Gerechten
- 38 *John S. Fletcher*, Die Kavalier GmbH
- 37 *Edgar Wallace*, Das Geheimnis der gelben Narzissen
- 36 *Stanislas A. Steeman*, Die Nacht vom 12. zum 13.
- 35 *Edgar Wallace*, Der rote Kreis
- 34 *Herbert Adams*, Was wird aus Nonna?
- 33 *Edgar Wallace*, Die gelbe Schlange
- 32 *Paulus Schotte*, Ein Mann verfolgt sich selbst
- 31 *Stanislas A. Steeman*, Die schlafende Stadt
- 30 *Edgar Wallace*, Der Hexer
- 29 *Ferry Rocker*, John Kennedys Gäste
- 28 *Edgar Wallace*, Ein gerissener Kerl

Fortsetzung »Goldmanns Taschen-KRIMI«

- 27 *Ferry Rocker*, Das Geheimnis des Turmes
- 26 *Jan Apon*, Ein gewisser Manuel
- 25 *Ferry Rocker*, Mord in Kensington
- 24 *H. M. Kritz*, Tumult im 6 Stock
- 23 *John S. Fletcher*, Die verschwundene Chronik
- 22 *Ferry Rocker*, In einer Nebelnacht
- 21 *Edgar Wallace*, Die Tür mit den 7 Schlössern
- 20 *Stanislas A. Steeman*, Herr Wenz spielt aus
- 19 *John S. Fletcher*, Schatten über Nicholas
- 18 *Seamark*, Die Vantine-Diamanten
- 17 *J. M. Walsh*, Die Nebelbanditen
- 16 *Edgar Wallace*, Der Diamantenfluß
- 15 *John S. Fletcher*, Das Haus am Dienstagmarkt
- 14 *Herbert Adams*, Das rätselhafte Spiel
- 13 *Edgar Wallace*, Hands up!
- 12 *Agatha Christie*, Alibi
- 11 *Edgar Wallace*, Die Bande des Schreckens
- 10 *John S. Fletcher*, Das Teehaus in Mentone
- 9 *Agatha Christie*, Mord auf dem Golfplatz
- 8 *Seamark*, Das Kokainschiff
- 7 *Herbert Adams*, Zwischen 10 und 12
- 6 *Edgar Wallace*, Die blaue Hand
- 5 *Louis Weinert-Wilton*, Die Panther
- 4 *Agatha Christie*, Tod in den Wolken
- 3 *Mignon G. Eberhart*, Der dunkle Garten
- 2 *Louis Weinert-Wilton*, Die weiße Spinne
- 1 *Edgar Wallace*, Der Frosch mit der Maske

Monatlich erscheinen vier neue Bände

Presse-Urteile über Goldmanns Taschen-KRIMI:

Frankfurter Neue Presse: »... Eines ist allen diesen Romanen gleich: das spannende Element des echten Kriminal-Reißers, der saubere Aufbau der Handlung und die sprachlich einwandfreie Schilderung. Man kann die Bücher getrost weiterempfehlen.«

Fuldaer Zeitung, Fulda: »Außergewöhnliche, nicht erwartete Lösungen, psychologische Feinheiten, Einheit im Stil und geschliffene Sprache zeichnen die Goldmann-KRIMIS aus. Moderne Autoren sind hier vertreten und die Klassiker des Kriminalromans. Die Spannung, die sich noch bis zu den letzten Seiten steigert, peitscht den Leser nicht auf, sondern entspannt ihn. Eigentlich bedürfen die Goldmann-KRIMIS keines besonderen Hinweises: Sie empfehlen sich selbst...«

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8

Es tut sich was im Paradies. Ein heiterer Roman von Mary Scott. 272 Seiten Oktav. In Leinen DM 12.50. - Pippa, blitzgescheit, temperamentvoll und unternehmungslustig, macht den Versuch zu einem eigenen, selbständigen Leben. Doch bleibt es nicht nur bei einem Versuch, es bleibt auch nicht nur bei Pippas eigenem Leben. Lesen Sie darüber in diesem mit entwaffnendem Humor und echter Menschlichkeit geschriebenen Roman aus Neuseeland, der Geschichte eines Mädchens unserer Tage. Eines jener mitreißend liebenswürdigen Bücher, wie sie heute so selten zu finden sind.

Frühstücke um Sechs - Ich und Paul und 1000 Schafe. Ein heiterer Roman von Mary Scott. 256 Seiten Oktav. In Leinen DM 9.80. - Auch dieser Roman führt den Leser nach Neuseeland. Wenige Bücher sind so erfrischend, so angefüllt mit Situationskomik. »Ein bis zum Ende sauberes, erquickliches Buch, das man jedem in die Hände spielen sollte. Damit gelang ein guter Wurf.« *Buchhandlung Rieker, Pforzheim.* Es ist ein Buch, das besonders den Frauen gewidmet ist, ein Buch voll Herz und Leben!

Setz dich über alles weg. Ehejahre - heiter ertragen von Mary Bard. 224 Seiten Oktav. In Leinen DM 9.80. - Die Verfasserin, eine Schwester von Betty MacDonald, die durch ihre Bücher »Das Ei und ich« und »Einmal scheint die Sonne wieder« weltberühmt wurde, erzählt hier von ihrer Ehe mit einem Arzt. »Aha, einmal ein heiteres Buch! Welch vergnügliches Wunder in unseren traurigen Zeiten! Mary Bard ist die Anstifterin zu dieser freundlichen Bereicherung unseres Bücherbords.« *Main-Post Würzburg.* »Fröhlichkeit und Anmut in jeder Zeile« *Westdeutsche Allgemeine, Bochum.*

Ein heiteres Leben - erzählt von Rideamus. 224 Seiten Oktav. In Leinen DM 9.80. - Laßt uns lachen - ist die beherzigenswerte Devise dieses heiteren Romans. In lockerer Folge schildert der Verfasser heitere Episoden aus seinem eigenen Leben. Er verlangt nicht, daß wir alle seine Späße für bare Münze nehmen. Er hält uns vielmehr einen Spiegel vor, zeigt uns unsere Schwächen, die wir so gern verbergen möchten. Aber er tut dies nicht mit dem erhobenen Zeigefinger des trockenen Schulmeisters, sondern mit dem verständnisvollen Schmunzeln des großen Humoristen.

Verehrter Leser,

senden Sie bitte diese Karte ausgefüllt an den Verlag. Sie erhalten sofort kostenlos den illustrierten Gesamtkatalog zugestellt.

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8

Bitte hier abschneiden

Diese Karte entnahm ich dem Buch:

Mein Urteil über das genannte Buch lautet:

G

Der — die — Unterzeichnete wünscht kostenlos und unverbindlich die Zusendung der Kataloge und der jeweiligen Neuigkeitsverzeichnisse des Wilhelm Goldmann Verlages. Besonderes Interesse besteht für die nachstehend angekreuzten Gebiete:

- | | |
|---|--|
| <input type="checkbox"/> Goldmanns Atlanten | <input type="checkbox"/> Goldmanns Zukunfts-Romane |
| <input type="checkbox"/> Goldmanns Kunstbücher | <input type="checkbox"/> Goldmanns Kriminal-Romane |
| <input type="checkbox"/> Goldmanns Sonderwerke
Wirtschaftspolitik, Geschichte
Biographien, Romane | <input type="checkbox"/> Goldmanns Taschenbücher |

NAME:

BERUF: ORT:

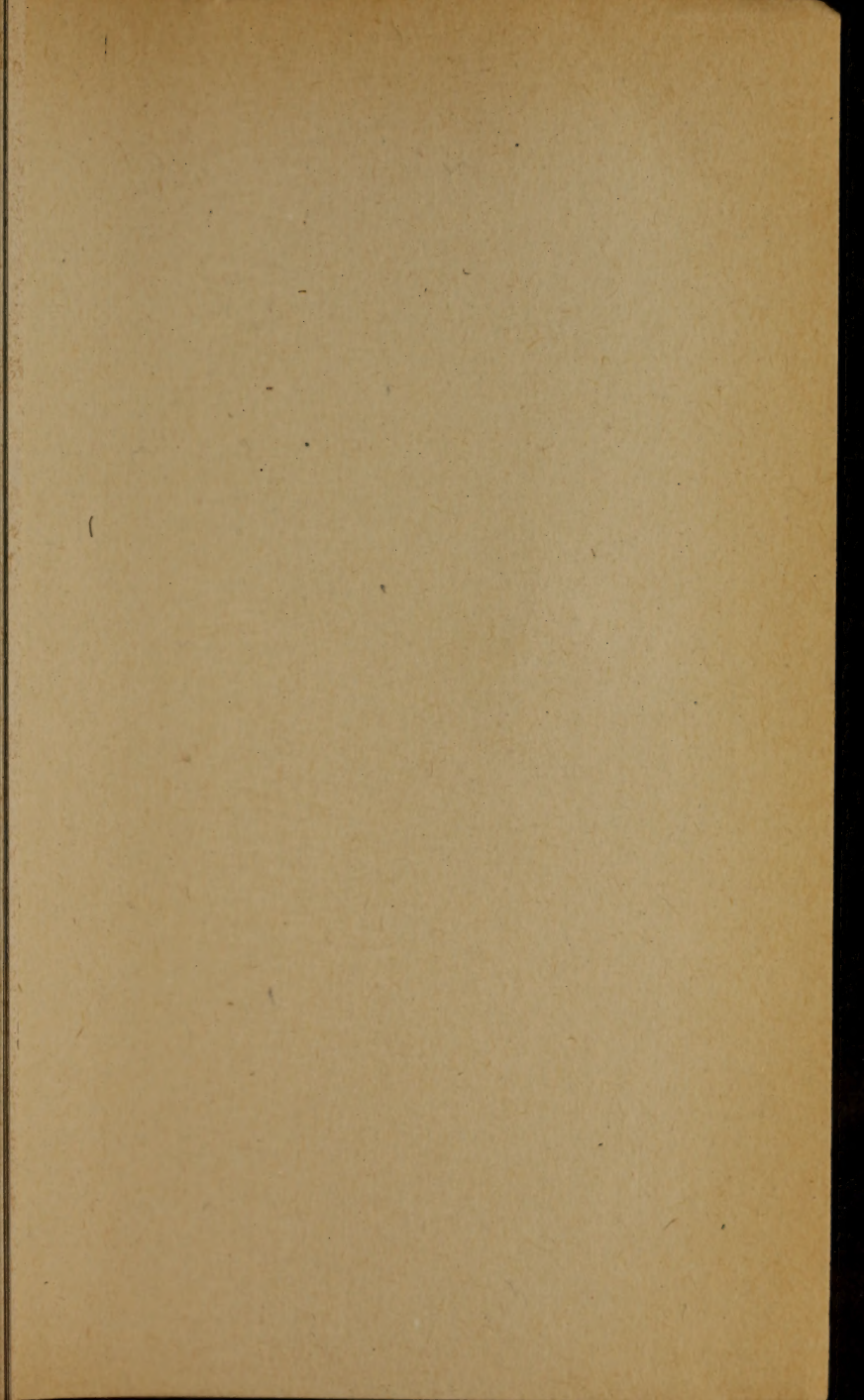
STRASSE:

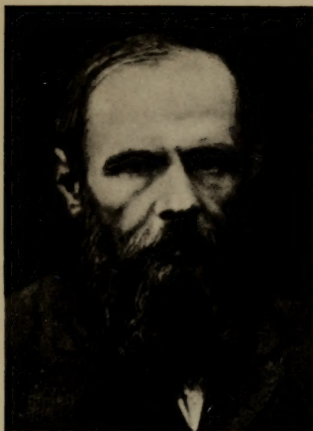
Ich empfehle Ihnen, den Katalog auch an die nachstehende Adresse zu senden:

NAME:

BERUF: ORT:

STRASSE:





FJODOR DOSTOJEWSKIJ

geboren am 30. 10. 1821 in Moskau

gestorben am 28. 1. 1881 in Petersburg

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij widmete sich schon seit 1844 ganz seiner literarischen Tätigkeit. 1849 wurde er als Mitglied einer geheimen Gesellschaft utopischer Sozialisten zum Tode verurteilt, in letzter Minute begnadigt und nach Sibirien verbannt. In den ›Aufzeichnungen aus einem toten Hause‹ hat er seine Verbannungsjahre dargestellt. Von 1867 bis 1871 lebte Dostojewskij in Westeuropa; seine Weltanschauung jedoch wandelte sich zu einem leidenschaftlichen Panslawismus. Dostojewskijs Werk hat entscheidend auf die moderne europäische Literatur eingewirkt.

Von Dostojewskij sind in Goldmanns GELBEN Taschenbüchern erschienen: ›Arme Leute‹ (Band 543), ›Aufzeichnungen aus einem toten Hause‹ (Band 609/10), ›Die Brüder Karamasoff‹ (Band 478/79/80/81), ›Die Dämonen‹ (Band 575/76/77), ›Der Idiot‹ (Band 361/62), ›Kindergeschichten‹ (Band 471), ›Raskolnikoff‹ (Band 435/36), ›Russische Liebesgeschichten‹ (Band 330), ›Der Spieler‹ (Band 884).



In der Reihe Goldmanns GELBE Taschenbücher erscheinen

Werke der Weltliteratur sowie Biographien,

Reiseberichte, heitere Bücher und moderne Romane.